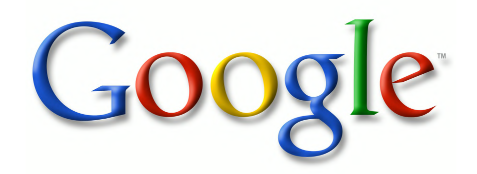
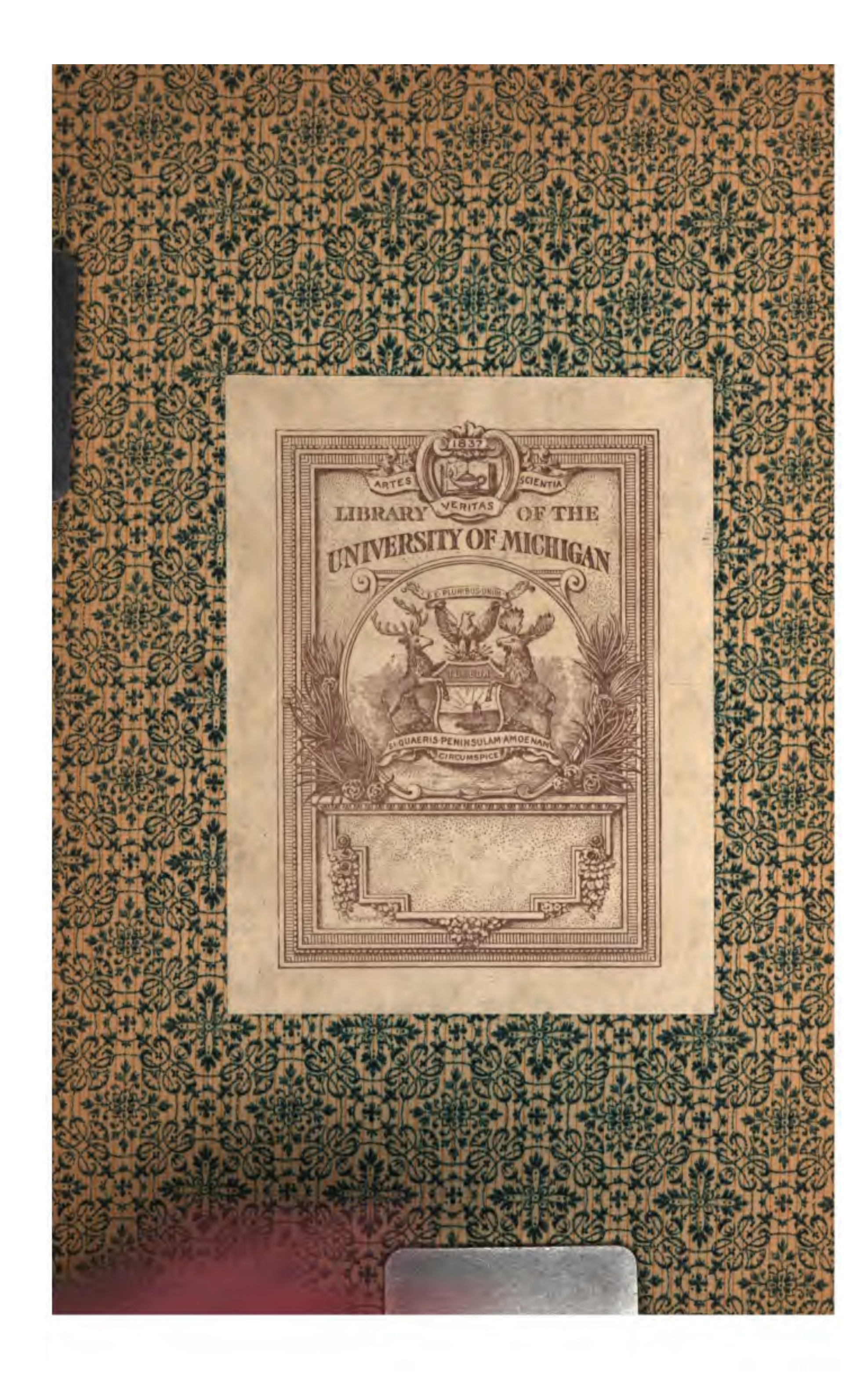




B. Sigismund's Ausgewählte Schriften

Herausgegeben
von
Dr. Karl Markscheffel




1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE





B. Sigismund

Berthold Sigismund.

Bibliothek Pädagogischer Klassiker.

Eine Sammlung
der
bedeutendsten pädagogischen Schriften
älterer und neuerer Zeit,
herausgegeben
von
Friedrich Mann.



Langensalza,
Verlag von Hermann Beyer & Söhne,
Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler.
1900.

Berthold Sigismund's
Ausgewählte Schriften.

Herausgegeben,

mit Biographie und Anmerkungen versehen

von

Dr. **Karl Markscheffel**
in Weimar.



Langensalza,
Verlag von Hermann Beyer & Söhne,
Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler.
1900.



Vorwort.

Als Berthold Sigismund im Jahre 1864 zu Rudolstadt starb und die angesehensten Zeitschriften, für die er feinsinnige Beiträge geliefert, in ehrenden Nekrologen seiner gedachten, da war unter den Sigismund-Freunden, welche die Mehrzahl oder die besten seiner Schriften kannten und würdigten, der Wunsch nach einer Sammel-Ausgabe derselben allgemein. Kein Geringerer als Prof. Hermann Masius († 1893) trug sich längere Zeit mit dem Gedanken einer solchen Ausgabe. Aber er scheint, durch andere Arbeiten nnd Aufgaben abgehalten, den Plan schließlich wieder aufgegeben zu haben. Gleichzeitig mit ihm plante Dr. A. Röse in Schnepfenthal, welcher 1865 eine kurze Biographie Sigismunds unter dem Titel „Ein Sohn Thüringens" in der Gartenlaube veröffentlichte, dasselbe Unternehmen. Aber er starb über den Vorarbeiten; und so ging es auch einem späteren Verehrer Sigismunds, der ebenfalls eine Sammel-Ausgabe veranstalten wollte.

Nach und nach geriet der bescheidene Rudolstädter Professor in Vergessenheit; denn die kleinen Aufsätze, die hier und da ein Schüler von ihm (wie z. B. Rektor Danz in Rudolstadt) oder ein jüngerer Verehrer, der zufällig die Bekanntschaft mit einigen seiner Schriften oder mit seinen Gedichten gemacht hatte (z. B. Fr. Klinkhardt), zur Auffrischung seines Gedächtnisses schrieb, blieben nur auf engere Kreise beschränkt. Eine umfassende Biographie, eine Zusammenstellung und Würdigung seiner Schriften fehlte. Dreißig Jahre nach seinem Tode, 1894, erschien — zunächst als Programmarbeit des Weimarischen Realgymnasiums, im Buchhandel in Maukes Verlag (Leipzig, H. Haacke) — meine Monographie: „Berthold Sigismund, sein Leben und Schaffen als Arzt, Pädagog, Dichter und Volksschriftsteller" (54 Seiten)*). Mein im Vorwort aus-

*) Da der auf den folgenden Seiten gegebene kurze Lebensabriß im Wesentlichen auf dem ersten Teil dieses Büchleins beruht, so seien diejenigen, welche weitere Einzelheiten über das Leben und die Schriften Sigismunds wissen möchten, auf dasselbe hingewiesen.

gesprochener Wunsch: es möchte dadurch in den Herzen recht vieler Leser neues und dauerndes Interesse für ihn erweckt werden, ist, wie ich heute wohl sagen darf, in Erfüllung gegangen. Von den verschiedensten Seiten, selbst aus dem Auslande, liefen mit dem Ausdruck freudiger Zustimmung Anfragen nach einer Sigismund-Ausgabe ein.

Freilich kam die am Ende meiner Monographie angekündigte Ausgabe nicht zur Ausführung, da der Verleger in Jena sich leider außer Stande sah, sein Versprechen zu halten; aber andere Verleger interessierten sich für Berthold Sigismund, und als mir Herr Friedrich Mann im Auftrag der wohlbekannten Firma Hermann Beyer & Söhne in Langensalza die Mitteilung machte, daß er einen Band Sigismund'scher Schriften in den Rahmen der „Bibliothek pädagogischer Klassiker" einzureihen beschlossen habe, zögerte ich nicht, mit ihm eine Ausgabe der ausgewählten Schriften und Gedichte Berthold Sigismunds zu verabreden.

Die vorliegende Ausgabe soll in erster Linie Sigismund als Pädagogen, als berufenen Erzieher und Berater, als feinsinnigen Beobachter des Kindes und der Natur zeigen; sie soll aber auch — wennschon nur ein Teil der zahlreichen Schriften aufgenommen werden konnte — ein möglichst umfassendes Bild der Eigenart seiner sonstigen schriftstellerischen Thätigkeit geben, sie soll ihn als naturwissenschaftlichen und kulturhistorischen Volksschriftsteller, als Ethnografphen, als Arzt, als Erzähler und vor allem auch als Dichter vorführen. Wer dann, wie zu erwarten steht, ein warmes Interesse für diesen reichbegabten und liebenswürdigen Mann gewonnen hat und weitere Schriften von ihm kennen zu lernen wünscht, wird sich ohne Schwierigkeit mit Hilfe der von mir zusammengestellten Liste (S. XXXII) noch mehrere derselben verschaffen können. —

Allen denen aber, die mir bei dieser Ausgabe mit Rat und That geholfen, sage ich auch an dieser Stelle nochmals herzlichen Dank.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Ausgewählte Aufsätze und Gedichte.

Lieder eines fahrenden Schülers.

Asklepias. Bilder aus dem Leben eines Landarztes.

Lyrisches.

Erzählende Gedichte.

Berthold Sigismunds Leben.



Jugendjahre.

Wenn Heimat und Abstammung von bestimmendem Einfluß auf die Geistesrichtung und künftige Thätigkeit des Mannes sind, so verdient zunächst der Umstand Erwähnung, daß Berthold Sigismunds Wiege am Fuße des Thüringer Waldes stand, und daß sein Großvater und Urgroßvater väterlicherseits Volksschullehrer waren. Sein Urgroßvater, Johann Heinrich Sigismund, aus Buffenhain gebürtig, war Schullehrer in Schmalenbuche; sein Großvater, Johann Marcus Sigismund, Lehrer in Schwarzburg, später in Schmalenbuche und zuletzt in Blankenburg, wo er 1829 starb.

Sein Vater, Florenz Friedrich Sigismund, geb. am 23. März 1791 zu Schwarzburg, trat 1804 nach der Konfirmation, wie er in einer kurzen handschriftlichen Aufzeichnung selbst berichtet, als Malerlehrling in die Porzellanfabrik zu Volkstedt ein, bereitete sich aber später für das Rudolstädter Gymnasium vor und studierte von 1812 bis 1815 Jura in Jena. Nachdem er als Aktuar und Notar in dem schwarzburgischen Städtchen Stadtilm eine Stelle gefunden, verheiratete er sich im November 1817 mit Friederike Fischer, Tochter des verstorbenen Bürgermeisters in Blankenburg. Der glücklichen Ehe entstammten sieben Kinder, zwei Knaben und fünf Mädchen, deren Erziehung der verständige Vater und die kindlichfromme Mutter mit treuer Sorge leiteten. Der Erstgeborene war unser Berthold (August Richard) Sigismund, der am 19. März 1819 zu Stadtilm das Licht der Welt erblickte; ihm folgte 1820 sein Bruder Ottomar († 1839), dann kamen die fünf Schwestern. Obgleich Florenz Sigismund durch seinen Beruf, durch seine Familie und durch landwirtschaftliche Arbeiten hinreichend in Anspruch genommen war, wußte er immer noch Zeit zu wissenschaftlichen und schöngeistigen Beschäftigungen zu finden: er trieb fremde Sprachen, übersetzte verschiedene Werke aus dem Französischen, interessierte sich für Botanik und suchte in der Freimaurerloge zu Rudolstadt Umgang mit edeln, gebildeten Männern.

Für Poesie hatte er besondere Vorliebe, er versuchte sich auch in eigenen Versen. Im Jahr 1829 wurde er als Amtmann nach Blankenburg versetzt, wo er bald darauf den Titel „Justizrat“ erhielt. Als im Jahr 1868 das Justizamt Blankenburg eingezogen wurde, trat er in den wohlverdienten Ruhestand. Er starb nach kurzem Kranksein am 3. November 1877 zu Blankenburg, seine Gattin folgte ihm schon im nächsten Monat. Beide hatten das Unglück, lange vor sich ihre beiden hochbegabten Söhne in das Grab sinken zu sehen.

Über Berthold Sigismunds Knabenjahre würden wir wenig oder nichts wissen, wenn er nicht selbst kurze Aufzeichnungen darüber gemacht hätte. Der künftige Verfasser von „Kind und Welt“ leitet diese „Denknisse eines Knaben“ mit den bezeichnenden Worten ein: „Sollte nicht jeder Mensch die origines seines Lebens studieren, um zu sehen, welche Durchgangspunkte und Entwickelungsstufen er durchlaufen, bis er wurde, wie er ist? Was giebt es für einen Greis Süßeres, als das Herbarium seiner eingelegten Jugenderinnerungen zu durchblättern?“

Berthold, der anscheinend totgeboren zur Welt gekommen war, erwies sich gar bald als ein äußerst lebendiger, aufgeweckter Knabe. Sein Vater bezeichnet ihn als wild, fragsüchtig, lernbegierig, aber weichen Gemüts. Seine Weichheit lernte er erst bekämpfen, als er mit dem Buben eines Metzgers umging und „die Tiere bluten und sterben sah“. Aus der Schule, wohin er schon als Fünfjähriger mit Lust wanderte, wurde er vom Lehrer eines Tages anscheinend als erkrankt nach Hause geschickt, weil ihm beim ersten Anhören der Leidensgeschichte Jesu heiße Thränen aus den Augen stürzten. Nachdem er spielend lesen und auch bald orthographisch richtig schreiben gelernt hatte, machte er sich kühn an die geographischen und naturwissenschaftlichen Artikel des väterlichen Conversationslexikons. Freilich konnte er darin, auch „nach einer gewissenhaften Repetition des ABC-Buches“, noch nicht alles verstehen. Besser verstand er sich auf das Auslegen und selbstahnende Erklären des Katechismus und der Bibel. Die Geschichten des alten Testamentes und das Buch Jesus Sirach mit seiner bilderreichen Sprache zogen ihn zunächst an. Peinliche Rechtschaffenheit lernte er von Vater und Mutter; letztere zwang ihn einmal, ein ausgerauftes Büschel Ähren unter ihrer Begleitung auf den Acker des Eigentümers zurückzubringen.

Sein Interesse an der Natur verriet sich früh; mit einer naturgeschichtlichen Anekdote konnte man ihn locken, wohin man wollte. Gern spielte er draußen im Freien, besonders gern am Wasser. Was er da mit seiner Hand baute und formte, suchte er möglichst für die Dauer zu erhalten und vor neidischen Blicken zu verbergen. Nachdem

er als zehnjähriger Knabe im neuen Testament die schreckliche Schilderung vom Untergang der Welt gelesen, sann er ernst darüber nach, wie all die schönen Werke und Erfindungen der Menschen an einem sicheren Orte zu bewahren seien, damit sie, wenn auch die jetzige Menschheit unterginge, doch der nachfolgenden aufbehalten blieben. Daher trug er auch das Unbedeutendste: Tuchstückchen, Porzellanscherben, Glas, einen alten eisernen Leuchter von eigentümlicher Form u. dgl. auf einen Ort zusammen, um es später in Sicherheit zu bringen. Sein wachsender Verstand und ein richtiges Gefühl halfen ihm später über derartige Grübeleien weg. Eine Zeit lang wurde er von dem Gedanken geängstigt, er müsse in der Dunkelheit ersticken oder werde beim Einschlafen das Atmen vergessen. Ging er aber „mit den Hühnern“ zu Bett oder stand ein Licht in der Kammer, so schlief er ruhig ein. Wenn einmal das Licht aus der Wohnstube entfernt wurde, zog er wohl die Beine auf den Stuhl, „damit ihn nicht einer der neckischen Geister, die in den Märchen der Magd auftraten, hineinkneipe“. Seine Abendgebete sprach er oft in Eile, um bald einschlafen zu können; bei der siebenten Bitte des Vaterunsers zuckte er regelmäßig zusammen, weil er einmal auf einer nächtlichen Reise, als er gerade diese Bitte betete, umgeworfen worden war. — Etwas Geheimnisvolles hatte für ihn das Keimen des Samenkornes in der Erde. Nie wurde er müde, die Keime zu betrachten, und als kleiner Knabe vergrub er Geld, Bleistifte u. dgl., um zu sehen, ob sie auch wohl keimen und aufgehen würden. Sein Hang, die Natur in ihren geheimen Partieen zu belauschen, trat immer mehr hervor. Er war glücklich, ein Vogelnest zu wissen und konnte es stundenlang beobachten, sowie es ihm später interessant war, abends von der Gasse aus in die Stuben zu spähen, „um so das kleine Nest, wo man behäbig nebeneinander sitzt um des Lichts gesell'ge Flamme, recht zu belauschen“. Einen besonderen Zauber hatte es auch für ihn, die altgotischen Glockentürme seines Vaterstädtchens zu besteigen und beim Läuten in schwindelnder Höhe auf der die Zwillingstürme verbindenden Holzbrücke zu stehen. — Wenn er mit seinen Altersgenossen spielte, war er gewöhnlich der Anführer, wie alle Knaben von reger Phantasie. Meist war der weite Marktplatz die Bühne und das Schlachtfeld der Spiele, bei ungünstigem Wetter boten die Heuböden eine erwünschte Abwechslung. Im engen „Hamstergang“ unter dem Heu versteckt, träumte er sich wohl in die Tiefen des Bergmannsstollens hinab. Im Sommer, wenn er barfuß, die Bluse über die Achsel gehängt, durch die Flur strich, sammelte er gern Moos, Blumenstöcke, Steinbrocken, lebende Maikäfer und Schröter und setzte sich in einem „Wiebelkämmerchen“ ein künstliches Wäldchen zusammen, in welchem er „seine Käfer brummeln und seine Hummeln in ihrem Lehmkörbchen

summen ließ“. Dann setzte er sich hinein, unter den halbverdorrten Weidenbusch, und „freute sich am siebenten Tage seiner Schöpfung“. Schmetterlinge hätte er auch gern gesammelt und aufgespannt, aber da er nicht gern etwas tot machte, begnügte er sich damit, sie umherzujagen. Zu Hause beschäftigte er sich gern mit dem Ausmalen von Bilderbogen und gar mancher Zweigroschen-Farbenkasten wurde von ihm verbraucht.

Nur ungern, nur unter Weinen und Sträuben verließ der zehnjährige Berthold die vertrauten Stätten seiner Kindheit, als der Vater im Jahr 1829 nach dem Landstädtchen Blankenburg im Schwarzathal, dem Wohnort der Großeltern, versetzt wurde. Aber der Aufenthalt in dem herrlich gelegenen, von der Greifensteinruine überragten Blankenburg sollte für die geistige Entwickelung des Knaben von hoher Bedeutung werden. Die schönen Bergwälder, Thalschluchten und Wiesengründe in Blankenburgs wasserreicher Umgebung waren es wohl, die dem Knaben jene innige Liebe zur Natur und zur thüringischen Heimat einflößten, die wir später beim Manne in so rührender Weise immer wieder finden. Wenn er mit seinen Geschwistern, mit anderen Knaben oder allein die Wälder und Fluren durchstreifte, hatte er für alles ein offenes Auge; besonders erregte die reiche Flora der Umgegend seine Aufmerksamkeit, nicht minder die Tierwelt des Waldes. So gewann er, wie er es später als Lehrer von seinen Schülern verlangte, eine Fülle naturgeschichtlicher Kenntnisse aus eigener Anschauung und Beobachtung. Dabei gingen Gemüt und Phantasie nicht leer aus. Als er, eine Zeitlang an ein langweiliges Krankenlager gefesselt, Geßners Idyllen kennen lernte, wußte er gleich im folgenden Herbst seine Schäferträume, die er, von dem Buche angeregt, sich ausspann, nach Kräften zu verwirklichen. Er begleitete nämlich die Knaben, welche ihrer Eltern Ziegen und Kühe auf die Bergweide trieben, und führte mit ihnen ein romantisches Hirtenleben: es wurden Märchen und eigens erfundene Abenteuer am Hirtenfeuer erzählt; zum Mahl dienten gebratene Kartoffeln und Zwetschen; dann wurde wohl auch aus selbstverfertigten Pfeifen geraucht und mit Gesang kehrte man abends zurück. Der eintretende Winter — die Schäfer waren nicht in Arkadien — machte der „Geßnerei“ ein Ende.

Im Winter 1830 hörte er viel über den polnischen Aufstand politisieren. Da ihm niemand gesagt hatte, daß die Polen ein selbständiges Volk gewesen, hielt er sie für undankbare Aufrührer. Wie änderte sich aber seine Stimmung, als er in Blankenburg drei vornehme flüchtige Polen in einer Gesellschaft, wohin ihn der Vater „einpaschte“, sah und sprechen hörte. Den ganzen folgenden Tag weinte er voll Reue über seine frühere Meinung heiße Thränen über

Polens Schicksal. Indem er später diese Erinnerung berichtet, knüpft er folgende Mahnung daran: „Väter, wenn ihr einmal eure Kinder politische Brocken hören lassen wollt, erzählt ihnen vorher die übrige Geschichte, damit sie nicht früh unschuldig zu Vorurteil und Parteihaß gebracht werden.“ —

Die immer stärker sich regende Wißbegier suchte der heranwachsende Knabe durch eifriges Bücherlesen zu befriedigen. Auch ernstere Bücher fesselten ihn; das seiner Zeit so viel gelesene „Not- und Hilfsbüchlein“ hätte ihn fast zum Bauern gemacht. Doch versäumte der verständige Vater nicht, ihn mittlerweile für das Gymnasium vorzubereiten. Von den beiden Rektoren Junghans und Windorf unterstützt, erteilte er ihm Unterricht in Latein, Griechisch, Mathematik, Französisch und anderen Fächern. Mit 13 Jahren konnte Berthold in die Sekunda des Gymnasiums zu Rudolstadt aufgenommen werden. Er hätte aber damals ebenso gern das Tischlerhandwerk gewählt, für welches er große Vorliebe und praktisches Geschick zeigte; noch längere Zeit arbeitete er gern mit in der Tischler- und Glaserwerkstatt eines Nachbars und Verwandten. Auf dem Gymnasium zeichnete er sich, gleich seinem Bruder Ottomar, als vorzüglicher Schüler aus, lernte auch nebenbei noch Hebräisch und Englisch. Er wollte Theologie studieren, als er aber Michaelis 1837 sein Abiturientenexamen machte, entschied er sich für das Studium der Medizin. So religiös er auch gestimmt war, dachte er doch bald über Dogmen frei und er meinte sein praktisches Christentum am besten bethätigen zu können, wenn er sich als Arzt in den Dienst der leidenden Menschheit stellte.

Studien- und Wanderjahre.

Die vier ersten Semester (Michaelis 1837 bis dahin 1839) verbrachte der junge Mediziner auf der Universität Jena, wo er sich nebenbei auch mit dogmatischen, philosophischen und philologischen Studien beschäftigte. Sein treffliches Gedächtnis ermöglichte es ihm, sich in den verschiedensten Wissenschaften und Künsten reiche Kenntnisse anzueignen. Von den neueren Sprachen trieb er neben Französisch und Englisch auch Italienisch und Spanisch. Für Zeichnen und Malen hatte er ein besonderes Talent, ebenso für Musik; er spielte Klavier, hörte gern singen und sang selbst mit schöner Baritonstimme. Sein sinniges, reich besaitetes Gemüt führte ihn bald zur Poesie. Neben frohen, naturseligen „Wanderliedern“ brachte er auch Märchen, für seine Schwestern geschrieben, mit nach Hause. Er war ein fleißiger, aber auch fröhlicher Student; er übte sich im Fechten, Turnen, Reiten und Tanzen, war aber ein abgesagter Feind des Duellunwesens und erklärte, er wolle wohl seinen Mut im Hospital am Bett der Seuchen-

kranken bewähren, nicht aber für ein frivoles Nichts sein Leben aufs Spiel setzen.

Ein tiefschmerzliches Ereignis unterbrach im Herbst 1839 sein Studium: sein an der Schwindsucht erkrankter Bruder Ottomar starb kurz vor Weihnachten, heiß beweint von der ganzen Familie. Durch diesen Todesfall tief erschüttert, verweilte Berthold Sigismund während des ganzen Winters zu Hause. In jener Zeit verkehrte er viel mit Friedrich Fröbel, der eben damals seinen ersten Kindergarten in Blankenburg einrichtete; er nahm an seinen Vorlesungen teil, wennschon sie ihn später manchmal ein wenig langweilten und er bisweilen die psychologische Erklärung zu vermissen glaubte. — Ostern 1840 bezog er die Universität Leipzig. Von dort aus machte er in den Pfingstferien eine fünftägige Reise in die Sächsische Schweiz. Auf der Universität Würzburg verbrachte er sein letztes Studienjahr, April 1841 bis März 1842. Nachdem er daselbst zum Doctor medicinae promoviert war und in Rudolstadt vor der ärztlichen Prüfungs-Kommission mit Ehren sein medizinisches Staatsexamen bestanden, ließ sich der 23jährige Doktor in seinem Heimatstädtchen Blankenburg, das er oft scherzhaft Blankendorf nannte, als Arzt nieder.

Hoffnungsvoll und mit arbeitsfreudiger Hingabe trat er seinen schweren ärztlichen Beruf an, aber schon nach Jahresfrist mußte er sich eingestehen, daß er sich in seinen Erwartungen getäuscht, daß er in Blankenburg, wo unter einer ziemlich ärmlichen Bevölkerung schon ein anderer älterer Arzt praktizierte, auch bei bescheidensten Ansprüchen sein Auskommen nicht finden könnte. Trotz seines reichen Wissens, dem er manchen schönen Erfolg verdankte, trotz aufopfernder Thätigkeit für seine Kranken, konnte er nicht hindern, daß so mancher liebe Patient ihm starb; und zu der bittern Erkenntnis seiner Ohnmacht dem Tode gegenüber, gesellte sich bei ihm noch die beängstigende Wahrnehmung, daß sein eigener Körper unter den Anstrengungen der landärztlichen Praxis zu leiden beginne. Wenn er auch von Haus aus von kräftiger, schöner Gestalt war, so litt er doch schon längere Zeit am Magen, bis ein plötzlicher Blutsturz ihm die Überzeugung brachte, daß sich ein Magengeschwür bei ihm gebildet hätte.

Gern ging er daher auf einen Vorschlag ein, den ein junger, liebenswürdiger Landsmann, Christian Clemens (später Sanitätsrat in Dortmund) ihm machte. Clemens, der in Lenzburg in der Schweiz in einem Knabeninstitut als Lehrer thätig war, lud ihn ein, zu seiner Erholung und zu seiner weiteren Ausbildung nach der „schönen freien" Schweiz zu kommen, wo auch noch andere Landsleute, Verwandte von Friedrich Fröbel, weilten. Er bot ihm eine Hauslehrerstelle in der Familie des Majors Hünerwadel in Lenzburg an. In Berthold Sigismund regte sich die Lust zu wandern, die Welt zu sehen; das

Unterrichten, das er schon bei seinen Schwestern geübt, erschien ihm ein angenehmer Beruf: er nahm an. Anfangs Juli 1843 nahm er Abschied von Blankenburg, bestieg in Saalfeld die Post und reiste über Sonneberg, Coburg, Bamberg, Nürnberg, Donauwörth nach Augsburg, von da mit dem „Dampfwagen" nach München. Alle Sehenswürdigkeiten der Städte und der Landschaft fanden an ihm einen eifrigen und verständnisvollen Beobachter. Um den größten Nutzen und Genuß von seiner weiteren Reise zu haben, wanderte er von München aus über Zürich nach dem bei Arau gelegenen Städtchen Lenzburg zu Fuß weiter. In der Hünerwadel'schen Familie, wie in dem schönen Lenzburg gefiel es ihm recht gut. Sowohl von dem pensionierten Major, einem klugen, praktischen Manne, wie von seiner liebenswürdigen Gattin und den Kindern wurde der junge, kenntnisreiche und bescheidene Doktor bald als Familienglied behandelt. Der übernommene Unterricht ließ ihm viel freie Zeit zu eigenen Studien und zu französischen, italienischen und englischen Conversationsübungen. Er las naturwissenschaftliche und medizinische Bücher; Sonntags vertiefte er sich gern zur Erbauung in seinen Spinoza, in dessen Studium, wie er sagte, er das Fundament fand, das seinem geistigen Leben noch fehlte. Voll Behagen schildert er in seinem ersten Lenzburger Briefe (vom 22. Juli 1843) seine neue Lebensweise; aber da er gewöhnlich schon um 4 Uhr morgens zu studieren anfing, auch in dem Institut auf dem Lenzburger Schlosse neben seinem Freunde Clemens noch Stunden übernahm, so mutete er seinen geschwächten Kräften bei der veränderten Lebensweise wohl zu viel zu: ein neuer Blutsturz warf ihn auf längere Tage nieder und sein Freund Clemens fand Gelegenheit sich als treuer, aufopfernder Krankenpfleger zu bethätigen. Als der Kranke wieder genesen war, suchte er seinen Körperzustand durch angepaßte Lebensweise, durch Fußwanderungen, durch Turnen zu kräftigen. Dies gelang ihm auch. Er pflegte jetzt mehr wie sonst geselligen Umgang, trat auch einem Singverein bei und der junge, liebenswürdige Doktor, den man in Lenzburg anfangs für einen im Examen Verunglückten oder für einen flüchtigen Demagogen gehalten hatte, erfreute sich bald allgemeiner Wertschätzung. Auf Wanderungen, die er teils allein, teils in Gesellschaft durch das schöne Schweizerland unternahm, machte er sich mit Land und Leuten bekannt. Die freiheitlichen Einrichtungen der Schweizer Republik zogen ihn um so mehr an, als ihn die heimischen politischen wie wirtschaftlichen Zustände nur wenig befriedigen konnten. Wenn auch seinem gesunden Blick die Schattenseiten der Schweizer Verfassung nicht entgingen, so neigte er sich doch unter dem Einfluß seiner Umgebung und besonders seines demokratisch gesinnten Landsmannes Prof. Julius Fröbel in Zürich eine Zeitlang republikanischen

Anschauungen zu. Aus einem Briefe an seine Mutter vom 4. Juli 1844 mögen einige Stellen zur Beurteilung seiner geistigen Bestrebungen wie seiner politischen Anschauungen hier Platz finden:

„— Wenn man 25 Jahre erreicht und die Welt ein wenig kennen gelernt hat, regt sich der Wunsch, eine feste Stellung zu bekommen, um seine Kräfte womöglich auf einen Punkt zu richten und dem innern Rufe zu wirken nachzukommen. Hauslehrerstellen konnte ich mehrere finden, aber ein solches Einstweilen genügt mir nicht. Entweder Lehrer an einer öffentlichen Anstalt, wo ich auf einen Zweig der Wissenschaft all meine Kraft wenden kann, oder Arzt. Daß ich es kaum irgendwie wieder so gut bekommen werde, wie in der jetzigen Stellung, weiß ich recht gut; weiß aber auch, daß der Mensch nicht auf der Welt ist, um es gut zu haben, sondern um zu wirken, und würde mich mit dem bescheidensten Winkelchen der Erde begnügen, das mir Gelegenheit giebt, meine Kräfte spielen zu lassen, und genug Lohn, um bescheiden zu leben. Daß ich an Thüringen zurückdachte, daran war lediglich die Liebe zu Euch und zu meinem Vaterlande (man findet nirgends ein zweites, am wenigsten in der Schweiz) Ursache, zu meinem Vaterlande, was gerade jetzt in einer so interessanten Entwickelungsperiode ist. Es bedarf meiner nicht, aber ich hätte doch ein Scherflein zu dem großen Bau beitragen mögen, und das könnte ich, wär's auch von Blankenburg aus. — — Einige Stellen Deines Briefes, liebe Mutter, haben mich befremdet, und ich will versuchen, ihren nicht ganz verdienten Tadel zu mildern. „Ich sei Euch rätselhaft!" Das ist nicht meine Absicht gewesen, sondern bloß Wirkung der 40 Meilen, die uns trennen. Ein mündliches Gespräch von einer halben Stunde würde mehr Klarheit geben als sechs Briefe von mehreren Bogen. — „Ich mache doch stets, was ich wolle!" Leider habe ich kaum einen Menschen gefunden, der sich die kleine Mühe genommen, in meine Ideen einzugehen, sie zu berichtigen und mein hastiges, einem dunkeln Drang folgendes Reden und Thun durch verständigen Rat zu leiten. — „Unter den Fröbeln wirst Du nie zur Ruhe kommen!" Das hätte ich auch ohne sie nicht gekonnt, noch gemocht. Ruhe ist Tod, Leben ist Bewegung, Weiterbilden. Übrigens war meine Richtung fest, ehe ich die Fröbel — denen Du, beiläufig gesagt, bei näherer Bekanntschaft gewiß gut wärest — kennen gelernt habe. Keiner hat auf mein Denken, meinen Charakter verändernd eingewirkt. Oder meinst Du etwa, sie hätten mir Sehnsucht nach England erweckt? Im Gegenteil, Sehnsucht nach Hause. Beide gehören, dem Herzen nach, Deutschland an, und hängen mit kindlicher Treue auch an der kleinen Heimat. Daß wir aber, durch Vergleichung anderer Länder, wissen, was dort nicht sein sollte, und wie es werden müsse und einst sein werde, daß ich dies in einem Briefe angedeutet, willst Du mir das übelnehmen? Glaube nicht, daß ich Schwarzburg etwa zur Republik verwandelt wünsche, dazu ist es lange, lange nicht reif! Aber bessern Volksunterricht, Abschaffung ungerechter mittelalterlicher Zwangsrechte u. s. w. u. s. w., das ist, was sein muß und wird. Glaube auch nicht, daß ich auf Revolutionen zähle und darauf hinwirken möchte, davon bin ich fern; nur durch Belehrung, durch geistige Bildung wird ein Volk allmählich frei und groß und glücklich."

Unter dem 18. August 1844 schrieb er nach Hause:

„Das glaube ich Euch versprechen zu können, daß statt des unsicheren, weichen, hastig erregten und schnell besänftigten Träumers, der ohne das wirkliche Leben gehörig zu kennen, heimlich grollt, daß er seine Ideale nicht findet und nicht verwirklichen kann, ein ernster und doch heiterer, nie launischer, thatkräftiger und (soweit das von der Seele abhängt) zufriedener Mann heimkehren soll, der die Welt so leidlich kennt und sie am rechten Zipfel faßt. Meine Wissenschaft soll immer mehr Kern- und Brennpunkt meines Lebens werden und mehr noch als die Wissenschaft das Handeln zum Nutzen der Menschenbrüder.“

Anfang September 1844 verließ er wieder die ihm liebgewordene Familie des Majors, wo man seiner nicht mehr bedurfte, aber stets dankbar gedachte. Er ging nicht nach Hause, sondern zog weiter in die Welt hinaus. Durch Vermittlung eines ihm von Jena her befreundeten jungen Engländers, Namens Ronalds, der an einer Privatschule in Worksop bei Sheffield thätig war, hatte er eine Lehrerstelle an derselben Anstalt erhalten. Er reiste, teils die Eisenbahn, teils das Dampfschiff benutzend, über Basel, Straßburg, Heidelberg, Mannheim, Mainz, Köln, Aachen, Lüttich, Gent, Dover, London, Derby und langte am 11. September wohlbehalten in Worksop an. Der Leiter des von etwa 70 Zöglingen besuchten Instituts, ein Dr. Heldenmaier aus der französischen Schweiz, überwies ihm den Unterricht in den Naturwissenschaften, in Anthropologie und in der deutschen Sprache, und der junge deutsche Doktor, der in allen Fächern zuhause war, gelegentlich auch Fechtstunden erteilte und sich gern an den Gesangskonzerten und am Ballspiel der Schüler beteiligte, imponierte durch sein gründliches Wissen und seine geschickte Lehrmethode den englischen Zöglingen derart, daß der Direktor ihnen bald keine empfindlichere Strafe zu geben wußte, als wenn er sie einmal von den beliebten Naturgeschichtsstunden ausschloß. Sigismund nutzte seinen Aufenthalt in England, wo es ihm, trotz einzelner Unannehmlichkeiten des Institutslebens gut gefiel, nach Kräften aus. Er war ein scharfer Beobachter des englischen Lebens, ein eifriger Leser englischer Zeitungen und Bücher. Die englische Sprache beherrschte er bald vollkommen. Zur Erholung machte er weite Spaziergänge in die anziehende Umgebung, las englische und deutsche Dichter und musizierte; mit Ronalds zusammen trieb er Chemie. Am 1. Mai 1845 besuchte er Newstead Abbey, den klassischen Wohnsitz Lord Byrons. Bald darnach hielt er in Derby in der Mechanics Institution vor ca. 400 Zuhörern in englischer Sprache einen mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Vortrag über die menschlichen und tierischen Stimmorgane, wobei er besonders die Schönheit und Wichtigkeit der Gesangskunst betonte. Dieser Vortrag — der später die Grundlage seiner preisgekrönten

Abhandlung „Die menschliche Stimme“ (1855) bildete — veranlaßte einen unternehmungslustigen Zuhörer, ihn aufzufordern, mit ihm in England umherzureisen und ähnliche Vorlesungen für Geld zu halten. Sigismund lehnte ab; er hatte Heimweh und gedachte nach einem kurzen Studien-Aufenthalt in Paris in seinem Blankenburg „mit gesunderem Körper, fröhlichem Mut und etwas hellerem Kopf“ sich wieder als Arzt niederzulassen, nebenbei aber litterarisch thätig zu sein. Nur mit Bedauern sah der mehr praktische als gelehrte Dr. Heldenmaier den ebenso hervorragenden wie bescheidenen Lehrer Mitte Juni seine Anstalt verlassen.

Von London aus, wo er noch einige Wochen in der Familie seines Freundes Ronalds verweilte, reiste er über Calais nach Paris, wo er am 31. Juli 1845 anlangte. Was in der Weltstadt an Merkwürdigkeiten und Kunstgegenständen vorhanden war, besah er gründlich und mit Kenneraugen, seine Hauptaufgabe aber war, seine medizinischen Kenntnisse zu vertiefen. Daher brachte er den größten Teil seiner Zeit in den Kliniken und Hospitälern zu, nahm an klinischen und Operationskursen teil und wenn er am Tage mit den bedeutendsten französischen Ärzten und Chirurgen verkehrt hatte, verbrachte er seine Abende auf dem Lesezimmer des Vereins deutscher Ärzte, dessen Mitglied er wurde.

Von den zwar höflich liebenswürdigen aber „leichtsinnigen und tänzelnden“ Franzosen fühlte er sich noch weniger angezogen als vorher von den „kalten, phlegmatischen, aber gemütvolleren“ Engländern.

Da sein körperliches Befinden in der letzten Zeit wieder zu wünschen übrig gelassen hatte, beschleunigte er auf Bitten seines Vaters seine Rückkehr. Am 21. September 1845 traf er zur Freude seiner Angehörigen wieder in Blankenburg ein. Er kam mit einem dunklen Vollbart zurück und sah, wenn auch von der Reise etwas angegriffen, wohl aus. Aus dem „fahrenden Schüler“ — wie er sich als Verfasser der aus dieser Zeit stammenden „Lieder“ bezeichnet — war ein gereifter Mann geworden.

Arzt, Dichter und Bürgermeister.

Zum zweitenmale, diesmal, wie er mit Recht hoffte, mit besserem Erfolg, ließ sich Dr. Sigismund in seiner Heimat Blankenburg als Arzt nieder. Nachdem er sich unter der treuen Pflege des Elternhauses gekräftigt, widmete er seine ganze Kraft und Thätigkeit den Kranken, die vertrauensvoll seine Hilfe suchten. In freien Stunden unterrichtete er seine Schwestern im Französischen, Englischen, Zeichnen und Singen oder las und schrieb. Er war ein gewissenhafter, mitfühlender Arzt, in Fällen der Not ein treuer Berater und thätiger

Helfer, ein Seelenarzt, der Balsam in hoffnungslose, wunde Herzen zu gießen verstand. — Wenn er als „schlichter Bauerndoktor", bei gutem oder schlechtem Wetter, einerlei ob Sonntags oder Werkeltags, auf einsamen Berg- oder Waldpfaden seinen oft so fernen Kranken zuschritt, oder hellen Auges als liebevoller Beobachter durch die dörflichen Gassen wanderte, da vergaß er gern die Schwere seines ärztlichen Berufes: in seinem Herzen sang und klang es wie im Walde von tausend Stimmen, die Poesie webte in seinem Sinnen ihre bunten Fäden um die Schönheiten seiner ihm jetzt doppelt lieben Heimatnatur, um das Leben, Thun und Denken seiner Volksgenossen und unwillkürlich formten sich seine innersten Gedanken zu harmonischen Versen. Seine in dieser Zeit entstandenen Gedichte hat er später unter dem Titel „Asklepias, Bilder aus dem Leben eines Landarztes" veröffentlicht. Man darf aber nicht denken, daß über dem Dichten der Arzt oder vielmehr die Patienten zu kurz gekommen seien.

Seine Blankenburger Mitbürger schätzten ihn nach Gebühr. In voller Würdigung seiner Kenntnisse und praktischen Fähigkeiten, wählten sie ihn im Frühjahr 1846 zu ihrem Bürgermeister. Er nahm auf Zureden seines Vaters die Stelle an, wenngleich sie, bei neuer, ungewohnter Arbeit, ihm jährlich nur 80 Gulden festes Gehalt bot. Aber er wurde hierdurch allmählich von seiner ihm wenig zuträglichen landärztlichen Thätigkeit abgezogen, und die interessanten Einblicke, die er nun in die mannigfachsten Lebensverhältnisse thun konnte, wie auch die vielen juristischen Kenntnisse, die er sich durch die Praxis erwarb, gewährten ihm nicht geringe Befriedigung. Beobachten, Lernen, Belehren, Helfen und Schaffen — das hieß ihm leben. Wie seinem ärztlichen Beruf widmete er sich auch seinem neuen Amt mit ganzer Hingebung, ohne indes die Dichtkunst und sein Lieblingsstudium: die Natur zu vernachlässigen. Auf seinen Wanderungen beschäftigte er sich gern mit botanischen und ethnographischen Studien. — Es kam das Revolutionsjahr 48, eine für Bürgermeister besonders aufregende und ziemlich dornenvolle Zeit. Sigismund, der stets die politische Unfertigkeit Deutschlands schmerzlich empfunden hatte, nahm an den patriotischen Bestrebungen der Zeit von Herzen Anteil. Wie alle einsichtigen Vaterlandsfreunde wünschte er ein einiges, großes, wirtschaftlich und politisch starkes Deutschland. Aber wenn er noch 4 Jahre vorher in der Schweiz sich für eine Repubik hatte erwärmen können, so war er jetzt reifer in seinem Urteil geworden. Er erkannte, wie unreif zur Freiheit seine in sozialen und politischen Mißständen stecken gebliebenen Landsleute noch waren und daher trat er mit Mut und beredter Überzeugung wiederholt vor dem Rathaus den von einem älteren ärztlichen Kollegen angeführten republikanischen Schwarmgeistern und Schreiern entgegen, die sich in seiner Gemeinde aufrührerisch er-

hoben. Nur mit Bangen schaute er damals in die Zukunft. Das vorhergehende Jahr hatte eine von den traurigsten Folgen begleitete Mißernte gebracht, jetzt herrschte überall Unzufriedenheit und Aufruhr. Kein Wunder, wenn Sigismund, dessen ärztliche Praxis so wenig lohnte und dem wegen seiner Vielseitigkeit gerade als Arzt nicht immer volles Vertrauen entgegengebracht wurde, gleich so vielen anderen Landsleuten damals an Auswanderung nach Amerika dachte. Er teilte seinen Schwestern seinen Plan mit und sie erklärten sich bereit, ihn zu begleiten. Sie wollten drüben „im neuen, jungen Land“ gemeinschaftlich eine Farm bewirtschaften, der Bruder wollte nebenbei als Arzt thätig sein. Er begann die Landwirtschaft praktisch zu üben, beteiligte sich an allen Feldarbeiten und studierte zu Hause Bücher über Amerika. Und als er eines Nachmittags vom Pfluge weg durch einen Eilboten wieder nach dem Marktplatz geholt wurde, damit er die Leidenschaft der zusammengescharten Kleinbürger dämpfe, stand sein Entschluß nur um so fester: im nächsten Jahre wollte er nach dem fernen glänzenden Westen ziehen! Aber er hatte nicht mit seiner Heimatliebe gerechnet. Als das nächste Jahr kam und Ordnung und Ruhe wieder eingetreten war, schämte er sich seines raschen Entschlusses: er blieb; und wer seine edlen Beweggründe erfahren will, der lese sein herrliches Asklepias-Gedicht „Im Jahr 1847“, worin er sich poetisch vom Alpdruck der beiden letzten Jahre befreite. Seinen Schwestern erklärte er, daß er dort drüben nicht leben könne, ohne seine lieben Bücher, seine Studien, seine heimatliche Natur. Nur mit Thränen gaben sie den liebgewonnenen Plan auf. Zwei von ihnen haben später doch noch den Weg über das Weltmeer gefunden. Wenn Sigismund nun auch den Auswanderungsgedanken für immer aufgegeben hatte, so suchte er doch aus den ihn beengenden Blankenburger Verhältnissen herauszukommen. Das gelang ihm auch.

Lehrer, Pädagog und Schriftsteller.

Es war im Sommer 1850, als Dr. Sigismund, auf den Vorschlag des Gymnasialdirektors Dr. Müller in Rudolstadt, einen Ruf als Lehrer an das mit einer Realschule verbundene Rudolstädter Gymnasium erhielt. Er sollte besonders Naturwissenschaften, Mathematik und Englisch unterrichten und so sein reiches Wissen, das in dem nahen Rudolstadt nicht unbekannt geblieben war, in den Dienst der Schule stellen. Sigismund zögerte nicht anzunehmen, denn der Beruf eines Jugendlehrers war ihm stets im schönsten Licht erschienen. Im 32. Lebensjahr stehend, mit einem Gehalt von 500 Thalern (das später auf 600 stehen blieb), trat er mit Lust und Liebe sein Lehramt an. Schon nach vier Jahren erhielt er den Professortitel.

Seine im trauten Kreise der Eltern und Geschwister früh gewonnene Neigung für inniges Familienleben führte ihn bald zur Gründung einer eigenen Häuslichkeit. Im Dezember 1851 verheiratete er sich mit einer Bürgerstochter aus Rudolstadt, Pauline Henning. Ein Knabe und ein Mädchen, deren Erziehung sich die Eltern mit liebevoller Hingebung widmeten, gingen aus dieser glücklichen Ehe hervor. (Ein zweiter Knabe starb als Säugling.) Für den Vater bildete die Beobachtung der körperlichen und seelischen Entwickelung dieser Kinder ein neues, reizvolles Studium. Sein aus diesen Jahren stammendes Buch „Kind und Welt“ giebt uns Zeugnis davon. Und wie er diese und andere Kinder mit den ihm so vertrauten Naturgegenständen der drei Reiche in denkender Betrachtung bekannt zu machen suchte, können wir aus seinem zweiten Buch „Die Familie als Schule der Natur“ erkennen.

Als Gymnasiallehrer hatte er nun hinreichende Gelegenheit, seine hohen Fähigkeiten und sein reiches Wissen nutzbringend und segensreich zu verwenden. Er war ein echter Pädagog, ein vortrefflicher Lehrer, an dessen interessante Unterrichtsstunden seine dankbaren Schüler noch lange und gern zurückgedacht haben. Eifrig und anregend im Unterricht, unerschöpflich in der Erfindung neuer Darstellungsweisen, wußte er den Lehrstoff seinen Real- und Gymnasialschülern so leicht und anschaulich als möglich zu machen. Es war seine besondere Gabe, daß er auch ein anscheinend sprödes und trockenes Thema in anziehender, geist- und gemütvoller Weise zu behandeln verstand. Sein Geschick, auf angenehme und leichte Weise zu belehren, schwierige physikalische Gesetze und Naturerscheinungen anschaulich zu erläutern und an einfachen Vorgängen und Beispielen zu erklären, kann man, auch ohne sein Schüler gewesen zu sein, noch heute erkennen, wenn man seine naturwissenschaftlichen Aufsätze liest. — Zu einer Zeit, wo man noch tief in der langweiligen Übersetzungsmethode à la Ollendorf und Ahn steckte, wählte er als Sprachlehrer für das Englische die lebendige Jacotot'sche Methode, die der jetzt immer mehr zur Geltung kommenden neusprachlichen Reformmethode ziemlich nahe steht. — Gewinnend im Lehrton, konsequent und bestimmt in Fragen der Disziplin, regte er auch die Schwachen und Trägen zur Teilnahme und zu förderſamer Arbeit an. Die Anschaulichkeit seines Unterrichts wußte er durch rasch entworfene geschickte Zeichnungen auf der Wandtafel aufs beste zu unterstützen. Im Gegensatz zum humanistischen Verbalismus liebte er nicht von toten Namen und Worten, sondern von der sachlichen Anschauung auszugehen. Da nun im naturkundlichen Unterricht auch die vollkommenste Zeichnung nicht die lebendige Anschauung der Naturgegenstände selbst ersetzen kann, so machte er mit seinen Schülern, besonders mit denen der Realklassen, regelmäßige,

oft weit ausgedehnte Exkursionen, die sehr beliebt waren und auf denen er sich seinen jungen Freunden nicht nur als kundiger, anregender Naturlehrer, sondern auch als väterlicher und wohl auch als ärztlicher Berater zeigte. Stets hielt er seine Schüler dazu an, einen Naturgegenstand nicht nur äußerlich zu betrachten, sondern auch nach dem Warum und der Entwickelung der Erscheinung zu fragen. Nicht auf Autoritätsglauben, sondern auf eigene Anschauung und Überlegung sollten sie ihre Kenntnisse gründen. Und wie wußte er sie mit der Natur zu befreunden, wie wußte er ihnen mit seiner sinnigen Betrachtung die einzelnen Pflanzen und Tiere interessant, lieb und wert zu machen! Wie wußte er ihren Beobachtungssinn zu schärfen!

„Bei den kleineren Mittwochsexkursionen — so berichtet einer seiner Schüler, der 1893 verstorbene Rektor Danz in Rudolstadt — wurde die nächste Umgebung durchforscht. Jeder Berg wurde erstiegen — und immer hieß es: Augen auf! Die reichste Ausbeute findet ja ein Freund der liebenswürdigen Wissenschaft — wie Linné mit Recht die Botanik nannte — in der Gegend von Rudolstadt und Blankenburg. Hier gab es bodenstete, da bodenholde dort bodenvage Pflanzen. Da gab es einen seltenen Käfer, einen wenig vorkommenden Schmetterling, dort bot wieder eine Erdscholle Anlaß zur Belehrung und Vertiefung in die Gesetze der Natur. Und wie oft ihn die 40 bis 50 Schüler, die er um sich hatte, mit Fragen bestürmten, nie wurde er verdrossen und müde zu antworten, im Gegenteil, je wißbegieriger sie sich zeigten, desto mehr freute sich sein Lehrerherz. Auch wenn das Wandern mehrere Tage anhielt, wie alljährlich bei den großen Turnfahrten zu Johanni, verstand er es, seine Schüler an sich zu ziehen. Auch an den kahlsten Abhängen fand er als Naturfreund oft noch holde Wesen, durch deren nähere Betrachtung er seine Schüler erfreute.“ —

Auf solchen Schulausflügen hatten seine Schüler, und gar oft auch seine Kollegen, Gelegenheit, die ganze Tiefe seines Wissens und seines sinnigen, edlen Gemüts zu bewundern. Sein älterer Kollege Prof. Regensburger mußte bekennen, daß er in stiller Verehrung seinen Worten gelauscht, als er seinen Schülern bei einem Besuch der Stadtkirche in Weimar das Altargemälde von Lukas Kranach erklärte; daß er voll Bewunderung ihn über mittelalterliche Baukunst und Ornamentik beim Besuch von benachbarten Burgen und Kirchen sprechen hörte. — Den Genuß, den ihm Kunst, Wissenschaft und Natur boten, empfand er doppelt, wenn er ihn mit seinen jungen Freunden teilen konnte und wenn es ihm gelang, ihr Verständnis dafür zu erwecken.

Wenn er in einer seiner Abhandlungen („Natursinn“) als Haupttugenden des Erziehers „liebevolle Geduld und kindlichen Sinn“ verlangt, so besaß er diese selbst in vollem Maße. Mit Vatergeduld und Liebe trug und hob er die Schwächen der Schüler — nur dem

Lügner gegenüber war er hart — und indem er mit kindlichem Sinn und in sokratischer Weise sich auf den Standpunkt des Schülers zu stellen wußte, gewann er ohne Mühe dessen Verständnis. In seinem Unterricht trat immer das erziehliche Moment hervor. Und wie er selbst ein Muster edler Mannestugenden war, lauter und charakterfest, treu und wahr, fleißig, bescheiden und mäßig, dazu ein warmer Patriot, so wirkte er auch durch Lehre und Mahnung auf die Charakter- und Gemütsbildung seiner Zöglinge hin. Eins lag ihm, wie allen bedeutenden Pädagogen, besonders am Herzen: die Jugend zur Natur hin-, zur Natur zurückzuführen, ihr in der Befreundung mit der Natur die unschuldigsten und schönsten Lebensfreuden zu erschließen.

Lange Jahre hindurch war es seine einzige und beste Erholung, wenn er in den Ferien mit dem „Ränzel von Seehundsfell" oder der Botanisierbüchse auf dem Rücken über die waldigen Höhen und die bunten Fluren seiner Thüringer Heimat wandern konnte. Diese Wanderungen, wie die erwähnten Exkursionen, waren es auch, die ihn bei angestrengtester Thätigkeit und höchster Ausnutzung der Zeit, trotz häufigen und oft quälenden Auftretens seines alten Magenleidens, frisch und schaffenskräftig erhielten. Obschon er täglich 4 bis 5 Unterrichtsstunden (im Sommer von 6 Uhr an) in Naturkunde, Physik, Chemie, Geographie, Mathematik und Englisch zu erteilen hatte, wozu noch Korrekturen, Vorbereitungen, Arbeiten im Laboratorium und Exkursionen kamen, bildete die Schule doch nur die eine Hälfte seiner Thätigkeit. Es ist bewundernswert, was er daneben noch alles zu leisten vermochte. Nicht nur entfaltete er als Schriftsteller eine fruchtbare Wirksamkeit, er diente auch seinen Mitbürgern mit seinen reichen naturwissenschaftlichen, technischen, gewerblichen und sprachlichen Kenntnissen. Er leitete in Rudolstadt als Vorsitzender den Gewerbeverein, wo seine interessanten belehrenden Vorträge berühmt waren, er war an der Fortbildungsschule thätig, versah vor Gericht die Stelle eines Dolmetschers und von Jahr zu Jahr wurden sein Rat und seine Mitwirkung bei gemeinnützigen Werken unentbehrlicher. Seit 1860 gehörte er auch dem Landtag an. Wie lag ihm die Hebung aller heimischen Interessen, besonders auch der Industrie und des Handwerks am Herzen! Wie freute er sich, als z. B. Landsleute, die Orgelbauer Gebrüder Schulze in Paulinzelle durch das Übergewicht ihrer gründlichen theoretischen Kenntnisse im stolzen England einen unbestrittenen Erfolg davon getragen hatten! — Seine Lehrthätigkeit erweiterte sich noch durch zahlreiche Privatstunden. Den Prinzen Georg hatte er in den Naturwissenschaften und in Englisch zu unterrichten; junge adelige Damen begehrten seinen Unterricht in modernen Sprachen und Physik. Für die Unterweisung seiner eigenen Kinder und den Umgang mit seiner Familie blieb oft nur wenig Zeit übrig

und noch weniger für Vergnügungen und Gesellschaften. Gute Konzerte und klassische Theateraufführungen besuchte er aber gern. Wiewohl er in den höchsten Kreisen Zutritt hatte, auch bisweilen bei Hofe eingeladen wurde, hielt er sich doch geflissentlich fern. Immerhin war er ein liebenswürdiger und anregender Gesellschafter, besonders wenn er sich mit gebildeten Herren oder Damen in lebhafter Disputation unterhalten konnte. An Gastereien, die überdies auch gar nicht zu seinem Magenleiden paßten, fand er kein Gefallen. Häufig genug wurde er von Magenschmerzen gequält, dann zeigte er sich still und wohl selbst reizbar. War der Anfall überwunden, dann kehrte rasch seine gute Laune und seine frische Schaffenslust zurück.

Nächst der Schule und der Fürsorge für Familie und Mitbürger bildete schriftstellerische Thätigkeit seine Lieblingsbeschäftigung. Unermüdlich war er am Schreibtische. Als Dichter, als Kinderpsycholog, als Pädagog, als Ethnograph, als Kulturhistoriker, als naturwissenschaftlicher Jugend- und Volksschriftsteller trat er vor das Publikum, und sein Name hatte schließlich einen so guten Klang, daß die gelesensten Familien- und Jugendzeitschriften ihn zu ihrem ständigen Mitarbeiter begehrten.[1]) Seitdem Berthold Sigismund das ihm zusagende Arbeitsfeld gefunden, floß sein Leben in gleichmäßigem Gange dahin, arm an äußeren Ereignissen, reich an innerem Wert und Erfolg. — Was er als Gelehrter für das Volk und die Jugend schrieb, das hatte er meist selbst geschaut, selbst beobachtet, selbst erforscht und wo er einfach berichtet oder die Forschungen anderer zur Belehrung wiedergiebt, da tragen doch die Sätze das anmutige Gepräge seiner sinnigen, liebenswerten Eigenart. Wenn er sein Heimatland, vor allem den Thüringer Wald nach allen Richtungen durchstreifte, so studierte er nicht nur die Natur, sondern mit gleichem Interesse auch die Bewohner, ihre Sprache und ihr Thun, ihre Sitten und Eigenheiten. Dabei verweilte er mit Vorliebe bei den niederen Schichten des Volkes, und meinte, es gehöre zu den schönsten Freuden einer Reise, die mannigfaltigen Lebensformen unserer Brüder zu beobachten und sich in ihr Dasein zu versetzen, namentlich aber sich auf einige Stunden in die Lage und Weltanschauung schlichter, armer Menschen zu träumen. „Das Los der glücklichen Armut erscheint wirklich zuweilen so reizend, daß man wenigstens auf einige Zeit aus der eigenen Haut fahren und sich iu eine fremde stecken möchte.“ (Bilder vom Thüringer Wald; Gartenlaube 1859.)

[1]) Die Reihenfolge seiner Schriften, die Themata seiner zahlreichen Skizzen und Aufsätze sind aus der nachfolgenden „Liste“ zu ersehen; über Inhalt und Wert einzelner Schriften wird später in den „Vorbemerkungen“ das Nötigste gesagt werden. —

Seine reizenden, auf liebevoller Beobachtung beruhenden Schilderungen vom Thüringer Wald, die er in der Leipziger Zeitung und der Gartenlaube erscheinen ließ, hatten zur Folge, daß die sächsische Regierung ihn bitten ließ, das Erzgebirge, die Ober-Lausitz und das Vogtland zu bereisen und in gleicher Weise zu beschreiben. Er kam dieser Aufforderung in den Jahren 1857—60 nach und noch heute werden seine gediegenen Schilderungen von den Bewohnern jener Gebirgsgegenden mit Interesse gelesen. Seine eigene Regierung betraute ihn mit der umfangreichen Aufgabe, eine eingehende Landeskunde des Fürstentums Schwarzburg-Rudolstadt abzufassen. Wer wäre geeigneter zu einer solchen Aufgabe gewesen denn er? Mit Lust und Liebe widmete er sich dieser Arbeit. Im Jahr 1862 erschien der erste Band des auf gewissenhaften und liebevollen Studien beruhenden Werkes; er behandelt in mustergültiger Weise die allgemeine Landeskunde: Natur der Landschaft, Bevölkerung, Mundarten, Gebräuche, Volkswirtschaft, Staat, Kirche, Schule und Geschichte. Das nächste Jahr brachte den zweiten Band, die Ortskunde der „Oberherrschaft". Der dritte ist nicht gedruckt worden, obschon beim Tode des Verfassers das Manuskript bis auf Kleinigkeiten fertig war und auch dem Ministerium abgeliefert wurde. Ein ähnliches Werk über die Reußischen Lande, wozu er im Sommer 1864 den Auftrag erhielt, wurde von ihm wohl zugesagt, konnte aber leider nicht mehr in Angriff genommen werden.

Sein Lebensende.

Die rastlose Thätigkeit, die Prof. Sigismund neben seinem ohnehin anstrengenden und aufreibenden Schulamt entwickelte, mußte für seinen schon lange leidenden Körperzustand von verhängnisvoller Folge werden. Er wußte, daß er nicht alt werden würde, und es war, als wolle er die Spanne Zeit, die ihm zu wirken vergönnt war, so gründlich und fruchtbar als möglich nützen. Er gehörte zu den edlen, aufopferungsvollen Männern, die bescheiden an sich zuletzt denken, für ihre Pflicht und für das allgemeine Wohl aber immer Zeit haben. Als er im Jahr 1859 von Dresden aus den ehrenden Antrag erhielt, daselbst am Statistischen Amt eine lohnende Stelle zu übernehmen, lehnte er ab, weil er seine liebgewonnene Lehrthätigkeit und seine Heimat nicht aufgeben wollte, und aus Gesundheitsrücksichten, denn sein Magenleiden hatte sich verschlimmert und äußerte sich im folgenden Jahr durch einen neuen Blutsturz. Kaum fühlte er seine Gesundheit wieder erstarken, so ging er mit neuem Eifer an seine Arbeiten, und wenn man die so anmutigen und reichen Schöpfungen seiner letzten Jahre sich vor die Seele führt, muß man über die

Schaffenskraft und Frische dieses Mannes staunen, dessen Geist über alle Körperschmerzen zu triumphieren schien. Doch leider nur zu bald war seine Uhr abgelaufen. Eben als seine litterarischen Arbeiten ihm von nah und fern Anerkennung und angemessenen Lohn einzubringen begannen, als seine Mitbürger, seine Kollegen mit immer größerem Stolz auf ihn schauten, setzte der Tod seinem Schaffen ein jähes Ende.

Am 30. Juli 1864 hatte Prof. Sigismund mit seinem 11 jährigen Sohne Arnold eine Ferienwanderung über den Thüringer Wald angetreten, hauptsächlich um im Auftrage der Leipziger Zeitung seine Forschungen über die Industrie des Waldgebietes fortzusetzen. In Schnepfenthal besuchte er einen dort wohnenden befreundeten Kollegen und Studiengenossen, Dr. A. Röse, der auf dem Weitermarsch bis Steinbach zwei Tage lang den liebenswürdigen Begleiter und Führer machte. Mit seinem Sohne wieder allein, wollte der Vater am 5. August nach dem Gebirgswinkel von Oberschönau, dem Sitz der armen Nagelschmiede wandern, da bekam er hinter Schmalkalden auf offener Waldstraße einen heftigen Anfall seines alten Magenleidens. Ein Blutsturz machte ihm das Weitergehen unmöglich, elend und todesmatt saß er zusammengebrochen am Wegrand. Hilfe war fern. Zwar kam ein Mann mit einem leeren Geschirr des Weges gefahren, aber als der Knabe bat, den schwerkranken Vater mit nach der Stadt zu nehmen, fuhr jener mit den harten Worten weiter: „Ich kann doch keinen Toten in meinem Wagen mitnehmen!“ Nachdem sich der unglückliche Kranke mühsam in das nächste Dorf geschleppt hatte, wurde er nach einer schlecht verbrachten Nacht am nächsten Morgen auf dem harten Brettersitz eines Bauernwagens über holperige Bergwege nach der nächsten, ziemlich weit entfernten Werrabahnstation gefahren. Er stöhnte und krümmte sich fortwährend vor Schmerzen und es ahnte ihm wohl, daß diese beschwerliche Heimreise für ihn verhängnisvoll werden würde. Um den Blutsturz zu überwinden, hätte er ruhig liegen müssen, statt dessen wurde sein Körper unaufhörlich herumgeschüttelt und die Geschwürswunden konnten nicht vernarben. Nach einem mehrstündigen, unter peinlichen Umständen in einem Hotel und im Bahnhof verbrachten Aufenthalt zu Eisenach, ging die Eisenbahnfahrt weiter bis Weimar, von wo ein zufällig aus Rudolstadt anwesender Hotelwagen ihn endlich gegen Mitternacht nach der Heimat und zu der erschrockenen Familie zurückführte. Alle angewandte Hilfe, die treue Pflege der Gattin und der anwesenden Schwestern blieb vergebens; nach einer kurzen Besserung traten neue Blutstürze ein — die böse Folge der schlimmen Heimreise. Die Mattigkeit nahm bedenklich zu. Die Kinder mußten, um jede Störung des Kranken zu vermeiden, zu den Großeltern gebracht werden. „Seid recht brav und folgt eurer Mutter!“ waren die letzten Worte, die ihnen der

todkranke Vater nachflüsterte. Noch einmal, am Tage vor seinem Tode, durften sie ihn sehen — um Abschied zu nehmen. „Erzieh mir die Kinder gut! Wir werden nun bald scheiden!“ sagte der immer matter werdende Vater thränenden Auges zu der treuen Gattin, die in dieser schweren Woche nicht von seiner Seite wich. Auch ein Vaterunser verlangte er mit ihr zu beten. In der letzten Nacht phantasierte er viel; bald bewunderte er ein prächtiges Bergpanorama, bald beschäftigten ihn wissenschaftliche Probleme, bald redete er in fremden Sprachen oder rief abgerissene Worte wie: Höhenmessung, Lichtbrechung u. a. Am Sonnabend, den 13. August 1864, mittags 11 Uhr endete der Tod sein thatenreiches, treu und edel ausgefülltes Leben. Seine letzten zusammenhängenden Worte waren: „Schaff in mir, Gott, ein reines Herz und gieb mir einen neuen gewissen Geist.“

So starb Berthold Sigismund, erst 45 Jahre alt, tief betrauert von den Seinen, von den Kollegen und Schülern, von seinen Mitbürgern und nicht zuletzt von den zahlreichen Verehrern, die seine Dichtungen und Schriften ihm nah und fern gewonnen hatten. Am 31. August fand eine Gedächtnisfeier im Rudolstädter Gymnasium statt, bei welcher Prof. Regensburger in schönen, tiefempfundenen Worten die hohen Verdienste und Tugenden des verstorbenen Kollegen pries. Viele Zeitschriften, deren Mitarbeiter Berthold Sigismund gewesen, widmeten ihm einen ehrenvollen Nachruf, einige auch brachten eine kurze Lebensskizze, so „Kornelia“ (II, Heft 3) aus Albert Lindners Feder und die „Gartenlaube“ (1865, Nr. 34) unter Beifügung eines Bildnisses. In den von Prof. Schäffer herausgegebenen „Erinnerungsblättern“ (1865) der Mathematischen Gesellschaft zu Jena, deren Mitglied er gewesen, wurde seiner ebenfalls in einem warm gehaltenen biographischen Nachruf gedacht.

Auf dem neuen Friedhof zu Rudolstadt, dicht neben der östlichen Friedhofsmauer, schläft Berthold Sigismund den letzten Schlaf. Drei Birken, die mittlerweile schon zu stattlichen Bäumen emporgewachsen sind, rauschen im Winde über seinem Hügel. Drei Jahre nach seinem Tode haben ihm seine dankbaren Mitbürger ein Denkmal errichtet. Es steht im Freien vor der Stadt, nach Blankenburg zu: ein Felsblock mit eingelassenem Medaillonbild, von Bäumen überragt — einfach und schlicht, wie der Mann, dessen Namen es trägt. Seine Blankenburger haben ihren einstigen Arzt und Bürgermeister auch nicht vergessen, sie haben ihm am westlichen Ende des Städtchens bei der „Lindeninsel“ einen Platz zum Andenken geweiht.

Möchten als schönste Ehrung recht viele deutsche Familien seinen naturfrohen, waldfrischen, gesunden Schriften einen Platz in ihrer Hausbibliothek weihen!

Liste seiner Werke.

Lieder eines fahrenden Schülers von Berthold Sigismund. Herausgegeben von Adolf Stahr. Hamburg, Hoffmann & Campe, 1853. — 146 Seiten.

Asclepias, Bilder aus dem Leben eines Landarztes. Gotha, H. Scheube, 1857; später bei Jm. Tr. Wöller in Leipzig. — 245 S.

Kind und Welt. Die fünf ersten Perioden des Kindesalters. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn, 1856. — Mit Einleitung und Anmerkungen neu herausgegeben von Chr. Ufer, 1897. — 199 und XXXVI S.

Die Familie als Schule der Natur (Bd. 2 von Roßmäßlers „Büchern der Natur"). Leipzig, E. Keil, 1857. — 170 und VIII S.

Entwurf einer physischen Geographie des Schwarzagebietes. Programm des Gymnasiums und der Realschule zu Rudolstadt, 1858. — 46 S.

Landeskunde des Fürstentums Schwarzburg-Rudolstadt, im Auftrag der Fürstl. Staatsregierung und mit Benutzung amtlicher Hilfsmittel bearbeitet. Rudolstadt, Hofbuchdruckerei, 1862 und 1863. I. Teil: Allgem. Landeskunde der Oberherrschaft. 226 S. — II. Teil: Ortskunde der Oberherrschaft. — 221 S.

Zum Gedächtnis an Schillers hundertjährige Geburtstagsfeier. Eine Schulrede. Rudolstadt, B. Müller, 1859. — 16 S.

Rede bei der Jubelfeier der Schlacht bei Leipzig, 18. Okt. 1863. Rudolstadt, Müller, 1863. — 12 S.

Die folgenden Aufsätze und Skizzen erschienen in Zeitschriften und Jahrbüchern.

Allgem. Anzeiger u. Nationalzeitung der Deutschen, Gotha, 1839, 24. Okt. — Darin von B. Sigismund: Fröbels Kleinkinderschule zu Blankenburg.

Illustriertes Familienbuch, herausgeg. vom Österreich. Lloyd in Triest, 1855. Darin: Die menschliche Stimme. (Gekrönte Preisschrift.)

Unterhaltungen am häuslichen Herd, herausgeg. von Karl Gutzkow. Leipzig, Brockhaus. Neue Folge, I—IV. Bd., 1856—59. Darin neben einigen Gedichten: Frühlingserinnerung an den Schnee. — Der Thüringer Wald. (22 1/2 Folios. — Enthält: Die Wandlungen des Waldes. Die Holzhauer im Walde. Die Köhler und die anderen Arbeiter im Walde.

Der Vogelfang im Walde. Die Industrie des Thüringer Waldes. Der Acker, der Wald und das Volksgemüt. Der Volksgesang in Thüringen. Beziehungen der Thüringer zum Auslande.) — Theepflanzer und Theetrinker. — Das Ich in der Kindersprache. — Eis im Feuer. — Die jüngsten Philosophen. — Auch zum häuslichen Herd (Hebt die Vorteile der künftigen „Speisefabriken" hervor). — Die Fragen der Kinder. — Jahrgang 1860: Ein Philolog und ein Botaniker, Lesefrüchte: 1. Ein Zug aus Heyne's Leben (Prof. Chr. G. Heyne, geb. 1729 zu Chemnitz, Sohn eines armen Webers); 2. Linné's Liebe. — Dritte Folge, 1. Bd., 1861: Erbweisheit der Mütter. — Vierte Folge, 1. Bd., 1863: Zeitvertreib für Genesende.

Der Feierabend, illustr. Volksblatt. Gotha, H. Scheube. Jahrgang 1857: Der Fisch für alle. (Der Hering.) — Der Auerhahn. Bd. 2: Frühlingsfreuden. (Das Orchester des Frühlings. Die Entfaltung der Knospen.) — Die Klosterkirche von Paulinzella.

Leipziger[1] Zeitung, Wissenschaftl. Beilage. Jahrgang 1857, Nr. 23, 30, 31: Das Wachstum der Pflanzen. (Witterung und Wachstum. Die inneren Vorgänge des Wachsens.) Nr. 59, 60, 88, 99, 100: Vom Thüringer Walde. (Geschichte der Forsten. Der Wald als Arbeitgeber. Zur Geschichte der Industrie des Thüringer Waldes.) 1858, Nr. 40: Die deutschen Marschen. 1864, Nr. 35: Neue Entdeckungen in der Wissenschaft der Musik. (Über Klangfarbe.) 1858 u. 1859, Nr. 87, 88, 90; 4, 5, 6, 13, 14, 17, 21, 22, 25: Schilderungen vom Erzgebirge. (In Briefform. — Vorwort. Die Landschaftsform des Erzgebirges. Die Lebensweise der Erzgebirger. Kulturgeschichtliche Skizze. Zur Charakteristik der Erzgebirger. Bergbau. Bergleute. Fraueninduſtrie. Der Wald und seine Vasallen. Kleine Industriezweige. Zwickau. Chemnitz. — In etwas umgearbeiteter Gestalt, wobei die Briefform aufgegeben ist, erschienen diese Schilderungen 1859 in Lorcks Eisenbahnbüchern, Leipzig, Nr. 31, unter dem Titel „Lebensbilder vom Sächsischen Erzgebirge"; 136 S. — Auch in G. Westermanns „Unsere Tage" soll 1860 ein Aufsatz „Das Sächs. Erzgebirge" von Sigismund erschienen sein.) 1860, Nr. 80, 82, 83, 87, 89, 93, 94, 96, 97: Aus dem Voigtlande (18½ Foliof. — Die Landschaft. Geschichtliche Umrisse. Wald und Feld. Das Volkstum. Das gewerbliche Leben.)

Bergsons Eisenbahnbücher, Leipzig, 1862: Land und Leute der sächs. Lausitz. (120 S. — Landschaftsbilder. Die Wendei. Blumenlese aus Lausitzer Chroniken. Wald und Feld. Die Gewerbe. Die Vierstädte. Herrnhut.)

Die Gartenlaube, Leipzig, Keil. Jahrg. 1857: Naturbetrachtungen im Zimmer. (Am Fenster.) — 1858: Die Feuerzeuge. — Die Erzielung des Feuerschwamms. — 1859: Schlittenfahrer. — 1859 u. 60: Bilder vom Thüringer Walde. (Die Holzhauer. Die Köhler.) — 1862: Auf der Schlittschuhbahn. — 1863: Ein Blick in die

Geschichte der Pflanzen (Gemüsepflanzen). — 1864: Ein stiller Wohlthäter (Der Ofen).

Deutsche Blätter, Beigabe zur Gartenlaube, herausgeg. von B. Auerbach. 1860: Die Familie als Schule für das öffentliche Leben. Eine Erinnerung an England. — 1863: Eine Jahrmarktsbetrachtung über Mordthaten, Traktätchen, Bildsäulen u. s. w. — Vögel und Blumen, eine Frühlingsmahnung. — Eine Sommerpflicht (Das Baden). — Inschrift und Sinnspruch. — Ist kein Orpheus da? (Fordert gute Seemannslieder).

Herrmann Gersons Modezeitung, Beiblatt. Berlin', Ascher & Co., 1858: Die Bäder Thüringens. — Zimmergenossen (Die Zimmerblumen).

Österreichisches Wochenblatt für Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben, herausgeg. von Isidor Gaiger, Prag, 1858: Lichtbilder aus einer Sommerfrische (Enthält die Erzählungen: Die Bienenmutter. Die Kuckucksuhr. Du sollst nicht zaubern. Auf Freiersfüßen).

Aus der Heimat. Naturwissenschaftl. Volksblatt, herausgeg. von E. A. Roßmäßler. Glogau, C. Flemmings Verlag. Jahrg. 1859: Winterschläfer, Winterflüchtlinge und Winterhelden. — Die Pflanzenkunde des Volkes. — Der Schlaf. 1860: Der Traum. — Eine Reise aus dem Frühling in den Winter. — Die jüngste Naturwissenschaft. — Die Umwandlungen der Flora. 1862: Das Aufrechtsehen. — Die Wanderheuschrecke. — Der Aberglaube in der Volksbotanik. — Die Molekularkräfte. — Die häßlichste Pflanze (Phallus impudicus). — Naturwissenschaftliche Weihnachtsgeschenke. — Die Naturwissenschaft auf Volksfesten. — Mikrophotographische Abbildungen. 1863: Das Schneeglöckchen, ein Beitrag zur Ästhetik der Pflanzen. — Zur Physik des Ofens. — Die Zungen der Vögel.

Der Jugend Lust und Lehre (Anfangs: Des Knaben L. u. L.). Album für das reifere Jugendalter, herausgeg. von Dr. H. Masius. Glogau, C. Flemming. 3. Jahrg., 1859: Der Malkasten. — Die Farben. 4. Jahrg., 1860: *Eine Robbenjagd vor 30 Jahren. — Aus dem Reich der Töne (Über die Musikinstrumente des „Kinder-Orchesters", über die Schallwellen und das Gehör). 5. Jahrg., 1861: *Industrie-Ausstellung im Schulzimmer. — *Die Fabrikation der Stahlfeder. 6. Jahrg., 1862: Unterhaltungen aus der Naturgeschichte: I. Die Menschenscheu der Vögel. II. Der Aberglaube bei der Viehzucht. — Die Glocken nach ihren Schallgesetzen, ihrer Herstellung und Geschichte. 7. Jahrg., 1863: Die Kunst zu sammeln. — Das Alltagsleben eines Schiffsjungen. — *Der Schnee. 9. Jahrg., 1865: Die Berufswahl des Knaben (Der Landwirt, der Gärtner, der Forstmann).

[Die mit einem Sternchen versehenen Beiträge hat H. Masius in sein Deutsches Lesebuch (Halle, Waisenhaus) mit aufgenommen; dasselbe enthält auch von Sigismund den kleinen Aufsatz: Das Marienkäferchen.]

Der Beobachter an der Saale, Schwarza und Ilm. Rudolstadt, Hofbuchdruckerei. 1860, Nr. 40: Deutsche Kunst im Auslande. 1861, Nr. 27: Ein Blick auf die Thüringer Gewerbeausstellung (in Weimar).

Berth. Auerbachs Deutscher Volkskalender, Leipzig, E. Keil. 1860: Acht Tage in einer Thüringer Waldhütte. 1861: Weltgeschichte im Dorfe. 1862: Ein mitteldeutsches Waldrevier, sonst und jetzt. 1863: Betrachtungen eines Genesenden. 1864: Die Baumwolle und der Mensch. Ein Bild aus der Kulturgeschichte. 1865: Naturleben im Winter. (Wie Pflanzen und Tiere den Winter überstehen.)

Preußische Jahrbücher, Berlin, G. Reimer. 7. Bd., 1861: Der Volkskalender. [Andere Artikel aus den Jahren 1858—63 sollen anonym erschienen sein.]

Freya, Illustr. Familienblätter, Stuttgart, Krais & Hoffmann. 1862: Am Nähtische (Über die Werkzeuge und Arbeitsstoffe des Nähtisches und deren Verfertigung). — Die Seide. 1865: Die Gewürze.

Paynes Panorama des Wissens und der Gewerbe, Leipzig. 4. Bd., Heft 5: Thüringer Nippessachen.

Illustr. Familien-Journal für Unterhaltung und Belehrung, Leipzig, Payne. Jahrg. 1863: Winterleben der deutschen Tierwelt. — Kleine Gäste im Garten. (Über nützliche und schädliche Tiere, besonders Insekten.) — Neue Zierpflanzen für den Hausgarten. — Der Fuchs. 1864: Das Wildschwein. — Der (Vogel) Strauß. Bd. 18: Schiller in Volkstädt und Rudolstadt.

Die Heimat, deutsches Unterhaltungsblatt mit Illustrationen, Dresden, Meinhold. Jahrg. 1862 u. 63: „Der deutsche Monat in Feld und Wald, in Hof und Haus“: Der Oktober, ein Naturbild (Blätterfall). — Ein Naturfest im Oktober. — Naturfreuden im November. — Eine Naturfreude im Dezember (Der Fichtenwald). — Eine Kunstausstellung im Januar (Frost-, Schnee- u. Eisgebilde). — Wintertrost, eine Februarbetrachtung (Regionen und Vorteile des Winters). — Märzmusik (Vogelgesang). — Eine Aprilfreude (Betrachtung der Knospen). — Unter dem Apfelbaum, eine Maibetrachtung. — Das Bad, eine Junibetrachtung. — Am Rande des Kornfeldes, ein Julibildchen. — Das Gewitter und der Mensch, ein Monatsbildchen für den August, — Die Wiese, ein Monatsbildchen für den September.

Kornelia, Zeitschrift f. häusl. Erziehung, herausgeg. von Dr. K. Pilz, Leipzig. Jahrg. 1863: Die pädagogische Benutzung eines Blumenstöckchens.

Dorfzeitung, Hildburghausen. Jahrg. 1864: Nr. 76 (16 März). Die Schulprüfung (Fordert die Eltern auf, die Sch. als ein Familienfest der Gemeinde recht zahlreich zu besuchen). — Nr. 92 (2. April). Die Statistik Thüringens. (Wert und Nutzen der St.) — Nr. 99 (9. April) Eine Bitte an die Thüringer Grünröcke. (Die Forstleute möchten irgend eine Bergkuppe nach dem um die Thüringer Höhenmessung ver-

dienten Major Fils benennen). — Nr. 111 (12. April). Eine Freude für den Statistiker und für jedermann. (Weist auf die durch Sittlichkeit und Wirtschaftlichkeit hervorragende Herrenhutergemeinde Neudietendorf hin). Nr. 124 (3. Mai). Kirchenmusik auf dem Lande. (Beschaffung guter Musikstücke). — Nr. 126 (4. Mai). Ein wichtiges Lernmittel für Gewerbtreibende. (Beschaffung und Austausch von Modellen). — Nr. 129 (7. Mai). Ein überzeugender Fürsprecher der Freizügigkeit. (Die Weimarische Statistik zeigt, daß von je 100 Einwohnern der Stadt Weimar 52 nicht in W. geboren sind). — Nr. 156 (4. Juni). Die Vorschußvereine (Vorteile derselben). — Nr. 180 (29. Juni). Ein Fortschritt Thüringens (Empfiehlt die Einrichtung gemeinnütziger Central-Anstalten für die Thüring. Kleinstaaten). — Nr. 198 (16. Juli). Die Hebung eines toten Schatzes. (Empfiehlt statistische Veröffentlichungen über das Heimatsgebiet). — Nr. 200 (19. Juli). Das schlechte Wetter und eine Jury über die Schwalben. (Die Schwalben werfen einzelne Junge nicht lebendig aus Hungersnot sondern als Leichen aus dem Nest.) — Nr. 275 (1. Okt.). Freizügigkeit und Armenwesen (Plädiert für Freizügigkeit und erzählt ein tragisches Beispiel gemeindebehördlicher Unduldsamkeit).

[Die meist kurzen Dorfzeitungs-Artikel sind mit d. d., oder gar nicht unterzeichnet.]

Neue Jahrbücher f. Philologie u. Pädagogik, herausgeg. von H. Masius, Leipzig, Teubner. Jahrg. 1864: Shakespeare als Schulschriftsteller. (Schulrede gehalten bei der Osterprüfung 1864.) — Ebenda: Fünf Rezensionen über neuerschienene naturwissenschaftliche Bücher; S. 35—43; 328; 625—627; 627—628; 629.

Daheim, deutsches Familienblatt, Leipzig. Jahrg. 1865: Wunderliche Begegnungen auf einem Spaziergange. (Heimisch gewordene exotische Pflanzen).

Schmid's Encyklopädie des gesamten Erziehungs u. Unterrichtswesens, Gotha, 1866. 5. Bd.: Natursinn.[1])

---

[1]) Die vorstehende Liste enthält die mir bekannt und zugänglich gewordenen Sigismund'schen Schriften, deren Sammlung nicht geringe Schwierigkeiten bereitete. Sollte einer der Leser zufällig noch andere Aufsätze aus B. Sigismunds Feder kennen oder besitzen, so würde ich für freundliche Mitteilung sehr dankbar sein. B. Sigismund soll z. B. auch „Botanische Stunden im Hausgarten" geschrieben haben, doch kenne ich selbige nur dem Namen nach. Der Herausgeber.

Vorbemerkungen des Herausgebers.



I. Kind und Welt

und

Die Familie als Schule der Natur.

Unter den zahlreichen Schriften Berthold Sigismunds sind „Kind und Welt“ (1856) und „die Familie als Schule der Natur“ (1857) nicht nur die umfangreichsten, sie gehören auch zeitlich und inhaltlich zusammen und haben, jedes in seiner Art, bahnbrechend gewirkt. Es versteht sich daher von selbst, daß sie in dieser Ausgabe die erste Stelle erhalten.

„Kind und Welt“, das 1856 in dem bekannten Verlag von Fr. Vieweg in Braunschweig erschien, hat allerdings erst nach 43 Jahren eine zweite Auflage erlebt — herausgegeben mit Einleitung und wertvollen Anmerkungen von Rektor Chr. Ufer in Altenburg. Aber dieser geringe buchhändlerische Erfolg kann und darf in keiner Weise den hohen Wert des Buches beeinträchtigen. Ist es nicht für Sigismunds Verdienst eine hohe Anerkennung, daß sein Buch gerade nach einer so langen Zeit, wo sonst andere Schriften von nur einer Auflage endgültig vergessen und begraben zu sein pflegen, noch das lebhafte Bedürfnis nach einer neuen Auflage erweckte? Auch war Sigismunds Geisteskind in dieser langen Zeit durchaus nicht tot, es lebte und wirkte in Herz und Sinn zahlreicher Sigismund-Verehrer, im Kreise sinniger Eltern, im Studierzimmer ernster Pädagogen und Gelehrten; und die von ihm ausgestreuten fruchtbaren Gedanken wuchsen inzwischen als kräftige Samenkörner zu einer reichen Saat und Ernte empor. Dem großen Kreise der „Väter, Mütter und Kinderfreunde“, denen Sigismund sein Werk widmete, soll es aber erst noch bekannt werden.

In „Kind und Welt“ schildert Sigismund nach selbständigen,*) ebenso wissenschaftlich wie liebevoll gemachten Beobachtungen die

---

*) Vergl. hierzu die zweite Anmerkung auf Seite 5.

körperliche und geistige Entwickelung des Menschen in seinen zwei ersten Lebensjahren. Was ihm die innere und äußere Veranlassung zu solchen Studien gegeben hat, und was er mit seinem Büchlein bezwecken will, spricht er deutlich in seinem Vorwort aus, und der Leser sei der Kürze halber einfach auf dasselbe hingewiesen. Daß Sigismund, ein scharfsinniger Beobachter, als Arzt, als Pädagog und als Vater[1]), alle Bedingungen zur vorteilhaften Abfassung eines derartigen Buches besaß, sei hier ebenfalls nur angedeutet. In der That ist er mit „Kind und Welt“ der Begründer eines neuen Zweiges der Wissenschaft geworden, der Kinderpsychologie oder Kindeskunde, die von den heutigen Psychologen und Pädagogen mit Recht als sichere Grundlage für die individualisierende Erziehungskunst angesehen wird. — Langsam zwar, aber sicher wirkten die von Sigismund gegebenen Anregungen. Nachdem schon Ammon, der bekannte Verfasser der „ersten Mutterpflichten“, als einer der ersten das neu erschienene Büchlein warm empfohlen hatte, machten es bald namhafte Physiologen und Psychologen, sowie besonders auch Pädagogen der Herbart-Ziller'schen Schule zur Grundlage für weitere Studien und zollten dem bescheidenen Verfasser hohe Anerkennung. Es würde hier zu weit führen, wollte ich auch nur einen kleinen Teil der zahlreichen in- und ausländischen Schriften anführen, die direkt oder indirekt von Sigismund angeregt, seitdem über die Erforschung des Kindes geschrieben worden sind. Oskar Chrisman zählt in seiner 1896 zu Jena erschienenen Dissertation („Paidologie, Entwurf zu einer Wissenschaft des Kindes“) bereits mehrere hundert Nummern auf. Zahlreiche Litteraturangaben befinden sich auch in Ufers Ausgabe, sowie in Ufers Artikel „Kinderpsychologie“ in Rein's Encyklop. Handbuch der Pädagogik (Langensalza, 1897). Als besonders wichtige, hier in Betracht kommende Schriften sollen wenigstens die folgenden genannt werden:

A. Kußmaul, Untersuchungen über das Seelenleben des neugeborenen Menschen, Leipzig 1859 und 1884.

A. Genzmer, Untersuchungen über die Sinneswahrnehmungen des neugeborenen Menschen, Halle 1873.

L. Strümpell, Psychologische Pädagogik, Leipzig 1880.

W. Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie, 4. Aufl. Leipzig 1893; Bd. II.

W. Preyer, Die Seele des Kindes, Leipzig 1882; 4. Aufl. 1895.

Y. J. Romanes, Mental Evolution in Man, 1889.

[1]) Vater zu sein, sah Sigismund als „die höchste Ehre und Freude an, die uns auf Erden zu teil werden kann“, womit er zugleich die hohen Pflichten andeutete, die der Vaterstand auferlegt.

G. Compayré, L'évolution intellectuelle et morale de l'enfant. Paris, 1894.

M. Shinn, Notes on the development of a child. Berkeley, Cal., 1893.

J. Sully, Untersuchungen über die Kindheit, deutsch von Stimpfl. Leipzig 1897.

B. Perez, La Psychologie de l'enfant, (I. Les trois premières années de l'enfant, Paris, 5. Aufl. 1892.)

Baldwin, Mental development in the child and the race; New-York, 1897, 2 Bd. Deutsch von Dr. Ortmann, Berlin, Reuther & Reichard, 1898.

In allen Kulturländern, in Deutschland, England, Frankreich, Italien, Rußland, vor allem aber in Nord-Amerika sind eine beträchtliche Anzahl Gelehrter und gebildeter Laien, Männer wie Frauen, mit Eifer am Werk, die Beobachtungen Sigismunds und anderer Kinderforscher fortzusetzen und zu ergänzen.[1]) Auch was Sigismund in seinem Vorwort nur als einen „frommen" Wunsch auszusprechen wagte, daß sich für „genetische Anthropologie" ein Verein zu gemeinsamer Forschung bilden möchte, ist längst in Erfüllung gegangen: Bei Gelegenheit der Weltausstellung zu Chicago 1893 erfolgte die Gründung der National Association for the Study of Children, und mehrere Zeitschriften stehen im Dienste dieser „Nationalen Vereinigung für Kinderforschung", die auch schon in England einen Zweigverein besitzt.

Viel ist also geschehen, seit „Kind und Welt" auf diesem Gebiet Bahn gebrochen hat. Sigismunds Beobachtungen sind durch die späteren Forschungen und Beobachtungen fast sämtlich bestätigt, seine Grundsätze und Vermutungen als richtig erkannt worden. Manche seiner Fragen sind beantwortet; viele seiner angefangenen Beobachtungen wurden ergänzt und vertieft. Aber sein Buch ist heute weder veraltet, noch hat es etwas von seiner anziehenden Kraft eingebüßt. Im Gegenteil, das Interesse dafür ist gewachsen, und „Kind und Welt" wird mit seiner sinnigen Darstellung, mit seiner eigenartigen Methode, „nicht neue (fertige), sondern treue, von Theorien ungefärbte Beobachtungen zu geben und zu ähnlichen anzuregen", immer seinen eigentümlichen Reiz und besonderen Wert behalten. Wie neuere Forscher über Sigismunds „Kind und Welt" urteilen, davon mag neben einem Ausspruch des Pädagogen Ziller, der ihn noch 1876 als den besten Kenner der Kindesnatur bezeichnet, ein Urteil Preyer's

---

[1]) Weitere Litteraturangaben sind in den einzelnen Anmerkungen zu K. u. W. zu finden. — In Berlin erscheint seit 1899 die Halbmonatsschrift „Baby", eine Zeitschrift für Mütter, herausgeg. von Frau Kath. John.

als Zeugnis dienen. Der bekannte Verfasser des 30 Bogen starken Werkes „Die Seele des Kindes“, sagt auf Seite 359 (4. Aufl.) seines Buches, nachdem er Sigismund schon vorher wiederholt anerkennend erwähnt hat: „Die Beobachtungen von Sigismund sind durch ihre Objektivität, ihre klare Darstellung und Korrektheit ausgezeichnet. Leider hat aber der treffliche Beobachter sein Werk nicht vollendet. Nur der erste Teil ist erschienen.“

Ob Sigismund ernstlich einen zweiten Teil geplant habe (— die Vieweg'sche Ausgabe trägt den Titelvermerk: I. Die fünf ersten Perioden des Kindesalters —) erscheint zweifelhaft. Das Büchlein „Kind und Welt“ ist in sich abgeschlossen, und der schwierigste Teil der Aufgabe, die sich Sigismund gestellt, war ja gelöst. Vielleicht munterte ihn der Verleger nicht zu einer Fortsetzung auf. Daß er aber auf dem mit so viel Geschick und Erfolg betretenen neuen Gebiet immer ein thätiger Beobachter blieb, zeigen eine Reihe Aufsätze, die er in jener Zeit in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte und von denen drei als Anhang zu „Kind und Welt“ mit aufgenommen worden sind, nämlich „Das Ich in der Kindersprache“ und „Die Fragen der Kinder“ (aus Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd“), sowie der Schlußabschnitt aus der Abhandlung über „Die menschliche Stimme“.

Sigismund wollte mit „Kind und Welt“ kein Buch in streng-wissenschaftlicher Form schreiben; als Vater und Kinderfreund dachte er an ein Lesepublikum von „Vätern, Müttern und Kinderfreunden“, an denen er Mitbeobachter zu finden hoffte und deren Freude an der beobachteten Entwickelung ihrer Kinder er durch ein wissenschaftliches Interesse erhöhen wollte. Wie er nun in „Kind und Welt“ das Werden des Kindes, die oft nur schwer wahrnehmbaren Entwickelungsphasen der körperlichen und seelischen Fähigkeiten verfolgt, und die Beziehungen, in der die Seele des Kindes zu der auf sie einwirkenden Außennatur tritt (s. S. 74 und 22), also die Wechselbeziehungen zwischen Kind und Welt klarlegt, so zeigt er in der „Familie als Schule der Natur,“ die in gewissem Sinne als eine Art Fortsetzung von „Kind und Welt“ angesehen werden kann, wie die Eltern das Kind vom zartesten Alter ab in methodischer Weise in die Außenwelt, in die heimatliche Natur einführen, wie sie es mit der Natur vertraut machen sollen. Dies zweite Buch, welches eine Art Hauspädagogik für elementare Naturkunde darstellt, könnte auch „Kind und Natur“ heißen. Über Zweck und Methode desselben hat sich Sigismund ebenfalls in seinem Vorwort klar und deutlich ausgesprochen. Er hat sich darin gegen den Vorwurf verwahrt, ideale Anforderungen an Eltern und Kinder zu stellen. Er setzt nur Laien voraus, „die ihre Kinder so gut als die Natur lieben, Laien, die wissen, daß die

süßeste Methode, versäumtes Studium nachzuholen, darin besteht, dasselbe mit den eigenen Kindern zu treiben". Immerhin verlangt er eher zu viel als zu wenig, detailliert und klassifiziert auch hier und da wohl mehr als nötig, und somit haben seine Forderungen doch einen gewissen idealen Anstrich; vielleicht mit Recht: denn ein Ziel, das nicht entsprechend hoch gesteckt ist, verliert seinen Reiz. Wie in „Kind und Welt" stützt er sich hier auf eigene Beobachtungen und verfährt nach eigener, selbsterprobter Methode. Somit ist und bleibt auch dieses Buch ein Originalwerk und sein dauernder pädagogischer Wert ist von bedeutenden Schulmännern wiederholt voll und ganz anerkannt worden. Professor Stoy in Jena pflegte es seinen Schülern als eine Art Naturevangelium hinzustellen.

Indem Sigismund als begeisterter und kundiger Naturfreund die Kinder (und zunächst die Eltern) zu inniger und sinniger Befreundung mit der Natur führen will und sozusagen zur Gründung einer Naturschule in jedem Familienkreise anregen möchte, betont er vor allem das geschärfte Sehen, das eigene Beobachten und Erkennen. Die Natur soll eine „Hauptschule des Denkens in der Familie" sein. Das Naturstudium an der Hand der Eltern soll „den gesunden, glücklichen Sinn nähren, der sich an der wirklichen Welt, so weit die Schönheit sich in ihr offenbart, von Herzen freut und das Schöne auch im Unscheinbaren aufzuspüren weiß", es soll „einen lebensfrohen, frischen Realismus wecken, der kränklichem Schwelgen in sogenannten Idealen fern bleibt" (S. 201).

In einer methodischen Skizze entwirft er zunächst die allgemeinen Regeln, die den naturkundlichen Familienunterricht leiten sollen und behandelt dann die einzelnen Fächer, als Tierkunde, Pflanzenkunde u. s. f., wobei er in einem kurzen aber wirkungsvollen Schluß die Bildung des Schönheitsinnes durch das Naturstudium und die sittliche Bildungskraft des Naturstudiums nicht zu betonen vergißt. Eine Reihe eigenhändiger Zeichnungen erhöht die Anschaulichkeit der Darstellung. Die „Familie als Schule der Natur" ist voll trefflicher Ratschläge und wertvoller Winke, die den geborenen Pädagogen und gediegenen Kenner verraten.[1]) Gleich Sigismund legt die neuere naturwissenschaftliche Unterrichtsmethode besonderes Gewicht auf die Befreundung und Wertschätzung der Naturwesen, auf Natursinn und Liebe zur Natur, auf das Eindringen in das innere Wesen und Werden der Formen im Gegensatz zum äußeren, papiernen Wissen und Lernen von toten Worten. Was z. B. Junge, der geschätzte Verfasser des

[1]) Verschiedene Naturwissenschaftler, denen ich das Buch zum Begutachten vorlegte, haben mir nach eingehendem Lesen übereinstimmend erklärt, es sei darin alles so schön und beherzigenswert, daß sie auch vom heutigen Standpunkt der Naturkunde nichts Nennenswertes daran auszusetzen wüßten.

Buches „Der Dorfteich als Lebensgemeinschaft“ (Kiel 1886) als Ziel des naturkundlichen Unterrichts fordert: „ein klares, gemütvolles Verständnis des einheitlichen Lebens in der Natur“, hat auch schon Sigismund mit richtigem Blick erkannt, wie man aus einzelnen Sätzen seines Buches (S. z. B. S. 134, 139, 160 u. 161) herauslesen kann.

Die „Familie als Schule der Natur“ erschien 1857 als zweiter Band der von E. A. Roßmäßler (einem Geistesverwandten Sigismunds) herausgegebenen „Bücher der Natur“ (Leipzig, E. Keil). Aber wenn auch Roßmäßler das Sigismund'sche Buch als eine „höchst erwünschte Anleitung, die Kinderwelt in ein Geist und Gemüt bildendes Beachten der sie umgebenden Natur einzuführen“ empfahl, so hat doch das 12 Ngr. kostende blaue Bändchen, das oben in großen Lettern die Aufschrift „Bücher der Natur“ und unten ziemlich versteckt in kleinen Lettern den eigentlichen Titel trug, bisher nur wenig Eingang in die deutschen Familien gefunden, für die es mit so warmem Herzen geschrieben war und wo es Freude und Segen stiften sollte. Denn Sigismunds Wunsch war, „das heranwachsende Geschlecht mit der Natur, und zumal der heimatlichen zu befreunden, damit unsere Nachkommen — wenn auch nur wenigen vergönnt ist, die Wissenschaft durch Forschungen zu fördern — im Umgang mit der Natur Bildungsstoff für den Verstand, Erquickung und Trost für das Herz finden lernen“ („Naturwiss. Weihnachtsgeschenke“, Aus der Heimat, Jahrg. 1862).

In einem längeren Aufsatz, „Natursinn“ betitelt, der für Schmid's Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens geschrieben und daselbst im 5. Band (1866) abgedruckt wurde, ist Sigismund später noch einmal auf das in der „Familie als Schule der Natur“ behandelte Thema zurückgekommen. Er definiert darin die verschiedenen Arten des Natursinns, zeigt, wie die Erziehung dazu beitragen kann, solchen Natursinn im Volke zu wecken, wie die Familie eine „Vorschule für die Naturkunde“ werden kann und giebt eine Skizze einer Methodik der durch Familien- und Schulerziehung zu übenden Pflege des Natursinns. Dieser Aufsatz stellt sich demnach der Hauptsache nach als ein mit ergänzenden Bemerkungen versehener, interessanter Auszug von der „Familie als Schule der Natur“ dar; und da er in Schmid's Encyklopädie verhältnismäßig leicht zugänglich ist, so ist von einem Wiederabdruck in dieser Ausgabe abgesehen worden.

II. Ausgewählte Aufsätze und Gedichte.

Wer von Berthold Sigismund nichts weiter gelesen hat, als seine beiden Büchlein „Kind und Welt“ und „die Familie als Schule der Natur“ kennt ihn nur halb. Erst wenn man einen Einblick in seine zahlreichen kleineren Schriften, in seine Aufsätze und Gedichte gethan hat, lernt man den ganzen Sigismund in seinem wahren Werte kennen. Ein Überblick der Liste seiner Schriften zeigt nicht nur die Fruchtbarkeit, sondern auch die Vielseitigkeit seines Talents.

Er beginnt als Dichter, um alsbald als Arzt, Psycholog und Pädagog in vorteilhafter Weise vor das Publikum der „Väter, Mütter und Kinderfreunde“ zu treten; in seinen reifsten Jahren und bis an sein Lebensende hat er vor allem als Jugend- und Volksschriftsteller gewirkt. Obschon Arzt von Beruf, war er doch — besonders nachdem er Gymnasiallehrer geworden — in erster Linie Pädagog. Immer war er bemüht, auf seine Leser anregend, belehrend und erziehlich zu wirken und vor allem ihr Interesse zu erwecken. Einer seiner letzten Aufsätze „Wunderliche Begegnungen auf einem Spaziergang“ (Daheim 1865) enthält folgenden charakteristischen Schlußsatz: „Ein kurzer Spaziergang in einer deutschen Flur läßt uns mancherlei wunderbare Begegnungen erleben, und wer sich seine Mußestunden würzen will, der gebe das Verwundern nicht zu früh auf. Nur der Gleichgültige erstaunt nie. Aus der Verwunderung erwächst die sinnige Betrachtung und aus dieser die höchste Naturfreude.“ Zur sinnigen Betrachtung der heimischen Natur anzuregen, war sein Hauptziel und die Mehrzahl seiner Aufsätze, sowie viele seiner Gedichte sind Muster solcher sinnigen Betrachtungen.

Bei aller Natursinnigkeit ist er aber doch frei von Sentimentalität. Scharf, unbefangen und mit kritisch philosophischem Blick faßt er das Naturleben auf. „Das Naturleben ist ein Kampf um das Dasein. Das übersieht nur der sentimentale Oberflächliche. Jedes Wesen hat ein Recht zu leben und sucht es zu verfechten; das ist aber nur möglich, wenn alle ein Opfer bringen!“ (Maibetrachtung: „Unter dem Apfelbaum“ Vgl. auch sein Gedicht „In der Einöde“ S. 428.) Ein gesunder Realismus durchweht seine sonst so warm gehaltenen Naturbetrachtungen. Trotzdem war und blieb er doch im geheimsten Herzen Idealist und Optimist. Wie Goethe wollte er „das Erforschbare erforschen und das Unerforschliche ruhig verehren.“ — Was er in seinem „Zeitvertreib für Genesende“ als notwendige Eigenschaften von einem „gesunden“ Buche verlangt, kann man getrost und mit Recht als Vorzug seiner eigenen Schriften anerkennen: sie sind gesund durch und durch, haben nichts „pathologisches“, sie sind anheimelnd,

wirken anregend und erfrischend und bringen gleichsam den Duft des Waldes und der unverkünstelten Natur mit in das Zimmer. Darum eignen sich auch Sigismunds Aufsätze und Gedichte als passende und anziehende Lektüre sowohl für die reife Jugend wie für das Mannesalter.

Sigismund war ein gern gesehener und geschätzter Mitarbeiter der gelesensten Zeitschriften, wo seine populärgehaltenen Skizzen und Artikel zu den besten ihrer Art gehörten. Mit Recht sagte das „Daheim“ (1865, Nr. 11) von ihm: „Deutschland hat an ihm einen seiner liebenswürdigsten Schriftsteller, einen warmen Freund und tüchtigen Kenner der Natur verloren“.

Als einen „tüchtigen Kenner und warmen Freund der Natur“ dokumentiert sich Sigismund in einer großen Anzahl naturwissenschaftlicher Skizzen und Betrachtungen, sei es, daß er sie zur allgemeinen Belehrung für den großen Leserkreis schrieb,[1]) oder für die Knaben und die reifere Jugend[2]). Dabei entfaltet er in schönster Weise sein pädagogisches Talent, wissenschaftliche Erörterungen und Probleme in einer klaren, allgemein verständlichen, Darstellung zu geben. Anschaulich und sinnig führt er uns seine Beobachtungen über Form, Entwickelung und Leben einzelner Pflanzen und Tiere vor, erklärt interessante physikalische Erscheinungen, zeigt wie die Tier- und Pflanzenwelt im geheimen Seelenleben des Volkes sich widerspiegelt und über den unscheinbarsten Gegenstand, bis zu Schwamm und Kreide, Nähnadel und Schere herab, weiß er in fesselnder Form Unterhaltung und Belehrung zu geben. Mit Recht hat daher H. Masius mehrere Sigismund'sche Aufsätze mit in sein Deutsches Lesebuch aufgenommen.

Wenn auch nicht gesagt werden darf, daß alle diese für Zeit- und Tagesschriften verfaßten Aufsätze und Skizzen von gleichem Werte seien — denn manches, was heute vielleicht unzulänglich oder veraltet erscheint, war für den Tag oder für einen besonderen Zweck mit rascher Feder geschrieben — so hat doch die Mehrzahl seiner natur-

---

[1]) Z. B. „Das Wachstum der Pflanzen“, „Naturbetrachtungen im Zimmer“, „Die Feuerzeuge“, „Die Erzielung des Feuerschwamms“, „Ein Blick in die Geschichte der Pflanzen“, „Winterschläfer, Winterflüchtlinge und Winterhelden“, „Die Pflanzenkunde des Volkes“, „Der Schlaf“, „Der Traum“, „Die Umwandlungen der Flora“, „Das Schneeglöckchen“, „Zur Physik des Ofens“, „Die Zungen der Vögel“, „Frühlingsfreuden“, „Der Fisch für alle“, „Der Auerhahn“, „Der Fuchs“, „Das Wildschwein“, „Der Strauß“, „Am Nähtisch“, „Die Seide“, „Die Gewürze“, „Die Baumwolle und der Mensch“, „Die pädagogische Benutzung eines Blumenstöckchens“, die „Monatsbilder“ u. a.

[2]) Z. B. „Der Malkasten“, „Die Farben“, „Aus dem Reich der Töne“, „Industrie-Ausstellung im Schulzimmer“, „Die Fabrikation der Stahlfeder“, „Die Menschenscheu der Vögel“, „Die Glocken“, „Der Schnee“ u. s. w.

wissenschaftlichen, ethnographischen und kulturhistorischen Skizzen und Betrachtungen bleibenden Wert. Was Sigismunds Bedeutung als Jugend- und Volksschriftsteller erhöht, ist die Gediegenheit und Vielseitigkeit seines Wissens, verbunden mit einer anregenden, fesselnden und gemütswarmen Darstellung, sowie der Umstand, daß bei ihm der philosophierende Dichter und der beratende Arzt den naturwissenschaftlichen Schulmann unterstützen konnte. Wirkungsvoll und praktisch belehrend weiß er z. B. seine ärztlichen Kenntnisse und Erfahrungen zu verwerten in den „Betrachtungen eines Genesenden“ und „Zeitvertreib für Genesende“, in seinen Aufsätzen „Die menschliche Stimme“ und „Aus dem Reich der Töne“, wo er u. a. eine höchst anschauliche Beschreibung der Stimm- und Gehörorgane giebt. — Ein anderer Umstand noch verleiht seinen Schriften, besonders seinen Naturschilderungen einen besonderen Reiz: es ist der frische, ursprüngliche Erdgeruch der heimischen Scholle, der ihnen anhaftet. Sigismund ist Thüringer und schildert mit Vorliebe die Schönheiten und Eigentümlichkeiten seiner ihm so vertrauten heimischen Natur, das Charakteristische des Thüringer Landes und seiner Bewohner. Seine umfangreichen Skizzen über die Bewohner, die Kultur und Industrie des Thüringer Waldes, die er in Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd“, in der „Leipziger Zeitung“ (1857) und in der „Gartenlaube“ (1859) veröffentlichte, und die sich, von notwendigen Wiederholungen abgesehen, gegenseitig ergänzen, sowie seine gediegene zweibändige Landeskunde (der Oberherrschaft) des Fürstentums Schwarzburg-Rudolstadt liefern hierfür ein beredtes Zeugnis. Seine Schilderungen vom Erzgebirge, vom Voigtlande und der Sächsischen Lausitz stehen jenen nur wenig nach. Und wie schön versteht er die einzelnen Berufsarten seiner Landsleute zu schildern, so z. B. der verschiedenen Waldarbeiter, oder in der „Berufswahl des Knaben“ in allgemeiner Weise den Beruf des Landmanns, des Gärtners und des Forstmanns! — Seine Thüringer Heimat liebte er über alles; wie selten einer, verstand er sein Volk, wußte was ihm lieb und wert war und was ihm not that. Daher auch die Fülle nützlicher Belehrungen und sinniger Anregungen, die überall in seinen Schriften zu finden sind. Über der engeren Heimat vergaß er aber nie das deutsche Vaterland, dessen Einigung und Größe er sehnlichst wünschte, aber leider nicht mit erlebte. Wie er als Patriot fühlte und dachte, kann man aus seiner schönen Rede zur Jubelfeier der Leipziger Völkerschlacht, aus seiner herrlichen Schillerrede, wie aus dem Schluß der „Betrachtungen eines Genesenden“ ersehen. Er hatte — wie er es in „Weltgeschichte im Dorfe“ ausspricht — die „tröstliche Hoffnung, daß die deutsche Geschichte trotz aller zeitweiligen Stillstände und Rückschritte doch ein stetes Vorwärtsdringen zum Besseren ist“.

Noch ist seiner poetischen Erzeugnisse zu gedenken. Daß der natursinnige Mann ein feines Verständnis für wahre Poesie besaß, kann man schon aus seinen Schul-Reden über Schiller und Shakespeare ersehen. In erzählender Prosa hat er sich wenig versucht: die vier anspruchslosen Erzählungen „Lichtbilder aus einer Sommerfrische", die er im Prager „Österreichischen Wochenblatt" mehr verborgen als veröffentlicht hat, fallen wenig ins Gewicht. Um so bedeutender sind seine in zwei getrennten Sammlungen erschienenen Gedichte: 1. Lieder eines fahrenden Schülers, 1853; 2. Asklepias, Bilder aus dem Leben eines Landarztes, 1857. Die zweite Sammlung, welche die erste an poetischem Wert hoch überragt, ist leider ziemlich unbekannt geblieben. Der griechische Titel — gemeint war wohl die als Heilpflanze verwandte Asklepias — war unglücklich gewählt, ebenso wie der ziemlich unbekannte Verleger Scheube in Gotha, der zum Unglück für den Dichter bald darauf Bankrott machte. — Sigismunds Jugend- und Wandergedichte, die „Lieder eines fahrenden Schülers" wären für immer unbekannt geblieben, wenn nicht Adolf Stahr, der den Dichter entdeckte, sie bei Hoffmann & Campe in Hamburg herausgegeben hätte (und zwar mit einer überaus lobenden Vorrede versehen). Aus Stahrs Vorrede, welche im Eingang die Komponisten auf diese „quellfrischen Wanderlieder voll tiefer Naturempfindung, voll reinen Menschengefühls" aufmerksam macht, sei das Wesentlichste hier mitgeteilt:

„Der „fahrende Schüler" ist ein Sohn des sang- und liederreichen Thüringens ... Er hat ein gut Stück gesehen von der „schönen weiten Welt" ... Aber zuletzt hat's ihn doch nicht gelitten da draußen in der Fremde ... und ist wieder zurückgekehrt in den grünen Waldfrieden seines thüringischen Heimatthales. Da bin ich ihm begegnet und hab ihn kennen gelernt zu guter Stunde, unter seinen Büchern und Naturstudien, bin mit ihm gewandert manchen schönen Tag dieses sonnengoldnen Sommers, und hab es ihm auf den Kopf zugesagt, daß er ein Dichter sein müsse, ohne daß ich wußte, ob er jemals ein Gedicht gemacht; und eigentlich wußte das fast niemand, kaum er selber ... Erst am Vorabende unserer Trennung kam auf langes Bitten ein Stück Manuskript zum Vorschein. Sein staubfarbenes, vergilbtes Aussehen zeigte, daß es lange schon im Pulte geruht. Dazu war es unvollständig ... Ein guter Freund hatte sich davon ausgesucht, was ihm am besten gefiel, und die ausgesuchten Blätter nicht zurückgesendet, als ihn der Sturm der letzen Jahre übers Meer nach dem fernen Westen verschlagen. Den Poeten kümmerte dies Manko wenig desto mehr aber mich, der ich nach dem ersten Hören solche Freude an diesen unschuldigen, liebevollen, naturwahren Poesien, und solchen Genuß an der schlichten Einfalt und Keuschheit ihrer Sprache hatte, daß ich auf der Stelle beschloß, die Lieder drucken zu lassen. Das ging aber kaum anders, als daß ich dem Poeten sein Manuskript so zu sagen über den Kopf weg, und ihm obenein das Versprechen abnahm, das Fehlende womöglich zu ergänzen oder

zu reproduzieren. Er versprach es — wenn er gesunde. Denn ach! der einst so wanderfrische „fahrende Schüler“ war krank und leidend — und so ist es gekommen, daß aus den Ergänzungen bisher nur wenig geworden ist. Aber ich denke, auch das hier vorläufig Gegebene soll schon genug sein, um dem Poeten die Neigung aller derer zu gewinnen, die noch Sinn haben für Natur und Wahrheit, diese ewigen Erfordernisse aller lyrischen Poesie, wie aller Kunst überhaupt.“

Eine noch viel höhere Meinung würde Adolf Stahr von unserem Dichter bekommen haben, wenn er anstatt der „Lieder“ das Manuskript der „Asklepias, Bilder aus dem Leben eines Landarztes“ in die Hände bekommen hätte. Die Asklepiasgedichte sind nicht nur umfangreicher, sie sind auch reifer und durchaus eigenartig. „Einige sind, sagt H. Masius, von makelloser Schönheit und dürfen unbestritten zu den Kleinodien unseres großen Liederschatzes gezählt werden.“ Es sind fast durchweg Gelegenheits- und Stimmungsgedichte im Goethe'schen Sinne. Was der Dichter auf seinen landärztlichen Wanderungen tagesüber geschaut, erfahren und gedacht, was in einsamen Stunden an Erinnerungen, Hoffnungen, Wünschen und tiefsinnigen Fragen sein Herz bewegt hat, die Mühen, Sorgen und Freuden seines ernsten und oft undankbaren Berufes, seine Freude an der Natur- und Menschenwelt, das bringt er in schlichter und doch ergreifender Form, in natürlicher, edel volkstümlicher Sprache zum Ausdruck. Der Inhalt zeichnet sich durch sittlichen Ernst, durch gesunde Natur- und Weltanschauung, durch gemütvolle Sinnigkeit aus, ohne des schalkhaften Humors und liebenswürdigen Spottes zu entbehren. Die oft scharf realistischen Schilderungen werden von einem herzerquickenden Optimismus getragen, der sich bei bescheidener Zufriedenheit warm an die Freuden und Hoffnungen des Menschenlebens anklammert und überall in der Natur und im Leben etwas Schönes, Erfreuliches und Tröstendes zu erblicken weiß. So tritt auch hier neben den naturkundigen Arzt in erster Linie der sittlich erziehende Pädagog, und viele seiner Gedichte predigen eine so schöne, gesunde und tröstliche Lebensphilosophie, daß sie die weiteste Verbreitung in unserem Volke verdienen.[1])

Während für die vorliegende Ausgabe die Asklepiasgedichte fast sämtlich Aufnahme gefunden haben, konnten, um Raum für anderes zu gewinnen, eine kleine Anzahl der „Lieder“, die in Bezug auf

[1]) Die dichterische Eigenart der Asklepias-Gedichte hat Dr. Hans G. Gräf in seiner Studie „Berthold Sigismund, ein deutscher Individualpoet“ (Lehrerzeitung f. Thüringen, Jena, Dezember 1894) eingehend gewürdigt. Dort findet man auch einen Vergleich von Sigismunds Lyrik mit der seines Berufsgenossen Justinus Kerner. —

Form und Gedanken weniger bedeutend erschienen, weggelassen werden. Die alte Einteilung in „Wanderlieder“, „Mein Liebesmai“, „Jahreszeiten“, „Neue Wanderlieder (Thüringerwaldblumen)“ konnte als überflüssig wegfallen, dagegen erschien hier und da eine Veränderung der Reihenfolge der Lieder nötig. Für diesen Neudruck habe ich die Verbesserungen benutzt, die der Dichter mit eigener Hand für eine eventuelle zweite Auflage aufgezeichnet hatte; sie beziehen sich meist auf die Form, die allerdings hier und da etwas nachlässig ist. Ich habe aber nur da den Wortlaut oder Reim zu ändern mir gestattet, wo diese Änderung sich als eine wirkliche Verbesserung und nicht, wie öfters, als eine bloße Variante sich darstellte. Neu aufgenommen wurden nur zwei Gedichte: „Armer Leute Wappenvogel“ (Aus dem „Düsseldorfer Künstler-Album“) und das in meiner Sigismund-Monographie zuerst zum Abdruck gebrachte „Sonntagsstille“. Beide sind charakteristisch für den Dichter der „Asklepias“. —

Was nun die in diese Ausgabe aufgenommenen Aufsätze betrifft, so galt es unter Berücksichtigung des zugemessenen Raumes nach den im Vorwort angedeuteten Gesichtspunkten eine strenge Auswahl zu treffen. Bei der Fülle des vorliegenden Materials war dies keine leichte Aufgabe, und nur mit Bedauern habe ich diese oder jene Skizze schließlich bei Seite gelegt. Das Gegebene wird aber genügen, um Berthold Sigismunds pädagogischen Wert, seine Eigenart und Vielseitigkeit hinreichend zu kennzeichnen.

Kind und Welt.

Die fünf ersten Perioden des Kindesalters.

Vätern, Müttern und Kinderfreunden

gewidmet.

Vorwort.

Daß zum vollen Verständnis eines Naturwesens das Studium seiner Entwicklung von den ersten Anfängen an erforderlich sei, ist ein Grundsatz, der jetzt für alle Naturwissenschaften maßgebend gilt und vom segensreichsteu Einfluß gewesen ist. Niemand wird oder darf mehr behaupten, er kenne und verstehe eine Pflanze, wenn er sie nur in ihrer Blütezeit gesehen hat; denn der Keim und die jüngsten Zustände sind eine gleichberechtigte, nur in anderer Lebensform existierende Verwirklichung eines bestimmten Wesens, und sich mit der Beobachtung der ausgebildeten Naturwesen begnügen, heißt mit eben dem Rechte Naturgeschichte, als die bloße Kenntniß der Bildungshöhe eines Volkes den Namen Geschichte des Volkes verdient. Aber nicht bloß unvollständig, auch unverständlich bleibt die Naturgeschichte eines Wesens ohne die Kenntnis seiner Uranfänge, denn nur durch die Anschauung dieser einfachen Formen und Verhältnisse lernt man den verwickelten Bau und die mit und durch einander wirkenden vielfachen Kräfte verstehen, welche das ausgebildete Wesen zeigt.

Wenn nun zum Verständnis der Pflanzen ihre Entwicklungsgeschichte notwendig und förderlich ist, sollte es dann, um bessere Einsicht in die ungemein verwickelten geistigen Lebensthätigkeiten des Menschen zu gewinnen, nicht ersprießlich sein, einmal ab ovo, d. h. vom Neugeborenen, anzufangen und der allmählichen Entfaltung der körperlichen und geistigen Fähigkeiten zuzusehen, um Knospe für Knospe in ihrer Entfaltung zu belauschen?

Wann beginnt die Wahrnehmung der Außenwelt? durch welche Sinne zuerst? Wann bemerkt man den ersten deutlichen Willensakt, und worauf ist er gerichtet? Wann lernt das Kind die Wesen seiner Art erkennen, wann ihre Gefühle teilen? Wann und wie kommt es zum klaren Bewußtsein seines Ich? Nach welchen Gesetzen bildet es sich seine Sprache? Wann entfaltet sich die höchste Blüte des Menschen-

wesens, das sittliche Gefühl? — Alle diese und ähnliche Fragen schienen mir für die Anthropologie von gleicher Bedeutung, wie etwa die Kenntnis der Zeitpunkte und der Art und Weise, wann und wie eine Pflanze ihren Blütenstaub und Keimling bildet, für die Botanik, oder wann und wie ein Volk den Acker zu bauen, Metalle zu bearbeiten und seine Gedanken sinnlich zu fixieren gelernt, für die Kulturgeschichte.

Diese Fragen drängten sich mir frühe auf. Mein Vater hatte aufgezeichnet, wann und wie jedes einzelne meiner Geschwister greifen, lächeln, sitzen und gehen, lallen und sprechen gelernt und welches die ersten Nachahmungen derselben gewesen. Als ich diese kurzen Notizen las, welche bei allen individuellen Verschiedenheiten doch etwas Regelmäßiges in der Aufeinanderfolge jener „Errungenschaften“ durchblicken ließen, fühlte ich mich angeregt, dem gesetzmäßigen Auftreten der einzelnen Thätigkeiten des Kindes nachzuspüren, und benutzte die Gelegenheit, Säuglinge zu beobachten, welche mir das ärztliche Leben darbot, mit Interesse.

Aber immer blieben diese Beobachtungen, weil unterbrochen und lückenhaft, ohne Wert. Wenn man ein Kind in der Periode, wo es so rasch lernt, daß das Bäumlein wirklich in den Himmel wachsen zu wollen scheint, einmal eine Zeit lang nicht gesehen hat, so haben sich gar oft eine Anzahl Knospen entfaltet, und zeigen Blätter und Blüten weit entwickelt, welche dem Beobachter ebenso viel Verdruß über seine Versäumnis bereiten, als der Mutter Freude über ihr Dasein.

Als mir nun die höchste Ehre und Freude, die uns auf Erden zu Teil werden kann, beschert wurde, die nämlich, Vater zu sein, suchte ich die Gelegenheit, die allmähliche Heranbildung eines Menschen zur vollen Ausübung seiner Fähigkeiten möglichst stetig zu „benaturen“ (wie man in Thüringen recht bezeichnend sagt), nach Kräften zu benutzen und zeichnete mir jede Thatsache, welche das Auftreten einer körperlichen oder geistigen Fähigkeit erkennen ließ, in chronologischer Ordnung auf.

Da ich aber die Ergebnisse dieser biographischen Aufzeichnungen überblickte und mit den an anderen Kindern gemachten Beobachtungen verglich, bemerkte ich in dem zeitlichen Auftreten und der Art und Weise des Eintritts gewisser Thätigkeiten einige so wesentliche Verschiedenheiten, daß zu ihrer Erklärung eine größere Anzahl genauer Beobachtungen nötig erschien, um die Regel jener Ausnahmen zu erkennen.

Ich beschloß deshalb die Resultate meiner Beobachtungen zusammenzustellen, und dieselben in Abschrift an mehrere sinnige Mütter zu verteilen, um durch sie eine Sammlung methodischer Kinderbiographien zu erhalten, aus welchen sich dann durch Induktion diejenigen Gesetze

der menschlichen Entwicklung ableiten ließen, über welche ich in Büchern vergebens Belehrung gesucht hatte.

Freunde, denen ich die kleine Abhandlung mitteilte, rieten zur Veröffentlichung, da ich vielleicht solche Mitbeobachter auch in weiteren Kreisen finden würde, oder doch manchen Eltern die Freude an der Entwicklung ihrer lieben Kleinen durch ein wissenschaftliches Interesse erhöhen könnte.

Wenn sich diese Voraussetzungen erfüllten, würde ich mich für reich belohnt halten. Wenn auch der Wunsch, daß sich für die genetische Anthropologie, wie ich diesen Zweig unseres Wissens vom Menschen nennen möchte, ein ähnlicher Verein zu gemeinsamer Forschung bilden möchte, wie Vereine zur Beobachtung der Ablenkung der Magnetnadel, der Witterung u. s. w. bestehen, wohl ein frommer Wunsch bleiben wird:*) so darf ich doch vielleicht hoffen, durch mein Büchlein manchen Vater und manche Mutter, welche die Neigung unserer Zeit zum Naturstudium teilen, anzuregen, zu solchem Studium das ihnen nächste und teuerste Wesen zu wählen, und ihnen dafür eine Art Katalog der schönen und herzerquickenden Erscheinungen zu geben, welche sich ihnen dabei darbieten. In dieser Hoffnung will ich das Wagnis, mit einer Skizze, deren Mängel ich gar sehr fühle, vor die Öffentlichkeit zu treten, auf mich nehmen.

Der eigentliche Zweck des Büchleins (möge dies die Kritiker zur Nachsicht stimmen) ist nicht sowohl, fertige Beobachtungen zu geben und — was unendlich schwieriger ist — die Verkettung und ursachlichen Verhältnisse der Erscheinungen nachzuweisen, als zu eigener Beobachtung und Forschung anzuregen. Es erhielt deshalb keine streng wissenschaftliche Form und giebt oft nur flüchtige Andeutungen, wo ein Buch tiefer eingehende Behandlung erfordert hätte. Da mir Werke über diesen Zweig der Naturwissenschaft nicht bekannt sind (Lockes Essay, welcher die Genese der höchsten geistigen Fähigkeiten philosophisch erörtert, habe ich erst nachträglich kennen gelernt), so weiß ich nicht, ob nicht manches schon besser dargestellt ist;**) mein Bestreben war nicht, neue, sondern treue, von Theorieen ungefärbte Beobachtungen zu geben und zu ähnlichen anzuregen. Und solche

*) Vergl. hierzu das in den Vorbemerkungen zu „Kind und Welt" Gesagte.

**) Sigismund hat sich in „Kind und Welt" als ein so vorzüglicher Kenner und treuer Beobachter der Kindernatur bewährt, daß man seinen hier ausgesprochenen bescheidenen Zweifel getrost verneinen kann. Allerdings war er nicht ganz ohne Vorgänger, aber die vor ihm erschienenen und ihm unbekannt gebliebenen Schriften von Tiedemann („Über die Entwicklung der Seelenfähigkeiten bei Kindern", 1787) und Löbisch („Entwicklungsgeschichte der Seele des Kindes", 1851) können seine Verdienste in keiner Weise beeinträchtigen. Lockes Essay concerning human understanding (1689), sowie etwa das „Buch der Kindheit" von Bogumil Golz (1847) können hier nicht wohl in Betracht gezogen werden.

selbst angestellte Beobachtungen erfreuen, wenn sie auch kein wissenschaftlich bedeutendes Resultat gewähren sollten, doch mehr als eine Fülle von Thatsachen, welche uns ein anderer als die Frucht seiner Studien fertig und wohlgeordnet mitteilt. Lessings erhabener Spruch über den Wert selbstgefundener Wahrheiten gilt auch für die Naturforschung.

Am Neujahrstage 1855.

Erster Abschnitt.

Das dumme Vierteljahr.

(Bis zum Lächelnlernen.)

Das dumme Vierteljahr, — so nennt man in Thüringen die ersten drei Monate des kindlichen Lebens und vertröstet junge Eltern, welche ungeduldig auf eine freundliche oder geistreiche Äußerung ihres kleinen Gastes warten, der sich stumm bedienen läßt oder rücksichtslos, wie ein Engländer im Gasthofe, die Bewirtung tadelt, auf die Freuden des nächsten Vierteljahres, wo das Kind anfangen werde etwas zu kennen.

Bietet das Kind wirklich in dieser Zeit den Eltern gar nichts der Beobachtung und des Denkens Wertes?

Gar mancherlei, meine ich.

Ich will zunächst einige Gedanken anführen, wie sie sich dem Vater bei der Beobachtung der Ereignisse des ersten Tages aufdrängen.

Sobald das Kind zur Welt geboren ist, fängt es an gellend zu *schreien*. In diesem Augenblicke sind die Eltern in einer so fieberhaften Spannung, daß auch der Vater nicht Zeit hat zu beobachten und zu denken. Aber in späterer ruhiger Stunde fragt man sich: woher dieser sonderbare Gruß an die Welt rühre. Frömmler legen ihn vielleicht aus als Wehruf über die Welt der Sünde, in welche das Kind voll Trauer eintrete; poetische Gemüter deuten ihn als Vorahnung der vielen Schmerzen des Lebens. Der unbefangene Naturforscher, welcher auf geistreiches Symbolisiren nicht viel hält, erkennt darin nichts, als die erste, durch den neuen Reiz heftig und schmerzlich erregte Atmung. Viele neue Thätigkeiten eines Organismus, auch desjenigen der Menschheit, treten mit Schmerzgefühlen ein (z. B. Zahnen, Pubertät) und nicht nur der Gründer einer neuen geschichtlichen Epoche selbst, auch seine Zeitgenossen müssen gar oft

einen ähnlichen Schmerzensschrei ausstoßen, wenn jener, als ein neues Organ der Menschheit anfängt zu funktionieren.

Bisher atmete die Mutter für das Kind, in dessen Adern ein von der mütterlichen Lunge mit Sauerstoff belebtes Blut kreisete. Was bestimmt nun aber das Kind, plötzlich selbst zu atmen? Höchst wahrscheinlich die Einwirkung der kühleren Luft auf die kindliche Haut, welche bisher in einer Flüssigkeit von 28° R. sich badete; vielleicht wirkt auch die sich in die Luftwege eindrängende atmosphärische Luft mit hinzu. Jedermann wird, wenn er auch nur den Fuß in ein kühles Bad setzt, zum tiefen Atmen, wohl sogar zum Aufschreien gezwungen. Um wie viel mehr das Neugeborene, welches aus einer Temperatur von 28° in eine andere von 16—18° versetzt wird! Jener Eindruck auf die Hautnerven pflanzt sich längs der Nervenbahnen fort auf die hintersten Teile des Gehirns (das verlängerte Mark), und diese regen auf eine bis jetzt unbegriffene, vielleicht unbegreifliche Art die Atmungsmuskeln zur Thätigkeit an. Und so beginnt denn mit dem ersten Atemzuge die unausgesetzte und doch nie ermüdende Arbeit des Atmens, die nächst dem Herzschlag (welcher schon seit fünf Monaten im Mutterleibe merkbar ist) im schnellsten Takte erfolgende rhythmische Bewegungen irgend eines Körperteiles. Rechnet man im Durchschnitte auf die Minute 20 Atemzüge, so muß ein Mensch in einem Tage dieselbe Bewegung über 28000 mal, in einem Jahre über 10 Millionen mal ausführen, während das Herz in einem Jahre, bei 80 Schlägen in der Minute, 40 Millionen Mal sich zusammenziehen muß, um das Blut im Körper herumzutreiben. Durch den Einfluß der kühleren Atmosphäre hebt gleichsam ein Weckerrad in der leiblichen Uhr aus; die Lungen fangen damit an zu arbeiten, um nicht eher wieder zu rasten, als bis mit dem letzten Atemzuge auch das Leben erlischt.

Ein ähnlicher Lebensreiz, welcher in gewisser Hinsicht ein feindseliger Eindruck ist, weckt auch die Organe der Weltgeschichte, welche gleichsam nur das Aufheben des hemmenden Stiftes erwarten, um ihre Arbeit zu beginnen. Nur ist dieser Lebensreiz, welcher das Werde! geistigen Organen zuruft, gar oft ein scheinbar geringfügiger, inadäquater (z. B. Ablaßzettel, Theesteuer). — Jener erste Schrei des Kindes bezeichnet also den Eintritt der ersten zweckmäßigen, später dem Willen in gewissem Grade gehorchenden Bewegung, welche es außerhalb des Mutterleibes vollbringt und durch welche es sich von der Mutter zu emancipieren und ein selbständiges Wesen zu werden beginnt.

Der erste Sinn, welcher das Dasein der Außenwelt wahrnimmt — dumpf und unklar genug wird diese Wahrnehmung freilich sein —, ist der Tastsinn und namentlich das Wärmegefühl der Haut-

nerven, welches vielleicht verdiente als besonderes sechstes Sinnes-Departement vom Getast unterschieden zu werden.*) Die erste Wahrnehmung der tastenden Lippe des Neugeborenen ist neben der Wärme zugleich die Weichheit der Mutterbrust. Schon am ersten Tage bemerkt man übrigens, wie der Mensch irrt, und zwar durch mißverstandene richtige Sinnesempfindung irrt. Berührt man die Lippen des Säuglings mit der Wange oder Hand, so beginnt er sogleich die Saugbewegung. Er hält also alle warmen und weichen Körper für seine Nahrungsquelle. Der von allen Sinnen zuerst thätige Tastsinn scheint auch im Sterben zuletzt zu erlöschen. Sterbende geben nicht selten, wenn Auge und Ohr schon unthätig sind, zu erkennen, daß sie Kälte fühlen oder hart liegen, oder sie scheinen noch die Freundeshand zu fühlen, welche in ihrer erkaltenden liegt. So ließe sich der alte Vergleich zwischen Geborenwerden und Sterben noch durch manche andere Ähnlichkeit unterstützen.

Während nun das Kind zu atmen anfängt, regt es auch seine Glieder zu den ersten Bewegungen. Es gestikuliert mit den Armen, zuckt und strampelt mit den Beinen. Diese Bewegungen sind, verglichen mit denen vieler neugeborenen Tiere, so unbeholfen und automatisch, daß die Eltern sich nur durch die tausendfältigen, an anderen Kindern gemachten Erfahrungen berechtigt fühlen zu glauben, daß diese zwar wunderbar zierlichen, aber schwachen und täppischen Händchen und Füßchen dereinst zu so vielen Verrichtungen brauchbar und geschickt werden können. Nur Geduld! Auch ein Kopf oder Arm des menschheitlichen Organismus ist anfangs ein geringes Wesen, dem man oft weniger zutraut, als seinen Schulkameraden. — Die tierischen Altersgenossen sind dem menschlichen Säuglinge weit voraus. Das neugeborene Kälbchen läuft gleich recht brav zu seiner Nahrungsquelle; das eben aus dem Ei entschlüpfte Hühnchen rennt zierlich und munter umher und pickt gleich sein Futter. Dem Säugling muß seine Nahrung entgegengebracht werden. Mancher verschmäht sie auch ganz am ersten Tage und beginnt sein Leben mit Fasten auf ähnliche Weise, wie es die an nicht plötzlich tötender Krankheit Sterbenden schließen.

Aber bald äußert sich auch im neugeborenen Kinde die Gegenwart jenes geheimnißvollen Wirkens, jenes Dämons oder vielmehr Genius der höheren lebendigen Wesen, nämlich des Naturtriebes (Instinktes), welcher zweckmäßige Bewegungen ohne Bewußtwerden des Zweckes und der Mittel geschehen macht. Das Kind hebt an zu saugen und zu schlucken, sobald man seine Lippen berührt. Das

*) Häckel unterscheidet sieben Sinnesfunktionen: 1. Drucksinn (den Sigismund „Getast“ nennt). 2. Wärmesinn. 3. Geschlechtsinn. 4. Geschmacksinn. 5. Geruchsinn. 6. Gesichtsinn. 7. Gehörsinn. (Anthropogenie oder Entwicklungsgeschichte des Menschen, 4. Aufl., Leipzig, 1891.)

Empfinden dieser Berührung muß sich — das lehrt die Naturwissenschaft unwidersprechlich — durch die Nerven ins Gehirn oder das sonstige Nervencentrum fortpflanzen und hier andere Nerven, welche zu den die Saugbewegungen hervorbringenden Muskeln verlaufen, veranlassen, diese Muskeln zu geordneter Zusammenziehung zu bestimmen. Über das Wie? waltet undurchdrungenes Dunkel. Aber sicher ist, daß alle diese verwickelten Vorgänge schneller als der Blitz, gewissermaßen schneller als der Gedanke vor sich gehen. Das Empfundene gelangt gleichsam am Telegraphendrahte der Nerven ins Hirn, und von hier aus läuft unmittelbar den Bewegungsnerven entlang, die Depesche, welche die That hervorruft. Bei solchen instinktartigen Prozessen ist aber, beim Erwachsenen so wenig als bei dem Säuglinge, kein telegraphisches Büreau eingeschaltet, welches — wie es später bei bewußten und ausdrücklich gewollten Handlungen geschieht — die Nachricht der Grenzstationen (Sinnesempfindungen) erst Buchstaben um Buchstaben entziffert und übersetzt, um dann die entsprechende Aufforderung nach der in anderer Richtung weiter entlegenen Station zu telegraphieren. Die Empfindung läuft bei Tieren und Menschen in solchen, durch den bloßen Instinkt geleiteteten Thätigkeiten, in uns durch das Gehirn, ohne daß die Seele etwas davon gewahr wird. Wir blinzeln z. B. mit den Augenlidern, ehe noch das Bewußtsein zum deutlichen Gewahrwerden der vor dem Auge schwirrenden Peitsche gelangt ist. Und doch lauscht hier die Seele gleichsam als Telegraphist. Aber die Depesche jagt von der Station des Empfindens zu der dritten (der Bewegungsnerven), gleich als wenn eine telegraphische Nachricht von Paris her alle Zwischenstationen durchflöge, ohne deren Zifferblattzeiger zu afficieren und erst in Berlin sich äußerte, aber auch hier nicht in der Form, wie sie in Paris aufgegeben wurde, sondern sogleich als die jener Nachricht vollkommen entsprechende That.

Welch eine zusammengesetzte kunstreiche Bewegung ist aber dieses so einfach erscheinende Saugen! Das Kind muß seine Lippen um die Brustwarze pressen, dann die Zunge mit aufgerichteter Spitze hinterwärts ziehen, um einen luftverdünnten Raum zu erzeugen, hierauf die in diesen eindringende Flüssigkeit nach hinten durch das Thor des Gaumens und über die Zugbrücke des Kehldeckels wegleiten. Und dies alles in richtiger, taktmäßiger Zeitfolge! Müßten wir es lernen, wir würden anfangs stümpern und tölpeln, wie der ungelehrigste Rekrut beim tempomäßigen Laden. Fürwahr, dieses Saugen ist die erste That, die erste Kunstleistung des Menschen, und der kleine Student erwirbt sich dadurch den ersten akademischen Ehrengrad, er wird Säugling.

Außer den Nahrungswegen für Luft und Milch öffnet der Säugling am ersten Tage noch eine andere Pforte, durch welche ihm

viel edlere Nahrung einströmen soll, ich meine die Augenlider. Habt Ihr, Eltern, die Ihr dem Ankömmling neugierig in die eben erschlossenen Augen schautet, um zu sehen, ob ihre Sterne blau oder braun sind, habt Ihr dabei Euch klar gedacht, was das Aufschließen dieser engen Spalte für das Kind bedeute? Gewiß durchschauerte Euch ein Bangen: ach, wenn dies Pförtlein verschlossen bliebe, durch welches die fleißigen Geister der Dinge einfliegen, um die arme, im Larvenzustande so unvollkommene Seele zu nähren, wie Bienen ihren Larven das Beste aus den Blumen zutragen!

Im ersten „Augenblicke“ freilich muß die Empfindung, welche das Kind durch die Augen empfängt, eine äußerst verworrene, chaotische, wohl gar unangenehme sein. Sind wir Lichtgewohnten nicht im ersten Momente wie schmerzlich geblendet, wenn wir aus einem finsteren Raume in ein helles Zimmer treten? Und nun vollends das Kind in welches, nach absoluter Nacht, das Licht in Millionen Wellen einströmt. Die Stube zu verdunkeln, ist deshalb im Anfange notwendig. Kein Sinneswerkzeug ist in den ersten Tagen so häufigen und gefährlichen Erkrankungen ausgesetzt, als dieses köstlichste aller Organe.

Wie wenig klar übrigens der Säugling bis zu seiner vierzehnten, selbst sechzehnten Woche noch sieht, kann man daraus schließen, daß, nach meinen Beobachtungen, Kinder dieses Alters nicht blinzeln, wenn man ihnen mit dem Finger auf das Auge losfährt, als wollte man hineinstoßen. Das Auge starrt dabei so ruhig vor sich hin, als drohte keine Gefahr; die Wahrnehmung ist entweder gar nicht vorhanden oder doch nicht bestimmt genug, um die Instinktthätigkeit des Blinzelns und „Zwinkerns“ hervorzurufen. Wahrscheinlich sieht das Kind (wenn es überhaupt schon einzelnes Sichtbare unterscheidet, wenn es nicht so geblendet ist, wie wir vor einer grell beleuchteten, blanken Kupferbildsäule) alle Körper wie auf der Fläche seiner Sehhaut aufgemalt; es hat noch keine Vorstellung von etwas draußen, außer seinem Auge Befindlichen; hat jedenfalls keine Ahnung, daß sich etwas näher zu ihm heranbewegt. Sein Sehen scheint also in dieser Zeit nur ein dumpfes Empfinden des Hellen und Dunkeln zu sein, etwa wie es der Maulwurf hat, wenn er über der Erde in das Reich des Lichtes sich versetzt findet.*)

Außer den zwei genannten Sinnen des Getastes und des Ge-

*) Vgl. hierzu Preyer, die Seele des Kindes, S. 37. 14. Die Frage, wie es zu erklären sei, daß das Kind mit seinem optischen Apparat der Augen die Gegenstände nicht verkehrt (wie z. B. auf der photographischen Platte) sondern „aufrecht“ sieht, erläutert Sigismund in dem Aufsatz: Das Aufrechtsehen (Aus der Heimat, 1862) und kommt zu dem Schluß, daß ein unbewußt, instinktartiges Etwas im Sinnesorgan, oder vielmehr in der Seele die optische Verkehrtheit zur psychologischen Wahrheit regle, daß das Aufrechtsehen nicht erlernt werde, sondern angeboren sein müsse.

sichtes empfängt am ersten Lebenstage noch ein dritter den ersten Eindruck von der Außenwelt, nämlich der Geschmackssinn. Derselbe wird bei deutschen Kindern unnötigerweise gewöhnlich durch eine Arznei zuerst in Thätigkeit gesetzt. Auf schwachen Kamillenthee, welcher nach alter Erbweisheit das Eingangsgericht zu allen Erdenmahlzeiten bilden muß — bekanntlich ein den meisten Menschen unangenehmer Trank — zeigt das Kind keine Äußerung des Gefallens oder Mißfallens; es verschluckt ihn wie automatisch. Rhabarberpulver (nicht das gang und gäbe Rhabarbersäftchen) scheint jedoch schon eine unangenehme Empfindung zu verursachen. Der Geschmackssinn scheint übrigens unter allen Sinnen die ersten deutlichen Wahrnehmungen zu liefern, welche einigermaßen verinnerlicht und erinnert werden. Manche Kinder weigern sich gar früh, etwas anderes zu genießen als die Milch ihrer Mutter. Es muß also der Geschmackseindruck des ungewohnten Trankes mit dem des öfter genossenen verglichen werden, folglich von letzterem eine Spur im Sinnesgedächtnis geblieben sein. Später wird jener Sinn von den anderen weit überholt; ein Gegenstück zu den frühreifen Völkern des Altertums, welche später hinter den griechischen und germanischen Spätlingen ganz zurückbleiben. Er wird stumpf im Alter und ist in den meisten Krankheiten gestört oder unthätig.

Auch rücksichtlich der Nahrungseinnahme zeigt sich eine merkwürdige Analogie des Menschen in seinen ersten und seinen letzten Tagen. Zuerst nimmt er Luft, dann Getränk, am spätesten feste Speise zu sich; am Lebensende verschmäht er zuerst die Speise, dann das Getränk, zuletzt muß er auch der Luftnahrung entsagen.

Fassen wir nun die besprochenen Erlebnisse des ersten Tages zusammen, so finden wir folgende inhaltschwere Vorgänge:

Das Kind nimmt selbst luftige und eigentliche Speise zu sich; macht dabei die ersten Instinktbewegungen, und empfängt die ersten Eindrücke von der Außenwelt durch Hautnerven, Augen- und Geschmacksnerven. Viele begehen am ersten Tage auch schon den ersten Irrtum. — Die nächsten sechs Wochen gleichen dem ersten Tage vollkommen. Wohl bei keinem lebenden Wesen schreiten die ersten Entwicklungen so langsam fort, wie bei dem Kinde. Es scheint ein Naturgesetz zu walten, daß das Höhere, Bedeutende sich langsamer entwickele und sich durch die langsamere Entwickelung eine längere Dauer gleichsam erkaufe.

Noch schläft das Kind fast ununterbrochen auch den Tag über. Es erwacht fast nur unter Schreien, um zu trinken, und entschlummert, nachdem es sich gesättigt oder selbst während es saugt. Jedermann kennt den eigentümlichen Klang dieses Geschreies. Ein aufmerksamer Beobachter kann aus dem Klang der Stimme das Alter kleiner Kinder

bestimmen. Diese Stimme wird in einem sehr engen zarten Kehlkopfe erzeugt, dessen Stimmbänder (welche durch ihr Vibrieren den Ton ebenso erzeugen, wie das Stahlplättchen der Mundharmonika) wohl hauptsächlich durch die beim Schreien erlittenen Erschütterungen zum Wachstum angeregt werden. Nach Ablauf einiger Monate, klingt die Stimme schon anders.*)

Das Erwachen aus dem Schlafe scheint besonders durch Empfindungen der Haut (wenn das Kind naß liegt) und des Magens (wenn es Hunger spürt) hervorgerufen zu werden. Eine bedeutungsvolle Thatsache, welche von den Hellenen in eine Mythe hätte gekleidet werden sollen. Der Säugling erwacht aus dem dumpfen Weben des Geistes durch das Gefühl der Entbehrung und des Schmerzes. Ist es anders bei Völkern in ihrem Kindesalter? Das Paradies würde ein ewiges Wickelkissen für die Menschen gewesen sein; sie wären kaum zur Bildungsstufe der Otahiter gekommen.

Das Auge des wachenden Säuglings richtet sich bald suchend nach der Stelle, wo das Licht durch die Vorhänge dämmert, erweckt aber dabei die Vorstellung im Beschauer, als geschehe es ebenso willenlos und passiv, als wenn sich die Pflanze nach dem Lichte kehrt.

In dieser Zeit der dem Beobachter unmerklichen Entwickelungen, die man aber, da es im Flusse des Werdens keinen Moment des völligen Stillstehens geben kann, nicht für eine Zeit des Stillstandes halten darf, hat man Muße, sich die Formen des kindlichen Körpers, besonders des Gesichtes, näher zu betrachten und in ihrer Ausbildung zu belauschen. Ich erlaube mir einige der hauptsächlichsten Eigentümlichkeiten anzuführen.

Am meisten fix und fertig in ihren Formen sind bei dem Neugeborenen Hand und Fuß. Der letztere hat sogar jetzt die schönste Gestalt, und schon beim einjährigen Kinde, sobald es auftritt und beschuht wird, zeigt er nicht mehr diese Zartheit der Formen und dieselbe Beweglichkeit seiner einzelnen Teile. Rumpf und Gliedmaßen sind durch Fettansammlung so ausgestopft und gerundet, daß die Umrisse derselben etwas Weiches und Verschwommenes haben und namentlich nicht die hauptsächlichsten Muskeln so durchscheinen lassen, wie es schon beim fünf- bis sechsjährigen Kinde meist der Fall ist, wo die Kinder fast alle „abfallen von Schulsorgen“. Besonders die Oberschenkel sind fettreich, und zeigen eine tiefe Querfalte in ihrer Mitte. — Die Chemiker weisen nach, daß dieses aufgespeicherte Fett nicht Vorrat an Bildungsmaterial für Fleisch- und Knochenausbau sein könne, sondern eine Aufspeicherung von Brennstoff für die Lungen

*) Es sei hier auf die im Anhang aus Sigismunds Aufsatz „Die menschliche Stimme“ (1855) gegebenen Bruchstücke hingewiesen.

darstelle, welche, als der Ofen des Körpers, durch Verbrennung jener fettigen Stoffe die Körperwärme erhalten. Dieses Fett wird dem Kinde natürlich in der Milch zugeführt. Außerdem wird dem Kinde in dem Universalnahrungsmittel der Milch auch das Baumaterial für alle Körperteile geliefert, in dessen Verwertung und Assimilation kein Lebensalter eine raschere Thätigkeit zeigt. Das anfangs fünf bis acht Pfund schwere Kind verdoppelt in sechs bis acht Monaten seine körperliche Masse. Am Haupte des Kindes bemerkt man am frühesten eine Weiterbildung der Formen.

Der Schädel erhält durch das Einströmen von Blut in das Gehirn und das Wachstum des letzteren (wovon man sich durch Messung mit einem Bändchen oder durch das Zukleinwerden des ersten Mützchens überzeugt) bald seine regelmäßige und bleibende Form. Ohne Wert zu legen auf die willkürliche und zum Teil alberne Verörtlichung der Seelenthätigkeiten an einzelnen Gehirnteilen, wie sie die Phrenologen annehmen, wird der Vater doch mit Interesse das Köpfchen seines Kindes betrachten, anfühlen oder auch wohl messen, um das Größenverhältnis des Vorder- und Hinterkopfes u. s. w. zu bestimmen und mit denen des väterlichen und mütterlichen Schädels zu vergleichen. Er möge sich dabei erinnern, wie die genauere Beobachtung gezeigt hat, daß nicht in der Hautfarbe und Behaarung die wesentlichen Merkmale der Menschenracen liegen, sondern vielmehr im Bau des Schädels und dem Größenverhältnis der verschiedenen Durchmesser desselben. Hier läßt sich also eine hochwichtige angeborene Eigentümlichkeit klar und deutlich erkennen: die der Race. Das Kind gehört zur kaukasischen Race, der bildungsfähigsten, zum Beherrschen der Erde berufenen, wegen dieser länglich ovalen Schädelform und der entsprechenden Ausbildung der darunter liegenden Hirnteile. Es hat also darin sein bedeutsamstes Erbteil mit zur Welt gebracht. Bei manchen Kindern zeigt außerdem der Schädel einen gewissen unverkennbaren Familientypus. Über den Grund und die Bedeutsamkeit dieser Schädelformen ist aber bis jetzt mehr phantasiert als geforscht worden, und wir müssen uns fast ganz mit der bloßen Konstatierung der Thatsache zufrieden geben.

Die ersten dünnen, seidenweichen, meist schwarzen Kopfhärchen fallen bald aus, und machen dickeren, meist heller gefärbten Platz. Die Haut schuppt sich lebhaft ab (der Mensch „fährt" immerwährend „aus der Haut") und verliert allmählich ihre rötliche Farbe.

Am Gesichte, dessen eigentümliches Aussehen hauptsächlich durch die Unausgebildetheit der Kinnladen und das dadurch bedingte Übergewicht der oberen Gesichtshälfte veranlaßt wird, ist das in allem Wechsel der Physiognomie Bleibendste: das Auge, Ohr und Kinn. Auf diese Teile muß man auch, um die Ähnlichkeiten der kindlichen

mit der elterlichen Physiognomie zu finden, besonders achten. Magere, kränkliche Kinder zeigen öfter schon eine entschiedene Ähnlichkeit mit Vater oder Mutter, weil bei ihnen die knöchernen charakteristischen Grundlagen deutlicher modelliert und nicht durch Fett dick eingehüllt sind. Daß der Gesichtsausdruck vieler Kinder mit dem ihrer Großeltern wunderbar übereinstimme, wird oft behauptet; ich kenne keinen sprechenden Beweis. Über die Gesetze, warum in manchen Zügen des Gesichtes das Kind Vater oder Mutter ähnelt, wissen wir noch gar nichts. Die Beobachtungen über die aus Vermischung verschiedener Rassen abstammenden Farbigen, über welche jedes geographische Handbuch Auskunft liefert, geben einige Winke, welche für Jedermann leicht herauszuahnen sind.

Die Augensterne (Regenbogenhäute, Iris) sind bei allen Neugeborenen dunkel gefärbt; sie bekommen aber bald, als wenn das Licht sie bleichte, meist schon nach wenig Wochen, eine merklich hellere Färbung. Eine tiefblaue Iris wird allmählich hellgrau, grünlich oder blaugrau; die ursprünglich braune bleibt wohl meistens braun. Das Weiße des Auges (die harte Hornhaut) hat lange, bis über sechzehn Wochen hinaus, einen blauen Schein und wird sehr allmählich vielleicht nie ganz rein weiß.

Am meisten ändert sich die Form der Nase, welche anfangs bei allen mehr oder weniger flach und stumpf ist. Bei manchen Kindern, besonders sah ich es bei Kindern, deren Vater und Mutter vorragende Adlernasen hatten, hebt sich sehr frühe der Nasenrücken empor und spannt einen höheren Steg zwischen die Augen; bei anderen Menschen behält sie zeitlebens die Säuglingsform. Es hat mich gewundert, daß die Europäer, welche zwar nicht den Schädel ihrer Kinder flach drücken oder Ohrläppchen und Lippen derselben herabdehnen, aber doch die abstehenden Ohren dem Kopf näher zwängen, schiefe Zähne richten, und den Fuß im Wachstum hemmen, noch nicht darauf verfallen sind, in dieser ersten Periode, wo sich dergleichen wohl thun ließe, der Nase durch Bandagen eine bestimmte Form für ihr Wachstum vorzuzeichnen.

Eltern, die es aufwenden können, das Gesicht ihrer Kinder durch den geschwindesten Portraitmaler, das Sonnenlicht, in verschiedenen Altern abzeichnen zu lassen, würden daran den Wechsel der Größen- und Richtungsverhältnisse, welchen ein Menschenantlitz erleidet, klar erkennen und für sich manches dabei erforschen können.

Der Gesichtsausdruck, die Miene des gesunden Säuglings — kränkliche sehen alle greisenhaft und grämlich aus — macht wohl auf den unparteiischen Beschauer immer den Eindruck des Unfertigen, nicht Durchgeisteten, Holzbildartigen, oft auch des mürrisch in sich Zurückgezogenen. Wenige ehrliche Männer — wohl aber, vielleicht aus

instinktartiger Zuneigung, viele Frauen — äußern ein wirkliches Wohlgefallen an dem Gesichte der jüngsten Säuglinge. Beim ersten Lächeln aber, oder beim ersten Schauen gewinnt die Miene des Säuglings auch dem nicht durch Verwandtschaft eingenommenen Betrachter ein ästhetisches Wohlgefallen ab. Daß den ersten Formen und Bewegungen der Kinder eine malerisch-poetische Seite sich ablauschen lasse, hat meines Wissens kein neuerer Maler liebenswürdiger und sinniger bewiesen, als Ludwig Richter, dessen Radierungen, welche Kinderscenen darstellen, niemand ohne freundliches Lächeln betrachten wird.

Das Ohr des Säuglings ist in den ersten Wochen noch wie verschlossen, und oft haben junge Mütter mir ihre Besorgnis geäußert, ihr Kind werde doch nicht taub sein. Nicht ängstlich! Das Ohr ist offen, fertig wie die anderen Sinnesorgane; aber die Seele ist noch ohne Sinn für die Tonwellen. Nach einigen (drei bis acht) Wochen sieht man das Kind bei plötzlichem Geräusche zusammenfahren. Da erkennt man klar, daß jetzt auch für die wahrnehmende Seele das Hephata! (öffne dich) gesprochen ist.

In der Mitte des ersten Vierteljahres (wie wichtig wäre es, recht viele genaue Beobachtungen über solche Lebens-Ereignisse zu haben, um deren mittlere Zeiteintritte zu bestimmen!) hört man das Kind die ersten artikulierten Laute äußern. Gewöhnlich, wenn es behaglich daliegend dem Einschlafen nahe ist, fängt es an — die Mutter erschrickt ordentlich, als höre sie eine Engelstimme — Silben zu lallen („gären, papeln"), welche meist wie Ma, Ba, Bu, zuweilen auch Appa, Ange, Anne klingen. Zuweilen fügt es auch wohl einen durch das Vibrieren der Lippen erzeugten schnurrenden Laut (wie Brrr oder Arrr) ein. Meist oder immer (?) bestehen diese ersten Sprechäußerungen aus Silben von zwei Lauten, in welchen am häufigsten der Konsonant vorangeht. Die ersten deutlich ausgesprochenen Mitlaute sind nach meiner Beobachtung stets solche, welche wir mittelst der Lippen erzeugen (Labial- oder Lippen-Buchstaben). Es ist gewiß nicht zufällig, daß diese Ursprache mit Lippenlauten anhebt; die beim Saugen vielfach in Thätigkeit gesetzten Lippen sind ja die ersten artikulierenden Werkzeuge. Ob dieses Lallen bei allen Kindern, auch anderer Menschenstämme, in ähnlicher Weise eintrete, ob in den einfachsten Sprachen die Urstammwörter nicht aus ähnlichen Lautsilben bestehen, scheint mir der Untersuchung wohl wert zu sein.*)

*) Neuere Forschungen und Beobachtungen bestätigen Sigismunds Ansichten wenigstens im großen Ganzen. Es seien hier außer Preyers Buch folgende Schriften genannt: Fr. Schulze, Die Sprache des Kindes (1880.) — Gutzmann, Die Sprache des Kindes und der Naturvölker (1896.) — Taine, Note sur l'acquisition du langage, Revue philosophique (1876.) — P. Lombroso, Saggi di psicologia del bambino (1894).

In der Mitte des Vierteljahres, also in der siebenten bis zehnten Woche, fängt das Kind an zu lächeln. Manche lächeln zuerst im Schlafe („spielen mit den Engelchen," sagt man hier und da). Bald darauf (die meisten Kinder ohne jene Traumvorboten) lächelt das Kind, wenn man dasselbe freundlich anblickt; von einem Kinde weiß ich, daß es besonders durch freundliche Anrede zum Lächeln bewegt wurde. Dabei gewinnt das Gesicht, das bisher starr und teilnahmlos oder von Schmerzgefühl verzogen („Jammerkrückchen") sich zeigte, einen herzgewinnenden lieblichen Anblick. Ich sollte meinen, daß wenn das Neugeborene schon so lächelte, der leider nicht seltene Kindermord eine Unmöglichkeit für die Mutter sein müßte. Diese Erwiderung des Lächelns ist das erste Zeichen des Wahrnehmens und Zurückgebens einer Empfindung eines anderen Wesens; eine wunderbare Sympathie, welcher auch wir Erwachsenen uns nicht ganz entziehen können. Kaum der Griesgram, dem es als Narrheit erscheint, wenn einer etwas in der Welt mit Freuden ansieht, kann ein ihn anlächelndes Kind, wäre es auch nur im Bilde, anschauen, ohne gleichfalls zu lächeln. Dieses geheimnisvolle gewissermaßen Angestecktwerden von einem geistigen Zustande, oder doch wenigstens von der einem solchen Zustande entsprechenden Miene steht nicht ganz vereinzelt da. Wir gähnen oft unwillkürlich, wenn wir einen anderen gähnen sehen; wir machen instinktartig abwehrende Bewegungen, wenn wir, die wir uns ganz sicher fühlen, jemand verunglücken sehen; reizbare Kinder und Frauen verfallen zuweilen in Krämpfe, wenn sie einen Krampfanfall Fremder sehen. Kein Tier erwidert eine freundliche Miene seinesgleichen oder des Menschen durch entsprechende Gebärden. (?) Die Gesichtszüge der meisten sind, außer im Zorn, starr wie Holz; das teilnahmvollste aller Tiere, der Hund, sieht sich hauptsächlich auf den Schwanz als Herzenszeiger beschränkt.*) Daß die Grimassen, mit welchen die Affen die Mienen der Menschen entgegnen, nicht gleichbedeutend sind mit dem Wiederlächeln des Kindes, wird wohl selbst der konsequenteste Anhänger der Theorie, daß der Mensch in allen Stücken ein Tier sei, kaum behaupten. In Hinsicht auf Gemütsleben hat überhaupt der Affe kaum so viel Ähnlichkeit mit dem Menschen, als der Hund.**) — Durch freundliches Anblicken wird dieses Lächeln des Säuglings öfter hervorgerufen und gewinnt allmählich Einfluß auf die stehende Miene desselben. So vermag die Mutter durch liebevolles An-

*) Jäger und andere Hundefreunde behaupten dagegen, daß Hunde — nicht alle — allerdings zu lächeln, und sogar recht freundlich zu lächeln verstehen. (S. Iwan Turgeniew's Tagebuch eines Jägers (deutsch von Biedert 1854) I., S. 57). Sig.

**) Vgl. hierzu Darwins Schrift: „Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei den Menschen und bei den Tieren", deutsch 1872.

blicken das Gesicht ihres Kindes zur seelenvollen Schönheit umzuformen, wie der Maler ein angelegtes starres Porträt durch Übermalen. Darum ist das Kind, wenn auch die knöcherne Grundlage seines Gesichtes ganz den Typus des Vaters trägt, gar oft der Mutter wenigstens dann ähnlich, wenn es lächelt. Vielleicht möchte dies bei schönen Müttern, welche ihr Kind auch gern schön hätten, es aber meist der Wärterin überlassen, als Motiv nicht unwirksam zu verwenden sein, um sie zu fleißigeren Kinderpflegerinnen zu machen.

Um dieselbe Zeit beginnt der Säugling zu *schauen*, d. h. die Augen auf einen Gegenstand zu heften und ihn mit *Aufmerksamkeit zu betrachten*. Ein Mädchen fixierte schon in der fünften Woche eine hängende Blumen-Ampel, und sah sich, neun Wochen alt, lächelnd im Spiegel. Bei Knaben scheint dasselbe meist um einige Wochen später einzutreten. Um diese Zeit fängt also das Kind an, das Dasein einzelner Außendinge deutlich wahrzunehmen, was Tiere, welche nicht blind geboren werden, in der ersten Stunde vermögen. Daß die Säuglinge dieses Alters jedoch vom Hintereinander der Dinge, also von dem nach allen Richtungen sich ausdehnenden Raume keine Vorstellung haben, glaube ich oben durch den Versuch mit dem Finger, den man rasch auf das Kindesauge zu bewegt, bewiesen zu haben. Das Kind sieht wahrscheinlich den Finger nur als einen dunkeln oder farbigen Fleck im hellen Sehfelde, ohne ihn als reliefartig aus der Tafel des Bildes herausragend zu erkennen.

Gegen das Ende des ersten Vierteljahrs sieht man den Säugling öfters mit der Kinnlade Kaubewegungen machen, manchmal auch Speichel über die Lippen ergießen („geifern"). Sicher ist dies Folge des Reizes, welchen die aus dem Zahnfleische herausbohrenden Zahnkronen und das infolgedessen reichlicher zuströmende Blut auf die Kiefernerven ausüben.

Da ich nicht voraussetzen darf, daß die Leser alle im Besitze eines Buches über den Bau des menschlichen Körpers sind, will ich hier mit wenig Worten das Hauptsächlichste aus der Entwickelungsgeschichte der Zähne einschalten.

Das Kind bringt in seinen Kiefern die Säckchen sowohl der Milchzähne als der bleibenden Zähne mit auf die Welt. Die Kronen der Milchzähne sind sogar schon verknöchert. Aber noch stecken sie unterhalb des Zahnfleisches, wie das Keimchen der Pflanze unter der Scholle. Sie wachsen an ihrer Wurzel, und werden dadurch mit ihren mehr und mehr verknöchernden Kronen gegen das Zahnfleisch gepreßt, wodurch endlich darin eine Öffnung für sie entsteht.

Dieser „Zahnreiz" veranlaßt gewöhnlich das Kind zuerst zur zweckmäßigen Bewegung seiner Hand, zum *Greifen*. Schon früher umschloß es wohl mit seinen Fingerchen den hineingelegten Finger

der Wärterin. Jetzt lernt das Kind die Hand nach einem Ziele hinführen. Wie wir instinktmäßig die Hand nach der Körperstelle führen, wo es uns juckt, sticht oder brennt, so führt der Säugling von nun an seine Hand zum Munde, und beißt darauf, um den kitzelnden Schmerz zu beschwichtigen.

Dadurch muß allmählich in der Seele des Kindes das Bewußtsein erzeugt werden, daß es Glieder habe, dieselben bewegen könne und sich mit der Hand bei gewissen Schmerzgefühlen zu helfen vermöge. Es macht den ersten Schritt zur Selbstkenntnis.

Bald faßt auch das Kind einen dargebotenen Finger der Wärterin, um ihn zum Munde zu führen und darauf zu kauen. Dadurch ist ihm der Weg eröffnet, durch seinen Arm Außendinge zu bewegen, und so thätig einzugreifen in die Außenwelt, zu handeln. Zugleich muß es dabei den Unterschied wahrnehmen, daß es dann nicht auf seinem eigenen Finger kaut, sondern auf einem fremden Körper, der in keinem Empfindungszusammenhange mit dem eigenen Wesen steht. Auch zu diesem Bewußtsein und diesen Fähigkeiten gelangt das Kind durch eine schmerzliche Empfindung. Scheint doch der Schmerz überhaupt Hauptlehrer des Menschen sein zu sollen.*)

An der Grenze dieses ersten Lebensabschnittes sehen wir den Säugling auf folgender Stufe:

Er ist öfter und länger wach; kann Augäpfel und Hände einigermaßen zweckmäßig bewegen; er schaut, horcht aber noch nicht (frühreife Kinder vielleicht auch jetzt schon; wenigstens soll ein acht Wochen altes Mädchen seiner Mutter Stimme erkannt haben); hat aufdämmernde Ahnungen vom Dasein der Außenwelt außer der Mutterbrust und von dem seiner Arme; zeigt das erste Mitgefühl und begeht den ersten Irrtum.

Alles Fähigkeiten, welche auch die höheren Tiere in ihrer frühesten Jugend, manche sogar in höherem Grade besitzen. Der Nachahmungstrieb ist noch sehr schwach oder schlummert noch ganz. Nur die geheimnisvolle Sympathie mit dem freundlichen Menschenantlitz kündigt an, daß das hilflose, geistigarme Wesen eine höhere Stufe auf der Stufenleiter der lebendigen Geschöpfe erklimmen werde. Das Mitgefühl ist die am frühesten sich äußernde, und wohl auch eine der herrlichsten Eigenschaften des Menschen, in welcher kein Tier an ihn

*) Die tiefe Wahrheit, daß Leiden und Schmerzen erziehlich und fördernd auf den Menschen wirken, seine Fähigkeiten entwickeln, die Gefühle der Menschlichkeit und Liebe vertiefen, hat Sigismund wiederholt eindringlich ausgesprochen, so z. B. in dem Aufsatz „Betrachtungen eines Genesenden“ und in seinem Gedicht „Ärztliche Schule“. — Schon Äschylus sagt in seinem Agamemnon: „Zur Weisheit leitet uns Zeus und heiligt als Gesetz, daß in Leiden Lehre wohnt.“

hinaufreicht. Kranke Tiere werden von ihren Geschwistern entweder gleichgiltig außer Acht gelassen, oder gar wirklich angefeindet. Man denke an kranke Hühner! Nur der Mensch pflegt seine kranken Brüder, das Tier, z. B. der Affe, höchstens seine kranken Säuglinge. Und wenn das Christentum weiter nichts bewirkt hätte, als dieses Mitgefühl, diesen Samaritergeist zu wecken, zu pflegen und zu läutern, so wäre es schon dadurch das bedeutendste Ereignis der Weltgeschichte.

Zweiter Abschnitt.

Vom Lächeln bis zum Sitzenlernen.

Diese Periode umfaßt bei den meisten Kindern das ganze zweite Vierteljahr. Indessen schwanken die Grenzen derselben, und noch mehr die der folgenden, zwischen ziemlich entfernten Extremen. Über die Ursachen der früheren oder späteren Entfaltung der Geistesknospen bei einzelnen Kindern wissen wir noch gar nichts. Natürlich, da man sich noch nicht einmal bemüht hat, die so leicht auszuführenden statistischen Vorarbeiten zu veranstalten. Die Statistik hat in neuerer Zeit Ungemeines geleistet. Sie weist nach, wie viel Pfund Fleisch ein Mensch durchschnittlich verzehrt in England oder in Preußen, wie lange er durchschnittlich lebt hier oder dort, ja sogar berechnet sie zuvor, wie viel Verbrechen hier oder dort begangen werden mögen. Wenn sie doch ihr forschendes Auge auch einmal der Entwickelung des Menschen schenkte!

Ziemlich sicher scheint mir die Annahme, daß *Mädchen sich rascher entwickeln als Knaben.* Meine eigene, freilich nicht sehr umfassende Beobachtung bestätigte in jedem Falle diesen Ammenglauben. So wie der Geist des Mädchens in der Säuglingszeit rascher aufblüht, so auch in der Pubertätsperiode. Würde diese Annahme durch eine ausgedehnte Beobachtung bestätigt, so stimmte sie vollkommen mit dem vermuteten allgemeinen Gesetze, daß eine Entwickelung anfangs um so langsamer fortschreite, zu je höherem Ziele sie führt. Denn das können wir doch — bei aller Ehrfurcht für die Frauen und bei aller Furcht vor emancipierten Damen — nicht umhin zu gestehen, daß die Geistesentwickelung des Mannes weiter führt als die der Frau, da alle großen Thaten der Kulturgeschichte, alle Entdeckungen großer Wahrheiten, jede Aufstellung neuer Kunst- und Lebensformen bisher den Männern vorbehalten geblieben sind und wohl auch bleiben werden. Überdies lesen wir von manchen genialen Männern, daß ihre Entwickelung in den Schuljahren — denn der früheren Kind-

heit wird meist von den Biographen gar nicht Erwähnung gethan — langsamer ging, als diejenige ihrer Mitschüler.

Außer der Frage nach dem Einflusse des Geschlechts sind noch manche andere interessante Fragen zu beantworten. Dahin gehört z. B. die, ob der Ammenglaube begründet ist, daß ein körperlich kräftiges, feistes („starkes") Kind sich geistig langsamer entwickele, als ein zarteres, mageres?*) Hat die Art der Ernährung und der Umgebung entschiedenen Einfluß? Ist nicht selbst die Jahreszeit, in welche die Perioden der entscheidendsten Entwickelungsprozesse fallen, von gewisser Einwirkung? Wie weit beschleunigt die Erziehung die wesentlichen Fortschritte?

Alle diese Fragen müßten sich durch planmäßige statistische Nachforschungen beantworten lassen, wenn sich ein wissenschaftlicher Verein dieses Zweiges der Naturforschung annehmen wollte, und nicht wie bisher die Beobachtung so wichtiger Vorgänge immer nur der gelegentlichen Aufmerksamkeit von Kinderwärterinnen überlassen bliebe.

Nach diesen Vorbemerkungen wende ich mich zu der kurzen pragmatischen Aufzählung der wichtigsten neuen Ereignisse des Säuglingslebens und gebe, da mir nicht genug Beobachtungen vorliegen, um das Mittel zu berechnen, den Eintritt derselben nach den Terminen, wie sie bei meinem sich ziemlich langsam entwickelndeu Knaben sich einstellten. Ich bezeichne ihn der Kürze wegen mit A.

A. griff, neunzehn Wochen alt, zuerst nach Gegenständen mit deutlichem Verlangen, sie zu haben. Ein Mädchen soll schon mit neun Wochen nach einem hangenden Klapperchen gereicht haben. A. langte zuerst nach einem mit Elfenbein umrandeten Schlüsselloche, dann nach einem hangenden Schlüssel und war anscheinend nicht wenig überrascht, als dieser seiner Hand auswich und baumelte. Oft greift das Kind anfangs fehl, besonders oft zu kurz. Zeigt es doch durch sein bekanntes Greifen nach dem Monde, daß es von der Entfernung noch keine Vorstellung hat. Es gewinnt diese ja erst durch Greifen, durch das Fehlschlagen der Versuche, gewisse Gegenstände zu „erreichen", während andere leicht sich erfassen lassen. Man könnte sagen, *das Kind mißt mit seinem Arme die Welt aus.*

Zu gleicher Zeit beobachtete A. (jenes Mädchen angeblich schon in der fünften Woche) mit ernsthaftester Aufmerksamkeit das sich bewegende Pendel einer Uhr, und bald darauf verfolgte er auch den Löffel auf seinem Wege vom Teller zum Munde und umgekehrt, mit gespannten Mienen.

---

*) Dieser Glaube scheint nach neueren Untersuchungen von Gilbert u. a. auf wohl begründeten Erfahrungsregeln zu beruhen. Rasche körperliche Entwicklung verlangsamt durch ihren Kraftverbrauch die geistige.

Dies ist ein äußerst wichtiges Ereignis, das erste Bewußtwerden der Bewegung. Zwar könnte das Kind auch beim Geschaukeltwerden in der Wiege, oder beim Getragenwerden im Mantel diese Vorstellung sich aneignen; aber diese Bewegungen sind viel weniger leicht verständlich, weil sie nicht so gleichmäßig und einfach sind.

Wie mag nun aus der Beobachtung des Pendels die Vorstellung der Bewegung hervorgehen? Wohl auf folgende Weise, nur natürlich nicht in regelrechter Schlußkette, nicht einmal in klaren Begriffen. Um die glänzende Linse des Pendels immer zu sehen, mußt du deine Augen bewegen, sie bald rechts, bald links wenden. Ist die an den verschiedenen Orten gesehene Linse auch eine und dieselbe? könnte hier ein kleiner Skeptiker einwerfen, und sich erst über die Einerleiheit durch genaue Betrachtung der Form beider Sehbilder überzeugen müssen. Also muß jener Körper seinen Ort verändern; denn es giebt andere Gegenstände in der Nähe der Linse, zu deren Betrachtung du die Augen ruhig und stet zu halten hast. Wenn deine Augen rechts gerichtet sind, kannst du nicht zugleich links sehen; also kann auch jener Körper nicht zugleich links und rechts sein, er muß nach einander bald da, bald dort sich befinden. So gesellt sich zur Vorstellung des Ortes notwendig gleichzeitig die der Zeit.

Obgleich der Säugling sich dieser ungemein schwierigen Vorstellungen oder Anschauungen eben so wenig, wohl noch weniger klar bewußt ist, als wir philosophischen Laien, — sollen ja doch die Philosophen selbst einander darin oft Unklarheiten und Mängel vorrücken —, so verdient doch, ihr Eltern, euer kleiner Galilei, daß Ihr ihn dabei aufmerksam betrachtet und versucht, euch in seine forschende Seele zu versetzen. Er steht auf dem Punkte, wo ihn die Außenwelt zur Seelenthätigkeit, so dämmerig sie auch sein mag, nötigt; der winzige Oedipus steht vor der Sphinx, deren mancherlei, unendlich schwierige Rätsel wir alle, unbewußter Weise, mit unbekannten Mitteln gelöst haben oder gelöst zu haben glauben; vor einer Sphinx, welcher der zu solchem Weidmannswerk geschulte Philosoph wohl methodischer und zierlicher, aber kaum leichter und sicherer den Genickfang giebt. Wer die interessanten Weisen des Verfahrens, wie die Philosophen diese Sphinx erst in ein Garn locken und dann umbringen, kennen lernen will, dem verspreche ich, wenn er sich nicht scheut, sich in ein etwas schwieriges Jägerlatein hineinzufinden, aus dem Lesen von Kant großes Vergnügen.

Mit dem dritten Vierteljahre schien mein kleiner Philosoph schon mit den Problemen von Ort, Zeit und Bewegung im Reinen zu sein, wenigstens so weit, daß er auf der philosophischen Höhe stand, es nicht mehr anzustaunen. Er freute sich wohl noch, wenn er Körper rütteln und rollen konnte, liebte auch laufende Tiere und fliegende

Vögel zu beschauen, aber mit dem Verständnis des Pendels glaubte er fix und fertig zu sein.

So geschieht es uns Nichtphilosophen mit gar vielen Erscheinungen. Wir stutzen bei der ersten Wahrnehmung derselben, wie wenn ein Bauer die Lokomotive zum erstenmale über seinen Acker brausen sieht; wir staunen sie öfters an, zausen und zerren mit den Zähnen unseres Geistes ein bischen daran herum, gewöhnen uns dabei an das uns anfangs fremdartig und wunderbar Erscheinende, und halten es, weil wir stumpf und denkmüde geworden, für begriffen und in bester Ordnung. „O der Dampfwagen," denkt der Bauer, „das ist nun weiter auch nichts ganz Apartes, denn ich sehe ihn alle Tage. Er bewegt sich, weil das Feuer drin brennt!" Und damit hat es für ihn sein Bewenden.

Obgleich die meisten Tiere diese Grundvorstellungen des Geistes von Raum und Bewegung mit auf die Welt bringen, so lieben doch manche junge Tiere, da Überflüssiges nicht schadet, darüber mit Experimenten verbundene Untersuchungen anzustellen. Der junge Hund sieht mit gespanntem Auge einem pendelartig schwingenden Körper zu. Jedermann kennt das Lauschen und zierliche Spielen junger Katzen, denen man ein Knaul oder eine Hasenpfote an einem Faden vorhängt. Durch sein sicheres Greifen nach dem schwingenden Körper zeigt dieses Tier aber schon ein Verständnis der Bewegung, ja bald auch eine so genaue Schätzung ihrer Geschwindigkeit, daß es darin die meisten dreijährigen Kinder übertrifft.

Aus Teilnahme für die kleinen philosophischen Studenten will ich beiläufig die Bitte hinzufügen, dem Kinde dieses Alters nicht etwa eine durch die Ofenwärme bewegte sogenannte papierene „Ofenschlange" als Veranschaulichungs-Lehrmittel vorzuführen, wie ich es in einigen Kinderstuben fand. Nicht nur ist das Verständnis dieser Bewegung schwer, sondern auch sinnlich angreifend, selbst Schwindel erregend.

Während der Säugling der ersten Periode nichts antastet, als zuweilen die Mutterbrust, den einzigen Gegenstand der Außenwelt, dessen Dasein er durch vier Sinne so früh konstatiert, — so greift nunmehr das Kind nach allem, faßt alles (und wie die Sprache zeigt, ist „fassen und begreifen" nicht bloß Bezeichnung der körperlichen That, mit dem Anfassen faßt es auf, mit dem Zugreifen begreift es stets etwas im Geiste), es schüttelt und zerrt daran stundenlang, mit augenscheinlicher Freude. Es ist die Freude des thätigen Forschers, welcher eine neue Bahn des Strebens sich eröffnet hat.

Im Hervorbringen artikulierter Laute dagegen zeigt sich in dieser Periode kein auffallender Fortschritt; zuweilen unterbleibt das „Gären" wohl auch gänzlich auf mehrere Wochen (vielleicht in Folge gestörter Zahnung; doch wage ich darüber keine bestimmte Behauptung).

Dagegen bemerkte ich in der dreiundzwanzigsten Woche bei A. zum erstenmale die eigentümlichen, fast dem Krähen vergleichbaren Jubellaute, welche ich bei allen gesunden Kindern, bei manchen beträchtlich früher, wahrgenommen hatte. Unter Strampeln, Zappeln und Gestikulationen stößt das Kind jene Laute aus, die mich manchmal an das jubelnde Jolen der Hirten und Studenten erinnern. Das ist ein ganz anderer Gebrauch der Lunge und des Kehlkopfes, als in der ersten Lebenszeit, wo nur kläglich wimmernde oder schläfrig lallende Laute daraus zum Vorschein kamen. Das klingt wie der erste Versuch der jungen Vögel zu jubilieren, es tönt wie das übermütig machende Gefühl schwellender Kraft und Freiheit. Besonders, wenn man abends bei Licht das Kind, ihm den Rücken unterstützend, auf den Tisch setzt, wird es munter und lebendig, zappelt und schlägt, kräht und „krölt".

Besondere Freude scheint dem Kinde jetzt das Zerknüllen und Zerknittern von Papier zu machen. Es zerrt gern daran, ballt es in der Hand, als freue es sich, daß es Kraft genug in der kleinen Faust fühle, um Dinge in ihrer Form zu verändern, oder es scheuert damit den Tisch mit der Scheuerlust einer Holländerin. Auch faßt es schon eine Peitsche und schwingt sie hin und her; nimmt sie aber noch gar ungeschickt in die volle Faust oder wie es eben trifft. Der eigentümliche, ihrem kunstreichen Baue gemäße Gebrauch der Hand als Zange wird erst später begriffen und geübt.

Während im vorigen Vierteljahre schon der Säugling das Lächeln der Wärterin oder Mutter erwiderte, welches Widerstrahlen fremder Gefühle immer deutlicher und häufiger wird, fing mein A. in der siebenundzwanzigsten Woche an zu *lächeln, wenn man ihm sein Bild im Spiegel zeigte.* Das öfter erwähnte Mädchen soll schon in seiner zehnten Woche sein Spiegelbild angelächelt haben, und lachte, sechzehn Wochen alt, stets laut auf, wenn ihm sein Vater einen schnurrigen, übrigens bedeutungslosen Laut zurief.

Läßt sich dieses Anlächeln des Spiegelbildes anders erklären, denn als Ausdruck der Freude über ein Gesichtsobjekt? Es ist nicht ein meinungsloses Muskelspiel, wie das Lächeln ganz junger Säuglinge im Schlafe, was oft von Magensäure herrühren soll, worüber ich mich indessen jeder Bestimmung enthalte; auch ist es nicht instinktartige Nachahmung, da ja das Gesicht des Kindes vor dem Hineinblicken und beim ersten Erblicken des Spiegelbildes in ruhiger affektloser Fassung war.

Wir beobachten also in diesem Lächeln die erste Äußerung des Wohlgefallens an einer klaren und deutlichen Sinneswahrnehmung, und zwar erweckt der nunmehr in vollkommenere Thätigkeit getretene Gesichtssinn lebhaftere angenehme Eindrücke, als selbst der bei dem

Kinde so vorwaltende Geschmackssinn. Noch äußert das Kind über Wohlgeschmack keine Freude.

Was macht aber wohl diesen Eindruck auf die Sehnerven zu einem so angenehmen? Doch wohl nur die, wenn auch sehr unklare, Vorstellung von der Nähe eines gleichartigen, verwandten Wesens. Manche Kinder, denen man aus abergläubischer Besorgnis,*) daß sie eitel werden möchten, ihr Spiegelbild nicht zeigt, lächeln allerdings zuweilen, wohl schon früher, einen toten Gegenstand, eine Quaste u. dergl. an. Aber nie lächeln die Säuglinge häufiger und regelmäßiger, als beim Betrachten ihres Spiegelbildes oder anderer Menschengesichter, besonders kindlicher. Es ist also die erste lebhafte Äußerung des Geselligkeitstriebes, der auch in vielen jungen und nicht wenigen erwachsenen Tieren so mächtig waltet. Wer hat nicht schon mit Lust beobachtet, wie das einsam erzogene Kätzchen sich sogleich dem Besuchskätzchen nähert, um mit ihm zu spielen? Über ihr Spiegelbild zeigen aber nicht viele Tiere Verwunderung oder Freude. Der Affe grinst es an, Hunde sah ich bellend darauf los gehen, Lachtauben davor rucksen und Bücklinge machen.

Woran lernt aber das Kind, freilich erst nach vielen Beobachtungen, daß es sein eigenes Selbst im Spiegel erblickt? Wohl nur durch die Erinnerung, daß das jetzige Bild dem früher gesehenen vollkommen gleicht, und stets dasselbe thut, wie das abgespiegelte Original. Unsere Kinder wissen schon im dritten oder vierten Jahre, daß nicht eine wirkliche Person hinter dem Spiegel steckt, wovon sich Wilde, und wenn sie sechzig Jahre alt sind, beim ersten Anblicke schwer überzeugen sollen.

Eine Hauptquelle des Vergnügens bei Betrachtungen des Spiegelbildes scheint ferner darin zu liegen, daß das Kind wähnt, mit seinem Willen auch die ganz entsprechenden Bewegungen in einem anderen gleichartigen Wesen hervorzubringen, oder gar ein solches anderes Ich zu finden, welches freiwillig seine Affekte teilt, einen gleichgestimmten Freund. Ich sah einst eine Lachtaube minutenlang sich vor einem Spiegel verbeugen und rucksen, ohne daß sie unter dieser Zeit auf die unter dem Ofen ihrer harrende Gefährtin achtete.

Außer den ebengenannten häufen sich nunmehr die Beweise, daß das Kind wirklich einzelne Formen klar sieht, sich einprägt und mit früher erblickten vergleicht. Bringt man einen Säugling dieses Alters in ein anderes Zimmer, so staunt er die anders gefärbte Wand und die verschieden geformten Gegenstände, besonders

*) Über abergläubische Mutterregeln und Aberglauben in der Kinderstube berichtet Sigismund in seinem Aufsatz: „Erbweisheit der Mütter" (Gutzkow's Unterhaltungen a. h. Herd, 1861) und in seiner Landeskunde, I. S. 93.

die hellen, blanken Dinge, mit großen Augen an und läßt neugierig seine Blicke umherschweifen.

Sicher hat er dabei die Erinnerung an das früher gesehene Zimmer in seinem Bewußtsein, und vergleicht das Gewohnte mit dem Neuen. Denn in die gewohnte Kinderstube zurückgebracht, zeigt er kein solch staunendes Forschen.

Mit der dreißigsten Woche kannte A. bereits sicher drei Personen, seine Eltern und die Wärterin. Er weigerte sich, die Saugflasche von seiner Mutter zu nehmen, da er bei deren Anblick wahrscheinlich sich der Brust erinnerte, nahm sie aber ohne Zögern aus der Hand der Wärterin. Das oft erwähnte Mädchen soll schon in der achten Woche seine Abneigung gegen die neue Magd durch Weinen ausgedrückt haben, so oft diese nur sich anschickte, das Kind auf den Arm zu nehmen; es weinte auch in jenem Alter schon, wenn Fremde es anredeten. Den Vater blickte A. im zweiten Vierteljahr freundlich oder gleichgiltig an, wie etwas Altbekanntes, während er Fremde anstaunte oder ängstlich und selbst mit einer Jammermiene ansah. Also auch hier wieder deutliche Erinnerungen an frühere Gesichtsempfindungen und Vergleichen der neuen mit den vergangenen! Dies ist aber noch immer keine geistige Thätigkeit, welche wir nicht auch bei jedem höheren und selbst bei vielen niederen Tieren wahrnehmen.

Dem Monde, wie allen hellen, glänzenden Gegenständen schenken wohl alle Kinder früh Teilnahme; nicht alle aber greifen danach. Der Knabe A. staunte, am Tage über die Gasse getragen, stets hinauf nach den hangenden, keineswegs durch Glanz reizenden Laternen. Überhaupt glaube ich bemerkt zu haben, daß kein Tier, außer den fliegenden und kletternden, so viel aufwärts schaut, als der Säugling.

Das Ohr zeigt in seiner Thätigkeit noch keinen weiteren Fortschritt, als den, daß es — in manchen Fällen wenigstens — schon die Stimmen zweier Personen deutlich auffaßt, so daß die Seele dieselben unterscheidet, und daß manche Säuglinge dieses Alters schon ihr Köpfchen nach den Sprechenden richten.

Während nun Arme und Sinne sich bis zu dem beschriebenen Grade ausbilden, hat auch der Rumpf eine bedeutende Fähigkeit erlangt. Die Nackenmuskeln haben den früher bei aufrechtem Getragenwerden des Kindes nach vorn knickenden Kopf tragen gelernt und das Kind fängt an, nachdem man es öfter durch Unterstützung des Rückens durch Menschenhände vorgeübt, allein zu sitzen. Meist geschieht dies in der siebzehnten bis sechsundzwanzigsten Woche. Es nimmt also die Stellung eines aus dem Schlafe Erwachenden an, der aber, noch nicht ganz ermuntert, öfter den Schwerpunkt verliert und umsinkt.

Aber schon gewannen auch die Beine einige Standkraft. Das

Kind (18. bis 26. Woche) steht, wenn man ihm „unter die Arme greift“, sehr gern und hebt dabei gar bald an, in der Weise schnellend sich zu bewegen, daß es die Knie rasch beugt und streckt.

Hiermit begrenze ich die zweite Periode. Vergleichen wir das so weit gediehene Kind mit dem einvierteljährigen, so ergiebt sich als der hauptsächlichste Zuwachs:

Emporarbeiten zum Sitzen, Beginn des Hörens, deutliches Schauen der Außenwelt. Wollte man die Kinder je nach den „Haupterrungenschaften“ der verschiedenen Lebensperioden mit besonderen Ehrentiteln belegen, so würde ich für das in der ersten Periode stehende den Namen „Lächling“, für das in der zweiten Periode befindliche Kind den Namen „Sehling“ vorschlagen, wenn nicht diese, nach Analogie von Säugling gebildet, wie alle neuen Wörter, etwas Komisches hätten. Außerdem fangen folgende Geistesknospen an zu treiben: das Unterscheiden, also auch Vergleichen des früher Gesehenen und Gehörten mit den neuen Eindrücken; die Ahnung der Vorstellungen: Entfernung, Raum, Bewegung und Zeit. In gemütlicher Hinsicht trat zur Äußerung des Wehgefühles, welches schon in der ersten Lebensstunde sich zeigt, die Äußerung der Freude hinzu. Sonst noch: die Anfänge des Greifens und willkürlichen Tastens.

Noch ist keine Stufe erstiegen, welche nicht auch im wesentlichen von Tieren, und zwar, wenn nicht immer, doch meist in kürzerer Zeit erklommen würde. Dies Bewußtsein ist gut, um uns nicht zu überheben, und doch ist es nicht fähig, uns niederzuschlagen. Und wäre es auch wirklich so, es ist notwendig, weil eine nüchterne Beobachtung es aufdrängt.

Dritter Abschnitt.

Bis zum Laufenlernen.

In diesem dritten Zeitraume wird das Kind, bei naturgemäßer Pflege und regelmäßigen Verhältnissen, allmählich gewöhnt, außer der Muttermilch auch Speisen zu genießen. Dadurch wird wieder eine Abhängigkeitsfessel, welche das Kind an die Mutter band, gelockert und endlich ganz abgestreift. Das Kind bedarf hinfort nicht mehr der mütterlichen Vorverdauung, sondern der bisherige Säugling nimmt nun selbst Speise zu sich und verwandelt sie durch eigene Verdauung in Bildungssaft. Dieser Zeitraum ist recht eigentlich der der Emancipation des Kindes.

Bei jeder neuen Speise, welche ihm gereicht wird, macht das Kind zuerst eine Miene, als sehe es sich in seiner Erwartung getäuscht, und finde die neue Kost, im Vergleich mit der Muttermilch, nicht eben preiswürdig. Auch die Miene aufmerksam kostender Erwachsener hat meist ein saures oder getäuschtes Ansehen, als mache das Vergleichen des gegenwärtigen Geschmackes mit früher empfundenen Mühe, oder als finde man mit Unwillen eine Unähnlichkeit des jetzigen zu prüfenden Geschmackes mit dem auch bei dem feinsten „Weinkoster" so dumpf und namenlos unbeschreiblichen Erinnerungseindrucke.

Manche Kinder zeigen bei diesen Eßversuchen sogleich eine entschiedene Abneigung gegen gewisse Geschmäcke. Bei keinem Sinne finden wir, auch bei dem Erwachsenen, so viel sonderbare, anscheinend unmotivierte Wohlgefallen und Mißfallen. Der eine nagt gern an knorpligen Bratenteilen, dem anderen überläuft beim bloßen Aussprechen des Wortes Knorpel ein Schauer u. s. w. Aber weder für die „Idiosynkrasien" des Kindes, noch für die des Erwachsenen haben wir eine auch nur leidliche Erklärung.*) Wenn das Kind eine Speise, welche es bisher unweigerlich oder sogar gern genossen hat, auf einmal verschmäht, so rührt dies sicher davon her, daß es sich daran geekelt oder unwohl gegessen hatte. Bei Tieren werden solche Absonderlichkeiten des individuellen Geschmackes kaum vorkommen.

Besonders saure Gesichter machen die Kinder bei dem ersten Genusse von Früchten, ja sie verschmähen zuweilen anfangs eine Obstart, welche sie später allen anderen vorziehen. Namentlich der aromatische Geschmack von Erdbeeren und Himbeeren scheint die kleine Zunge keineswegs angenehm zu überraschen; Birnen dagegen werden meist sogleich für gut befunden. Auch das Brot, die allgemeine Hauptspeise, lieben fast alle Kinder sehr frühe, sowie auch meist gern Wasser getrunken wird. Endlich kommt die Zeit, wo das Kind sich der harten Probe des E n t w ö h n e n s („Gewöhnen" sagt man in Thüringen) unterziehen muß. Bei den meisten geschieht es, wenn sie dreiviertel Jahre alt sind.

Das Gewöhnen ist, wie namentlich der Raucher weiß, in allen Dingen leichter als das Entwöhnen. So wird auch dem Kinde das Gewöhnen an die Speisen neben der Muttermilch ungleich leichter, als das völlige Entbehrenlernen der letzteren. Ganz natürlich. Dort der Reiz der Neuheit, welcher selbst den anfangs unwilligen Geschmack aussöhnt, verbunden mit dem stolzen Gefühle, den Erwachsenen nachahmen zu können, also eine Bereicherung; hier das Entbehren eines altgewohnten, angenehmen Sinneseindruckes, also eine Beraubung.

*) Auch Prof. Ziehen in seinem Artikel „Idiosynkrasie" in Reins encyklopäd. Handbuch der Pädagogik versucht keine Erklärung.

Die Entwöhnung macht auf das Kind etwa einen Eindruck, wie die Auswanderung über das Meer für einen halbwegs feinfühlenden Erwachsenen. Bei vielen naiven thüringer Auswanderern entsteht das Heimweh zugestandenermaßen hauptsächlich durch die Entbehrung des heimischen Bieres und der Klöße.

Die Kinder zeigen bei dieser Gelegenheit schon ebenso große individuelle Verschiedenheiten, wie Erwachsene in ähnlichen Fällen. Manche wimmern oder schreien ganze Nächte hindurch, wenn sie auch Tags über durch Sinneseindrücke zerstreut waren, d. h. wenn auf der Wage des Bewußtseins zur Tageszeit die Schale, welche von Auge und Ohr mit Eindrücken gefüllt wird, diejenige, auf welche Geschmacksempfindungen gelegt werden, so überwog, daß das Zünglein der Wage, das Bewußtsein, immer nach der Seite der ersteren Schale ausschlug. Andere dagegen fügen sich sehr leicht dem harten Gebote des Lebens: „Entbehren sollst Du! Sollst entbehren!“ *) und zeigen seltener und undeutlicher, daß sie etwas vermissen. Da bei Säuglingen nicht, wie bei Erwachsenen, der Wille ins Spiel kommt, welcher durch die Wucht einer Idee nicht nur Entbehrung und Schmerz nicht fühlen läßt, sondern sogar zur Überwindung des mächtigsten aller Triebe, des Triebes zur Lebenserhaltung, befähigt, so kann dies verschiedene Benehmen der Säuglinge nur von dem Grade der Feinfühligkeit der Zunge, oder (und dies ist vielleicht nur Folge von jenem) von den schwächeren Erinnerungsspuren herrühren, welche der Geschmack der Muttermilch im Gedächtnis hinterlassen hat.

Daß man, um das unangenehme Gefühl der Entbehrung nicht aufkommen zu lassen und es zu verscheuchen, der Seele eine lebhaft gefärbte angenehme Vorstellung zuführen müsse, wissen die Kinderwärterinnen recht wohl. Sie suchen daher das Kind durch allerlei Augenweide und durch muntere, lärmende Spiele „auf andere Gedanken zu bringen“. Ebenso richtig verfahren die Mütter, wenn sie in diesen Tagen die Nähe ihres Kindes so viel als möglich meiden; denn durch den bloßen Anblick der Mutter, ja vielleicht sogar durch den bloßen Geruch derselben (an welchem nachts das Kind die Mutter zu erkennen scheint) wird die verwandte Vorstellung des Saugens an ihrer Brust, welche ja eben zu nichts verdunsten soll, wieder verdichtet und merklich.**)

Vielleicht trägt auch das instinktmäßige Bedürfnis des Magens nach derberer Kost dazu bei, den Übergang zu erleichtern. Daß auch die saugenden Tiere, sogar solche, welche sich nicht eben durch treues

*) Worte aus Goethes Faust.

**) Es sei hier auf das schöne und innige Gedicht: „Das Entwöhnen“ von K. Schmidlin (Gedichte und Bilder aus dem Leben, Stuttgart 1851) hingewiesen.

Gedächtnis auszeichnen, sich nicht leichter entwöhnen, sieht man häufig an Lämmern, welche noch lange jede Gelegenheit benutzen, am Euter auch fremder Mutterschafe zu saugen, bis sie durch die unsanften Fußtritte dieser letzteren von dem verbotenen Genusse sich abschrecken lassen.

Viele Kinder sind während der ersten Tage nach dem Entwöhnen auffallend mißgelaunt, zum Beweise, von wie großem Einflusse Diätveränderungen auch auf die geistige Stimmung schon des Kindes sind. Der Erwachsene, welcher sich einen gewohnten Sinnesgenuß, z. B. den Kaffee, abgewöhnt hat, wird sich des dumpfen Gefühls der Entbehrung, des aschgrauen Mangels eines Etwas und der nebelartig ihn umhüllenden Mißstimmung wohl erinnern, über welche freilich der Wunderglaube eines für Wasserheilung Begeisterten oder der religiöse Schwung eines Mäßigkeitsgelübdes leichter hinweghelfen.

In der Kunst der Bewegung seiner Gliedmaßen macht das Kind jetzt viel raschere Fortschritte als früher. Es rückt in einer Woche weiter fort, als sonst in einem Monate. Dennoch geht es damit bei demselben noch immer ungleich langsamer als bei den Tieren. Der kleine Mensch konzentriert zunächst Sinn und Kraft darauf, das Gliedmaß auszubilden, welche den Menschen auszeichnet, die Hand. Nur die Affen unter allen Tieren haben bekanntlich Hände, und zwar vier, an welchen sie, wie der Mensch an der seinigen, den frei beweglichen Daumen, welchen die Griechen bezeichnend die „Gegenhand“ nannten, den übrigen Fingern entgegenführen („opponieren“) können, um so wie mit einer Zange anzufassen. Junge Äffchen fassen aber gleich in der ersten Woche sehr geschickt zu, obgleich ihr Greifwerkzeug keineswegs mehr ausgebildet ist, als das des Kindes. Es kann also die verschiedeue Dauer der Lehrzeit beim Kinde und bei dem Affen nur aus der bei dem ersteren langsamer erfolgenden Entwickelung des Gehirnes erklärt werden. Noch sind uns aber die Anatomen den genaueren Nachweis dieser Entwickelungsstufe des menschlichen Gehirns schuldig.*) Freilich ist auch ihre Beobachtung unendlich schwierig.

Das Kind greift von nun an immer eifriger und geschickter; es faßt nach allen, zerrt an allen Gegenständen. Dabei lernt es sehr allmählich den richtigen Gebrauch des Daumens, welchen der Affe instinktmäßig gleich richtig bewegt. Gern spielt das Kind mit Gegenständen, welche sich in Bewegung setzen lassen, schüttelt gern

*) Bezüglich der neueren Forschungen über diesen Gegenstand vergleiche man, was Preyer (Die Seele des Kindes) im 8. Abschnitt über die „Entwicklung des Verstandes im Allgemeinen“ sagt, sowie Flechsigs Schrift: Über die Assoziationscentren des menschlichen Gehirns (Verh. des III. Internat. Kongr. f. Psychol. zu München, 1896). Ufer giebt in seiner Ausgabe von K. und W. an dieser Stelle, wie sonst auch noch weitere Litteraturhinweise.

einen Geldbeutel, dreht den Griff einer Kaffeemühle, zieht an dem Knopfe eines Schiebkäſtchens u. ſ. w. Beſonders gern patſcht auch das Kind mit ſeinen Händchen ins Waſſer („manſcht"), wahrſcheinlich, weil es ſich freut, einen ſo gefügen Stoff zu behandeln. Deshalb lieben ältere Kinder ja ſo ſehr, mit lockerem Sande und Thone zu handieren*).

Nun erſtarken auch die Rückenmuskeln mehr und mehr, das Kind lernt immer ſicherer allein ſitzen: aber immer kauert es noch in ängſtlicher, wie zuſammengeſunkener Haltung, ohne den Hals ſtraff und aufrecht zu tragen. Auch in Bezug auf die Energie dieſer Thätigkeit zeigt das Greiſenalter Ähnlichkeit mit dem Kindesalter. Die meiſten Greiſe ſtehen und ſitzen gebückt, mit nach vorn nickendem Kopfe, und können nicht vertragen, ſich lange ſteif aufrecht zu halten. Durch das Erlernen des Sitzens bekommt der ganze Körper eine beſtimmte, der des Erwachſenen ähnliche Haltung. Selbſt Tiere, welche ſich ſetzen, bekommen durch dieſe Attitüde etwas Menſchenähnliches.

Bei ſolchen Sitzverſuchen macht denn auch das Kind die erſten Studien in einem Abſchnitte der Naturlehre, über welchen es ſich noch manchmal im eigentlichen Sinne den Kopf zerbricht. Es muß ſeinen Körper im Sitzen ſo halten, daß der Schwerpunkt desſelben in die Unterſtützungsfläche fällt. Es darf ſich nur ſo weit beugen und neigen, als die bekannten ſchiefen Thürme Italiens. Noch viel öfter muß es über dieſes Naturgeſetz Verſuche anſtellen, wenn es anfängt zu ſtehen und zu laufen, oder gar Bauhölzer und Kegel aufzuſtellen. Davon ſpäter!

Die Kunſt ſelbſtkräftig (ſelbſtändig kann man nicht wohl ſagen) zu ſitzen, gewährt dem Kinde jetzt auch Gelegenheit, ſeine Hände freier und bequemer zu brauchen. Es fängt an, längere Zeit und geſchickter zu ſpielen,**) d. h. die nahen Gegenſtände mit der Hand zu betaſten, zu bewegen, zu behandeln, zu handeln. Das erſte Spiel iſt die erſte mit einer Art ſelbſtbewußten Willens vollbrachte Handlung. Das Spielen der Kinder iſt, wie die Betrachtung des reiferen Kindes zeigt, bald gleich dem Experimentieren des Naturforſchers, welcher der

*) Strengen Orthographen zu Liebe bemerke ich, daß ich, wegen des herrlichen Anpaſſens an den Begriff und der wahrſcheinlichen Abſtammung ſo und nicht nach dem gewöhnlichen Gebrauche ſchreibe. Sig.

In den Betrachtungen eines Geneſenden (Auerbachs Volkskalender 1863. S. 87) ſchreibt Sigismund „handthiren". — Hantieren gehört nicht, wie Sigismund annimmt, zu Hand und Handeln, ſondern ſtammt ab von dem franzöſiſchen hanter = oft beſuchen, hin und her ziehen. Vgl. Grimms Wörterbuch IV (2) 466 f., und Kluges Etymologiſches Wörterbuch unter „hantieren".

**) Vgl hierzu: Bartholomäi. Der Anfang des Taſtens, Sehens und Hörens des Kindes nach Sigismund und Fröbel. IV. Jahrb. d. Ver. f. wiſſ. Päd., S. 95, ſowie Colozza, Il giuoco nella psicologia e nella pedagogia (1895).

Natur dadurch Antworten auf seine Fragen entlockt, bald eine Nachahmung der Thätigkeiten erwachsener Menschen, bald — wie im Anfang meistenteils — ein gedankenloses Regen der Muskeln und Gliedmaßen.

Sowie aber das Spielen junger Katzen hauptsächlich darauf hinausgeht, Körper in Bewegung zu setzen, so ist auch das erste Spielen der Kinder vorzugsweise eine Bewegung der Dinge mit den Händen. Umgiebt man das auf dem Fußboden sitzende Kind mit Spielgerät, so langt es eins nach dem anderen zu, betastet, bekratzt alles, führt auch wohl einzelnes zum Munde, um darauf zu kauen. Verwundert schaut es nach, wenn ein runder Gegenstand nach einem Stoße weiter rollt, später jauchzt es oft bei diesem Anblicke. Ist es Freude über den unerwarteten großen Erfolg der eigenen That, ist es der Wahn, jenes Ding sei lebendig? Gern hämmert das Kind mit seinen Händchen auf Tische und Klaviertasten. Besonders lieben die Kleinen, in einem Kasten, in welchem verschiedene Gegenstände sich befinden, zu kramen und zu rumoren.

Stellt die Wärterin ein Kind dieses Alters auf ihren Schoß, während sie ihm „unter die Arme greift“, so tänzelt, hüpft und schnellt es unermüdlich, wie ein schnalzender Fisch, schnappt empor wie ein Springkäfer, knickt zusammen wie ein Taschenmesser, dreht Hals und Kopf wie ein Wendehals. Es ist derselbe quecksilberne Übermut der Bewegungen, welcher uns an jungen Ziegen, Lämmern und Kätzchen so gefällt.

Nunmehr bemerkt man an dem bewegungslustigen Kinde das Bestreben, sich selbst *aufzurichten*. Der Bewegungstrieb führt es zu der eigentlich menschlichen Attitüde, zum *Stehen*. Manchmal am Kleide der Wärterin, manchmal an einem Stuhle oder am Rande der Badewanne versucht es sich aufzuziehen. Wenn ihm dies unter Anspannung aller Kräfte gelungen ist, bricht es gewöhnlich in lauten Jubelruf aus. Wie wichtig diese Fähigkeit sei, ergiebt sich schon aus dem symbolischen Zurufe, den man an einen von Kummer Gebeugten oder Zusammengebrochenen ergehen läßt: richte dich auf! Sobald es gelingt, ihn „aufzurichten“, wird er aus einem bloß leidenden wieder ein thätiger Mensch.

Bald darauf versucht der kleine Stehling, während er den Rand eines Stuhles oder Kastens dabei anfaßt, sich fortzubewegen, und macht mit diesen *ersten Schrittchen* den größten Fortschritt der Welt, er tritt in das Menschentum. Das Weitere darüber gehört aber in den folgenden Abschnitt.

In der *geistigen Entwickelung* graut, nach langer, tiefer Dämmerung, immer heller und klarer der Tag heran.

Zunächst vermindert sich allmählich der *Schlaf*. Das Kind schläft

zwar noch immer viel; es entschlummert täglich 2 bis 4 mal, und ruht dann je eine bis zwei Stunden. Aber im Schlafen sogar zeigt sein Antlitz nicht mehr die starre, stumpfe Miene der früheren Lebensalter, es äußert durch leichte Spannung der Gebärden, oft durch klare Freundlichkeit den Zustand helleren Behagens. Es schläft viel leiser als früher und ist nach der Schlafenszeit munterer und spannkräftiger. Das liebste Geschäft ist ihm immer noch das Essen; noch ist es weit davon, über dem Spielen das Essen zu vergessen.

Aufmerksamer und lebendiger blickt nun sein Auge nach verschiedenen Richtungen und bekommt mehr und mehr einen „klugen Blick". Das Licht liebt das Kind jetzt leidenschaftlich, und wird abends, sobald die dämmerige Stube erhellt wird, ordentlich lustberauscht, jubelt und tanzt vor Freude. Werden nicht auch wir Erwachsenen heiterer, frischer, wenn wir aus einem dämmerigen Raume in ein hell erleuchtetes Zimmer treten? Die Pflanze entwickelt ihre Farben nur im Lichte, und nur im Lichte kommt das Gemüt in hellgefärbte, freudige Stimmung. Das wissen gute Landschafter, welche durch die Beleuchtung eine gewisse Seelenstimmung zu erregen verstehen, recht wohl. Leider bestreben sich aber nicht alle Schriftsteller, durch helle Klarheit den Leser in jener freudigen Stimmung zu erhalten.

Das Hörorgan macht einen großen Fortschritt, das Kind lernt horchen. Das Horchen steht aber ebensoviel höher als das Hören, wie das Schauen (looking, gucken) über dem Sehen. Man kann ein Musikstück hören, während man in ein Buch vertieft ist, aber verstehen kann man es nur durch Horchen, durch Zuhören; ebenso wie man, während man seine Aufmerksamkeit auf eine Musik wendet, den Musiker wohl sieht, aber nicht schaut. Zuerst sieht man, wie das Kind sein Gesicht nach dem in der Nähe redenden Menschen hinwendet; dann bemerkt es auch das Bellen des Hundes auf der Gasse, richtet sein Gesicht dorthin und begehrt nach dem Fenster. Es hat sich also das Kind schon instinktmäßig gewöhnt, oder, wenn man will, es hat durch Induktion geschlossen, daß der tönende Gegenstand dort zu suchen sei, von woher der Schall das Ohr am stärksten trifft — eine Kunde, welche die Tiere, wie man an der Richtung ihres Kopfes und ihrer Ohrmuschel erkennt, schon viel früher haben.

Auch zeigt das Kind jetzt schon deutlicher die Fähigkeit, die Schalle zu unterscheiden, also zu vergleichen, folglich auch Erinnerungsspuren von früher Gehörtem zu bewahren. Selbst ein auswählendes Wohlgefallen an gewissen Gehörsempfindungen macht sich schon kenntlich. Das Kind hört gewisse Töne gern, z. B. das Schlagen einer hellklingenden Uhrglocke, und scheint durch halb bittende, halb befehlende Laute die Fortdauer jener Töne zu verlangen. Zugleich haben sich manche Klänge der Seele offenbar tiefer eingeprägt; denn

man merkt an dem Freudenschimmer, der sich über das Gesicht verbreitet, und am Jauchzen und Zappeln gar wohl, daß das Kind schon die Stimme der draußen rufenden Mutter, auch wohl des Vaters, erkennt. Auch die Musik scheint dem Kinde nicht mehr ein verworrenes Durcheinander von Tonwellen zu sein; es scheint darin wenigstens etwas Rhythmisches zu ahnen. Ich sah öfter dreivierteljährige Kinder beim Klange einer rauschenden Blasmusik lebhaft im Mantel hüpfen, als wollten sie den Takt durch rhythmische Bewegungen nachahmen; ein Trieb, der ja bekanntlich auch tief im Erwachsenen steckt. Wie mancher kann nicht umhin, mit dem Kopfe nach dem Takte zu nicken oder den Fuß entsprechend zu bewegen beim Anhören eines Musikstückes mit leicht wahrnehmbaren Rhythmen.

In gemütlicher Hinsicht wird diese Periode durch auffallend lebendige Heiterkeit charakterisiert. In den früheren Zeiträumen war das Kind meist gleichgiltig oder ernst aussehend; höchstens lächelte es still oder lallte sich mit fast wehmütigem Geleier in Schlaf. Nur wenige Kinder lachen in den früheren Zeitabschnitten. Doch brach das erwähnte Mädchen schon in der sechzehnten Woche in lautes Gelächter aus, wenn der Vater ihm gewisse bedeutungslose, drollige Laute vorsagte. Jetzt aber ist es bei allen Kindern anders. Sie jauchzen und jubeln, lachen laut und wie aus Herzensgrunde, und sind, besonders im Bade und bei künstlicher Beleuchtung des Abends, ausgelassen lustig, wie im Rausche. Damit steht es in Zusammenhang, daß auch Erwachsene bei künstlicher Beleuchtung sich eher zu wahrer, lauter Fröhlichkeit stimmen. Die Trinkgelage, Tänze werden bei uns stets des Abends gefeiert, am Tage stellt sich die rechte, dithyrambische Stimmung viel schwerer ein.

Gesellschaft lieben wohl alle Kinder. Finden sie sich allein, so werden sie ernst und traurig und fangen oft an zu weinen. Tritt dann jemand zu ihnen, so fliegt ein heitrer Sonnenstrahl über ihre Miene, sie lächeln herzinnig oder jauchzen aus voller Brust. Von einem Kinde seines Alters nahm A. wenig Notiz; jedes spielte für sich, nur zuweilen, besonders wenn man sie aufeinander aufmerksam machte, lächelten sie sich an. Wie anders junge Kätzchen! Wie nähern sie sich gleich, hänseln, foppen, necken, turbieren, hetzen sie sich! Das Kind scheint in den frühesten Perioden sich mehr zu älteren Personen hingezogen zu fühlen, vielleicht weil es weiß, daß ihm diese mehr geistige Handreichung leisten.

Das Lallen wird fortgesetzt und immer häufiger geübt. Zu den früheren Lauten kommen einige neue hinzu, z. B. bä, sbu, fu. Die Silben folgen sich schneller, so daß es nun lallt: bäbäbä, dädädä. Endlich kommen auch häufiger Silben, in welchen der Vokal den Mitlautern vorangeht, wie adad, eded.

Der Nachahmungstrieb stellt sich nun bei allen ein, weniger früh bei allen Knaben. Manche lassen sich indeß, bevor sie ein oder gar ein und ein viertel Jahr zurückgelegt haben, nicht herbei, ein Ammenstückchen nachzuahmen. Andere sind, wie Äffchen, gleich dazu bereit und produzieren sich zu großer Freude als „gescheute Kinder", welche schon so jung „Täubchen winken oder Patschekuchen machen", und dergleichen mehr. Zu dem Winken zeigen sie sich anfangs so ungeschickt, wie ein angehender Klavierspieler zum Trillerschlagen. Und doch besteht das Kunststück nur in einer gleichzeitigen Beugung aller Finger. Mehr zum Troste von Müttern, deren Kinder nicht früh nachahmen, als um den Stolz der anderen niederzuschlagen, will ich bemerken, daß das frühzeitige Nachahmen kein Beweis ist, daß das Kind auch die höheren Geistesthätigkeiten früher und kräftiger regen werde. Bei spät Nachahmenden kommt es oft, wie die Ammen sagen, wie auf einmal. Es giebt ja auch Frühjahre, in welchen die Knospen langsamer sich öffnen. Für den Beobachter sind solche langsame, stetige Prozesse leichter faßlich und gewinnreicher als die übereilten, wo sich Neues auf Neues drängt und sich kaum bewältigen läßt.

Von Geistesthätigkeiten, welche man als eine Art Denkprozeß deuten könnte, bemerkte ich bei dem dreivierteljährigen A. nur folgende: Er versuchte wiederholt umsonst, sich in der Badewanne, deren Rand kaum einen Fuß hoch war, emporzuziehen. Da fiel er um und kam mit dem Kopfe unter die doppelt so hohe Handhabe der Wanne zu liegen. Gleich ergriff er diese und stand glücklich daran auf. Das möchte man als Zufall deuten. Aber, sobald das Kind wieder in die Wanne gesetzt wurde, langte es nach jener Stelle. Mußte ihm da nicht eine Erinnerungsspur in der Seele geblieben sein und wenigstens ein Dämmerschein von Gedanken: Dort geht es am besten?

Daß das Kind im Verständnis der Bewegung fortgeschritten ist, ergiebt sich aus folgender, an allen Kindern anzustellender Beobachtung. Wird das Kind im Anfange dieser Periode gefüttert, so kommt es dem Löffel mit seinem Munde entgegen. Das erwähnte Mädchen soll dies schon in der vierzehnten Woche gethan haben, wie mich die genau beobachtende Mutter versicherte. Ein solches Entgegenkommen setzt verwickeltere psychologische Vorgänge voraus, als man beim ersten Blicke vermutet. Das Kind muß nämlich erstens wahrnehmen, daß der Löffel sich ihm nähert, also muß es dessen Bild in Zusammenhang denken mit näheren und ferneren Objekten. In dieser Anschauung hat sich das Kind bei dem Greifen geübt. Aber es muß auch gelernt haben, daß die gleichzeitige eigene Bewegung in entgegengesetzter Richtung dem Löffel früher begegnen lasse: es rechnet also gleichsam mit entgegengesetzten Größen ($+$ a und $-$ a).

Kind und Tier machen derlei Wahrnehmungen, ohne bewußt zu

reflektieren, ja ohne überhaupt zum eigentlichen Denken befähigt zu sein, da ein Denken ohne Sprache undenkbar ist.*) Wir stehen hier an einem der tiefsten Geheimnisse des geheimnisvollen Seelenlebens. Viele Handlungen, welche der später als Beurteiler hinzutretende Verstand als zweckmäßig erkennt, werden verrichtet, ohne daß zuvor reflektiert worden war. Etwa so wie der Künstler das Schöne schafft, ohne zu seinem Strebeziele, welches ihm selbst wie im Nebel mehr oder weniger unklar vorschwebt, mit logischen Paradeschritten vorzuschreiten; dann erst kommt der Kunstkritiker, um Schritt für Schritt nachzuweisen, wie sich die Kunstidee organisierte und verkörperte. Überhaupt, glaube ich, darf man sich das schöpferische oder nachdenkende Denken des Erwachsenen nicht als ein im schulmäßig logischen Takte bewegendes vorstellen. Auch der ruhigst denkende Mensch, selbst wenn er über Abstraktes nachsinnt, überspringt gar häufig Zwischenglieder und macht schulwidrige Kreuz- und Quersprünge. Es müßte auch nichts Langweiligeres geben, als stets in Syllogismen zu denken oder gar zu sprechen.

Das Menschenpflänzlein ist, dem Obigen zufolge, am Schlusse dieses Zeitraumes, welcher vom Entwöhnen bis zum ersten Gehversuche reicht, ungefähr so weit gediehen:

Die schon früher geborstenen Knospen sind sämtlich weiter entfaltet. Das Kind schaut aufmerksam, hat seine Anschauungen von Raum und Bewegung erweitert und geklärt und die Vorstellung der Zeit gewonnen (es meint schneller zum Löffel zu kommen durch Entgegengehen). Es horcht und lernt Töne unterscheiden. Das niederliegende Stämmlein richtet sich empor. Es lernt nicht nur fremde, sondern auch seinen eigenen Körper von Ort zu Orte bewegen. Sein Temperament, in welchem bei verschiedenen Individuen schon bestimmtere Nüancierungen bemerkbar werden, ist lebhafter, entschieden sanguinisch geworden. Das Kind, im allgemeinen heiter, ja lustig, gerät bei der unscheinbarsten Veranlassung in wahren Freudenrausch, springt aber auch ebenso plötzlich und ohne sanftere Übergänge in die entgegengesetzte Stimmung über. Die geringste Ursache reicht hin, jenes Malerkunststück zu vollbringen, aus einem lachenden ein weinendes Kindergesicht zu machen. Hängt etwa dieses

*) Hiergegen muß bemerkt werden, daß Tiere und Taubstumme auch ohne Sprache denken, d. h. bewußt reflektieren. Über „Denken ohne Worte" vergleiche man, was Preyer (Die Seele des Kindes, 4. Aufl.) S. 213, 229, 235, 237, 241 und 349 sagt. Die „Ideenassoziation des Kindes hat Prof. Dr. Ziehen neuerdings zum Gegenstand eigenartiger Untersuchungen gemacht; vgl. seine gleichnamige Abhandlung in der „Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiet der pädag. Psychologie und Physiologie", Berlin 1898, Reuther & Reichard.

sanguinische Temperament, welches wir auch an den Jungen der meisten Tiere bemerken, selbst einiger von der Klasse, deren erwachsene Repräsentanten wahre Muster von Phlegma sind (man denke an Schaf und Lamm!), von der raschen Atmung und dem beschleunigten Blutumlaufe ab, welche dem ersten Lebensalter eigen sind?

Wollte man dem in dieser Periode stehenden Kinde einen bezeichnenden Titel beilegen, so würde der beste, von der am meisten und fertig geübten Thätigkeit hergeleitete, „Greifling" sein. Ich bitte für den Ausdruck, der wenigstens die Kürze für sich hat, um Nachsicht. Das Greifen ist aber so wichtig, weil es den ersten Schritt zum „Begreifen" (wie unsere sinnige Sprache das Verständnis bezeichnet) und zugleich zum Handeln darstellt.

Vierter Abschnitt.

Vom Laufen- bis zum Sprechenlernen.

In dieser wichtigen Elementarklasse sitzt das Kind, wenn es weder teilweise oder gänzlich frühreif noch spätreif ist, ungefähr vom letzten Vierteljahre des ersten bis zu den ersten drei Monaten des zweiten Lebensjahres. Es giebt Beispiele auffallender Frühreife. Ich kenne ein Kind, welches mit zweiunddreißig Wochen ganz fertig lief; es war ein schwächlich, „elend" aussehendes, zartes Knäbchen. Andere lernen erst mit achtzehn, ja vierundzwanzig Monaten gehen. Bei manchen (wie vielen im Verhältnis?) kommt das Reden früher als das Gehen. Ich schildere die Entwickelungen in der Reihenfolge, wie ich sie an meinem Kinde und an einigen anderen beobachtete, ohne damit zu behaupten, daß dies der gewöhnliche Stufengang sei. — Ich beginne die Geschichte dieser Periode mit einer sich dabei aufdrängenden Betrachtung.

Die Weltgeschichte ist kein stetiges, geradliniges Fortschreiten nach einem Ziele. Oft läßt der Menschengeist eine energische Thätigkeit fallen und scheint entweder ganz zu dämmern und zu schlafen oder begiebt sich einstweilen auf eine andere Bahn, bis er auf einmal, das frühere Bestreben wieder aufnehmend, thatkräftig zum Ziele lossteuert.

So geschieht es jetzt in vielen Fällen bei dem Kinde. Es hatte versucht zu gehen. Nun läßt es sich herab zu kriechen. Nur wenige Greiflinge setzen die, durch gleichzeitiges Anhalten gesicherten Gehversuche so lange ununterbrochen fort, bis sie es frei vermögen und „Läuflinge" werden. Die meisten, als hätten sie sich eines zu Hohen vermessen, ergeben sich einer anderen Art Bewegungen, entweder dem Kriechen auf allen Vieren („Mockeln") oder dem Rutschen;

sie vergessen aber selten dabei ganz und gar, das Aufstehen und gestützte Gehen bei günstiger Gelegenheit zu üben. Bei solchen Kindern, welche frühe gleich, ohne erst zu kriechen, frei gehen, verkrümmen sich oft die Unterschenkelknochen, weil sie noch nicht genug Kalkerde enthalten, um die für die Körperlast nötige Steifigkeit zu behaupten.

Mögen uns diese Beobachtungen zum Troste gereichen, wenn auch in unserer Zeit Wissenschaften und anderes „umkehren" und kriechen sollten und müßten; sie werden schon wieder auf die Beine kommen, wenn diese nur stark und gekräftigt sind. Besser eine Zeit lang kriechen, als dauernd krummbeinig und hinkend! Übrigens will ich doch Müttern und Staatspädagogen, welche etwa aus Furcht vor der Krummbeinigkeit ihre gehlustigen Pfleglinge so lange als möglich vor der echtmenschlichen Bewegungsweise zurückzuhalten suchen, bis sie „reif" sind, zum Troste sagen, daß das im und durch das Gehen erstarkende Kind in den allermeisten Fällen seine Schenkel ganz gut wieder gerade richtet. Nur keine Laufkarren und andere Treibhausapparate! Man lasse der Natur ihren Lauf. „Der Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges (und auch der Zeit) wohl bewußt." *)

Die Beobachtung des kriechenlernenden Kindes ist recht ergötzlich. Der am Boden sitzende Greifling langt einmal nach einem Gegenstande, nach welchem ihn verlangt; er verliert dabei das Gleichgewicht und fällt vorwärts. Auch das Fallen des strebsamen Menschen führt ja oft dem Ziele näher, wenn anders der Wille nicht erlahmt. Freilich weiß nicht jeder Mensch seinen Fall so gut zu benutzen wie Wilhelm der Eroberer, als er beim Landen an der englischen Küste fiel.**)

Das fallende Kind streckt dabei die Hände vorwärts und bemerkt, daß es bloß geringen Nachschiebens bedürfe, um das Gewünschte zu erreichen. So ist der erste Teil des Sphinx-Rätsels erfüllt: das junge Wesen geht auf vier Beinen.

Bald wird es darin behender, sicherer und beherzter, und lernt den Schwerpunkt auf drei Unterstützungspunkten auffußend behaupten, während es die vierte Gliedmaße***) zum Ausschreiten vorstreckt. Anfangs hebt das Kind stets nur eine Gliedmaße auf einmal auf, bald aber lernt es auch, die rechte Hand und den linken Fuß gleichzeitig zu erheben. Niemals sah ich eins im Paßgange kriechen, d. h. gleichzeitig die rechte Hand und den rechten Fuß in einem Tempo aufheben.

Zuweilen kriecht das Kind, wie ein Krebs, rückwärts, auch ohne

*) „Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt". Worte des Herrn im Prolog zu Goethes Faust.

**) Bei Gottes Glanze! rief er, ich habe mit den Händen von dem Lande Besitz ergriffen, mir kann es nicht wieder geraubt werden; ganz ist es unser.

***) Gebräuchlicher und richtiger ist „das Gliedmaß".

einen Gegenstand vor sich zu sehen, welchem es ausweichen müßte. Die häufigste Ursache dieser sonderbaren Bewegung schien mir zu sein, daß es auf den Vordersaum seines Kleides getreten war und sich dadurch gehemmt fühlte. Oder wäre diese Bewegung auch dem Menschen so natürlich wie dem Krebse?

In wenig Wochen trabt der „Kriechling“ seinen Bekannten rasch entgegen, um sich an ihnen emporzuziehen. Man kann dabei nicht umhin, an den Hund zu denken, welcher seinem Herrn entgegenläuft und an ihm aufspringt.

Beschwerlich und schwierig ist bei solchem Kriechen für das Kind das Vorsichblicken, weil ja dabei das Gesicht dem Boden zugekehrt ist. Es stößt sich aber einigemal bei raschem Traben mit der Stirn an einen harten Gegenstand und bemüht sich von nun an, die Augen beim Kriechen mehr vor- und aufwärts zu richten, was eine nicht geringe Anstrengung der Nackenmuskeln erfordert, welche den Kopf zu tragen haben. Dabei erweckte mir der Kriechling stets das wehmütige Gefühl, welches ich als Kind hatte, wenn ich Tiere, besonders Vögel, so mühselig mit verbogenem Halse nach oben schauen sah, und erinnert mich an die Sinnigkeit der griechischen Bezeichnung für den Menschen: Anthropos, d. i. aufwärts gerichtet.

Sobald das kriechende Kind auf seiner Bahn einen Gegenstand erreicht, sucht es sich daran aufzuziehen, um sich freier umzuschauen. So eignet es sich seine menschenwürdige Stellung gar allmählich und mühsam an. Dem Tiere ist es viel leichter gemacht, seinen Eltern gleich zu werden; der Mensch aber bekommt seine Vorrechte nicht so geradezu angeerbt und geschenkt, wie der Säuglingsjunker seinen Adel und sonst auch sein Offizierpatent mit auf die Welt brachte. Die Anlagen sind ihm gegeben, dann aber ergeht an das Kind die Aufforderung: „Hilf dir selbst, und benutze später das menschliche Vorrecht, den Honig früherer Geschlechter, die Kulturhinterlassenschaft vorangegangener Generationen dir anzueignen!“ Der Mensch ist ja vorzugsweise ein Erbtier.*)

Warum manche Kinder gar nicht kriechen, sondern nur rutschen, d. h. sich sitzend fortschieben, ohne die Beine so vom Boden zu heben, daß nur die Füße denselben berühren, scheint nicht leicht zu erklären. Mehrere Mütter erzählten mir, alle ihre Kinder haben nur „gemockelt“ (gekrochen); andere, daß einige ihrer Kinder gekrochen, andere gerutscht seien; wieder andere, daß die ihrigen beides zugleich oder zu

*) Auch Preyer hebt wiederholt das Moment der Erblichkeit vieler körperlichen und seelischen Fähigkeiten im Gegensatz zum späteren Erlernen durch die Sinneseindrücke hervor; so in der Einleitung (S. VIII.) zu seinem Buch „Die Seele des Kindes“. — Vgl. auch: R. Schäfer, Die Vererbung; Berlin, Reuther & Reichard, 1898.

verschiedenen Zeiten getrieben haben. Vielleicht läßt sich aus meiner Beobachtung, daß Kinder mit angeborenen Klumpfüßen nur rutschen, der Schluß ziehen, daß zum Kriechen eine größere Muskelkraft der Schenkel gehöre, als zu der anderen Bewegungsart. Rutschende Kinder schienen das Laufen stets (?) später zu erlernen als die kriechenden, wenn sie auch an Rumpf und Armen fleischiger waren als die letzteren.

Gegen das Ende dieser Periode (dreiviertel bis anderthalb Jahr) sieht man das Kind, welches an einem Gegenstande sich festhaltend dasteht, den Halt mit einer Hand aufgeben, um nach etwas zu greifen, endlich einmal beide Hände loslassen und frei stehen.

Dies ist ein Ereignis von hoher Bedeutung. Sowie das Kind sich mehr und mehr von der Abhängigkeit von seiner Mutter frei macht, so emancipiert es sich jetzt von der Mutter Erde, so weit es möglich ist. Es zeigt sich als Herrn der Erde, der zur Bewegung nur zwei Gliedmaßen braucht und zwei zum Handeln (Hand) frei behält.

Das Kind ist selbst von seiner Verwegenheit überrascht, steht ängstlich mit weit gestellten Füßen und läßt sich bald etwas unsanft nieder.

Hier trennt sich nun auch die leibliche Entwicklung des Menschen von der seiner bisherigen Klassenkameraden, der vierfüßigen Tiere. Keins derselben stellt sich freiwillig und frei senkrecht auf die Hinterbeine, um längere Zeit zu stehen; keins, auch der Affe nicht, richtet sich so vollkommen lotrecht auf, wenn es nicht zugleich mit den vorderen Extremitäten sich dabei stützen kann. Auch diejenigen Tiere, welche auf den Hinterbeinen gehen lernen (sei es durch die Natur gelehrt, wie bei dem Affen, oder ein durch den Menschen angekünsteltes Kunststück, wie bei dem Hunde oder Bären), können nicht längere Zeit in lotrechter Haltung frei und ruhig stehen.

Das öfter geübte Fortschreiten, während die Hände einen festen Gegenstand erfassen, bereitet allmählich zum freien Gehen vor. Die ersten freien Schrittchen eines Kindes sind ein so interessantes Schauspiel, daß man dabei unwillkürlich den Atem zurückhält. Man sieht in dem Gesichte des freistehenden Kindes einen eigenen Zug, als kämpfe ein kühner genialer Plan mit dem vorsichtigen Abraten eines philisterhaften Freundes. Plötzlich wird das eine Füßchen vorwärts mehr gerückt als gehoben. Dabei wird wenigstens eine Hand als Balancierstange ausgestreckt. Zuweilen bleibt es bei einem Schrittchen, und der kleine Ikarus sinkt nieder. Manchmal aber macht das Kind, dem diese Bewegung gewiß unsicherer und schwerer vorkommt, als einem Knaben der Schlittschuhlauf oder einem Manne das Seiltanzen, gleich mehrere Schrittchen in einem weg, besonders wenn es ein Ziel nahe vor sich sieht, an welchem es einen sicheren Hafen zu finden

hofft. Bricht die Mutter, während des Fortschreitens des Kindes, in einen Jubelruf aus, so sinkt das Kind gewöhnlich sogleich um. Geht es nicht öfter auch jungen Talenten ebenso, wenn beifallslustige Freunde ihre erste Leistung beklatschen?

Manche Kinder setzen nach den ersten gelungenen Versuchen wochenlang aus; andere halten die erworbene Kunst fest und üben sie unausgesetzt. Werden angehende Läuflinge schwer krank, so müssen sie von neuem ihre Kunst erlernen.

Nur allmählich verliert das Gehen den ängstlichen, schwankenden Charakter, und wird zu einer leichten, keine Aufmerksamkeit mehr erfordernden Gewohnheit. Derselbe Fall tritt bei dem Erwachsenen ein, welcher eine mechanische Fertigkeit erlernt. Der angehende Klavierspieler z. B. muß immer auf seine Finger blicken, und alle Geisteskraft aufbieten, um diese ungeschickten Rekruten tempomäßig marschieren zu lassen, während der geübte Spieler nur die Noten berücksichtigt, wohl auch während des Ablesens derselben an etwas anderes denkt und doch dabei die Finger gehörig fortlaufen läßt.

Wer sich über die vielfachen und verwickelten mechanischen Gesetze, welche beim Gehen in Frage kommen, belehren will, findet eine klassische Quelle in dem Buche der Gebrüder Weber: Über den Mechanismus des Gehens.*) Das Gehenlernen, wie es beim Kinde geschieht, ist schwer; noch unendlich schwerer müßte es sein, wenn wir es nach einer solchen gründlichen Erklärung bewußt lernen müßten!

Die Beine erwerben sich in diesem Zeitraume ihre wichtigste und hauptsächlichste Fähigkeit. Sie bewegen den Körper so, daß der Mensch während des Bewegens die Hände frei behält zum Handeln.

Nicht viel weniger bedeutsam ist die „Errungenschaft", welche meist (?) gleichzeitig, zuweilen auch früher, die Hände machen. Sie lernen nämlich, feste Speisen zum Munde führen. Das Kind braucht von nun an nicht stets geätzt und gefüttert zu werden; es führt mit großer Selbstzufriedenheit sein Brot selbst zu Munde.

In dieser Zeit durchbrechen auch die ersten Zähne (die Schneidezähne und zwar allermeist die unteren) das Zahnfleisch. Schon längere Zeit hat das Kind durch Greifen nach dem Munde und durch Kauen an harten Dingen, wohl auch durch Geifern zu erkennen gegeben, daß im Munde eine Entwicklung vorgeht.

Wo aber eine solche sich vorbereitet, geht es selten ohne Schmerz ab, auch in der geistigen Welt. Wie oft wenden aber die Geschichtslenker die verkehrtesten Mittel gegen einen solchen Entwicklungsschmerz

*) Wilhelm und Eduard Friedrich Weber: Mechanik der menschlichen Gehwerkzeuge. Eine anatomisch-physiologische Untersuchung. Göttingen 1836; jetzt in W. Webers Werken, Berlin 1894, Band VI. Unter neueren Schriften ist Vierordt, Das Gehen des Menschen (1881), zu nennen.

an, fast als wenn eine Amme dem Säugling gegen den Zahnreiz einen Senfteig auf die Waden legte!

Das Zahnfleisch wird an einer Stelle röter und wärmer, wulstet sich auf, und endlich sieht man, wenn die Geschwulst sich gesetzt, das ersehnte weiße Spitzchen aus dem roten Grunde hervorschimmern. Das giebt bei Erstlingskindern gewöhnlich ein Familienfest. Von nun an wird dem Kinde das Nagen und Kauen immer mehr zum Bedürfnis, weil nun ein nach dem anderen herausdrängender Zahn den kitzelnden schmerzlichen Reiz im Zahnfleische verdoppelt.

Beiläufig will ich erwähnen, daß die Kinderwärter manches Unwohlsein oder gar manche gefährliche Krankheit, welche von anderen Einflüssen herrührt, mit Unrecht dem Zahnen zuschreiben. Eine einigermaßen umfassende, vorurteilfreie Beobachtung läßt diesen Irrtum leicht erkennen. Auf ähnliche Art sind manche Historiker geneigt, den regelmäßigen Entwicklungs-Vorgängen der Menschheit, wobei gleichsam ein neues Organ des menschheitlichen Organismus hervorbricht, alle möglichen Kalamitäten in die Schuhe zu schieben, welche zufällig mit oder nach jenen Prozessen auftreten. Es wäre in unseren Tagen nichts Unerhörtes, wenn einer von Katheder, Tribüne oder sonst woher dem Rationalismus die Kartoffelkrankheit aufbürdete. —

Nach dem Durchbruche einiger Zähne ändert sich die Physiognomie des Kindes nicht unbeträchtlich. Die Kiefer werden höher, die untere Gesichtshälfte tritt in ihre Gleichberechtigung mit der oberen, der Ausdruck wird fester und entschiedener.

Während dieser Fortschritte der Arme und Beine werden die Sinne immer bewußter und sicherer thätig. Sie bilden sich aus bloßen physikalischen Apparaten immer mehr zu vergeisteten Organen aus.

Vor allem das Auge. Es starrt nicht mehr, wie verdutzt, die Dinge an; es schaut und beobachtet. Wird das Kind ins Freie getragen, so läßt es sich nicht etwa, wie ein Erwachsener in einer Bildergalerie, durch die Fülle des Sichtbaren verwirren. Es wählt sich die ihm interessanten Dinge aus, oder, so würde man vielleicht richtiger sagen: es wird von einzelnen angezogen, absorbiert. Es besteht ja zwischen Geist und Welt ein Verhältnis, wie zwischen Magnet und Eisen. Man kann nicht sagen, der Magnet ziehe das Eisen an, da ja der beweglich aufgehängte Magnet sich ebenso zum Eisen hin bewegt, wie dieses im anderen Falle zu ihm. So ist es auch mit der Aufmerksamkeit. Die Sprache bezeichnet diese Wechselwirkung des Geistes mit den Dingen zum Vorteil der letzteren, da man sagt: man fühle sich angezogen.

Die das Auge des Kindes vorzugsweise auf sich ziehenden Dinge sind aber entweder solche, welche sich bewegen, z. B. Kinder, Tiere, Bäche, oder welche durch helle Farben und Glanz anziehen, z. B.

der Mond (die Taschenuhr gehört in beide Klassen), oder solche, welche durch Höhe imponieren, wie Bäume, Säulen, Türme.

Bei diesem ersten Beschauen der Dinge im Freien fiel mir die Aufmerksamkeit für hohe Dinge auf. Mein dreivierteljähriger Knabe blickte, wenn er über den Kirchhof getragen wurde, stets den Kirchturm aufmerksam und unverwandt an, so lange er ihn mit umgewandtem Kopfe noch sehen konnte, und erinnerte mich an den reisenden Altertumsforscher, der aus dem Kutschenschlage heraus ein altes Gebäude im Auge behält, so lange es geht. Giebt es wohl ein Tier, welches einem Turme eine solche Aufmerksamkeit widmete?

Beim Nachdenken über diese eigentümliche Aufmerksamkeit fiel mir ein, daß, während der Mensch zum Merkzeichen für Orte sich vorzugsweise hohe Gegenstände (Berge, Bäume, Türme) auswählt, diejenigen Tiere, welche sich nicht in die Luft schwingen, sich nur Merkzeichen wählen, welche in der Höhe ihrer Augen liegen. Des Menschen Blick ist frühe nach oben gezogen.

Durch solch gespanntes Betrachten lernt in diesem Zeitabschnitte das Kind mehr Personen kennen, als das klügste Tier wohl in seinem ganzen Leben. Der Haushund lernt alle Bewohner des Hauses, wohl auch einige Besucher und Nachbaren kennen; aber manches einjährige Kind unterscheidet schon über ein Mandel*) Personen.

Hat nun das Auge eine Anzahl Bilder öfter in das Bewußtsein geführt, so daß sie sich hier gleichsam daguerrotypisch fixierten, so fängt auch das Ohr an, dem Bewußtsein bleibende klare Eindrücke zu liefern. Mein Knabe unterschied mit neun Monaten, lange bevor er Worte oder Gebärden nachahmte, sicher die Worte: Vater, Mutter, Licht, Fenster, Mond, Gasse; denn er blickte oder zeigte, sobald eins dieser Worte ausgesprochen wurde, augenblicklich nach dem durch den Laut bezeichneten Gegenstande. Ein Mädchen soll schon im sechsten Monate, wenn man es fragte, wo Papa sei, diesen mit den Augen gesucht haben. Hierdurch zeigt sich nicht nur, daß auch die Empfindungen des Hörnerven nach öfterer Wiederholung gleichsam Klangfiguren im Bewußtsein hinterlassen, sondern auch, daß das Kind herausgefühlt hat, daß diese Laute Symbole für gewisse Dinge sein sollen, oder doch wenigstens, daß es ahnt, diese Klänge müssen in einer engen Beziehung zu jenen Körpern sein, wohl gar einen Teil ihres Wesens ausmachen.

Das Verstehenlernen einer Anzahl Worte geht immer (?) dem Sprechenlernen voraus. Es dauerte noch zwei Monate,

*) Das Wort Mandel, das allgemein als weiblich gilt, wird allerdings in Grimms Wörterbuch auch als sächlich belegt, wie es Sigismund hier gebraucht.

ehe A. einen Laut nachahmte. Als eigenen Laut gab er, außer den früheren Lall-Lauten nur einen von sich, nämlich ei ei, wenn ihm etwas gefiel. Der Diphthong ei scheint überhaupt der stets zuerst ausgesprochene zu sein. (?)

Hinsichtlich des Gedankenausdruckes durch Gebärden, für welchen das Kind sich mehr und mehr ausbildet, ergaben meine bisherigen Beobachtungen, daß die Kinder, auch ohne dieses Zeichen je von anderen gesehen zu haben, zur Verneinung mit dem Kopfe schütteln. Ich möchte wissen, ob dieser und der entgegengesetzte mimische Ausdruck bei allen Völkern in gleicher Weise gebräuchlich ist.*)

Als Beweis, daß außer den genannten Seelenthätigkeiten das Kind dieses Alters auch schon Wahrnehmungen zu einer Art Schluß, oder wenigstens zu einer Kette von Urteilen verknüpft, sehe ich es an, daß das Kind dem Tische sich freudig nähert, sobald er mit dem Tischtuche bedeckt wird. Es ist dieses keine Urteilskraft, auf welche der Mensch stolz sein könnte, denn auch das Kätzchen springt herbei, sobald man irgend ein Geschirr auf den Tisch setzt; aber ist es denn nicht ein Beweis, daß in der Tier- und Menschenseele sich eine Reihe von Gedanken abspinnt, welche etwa so lautet: Wenn das Tuch aufgebreitet wurde, ging es schon öfter zum Essen; jetzt wird der Tisch gedeckt, also ist es Zeit, sich auf das Essen zu freuen? Daß diese Folgerung nicht in logischer Form, nicht einmal in klaren Begriffen geschehen kann, ist selbstverständlich.

Noch eine andere Seelenäußerung halte ich der Erwähnung wert. Ich zeigte meinem noch nicht ein Jahr alten Knaben einen ausgestopften Auerhahn und sagte, darauf deutend: Vogel. Unmittelbar darauf blickte mein Kind nach einer anderen Seite des Zimmers, wo auf dem Ofen eine ausgestopfte, als auffliegend dargestellte Schleier-

---

*) Der Beantwortung dieser Frage widmet Darwin einen längeren Abschnitt seines Werkes über den „Ausdruck der Gemütsbewegungen“ (4. Aufl. 1884 S. 239—243). Hier sind Beobachtungen über eine große Zahl von Völkern aller Menschenrassen gesammelt, deren Vergleichung zu dem Ergebnis führt: daß im ganzen eine beträchtliche Verschiedenheit in den Zeichen der Bejahung und Verneinung bei den einzelnen Rassen herrscht; doch sei die Verschiedenheit der Zeichen für „Ja“ größer als derjenigen für „Nein“.

Als besonders merkwürdig ist hervorzuheben, daß die Neu-Griechen und die Türken zur Verneinung den Kopf mit einem Schnalzen der Zunge zurückwerfen, während die Türken „Ja“ durch eine Bewegung ausdrücken, die unserm Kopfschütteln gleicht.

Darwin findet den Ursprung des Kopfschüttelns als Verneinungszeichen in dem seitlichen Wegziehen des Kopfes von der Mutterbrust oder von irgend etwas, das dem Kinde in einem Löffel angeboten wird. „Bei der Annahme von Nahrung und dem Einnehmen derselben in ihren Mund neigen sie (die Kinder) ihren Kopf vorwärts.“ — Vgl. hierzu bei Preyer (Die Seele des Kindes) den Abschnitt: Das Kopfschütteln und Nicken.

eule stand, welche es jedenfalls vorher bemerkt haben mußte. Und so that das Kind wiederholt, so oft ich ihm den einen oder den anderen Vogel zeigte. Beweist das nicht, daß das Kind schon eine freilich wohl sehr unbestimmte Ahnung von dem Gattungsbegriffe Vogel hatte? Vorstellungen verknüpfen (associieren) sich nur dann, so daß die eine auftauchende auch die andere aus dem Meere der Erinnerung emportreibt, wenn sie entweder nahe verwandt sind oder Gegensätze darstellen, welche sich einem gemeinsamen weiteren (höheren) Begriffe unterordnen lassen. Mußte sich nicht die Seele des Kindes aus den zwei in Größe, Form und Farbe so verschiedenen Vogelbildern eine Art Ahnung gezogen haben, daß dennoch jenes Tier auch die wesentlichen Eigenschaften von diesem besitze? Man zeige dem Kinde einen Apfel, nenne ihn dabei Frucht oder beliebig, und man wird sehen, daß es nach einem Kürbis, welcher anderswo liegt, sich umsieht, falls es schon vom Dasein des letzteren früher Kenntnis genommen hat. Ähnliche, aber nicht ganz gleichwertige geistige Vorgänge lassen auch die Tiere beobachten.

Das Temperament des Kindes ist nunmehr noch sanguinischer, tumultuarisch fröhlicher, thatlustiger als früher. Das Kind lacht laut auf, z. B. wenn man Licht anbrennt, jauchzt und johlt, tummelt sich abends halb kriechend, halb purzelnd auf dem Sofa umher, unbekümmert um die Stöße an die Wand, welche seine Stirn erleidet; es wirft jauchzend Gegenstände fort, so daß mir der kleine Tumultuant öfter vorkam wie ein angehender Student, welcher im Gefühle der Kraft und Freiheit sich nicht zu lassen weiß und „randaliert".

Neben solchem Übermute bemerkt man aber auch, seit das Ohr sich erschlossen, die ersten deutlichen Spuren der Furcht.*) Erschrecken und krampfhaft zusammenfahren sieht man schon das viel jüngere Kind, wie das Tier. Früher reife Kinder fürchten sich auch früh, ein Mädchen scheute sich schon in der vierzehnten Woche vor Hunden und Katzen. Mein Knabe bog, wenn er vor einer Mühle vorübergetragen wurde, jetzt den Kopf weg, als wollte er einer drohenden Gefahr ausweichen; kurz darauf scheute er, als beim Umhertummeln im Bette das Stroh der Matratze knisterte.

Das Ohr liefert, wie bei den Erwachsenen, die ersten und hauptsächlichsten Sinneseindrücke, welche den deprimierenden Affekt der Furcht erwecken. Der Blitz erschreckt die Kleinen nicht, wohl aber viele der Donner. Immer sind es die ungewohnten, in ihrer Entstehung dunklen Geräusche, welche am leichtesten Furcht erzeugen. Spricht

*) Über die Furcht bei kleinen Kindern und Tieren liefern verschiedene neuere Studien wertvolle Aufschlüsse. Erwähnt seien: A. Binet, La peur chez lez enfants (L'Année psychologique, 1896); Mosso, Die Furcht, deutsch von Finger, 1889.

man zu einem Kinde in unnatürlich tiefem oder rauhem Tone, so fürchtet es sich und weint. Darum singen auch Gespenster und Gouverneursbildsäulen Baß.

Bald freilich, vielleicht gar gleichzeitig, fürchten sich die Kinder auch vor Gesichtseindrücken, und zwar vor nichts früher als vor Larven, namentlich schwarzen. Das Kind lernt die Menschen nach ihren Gesichtern lieben und fürchten. Nahm ich die Larve in die Hand, so that das Kind beruhigt und lernte sie furchtlos ansehen; sowie ich sie aber vor mein Gesicht hielt, stieß es einen Schrei der Furcht aus. Auch viele Tiere fürchten sich vor entstellten Menschengesichtern.

Wie hoch steht am Ende dieser Periode der Mensch auf der Stufenleiter der Wesen? Geistig überragt er nur die niederen, aber körperlich übertrifft der „Läufling“ schon alle. Was befähigt ihn wohl jetzt zur kunstreichen Kombination von Bewegungen, welche er zum Teil, vielleicht alle, schon als Neugeborenes, einzeln verrichten konnte? Er hat jetzt ein dreimal größeres Körpergewicht, als in der ersten Woche; verdankt er seine großen Fortschritte einfach der Massenzunahme? Gewiß nicht! Manches Tier, z. B. die Maus, ist kleiner und läuft doch gar bald. Das Wachstum des Geistes ist es, welches auch den Körper vervollkommnet.

Fünfter Abschnitt.

Vom Sprechen des ersten Wortes bis zu dem des ersten Satzes.

Die bestimmte Gliederung des Geschehenen nach Woche und Monat wird immer mißlicher, je weiter wir in der Biographie des werdenden Menschen vorschreiten. Oft weiß man gar nicht genau, wohin man den Anfang einer Erscheinung setzen soll, da, wie in der Baumwelt, die Knospen, welche sich im Lenze entfalten, schon in einer früheren Periode vorgebildet worden sind. Überdies weichen die einzelnen Kinder hinsichtlich des zeitlichen Eintrittes der Entwicklungen nicht unbeträchtlich ab.

Ich schildere in diesem Abschnitte die Entwicklung meines Kindes, da meine Beobachtungen fremder Kinder zu unterbrochen waren; ohne aber damit behaupten zu wollen, daß die Entwicklungsvorgänge bei allen Kindern genau dieselben seien. — Mein Knabe hatte bis zu diesem Zeitpunkte nichts gelernt als laufen und ahmte weder Wort noch Gebärde nach; andere Kinder, die Mädchen immer früher, sprechen ehe sie gehen.

Welches die eigentliche naturgemäße Zeitfolge sei, kann nur eine

große Reihe vergleichender Beobachtungen, am besten auch von Kindern wilder Völker, ausmitteln. Wie schön wäre es doch, wenn Eltern aus allen gebildeten Nationen und wissenschaftliche Reisende unter uncivilisierten Stämmen über die Entwicklung der kindlichen Seele genaue Beobachtungen aufzeichneten!*) Wir wissen, wann die einzelnen Pflanzen blühen und fruchten, wann jeder Vogel mausert, wandert oder nistet; wir wissen, wie lange die oder jene ägyptische Königsfamilie regiert hat — und wir kennen unsere eigene Entwicklung nur so äußerst ungenau!

Ich will, sowie der Welthistoriker in jeder Epoche zuerst und hauptsächlich das Volk schildert, welches Epoche macht, diesen Abschnitt beginnen mit dem epochemachenden Lernen des ersten Sprechens und die Aneignung der Sprache erzählen bis zur Bildung des ersten Satzes.

Die ersten Ton-Nachahmungen, die ich an meinem Knaben beobachtete, bestanden nicht im Wiedergeben von artikulierten Lauten, sondern von musikalischen Tönen. Ich sang ihm, als er vierzehn Monate alt war, und noch gar nichts nachahmte, zuweilen ein Volkslied vor, dessen Melodie mit f—c, also einer absteigenden Quarte anhebt, welches Intervall im Liede häufig und nachdrücklich wiederkehrt. Ich war höchlich überrascht, als das Kind im halben Einschlafen dieses Tonverhältnis genau, nur in der höheren Oktave mit mir sang. Ebenso an den folgenden Tagen, endlich geschah es auch ohne mein Vorsingen.

Mein Erstaunen darüber, daß früher Töne als Sprachlaute nachgeahmt wurden, minderte sich, als ich mich der Vögel erinnerte, von welchen viele einzelne Töne, selbst ganze Melodieen nachahmen lernen, ohne es je zum artikulierten Laute zu bringen. Nur der Papagei, Gimpel, Star und die rabenartigen Vögel ahmen Sprachlaute nach. Von diesen Sprechvögeln lernen aber nur Star und Gimpel auch Töne nachsingen, gleich als waltete auch hier ein Gesetz, welches sich mir bei der Beobachtung der Schüler oft aufdrängt, daß musikalische Talente selten zugleich ein feineres Ohr für Sprachlaute haben.

*) H. Ploß, Das kleine Kind vom Tragbett bis zum ersten Schritt. Über das Legen, Tragen und Wiegen, Gehen, Stehen und Sitzen der kleinen Kinder bei den verschiedenen Völkern der Erde. Leipzig, 1881, Grieben. — A. F. Chamberlain, The child in primitive culture, 1896. — H. Ploß, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker. Zweite Ausgabe, Leipzig 1884. — Bramhall, The wee ones of Japan. New-York, 1894. — Chamberlain, Notes on Indian child-language. Amer. Anthrop. 1890 und 1893. — G. Lindner, Aus dem Naturgarten der Kindersprache. Ein Beitrag zur kindlichen Sprach- und Geistesentwicklung in den ersten 4 Lebensjahren. Leipzig, 1898, Th. Grieben. — Sprachentwicklung der Kinder und der Menschheit, von Dr. C. Franke, in Rein's Encyklop. Handbuch der Pädagogik, Langensalza 1898.

Bald bemerkte ich auch, daß das Kind seinen Naturlaut ei ei, den es ungelernt erzeugte, ziemlich genau in dem Tone (Accente) modulierte, in welchem ihm derselbe vorgesprochen oder, richtiger gesagt, recitiert wurde.

Ist es Regel oder Ausnahme, daß der Säugling früher nachsingt als nachspricht? Mehrere Mütter, welche ich darüber befragte, waren ein ähnliches Nachsingen nicht gewahr worden, hatten aber auch keine ausdrückliche Probe gemacht. Ich für meinen Teil gewann durch Versuche mit anderen Säuglingen, von welchen ich die ihnen in einer besonderen Tonfolge recitierten Wörter in derselben Weise wierderholen hörte, und durch die Beobachtung, daß die Thüringer Kinder schon in den ersten Sprechversuchen unseren singenden Accent nachmachen, die Überzeugung, daß das Kind, wie der Vogel, leichter Singtöne, als Sprachlaute auffasse und wiedergebe. Bei taubstummen Kindern muß dies anders sein, da sich wohl die Erzeugung der Sprachlaute, nicht aber die der Singlaute sichtbar machen läßt.

Mein Knabe war schon vierzehn Monate alt, als er zum ersten Male etwas nachahmte. In diesem Alter können viele Kinder schon eine Anzahl Kunststücke oder sprechen mehrere Worte. Erwacht denn bei den meisten Kindern der Trieb zur Nachahmung der Sprachlaute früher als der zur Nachahmung von Gebärden und Bewegungen?

Ein paar Tage später ahmte mein Kind, ohne je dazu aufgefordert worden zu sein, den Laut des Niesens nach und parodierte diesen ihm komisch erscheinenden Laut der Erwachsenen bei jeder Gelegenheit mit schelmischer Miene.

Neugierig warten Neulings-Eltern, welche auch wohl wegen des langen Ausbleibens der Sprechversuche vor Taubstummheit bangen, auf das erste nachgesprochene Wort. Welches wird es sein? Durchaus nicht immer das gewünschte, hundertmal vorgesagte: Papa oder Mama, welchen Ehrentitel die Eltern so gern zuerst aus des Gastes Munde vernähmen. Mein Junge fand den von der Gasse heraufdringenden Ruf des Brezeljungen: „Neuback!“ zuerst der Nachahmung wert und rief ei — a!, sobald er jenen vernommen. Man ersieht daraus, daß von Wörtern, welche schwierigere Konsonanten enthalten, das Kind zuerst nur die Vokale richtig auffaßt und wiedergiebt. Die Hauptkunst aber für das treue und feine Nachahmen von Sprachlauten beruht, wie ich mich bei Schülern im Englischen überzeugte, auf der Schärfe des Hörens; die Ungefügigkeit der Mundteile ist ein viel geringeres Hindernis, als ein schwer auffassendes Ohr.

Bei manchen Kindern folgen dem ersten Worte sehr schnell andere. Besonders zum Sprechen aufgelegt erscheinen die meisten früh morgens und abends nach dem Anbrennen der Lampe, wo ja auch die Erwachsenen am meisten gesprächig sind.

Mein Knabe war jetzt noch nicht zum Nachsprechen vorgesagter Wörter zu bewegen. Erst zwei Monate später (im sechzehnten Monate), als er schon die Bedeutung von mehr als zwanzig Wörtern (außer den früher erwähnten auch Laterne, Musik = Klavier, Ofen, Vogel, Kegel, Topf und andere) verstand und die genannten Dinge mit den Augen aufsuchte; als er mehrere neue Lall-Laute (wie pujéh, pujéh, tupe tupe téh, dann wie ämmäm und attah klingend) vorgebracht und neben seiner ersten natürlichen Freuden-Interjektion Ei auch das fragend-befehlende Ho hatte hören lassen, ließ er sich herbei, auf Nachahmung einiger wenigen Worte einzugehen. Sie war aber sehr unvollkommen. Papa gab er durch Attah wieder, Ida auch durch Atta.

Im siebzehnten Monate, nachdem er die früheren Lall-Laute aufgegeben, fing er an, mehrere Silben zu plaudern, welche den Einfluß gehörter deutscher zu verraten schienen. Er plapperte förmlich die Silben: mäm, mam, mad-am, adam, das. Ich bemerkte ein solches „Wälschen“ auch bei anderen Kindern, aber die Laute sind bei fast allen verschieden. Erst lassen sie dabei eine oder mehrere Silben rasch nacheinander erschallen; dann halten sie plötzlich inne, als besännen sie sich auf etwas Neues, pressen förmlich, als müßten sie sich anstrengen, ihr Organ in Ansprache zu versetzen, bis endlich ein neuer Laut zu Tage kommt, der dann wie Mühlengeklapper wiederholt wird. Bei manchen Kindern erinnerten mich diese Klänge an die Silben, welche den Melodieen der Vögel zu Grunde liegen (vergleiche Bechstein's Libretto der Nachtigallen)*) und an die otaheitischen Silben, wie ich sie in Cook's oder Forster's Reise**) gelesen: ta, tu, pa pe-i-ti, u. s. w.

Die ersten Wörter, welche das Kind sprechen lernt, sind natürlich solche, welche Dinge bezeichnen, die in seinem Horizonte liegen, zunächst meist Papa und Mama. Diese in vielen Sprachen fast gleich klingenden Wörter sind meistenteils unter den ersten. Bei Kindern der Bauern in Thüringen, wo man nicht das für vornehm geltende Papa und Mama braucht, lauten die Bezeichnung der Eltern Atte, Ätte, Tate, Fatte und Amme, Ämme, Ämmäm, Mämme, Matte. Zeitig werden ferner gesprochen die Namen oft genannter Familienglieder: Anne, Ete (Grete), Itte (Rike), All (Karl) u. s. w. Oder auch die Bezeichnungen für Lebensbedürfnisse und Kleidungs-

*) Jo. Matth. Bechstein: Naturgeschichte der Stubenvögel. Gotha. 1840. — Das „Libretto“ der Nachtigall nach Bechstein findet sich auch bei A. E. Brehm: Das Leben der Vögel. Dargestellt für Haus und Familie (2. Aufl. Glogau, 1867. S. 502 f.).

**) Otoheiti, Die größte der Gesellschaftsinseln im Großen Ocean, wurde von James Cook und den beiden Forster auf ihrer großen Entdeckungsreise (1772—1775) besucht.

stücke: Minne Milch, Bot Brot, Mante Mantel u. s. w. und für Tiere, zu deren Nennung die Wärter meist besondere Kindernamen brauchen: Muh, Bä, Dodo, Hottopferd, Ihz Hinz für die Katze, Piep piep Vogel u. s. w. Oft spricht das Kind auch frühzeitig die Bezeichnung einzelner Körper-, besonders Gesichtsteile (Mund, Ase, Ohn, Ale = Haare, Finne Finger) und für Lieblingsorte (Asse = Gasse, Atten = Garten, Baie-Baie = Wiege).

Bemerkenswert und vielleicht auch in den einfachen Sprachen ungebildeter Völker vorkommend ist die Vorliebe für Wörter aus zwei gleichlautenden Silben, wie Papa, Mama, Bimbam, Tiktak, Dodo. Ist diese Vorliebe bedingt durch die Freude über die Leichtigkeit, mit welcher sich die Sprechwerkzeuge in derselben Weise, wie sie eben angelassen waren, noch einmal bewegen lassen, sowie der Anfänger im Klavierspielen gar oft dieselbe Taste noch einmal anschlägt, ehe er weiter geht? Oder ist es gar schon die Freude über ähnlichen Klang, über Assonanz und Reim? Vielleicht beides.

Meist besteht der ganze Sprachschatz eines solchen Anfängers lediglich aus Hauptwörtern. Bald reihen sich einige ortbezeichnende Adverbe, meist zuerst da und auf an, wozu bald noch unte (herunter!) und mit kommen. Mit auf und unte bezeichnet das Kind den Wunsch, auf den Arm genommen oder auf den Boden gestellt zu werden, durch mit das Verlangen nach der Begleitung der Wärter.

Von Fürwörtern wird zwar hier und da du du, aber nur als Zuruf der Drohung, als Interjektion gebraucht und verstanden. Die Fürwörter werden erst in der folgenden Periode als Personenbezeichnungen verstanden und angewendet.*) Dagegen scheint jedes Kind recht früh Klang und Bedeutung von mein zu verstehen. Ich hörte kleine Kröpfe, welche kaum zwölf Vorstellungen im Bewußtsein hatten, dies Wort so nachdrucksvoll aussprechen, wie einen Bauer bei einem Marksteinzwiste. Man erkennt daraus, wie natürlich und unaustilgbar im Menschen der Eigentumsbegriff steckt, und beobachtet gar sehr frühe, wie leicht und oft zwischen Kindern dieses Alters ein Hader über Eigentum und Besitz entbrennt.

Wenn das Kind ein Wort aus eigenem Antriebe spricht, so verbindet es allemal, sofern das Sprechen nicht mehr ein einschläferndes Lallen sondern ein deutliches Sprechen ist, eine Willensäußerung damit. Die Ursprache ist nichts als ein vernehmlich gemachter Wille. Es begehrt den genannten Gegenstand, wenn auch nur, um ihn näher zu betrachten und sich genauer zu überzeugen, welche Übereinstimmung

*) Siehe im Anhang Sigismunds Aufsatz „Das Ich in der Kindersprache“. (Aus Gutzkows Unterhaltungen am häusl. Herd, 1858.)

denn eigentlich zwischen dem Gegenstande und seinem luftigen Symbole vorhanden sei.

Frühzeitig lehrt man gewöhnlich dem Kinde einige Worte des Grüßens. Mit Recht; denn dies sind die ersten direkten Ausdrücke des Gefühls von dem freundlichen Verhältnis des Menschen zum Menschen. Auch viele Tiere begrüßen sich durch Laute. Das Kind lernt die Bedeutung mancher Grüße (natürlich aber nicht von „Diener!", was man bei uns häufig lehrt) bald verstehen. Es begleitet seine Grußworte Adé, Tag! mit ganz entsprechenden Gebärden. Es sieht also gar bald ein, daß jene Wörter eine Stimmung des Sprechers ausdrücken. Denn um einfach zu bezeichnen, daß eine Person sich nahe oder entferne (wie man sie vielleicht deuten könnte), braucht das Kind die Worte da und fot (fort) mit der zur jedesmaligen Empfindung gehörigen Miene.

Gewöhnlich erst, wenn der kleine Sprachschüler zwölf bis zwanzig Wörter (Interjektionen, Hauptwörter und Ortsadverben) sprechen gelernt hat, hört man ihn auch Zeitwörter, und zwar nur im Infinitiv gebrauchen. Welche Zeitwörter könnten es sein, als essen, trinken, tragen, schlafen? Warum aber nur die Infinitive? Gewiß, weil von diesen schwerbedeutsamen Wörtern dem Kinde nur diese Form auffällt und sich einprägt. Das Kind nämlich, unfähig eine längere Reihe von Lauten zu vernehmen, merkt (wie es auch der von rasch auf einander folgenden Lauten einer fremden Sprache verwirrte Erwachsene thut) nur auf die Schlußworte eines Satzes. Als solche hört es aber meist Infinitive. „Willst du essen? Du mußt schlafen. Ich soll dich tragen" u. s. w. Aus solchen Sätzen faßt das Kind mit Ohr und Verstand nur die wichtigsten, die Schlußwörter, wählt sich diese zur Nachahmung aus, und ergänzt die übrigen lakonisch durch Gebärde und Betonung.

Häufig lernt das Kind auch beizeiten schallnachahmende Wörter und wendet sie mit Vorliebe an. Patsch, pauz, hop, ferner die Tiernamen der Kindersprache: Mu, Bä, Put, Gikgak, Wäkwäk, Huhu sind davon Zeuge.

Natürlich eignet es sich auch bald die Wörter Ja und Nein an, durch deren Gebrauch es ganze Sätze erspart. Bis zum Ende des zweiten Jahres begleiten wohl alle Kinder diese zwei Wörter mit Gebärden, später verliert sich das mimische Accompagnement bei diesen und anderen Wörtern mehr und mehr, und macht sich nur noch im Affekte geltend. Südlich wohnende Völker machen bekanntlich viel mehr Gebrauch von mimischen Hilfsmitteln, als wir Nordländer. Sie stehen aber auch dem Kinde rücksichtlich des Temperamentes und anderer geistigen Ähnlichkeiten viel näher.

Die ersten Eigenschaftswörter, welche ich — und zwar nie

sehr frühe — gebrauchen hörte, waren groß und klein, welche gewissermaßen als Fürwörter für dieser und jener gebraucht werden, um zwei ähnliche Dinge zu unterscheiden. Dann auch gut, welches angenehme Geschmackseindrücke bezeichnen soll. Die Ursache dieses späteren Gebrauches der Adjektiven liegt nicht in der Schwierigkeit der Aussprache (denn das Kind ahmt manche ihm ausdrücklich vorgesprochenen ganz treu und mühelos nach), sondern in der Schwierigkeit des Gedankens. Es ist eine ungemein große Geistesthat, sich das am Gegenstand Haftende, die Eigenschaft, als etwas Losgelöstes, selbständig Existierendes darzustellen. Auch das Wort schön wird, weil von den Wärterinnen in Bezug auf Spielzeug und besonders auf musikalische Töne häufig gebraucht, bald vom Kinde gesprochen und einigermaßen verstanden.

Die den Gegensatz von gut und schön bezeichnenden Wörter dagegen hörte ich kein Kind unter zwei Jahren sagen, so daß man behaupten konnte, es verbinde eine Vorstellung damit. Ließ ich das Kind einen unangenehm schmeckenden Stoff versuchen, und sagte dazu: garstig, so versuchte es doch bei den nächsten Versuchen nie eine wörtliche Äußerung seines Mißfallens zu geben. Ich glaube, der unangenehme Eindruck ist zu überwältigend, um zum Worte kommen zu lassen, während der angenehme eine befreiende Kraft besitzt. Viel früher lernt jedes Kind das Wort weh = schmerzlich. Wehweh (bei uns Wiwi) wird gar bald zum Substantiv und bezeichnet jede Verletzung und leichten Schmerz. Bedeutendere Schmerzgefühle werden nur durch die Natursprache des Weinens angezeigt. Außer unangenehm schmeckenden Dingen, mit welchen es ja auch selten bekannt gemacht wird, lernt ein Kind nichts kennen, an welchem ihm eine Widrigkeit oder Unschönheit auffiele. Aber eine Ahnung von sittlich Unschönem scheint es früh zu bekommen. Man betrachte nur das Gesicht des Kindes, wenn man ihm ernst sagt: Pfui, das ist unartig! Es liest die Bedeutung aus Miene und Ton des Sprechenden. Früh lernen die Kleinen auch die Bedeutung von „alle“, womit man bei uns, und nicht bloß in der Kindersprache, ausdrückt, daß etwas zu Ende oder aufgezehrt sei; ebenso die von päpä, d. h. verborgen, unsichtbar. Ebenso bald trägt es in sein Wörterbuch das curiose Eigenschaftswort kaput ein, was bei den Thüringern sehr gang und gäbe ist und so viel als zerbrochen, zerstört bedeutet.*)

Das Zahlwort eins lernt das Kind früh brauchen und verstehen, und ersetzt dadurch Hauptwörter und andere. Es hört seine

*) Die Wörter: kaput = zerbrochen und alle = zu Ende werden auch außerhalb Thüringens in derselben Bedeutung gebraucht, wie ein Blick in Grimms Wörterbuch beweist. Bei kaput liegt das französische faire capot = im Spiel übervorteilen zu Grunde; capot = matsch.

Wärter, wenn sie ihm einen gleichartigen Gegenstand zeigen, nachdem es eben einen ähnlichen gesehen, sagen: noch eins! und erkennt daraus die Bedeutung. Mein Knabe sagte, lang ehe er Sätze bildete, wenn er kurz nacheinander zwei Reiter sah: Eite! noch eins! Die Bevorzugung des sächlichen Geschlechtes rührt daher, daß dem Kinde fast alle Dinge mit dem Diminutiv (der Verkleinerungsform) genannt werden, welches im Deutschen neutral ist. Da nun das Kind immer hört: das Blümchen, das Züngelchen, das Bettchen, u. s. w., so muß es folgerecht auch den Reiter als Neutrum bezeichnen.

Der Sprachschatz besteht also anfangs aus einigen Interjektionen, Substantiven und Verben (diese beiden letzteren sind die zahlreichsten), welche aber nicht abgeändert, dekliniert und konjugiert, werden, ferner aus wenigen Adjektiven und Adverben. Partikeln, Präpositionen, Artikel und Pronomina fehlen noch ganz. „Schoos“ heißt soviel als auf den Schoos, „Wiege“ in die Wiege u. s. w. Namentlich fehlt noch „und“. Es wäre nicht uninteressant, wenn man für die verschiedenen Bildungsstufen des Kindes und der Völker die relativen Mengen der verschiedenen Wortklassen prozentisch berechnete.*) Es ließe sich so der geistige Reichtum ebenso sicher übersichtlich machen, wie uns die Statistik in ihren Tabellen den Stand des Ackerbaues und Handels darlegt.

Anfangs spricht das Kind stets nur ein Wort auf einmal, welches, besonders im Affekte, oft mehreremal rasch wiederholt wird, und scheint sich erst, ehe es ein zweites folgen läßt, zu besinnen, weniger auf die Vorstellung selbst, als auf die Art, wie es zur Bezeichnung der Vorstellung seine Sprachwerkzeuge bewegen solle. Diese Bedenkzeit-Pause bemerkt man besonders, wenn man ihm ein aus zwei Wurzelwörtern zusammengesetztes Wort vorsagt, z. B. Kuh-Stall. Gerade so sieht sich der Anfänger im Klavierspielen vor jedem neuen, namentlich vieltönigen Griffe genötigt inne zu halten, um Bedenkzeit zum Befehligen seiner Schwadron zu einer neuen Bewegung zu gewinnen. Allmählich lernt aber das Kind, welches ich der Kürze und Genauigkeit wegen von nun an „Sprechling“ nennen will, rascher verschiedene Wörter auf einander folgen zu lassen und steht auf der Schwelle zu einer neuen, äußerst bedeutenden Entwickelung, zur Bildung eines Satzes. Mein Knabe erreichte dieselbe erst im zweiundzwanzigsten Monate; manche Kinder gelangen viel früher zu diesem Ziele.

Alle Kinder sprechen bekanntlich nur wenige Wörter ihrer Muttersprache sogleich richtig nach; jeder Sprechling hat seine eigene Mundart, welche zuweilen so von der Schriftsprache abweicht, daß Fremde

*) S. u. a. Transactions of the American Philol. Association, 1877: Holden, On the vocabularies of children under two years of age. — Educational Review, New-York, VII: Salisbury, The child's vocabulary. — Schultze, Die Sprache des Kindes, Leipzig, 1880.

ihn nicht verstehen. Ob dies auch bei Kindern eines Volkes der Fall ist, dessen Sprache aus so einfachen Silben besteht, wie etwa die Tahitische? Alle deutschen, französischen und englischen Kinder, welche ich sah, „tätschelten“ oder „tillätschten“, wie man es bei uns nennt, mehr oder weniger, d. h. sie ließen manche Laute weg, oder ersetzten dieselbe durch verschiedene Laute. Nicht alle Kinder derselben Familie tätscheln auf dieselbe Art. Das eine Kind ruft seine Großmutter: Abutte, das andere Tosutte, ein drittes Osmutte u. s. w.

Ich habe mich bestrebt, die Gesetze aufzusuchen, nach welchen die Kinder bei ihren Wort-Nachahmungen verfahren, bei welchen freilich viele unerklärliche Anomalien mit unterlaufen mögen, und will dem Leser, welcher einmal Geduld genug gehabt hat, mir bis hierher zu folgen, die Resultate meiner Beobachtung mitteilen. Ich muß dabei freilich gestehen, daß ich umfassende und genauere Beobachtungen fast nur an meinem eigenen Kinde angestellt habe.

Am sichersten und frühesten ahmt der Sprechling die Vokale nach, zuerst a, ä, u, dann ei und o, am spätesten das reine i, für welches (ob auch außer Thüringen, weiß ich nicht) ein zwischen e und i schwebender Laut gebraucht wird. Anfangs sprachen mehrere von mir beobachtete Thüringer Kinder das a so rein, wie Braunschweiger,*) bald aber bekommt es den dumpfen Thüringer Klang. Die Leichtigkeit der Nachahmung von Vokalen erklärt sich genügend aus der Art, wie man sie hervorbringt. Alle erfordern bekanntlich nichts, als einen Hauch durch die mehr oder weniger geöffnete Mundhöhle. Die Laute ö, ü, besonders äu werden von Thüringer (auch anderen?) Kindern gleich nicht rein gesprochen. Mein Knabe lernte, obgleich er auf richtig sagte, das au in Haus u. s. w. erst spät erzeugen und ersetzte es lange durch ei; vielleicht verführt durch die leidigen Diminutiven: Häuschen, Mäuschen u. s. w.

Von Konsonanten werden am leichtesten und frühesten gesprochen b und m, n, d und s, etwas schwieriger g und w. Mit mehr Mühe lernen die Sprechlinge f, ch und k, am spätesten l, sch und r richtig aussprechen.

Die Laute b, m und w werden von den Lippen hervorgebracht. Sie erfordern die am wenigsten schwierigen Bewegungen, auch sind die Lippen durch das Saugen hinlänglich eingeübt worden. Öfter werden Lippenbuchstaben unter einander verwechselt, weil ihr Klang so ähnlich ist, wie auch in Dialekten: Bond sagte mein Junge für Mond, Basse für Wasser, wie man es ähnlich in einem Bezirke Meiningens, ich glaube um Wasungen, hört.

*) Das Braunschweiger a ist übrigens den Deutschen durchaus nicht als Muster der Reinheit hinzustellen.

Die vier Laute n, d, s, sch entstehen aus einem durch Bewegung der Zungenspitze modifizierten Hauche. Der Zischlaut sch wird spät erlernt, obgleich man nicht recht einsieht, warum er schwieriger sein solle, als das reine s; statt seiner wird meist s gebraucht (Saf für Schaf u. s. w.). Um den Laut l zu bilden, muß die Zungenspitze an die Decke des Mundes anschlagen. Dies kommt dem Sprechling sauer an und er läßt deshalb diesen Laut häufig aus (icht = Licht, Voge = Vogel) oder ersetzt ihn am Anfange der Wörter durch d und b (degen = legen, Bampe = Lampe) und in der Mitte durch n (bind = Bild). Noch schwerer fällt den meisten der Laut r, welcher durch ein starkes, schnelles Erzittern der Zungenspitze erzeugt wird; sie lassen ihn entweder ganz aus (Zucke für Zucker) oder ersetzen ihn wie Alkibiades that, durch l (welfen = werfen) oder durch j (jeiben = reiben), oder sie bilden ihn rauh und kratzend in der Kehle, schnarren wie Demosthenes und die Ruhlaer. Mein Junge schnarrte sein r viel früher, ehe er den Zischlaut sch bilden konnte; viele Kinder können noch nicht r sagen, wenn sie in die Schule geführt werden.

Die Hervorbringung des h-Lautes durch einen gestoßenen Hauch erscheint dem Kinde, wie dem Ausländer, der deutsch lernt, schwer, und alle Kinder, die ich hörte, ließen ihn fast immer aus bis wenigstens zum Ende des zweiten Jahres.

Zu den schwierigen Lauten gehören auch die Gaumenlaute g, ch und k. Der Kehllaut ch fällt allen deutschen Kindern, obgleich er erwachsenen ausländischen Sprachschülern so viel Mühe macht, leichter als k, welches selbst manche mündige Deutsche nicht scharf aussprechen können und an welchem Stotternde gewöhnlich einen Stein des Anstoßes finden. Das k und das harte g wird meist (immer?) durch t ersetzt (tut = gut, tatze = Katze) oder ganz ausgelassen.

Silben, welche aus einem Vokale und einem einfachen Konsonanten bestehen, werden beizeiten richtig nachgesprochen; solche aber, in welchen Doppelkonsonanten vorkommen, gewöhnlich verstümmelt oder umgeformt. Entweder läßt der Sprechling einen der beiden Konsonanten, meist den ersten, aus (Eitun = Zeitung, Päd = Pferd, Bod = Brot, Wein = Schwein, int = singt, dot = dort), oder ersetzt ihn durch einen anderen, geläufigeren Konsonanten (Anz = Salz, Minne = Milch, Bind = Bild; toss = groß, tein = klein, Atenne = Laterne, bafen, tafen, später slafen = schlafen, Iss = Hirsch, Tule = Schule, Pitte = Splitter, Atitte = Karnikel, Kaninchen; Annold = Arnold, Matta = Martha, atsen = klatschen, Tuhl = Stuhl, Finne = Finger, Basse = Flasche, Tuttav = Gustav); oder das Kind schiebt statt des einen Konsonanten einen Vokal ein (moigen = morgen, Toich = Storch). Auffallend war mir, daß mein Knabe als er den Doppellaut sp sprechen

lernte (er war zwei Jahre alt), ihn auf norddeutsche Art rein sprach, nicht wie seine Umgebung, also nicht Schpielen, sondern Spielen; ebenso Stuhl, nicht Schtuhl sagte.

Ich fühle mich verpflichtet, einen pädagogischen Wink hier einzufügen. Die Kinderwärterinnen, in dem Gefühle, für das niedliche Kind passe sich nur Niedliches, sprechen ihrem Pfleglinge fast alle Hauptwörter als Diminutive vor. Weit entfernt, diese so natürliche Sitte verbannen zu wollen, wünsche ich nur, daß man die Verkleinerungsform nicht von solchen Wörtern brauche, welche darin unübersteigliche Schwierigkeiten und Mißklänge bieten. Wo man die lieblichen Diminutivsilben le und li braucht, geht es viel besser und wohlklingender ab; aber unser tonloses chen macht dem Sprechlinge oft zu viel Mühe. Was soll er mit Vögelchen, Tischchen anfangen? Manche helfen sich, daß sie statt der Verkleinerungssilben chen ten sagen (Eichönten = Eichhörnchen, Aepften = Äpfelchen); in anderen Wörtern sen (Mädsen = Mädchen) anwenden. Ein Kind sagte beständig Mädis, Hundis für Mädchen, Hundchen.

Um ein Bild zu gewinnen, wie ein Sprechling Wörter, die ihm fast alle neu und unverständlich sind, auffaßt und wiedergiebt, sprach ich meinem einundzwanzig Monate alten Knaben einen Vers vor, welchen seine Wärterin ihm als ständiges Wiegenlied sang. Er sprach Wort für Wort so nach:

Guter Mond, du gehst so stille
Tute Bohnd du tehz so tinne

Durch die Abendwolken hin,
Duch die Aten-bonten in,

Gehst so traurig, und ich fühle
Tehz so tautech und ich büne,

Daß ich ohne Ruhe bin.
Dass ich one Ule bin.

Guter Mond, du darfst es wissen,
Tute Bohnd, du ats es bitten,

Weil du so verschwiegen bist,
Bein du so bieten bitz,

Warum meine Thränen fließen
Amum meine tänen bieten

Und mein Herz so traurig ist.
Und mein Aetz so atich iz.

Von längeren Wörtern giebt das Kind, wie das Echo, nur die zwei letzten Silben wieder. Die erste Silbe eines dreisilbigen oder auch eines schwierigen zweisilbigen wird entweder ganz übergangen

oder durch einen unbestimmten Vorschlagslaut, welcher bald wie o, a oder m-m klingt, ersetzt (Abutte = Großmutter, Atatt = Bernhard).

Überraschend oft bildete mein Knabe die nie gehörten plattdeutschen weicheren Formen (oft t für s, p für pf u. s. w.). So sprach er anfangs Topf nie anders nach als pot. Ist dies gewöhnlich?

Was macht uns die erste Kindersprache zu einer so lieblich erfreulichen, daß wir alle sie gern hören und unwillkürlich oft auch tätscheln, wenn wir mit dem Kinde reden? Ist es bloß der komische Eindruck unbeholfener Versuche in Thätigkeiten, welche wir für federleicht halten, weshalb Ungebildete über die deutsche Aussprache von Ausländern gern lachen? Oder ist es zugleich ein mehr begründetes Wohlgefallen an der weicheren, milderen Form, in welche das Kind unsere rauhen, unschönen Laute umgießt?

Wie interessant müßte es sein, ausführliche Vergleichungen zu besitzen, auf welche Weise Vögel, uncivilisierte Völker oder Taubstumme unsere Laute nachahmen, oder wie slavische Kinder über die schrecklichen Drillingskonsonanten ihrer Muttersprache Herr werden; was die Ursache sei, daß die Slaven so leicht romanische Sprachen lernen, und dergleichen. Der Star lernt sein gewöhnliches Kunststück: Spitzbube (keineswegs ein leichtes Wort) früher in allen Lauten richtig nachahmen, als ein Kind, da er nur das S im Anfange etwas sitzen läßt. Von Nachahmungen europäischer Laute durch Wilde ist mir nur das tahitische O-Tute für Cook (Kuhk) erinnerlich. Gerade so ahmte mein Knabe den Namen des Seehelden nach.

Um noch eine Probe zu geben, wie die sprachliche Entwickelung dieser Periode an die folgende angrenzt und in sie sich verliert, wie eine Regenbogenfarbe in die benachbarte, führe ich folgende Erzählung meines zwanzig Monate alten Knaben an, die er mir in der Abenddämmerstunde gab: Atten — Beene — Titten — Bach — Eine — Puff — Anna sprach er mit ziemlich langen Zwischenpausen und lebhaftem Gebärdenspiel. Das sollte heißen: Wir waren heute im Garten, haben Beeren und Kirschen gegessen, dann in den Bach Steine geworfen, und sind der Anna begegnet.

So lautet die erste hieroglyphenartige Sprache, welche statt des Geschehenen nur das Subjekt und Objekt angiebt und alle anderen Angaben, namentlich die Bezeichnung der Thätigkeit und Zeit, als selbverständliche Füllwörter dem Zuhörer überläßt. Deshalb sind Erzählungen, welche Kinder und Natursöhne geben, so oft nur dem verständlich, welcher das Erzählte mit erlebt hat. Wird es uns nicht mit vielen alten Schriftdenkmalen immer so ergehen?

Nachdem ich nun lange — der Geduld vieler Leser vielleicht zu lange — bei der Sprachentwickelung dieser Periode verweilt habe, in der Überzeugung, daß diese wichtigste aller menschlichen Fähigkeiten

eine in die kleinsten Einzelnheiten eingehende Betrachtung wohl verdiene, wende ich mich nun zur kurzen Besprechung der anderen körperlichen und geistigen Entwickelungen dieses Zeitraumes und wähle aus der Fülle der sich mehr und mehr häufenden und verwickelnden Erscheinungen zuerst die der Bewegung.

Das Gehen, welches sicherer, weniger breitspurig und schwankend und in immer rascherem Tempo geübt wird, muß jetzt auch auf unebenem Boden versucht werden. Anfangs taumelt das Kind, wenn es in eine nur ein wenig ausgetretene Stelle des Gartenweges tritt, weil der eben vorschreitende Fuß zu tief gerät und der Schwerpunkt in Gefahr kommt. Kaum ist diese Schwierigkeit nach manchem Falle einigermaßen überwunden, so macht sich der kleine Äquilibrist an das neue Kunststück, eine Schwelle zu überschreiten. Dabei hält er sich anfangs an der Thürpfoste an und setzt sehr vorsichtig (meist war er beim Kriechen schon darüber gefallen) mit zurückgehaltenem Rumpfe das eine Füßchen hinaus, um später das andere nachzuziehen. Endlich einmal, in der hastigen Begierde, einer hinausgehenden Person zu folgen, überhebt er sich des Anhaltens und übt dieses Übersteigen des Hindernisses von nun an immer so, wenn er nicht durch ein schmerzbringendes Mißlingen vor der Hand sich abschrecken läßt, so kurzen Prozeß zu machen.

Sehr bald sind auch die Wagehälse „des Henkers" auf die Treppen, auf welchen fast jedes Kind seine Vorstellungen von Abwärts mit einer Brausche erkaufen muß, während unsere Haustiere auch in dieser Hinsicht von der Natur mit mehr Einsicht und Vorsicht ausgestattet sind. Ein Paar Stufen rückwärts hinabzukriechen, oder eine Treppe auf allen Vieren zu erklimmen, ist dem Kinde eben so gefährlich, aber auch ebenso lieb, wie den Sportsmen das Übersetzen von Gräben und Hecken.

Weniger sind die kleinen Spaziergänger dazu anzuleiten, zur Überschreitung einer Pfütze einen größeren Schritt zu machen, was doch das reinliche Kätzchen so frühe thut; meist tappen sie gedankenlos oder mit anscheinender Lust hindurch. Auch abgesehen von ihrer Gleichgültigkeit gegen Schmutz und nasse Füße, welche man als Hauptmotiv unterlegen könnte, scheinen sie ziemlich schwer zu der Gewißheit zu kommen, daß sie durch stärkere Anspannung der Hebemuskeln des Schenkels mit einem Schritte über einen größeren Raum hinwegkommen können. Viel eher drängt und freut es sie, durch Beschleunigung des Tempos der Schritte zum Ziele zu gelangen. Viele Kinder fangen bald an trabend zu laufen, und geraten dabei leicht so sehr in Schuß, daß sie am Ziele kopfüber fallen.

Hände und Arme erwerben indes große Fertigkeit in mancherlei Bewegungen. Sie sind in beständigem Anfassen, Aufheben, Hin=

werfen, Zerren, Rupfen, Hämmern, Drehen und Schwingen von Gegenständen begriffen, und eine umsichtige Mutter wird wohl thun, ihnen nicht bloß das etwas einseitig gepriesene Bällchen, sondern vielmehr Geräte aller Art zum Spielen zu geben, an welchen sich Bewegungen in den mannigfaltigsten Richtungen ausführen lassen. Das Kind muß Gegenstände von verschiedener Größe, Form und Beweglichkeit zu behandeln bekommen, nur seien sie stets groß genug, um vor dem Verschlucken sicher zu sein, und weder spitz noch scharf: Kugeln verschiedener Größen, Kegel zum Aufstellen, Stühle zum Schieben, Peitschen zum Schwingen, Hämmer zum Pochen, Kaffeemühlen um zu drehen, Gras und Blumen zum Abrupfen, Bücher zum Blättern, besonders auch Schachteln und Kästchen zum Öffnen und Zumachen. An den letztgenannten befriedigt und übt das Kind seinen Trieb, in das Innere der Dinge zu schauen.

Die meisten Kinder brauchen bis in das dritte Jahr beide Hände ziemlich gleichmäßig, nur wenige geben der einen, und lange nicht alle der privilegierten „schönen“ den Vorzug.*) Ob wohl bei allen Völkern der Glaube herrscht, daß die rechte Hand die schöne, vorzugsweise zu brauchende sei? Wenn wirklich dieser Vorliebe eine organische Ursache zu Grunde liegt, so muß ich gestehen, sie nicht zu kennen. Die Affen, welche ich beobachtete, brauchten beide Hände gleich fertig. Ich halte es für Pflicht, die Mutter dabei aufmerksam zu machen, im Bestreben, das Kind an die Vorliebe für die rechte Hand zu gewöhnen, nicht ausschließlich gegen die linke zu werden, aus Gründen, welche diese Stieftochter in Franklin's berühmtem Briefe**) so überzeugend entwickelt. Auffallend ist, daß man in manchen Familien

*) Baldwin, Origin of right and left handedness. Science, 1890. — Über Rechts- und Linkshändigkeit vergleiche auch Tägliche Rundschau, 30 Juli 1898, S. 704.

**) Ihre Klage und „Bittschrift an diejenigen, die die Oberaufsicht über die Erziehung haben“, schließt „die linke Hand“ mit den Worten: „In unsrer Familie ist es so hergebracht, daß die ganze Sorge für den Erwerb des Unterhalts auf meiner Schwester und mir liegt. Sollte nun meine Schwester von einer Krankheit befallen werden — und ich melde Ihnen bei dieser Gelegenheit im Vertrauen, daß sie dem Chiragra, der Gicht, dem Krampf unterworfen ist, anderer Zufälle zu geschweigen — was würde sodann das Schicksal unsrer armen Familie sein? Würden unsere Eltern es nicht bitterlich bereuen müssen, unter zwei vollkommen gleichen Schwestern einen so großen Unterschied gemacht zu haben? Ach! wir würden im Elend verschmachten: denn ich selbst wäre nicht im stande, auch nur einen Bettelbrief zu kritzeln, da ich schon bei dieser Vorstellung, die ich hier die Ehre habe, Ihnen zu überreichen, mich fremder Hülfe bedienen mußte. Haben Sie die Güte, meine Herren, unsere Eltern die Ungerechtigkeit einer ausschließenden Zärtlichkeit und die Notwendigkeit fühlbar zu machen, ihre Sorgfalt und Zuneigung unter alle ihre Kinder gleich zu verteilen“. (Benjamin Franklin: Kleine Schriften. Aus dem Englischen von G. Schatz. Weimar 1794, Teil II Seite 187 f.)

(zuweilen war Vater oder Mutter in der Jugend linkhändig, zuweilen aber auch nicht) alle Kinder die linke Hand vorziehen sieht. Man heilt sie davon am besten, wenn man den linken Ärmel über die Hand verlängert und sackartig zunäht.

Die Mutter wird bei den Spielen ihres Kindes mit Lust bemerken, wie die Bewegung, welche den Vorderarm des Menschen und der Affen vor denen aller anderen Tiere auszeichnet, nämlich die Pronation und Supination sich vervollkommnet. Man nennt so die Bewegung der Vorderarmknochen, wodurch die Hohlhand (Handteller) bald nach oben, bald nach unten zu liegen kommt; im Deutschen könnte man es die Darreichungs- und Empfangsbewegung nennen, da es leider keinen gang und gäben Ausdruck dafür giebt.

Mit großer Lust werfen alle Kinder dieses Alters, und werden oft deswegen als böse Kinder gescholten. Aber sehr mit Unrecht. Man beobachte vielmehr — wenn auch einige Spielgeräte, wohl auch einmal eine Fensterscheibe zu Grunde gehen —, wie diese, hauptsächlich das Herrwerden des Menschen über die flüchtigen Tiere begründende Bewegung sich allmählich ausbildet und verstärkt, und freue sich mit ihnen, wenn ein Stein recht weit rollt oder platschend ins Wasser springt! Die Lust am Werfen nimmt gewöhnlich die Kinder auf Spaziergängen ganz in Anspruch. Schon der einjährige Läufling hebt alle Steinchen auf, um sie fortzuschleudern, und freut sich ihres Rollens. Der ältere Knabe, auf der Roßtrappe oder Bastei stehend, denkt gewiß an nichts früher, als wie weit er wohl hinüberwerfen könne. Er will sehen, wie weit sein Wille einen Körper trägt. Man könnte die menschlichen Civilisationsstufen danach abteilen, wie weit und wie sicher der Mensch wirft: Stein, Schleuder, Bumerang, Hassagaye, Speer, Pfeil, Blasrohrkugel, Katapulte und Lancaster-Kanonen.*)

Jetzt lernt auch das Kind eine freilich recht unscheinbare Kunst, auszuspucken nämlich, die ihm aber, namentlich beim Heraufhusten von Schleim, schwer genug fällt. Wenigstens sah ich Neunzehnmonatliche die Hülsen von Stachelbeeren recht geschickt aussaugen und dann auswerfen. Es ist denn doch ein Fortschritt, den unverdaulicheren Teil einer Speise nicht in den Magen kommen zu lassen, eine Art Vorstufe zur Zubereitung der Speisen.

---

*) Boomerang, Wurfwaffe der Australier, ist ein eigentümlich gekrümmtes Wurfholz, das, wenn es, geworfen, sein Ziel verfehlt, in die Hand des Werfenden zurückfliegt. — Hassagaye, gewöhnlich Assagái oder Zagai genannt (vom spanischen Azagáya der Wurfspieß), Wurfwaffe vieler Volksstämme Afrikas und des Ostindischen Archipels. Katapult, Wurfmaschine der Alten. — Lancaster-Geschütze galten wohl zur Zeit, wo Sigismund dies schrieb, für die besten in der Welt.

Außerdem gelingt es dem kleinen Immerdurst, nunmehr auch ein Trinkgeschirr allein und geschickt zum Munde zu führen. Das ist eine Stufe der Lebensart, welche höchstens ein wohldressierter Affe, sonst wohl kein Tier erreichen dürfte. Kein Tier, so viel ich weiß, schöpft sein Getränk in einem Gefäße ein, obgleich die Natur genug Muschelschalen und hohle Früchte bietet. Das Tier taucht mit dem Gesichte nach unten in die Quelle, nur der Mensch schöpft. Verwehre deshalb deinem Kinde nicht stets, mit einem Becher zu „gäskern und zu manschen“; es schult sich zur menschlichen Sitte ein und macht dabei physikalische Experimente!

Wenn das Kind bisher vom Stehen und Gehen ausruhen wollte, so ließ es sich auf platter Erde nieder und setzte sich kauernd auf den Boden. Jetzt will es die orientalische Manier aufgeben, was ihm ebenso schwer fällt, als uns die muselmännische Art beschwerlich. Es nähert sich zu dem Zwecke einem Sessel rückwärts, und nachdem es die Entfernung besehen, beugt es die Knie, bis es niederhockend die Unterstützungsfläche unter sich fühlt. Dabei hat es die nicht leichte Aufgabe, den Schwerpunkt festzuhalten, den es manchmal verliert, und sich daneben setzt oder unsanft in den Sitz plumpt. Ist es aber glücklich zum Sitzen gekommen, so sieht man es freundlich lächeln und gar vergnügt und stolz mit den Füßen baumeln. Und in der That hat es Ursache, stolz zu sein. Der zum Ausruhen hockende Wilde, selbst der schneiderartig sitzende Muselmann, welch eine unschöne Attitüde! Man denke sich den olympischen Zeus, statt auf dem Throne sitzend, so hingekauert und er wird ein unschöner Götze. Zugleich hat unsere Art zu sitzen den für thätige, sanguinische Menschen und also für die Kinder nicht geringen praktischen Vorteil, daß man aus ihr leichter in die Höhe kommt zum Stehen, Gehen und Handeln. Jedes Kind soll darum nunmehr einen passenden Sessel bekommen.

Alle Kinder dieses Alters, auch die Mädchen, lieben zu reiten. Sei es die drohende und doch zu überwindende Gefahr desselben, sei es die Ahnung, dereinst fremde Kräfte zur eigenen Bewegung zu brauchen, alle reiten gern auf dem Knie, auch wohl schon auf dem Schaukelpferde. Der Reiter macht gewiß auf das Kind einen ähnlichen großartigen Eindruck, wie einst Cortez zu Roß auf die Mexikaner, welche ihn für einen Tiergott hielten; und die unüberwindliche Lust des Knaben, einmal auf einem Klepper, oder doch auf einem Esel zu sitzen, ist daher erklärlich. Ebenso beherrscht das Kind schon gern Tiere, und wären es auch nur ihre in jedem Sinne hölzernen Abbilder. Der Knabe zerrt seinen „Braunen“ nach sich und verfehlt nicht, ihm zuweilen durch die Peitsche zu zeigen, wer Herr ist. Mit gegentierquälervereinlichen Einsprüchen käme man jetzt noch zu frühe; es hat aber auch noch nichts auf sich.

Schwerer als die Beherrschung seines Gaules, wird dem Kinde das Herrwerden über zwei Diener, welche es jetzt bewältigen lernen soll. Die willkürliche Anspannung und Erschlaffung der Schließmuskeln, welche die Ausführungsgänge des Darmes und der Urinwege verschließen, ist ein so merkwürdiger Fortschritt, daß ich ihn auf die Gefahr hin, wegen ärztlicher Indiskretion getadelt zu werden, nicht übergehen darf. Alle Muskeln seines Körpers, welche jemals der Willkür unterworfen sein können (außer etwa den verkümmerten Muskeln an der Ohrmuschel, welche den meisten erwachsenen Menschen unbrauchbar sind) hat der Mensch nunmehr unterjocht. Die Muskeln der Arme und Beine, die des Rumpfes und des Gesichtes parieren ihm wie leidlich exerzierte Rekruten. Nur jene obengenannten führen noch ihr unabhängiges, trotziges, die Ordnung und Sitte störendes Palikarenleben.*) Der unmündige König selbst fühlt es kaum, daß er auch diese bändigen und unter das Gesetz bringen könne, wenn ihn nicht die auswärtigen Mächte der Eltern und Wärter erinnerten und bedrohten. Da rafft er sich auf, der Unwirtschaft zu steuern. Aber wie schwer ist das nicht! Alle anderen Muskeln sind von frühe an dem Willen unterworfen und brauchen nur in vorübergehender Zusammenziehung erhalten zu werden. Jene Schließmuskeln aber (in ihrem Bau etwa zu vergleichen den um eine schlauchartige Börse geschobenen, elastischen Ringen, welche durch ihr Zusammenschnüren das Herausfallen des Geldes verhüten) haben bisher ohne Zusammenhang mit dem Bewußtsein nach Belieben gearbeitet, aber von nun an sollen sie nach dem Willen des Herrschers beliebig lange sich anstrengen und bei eintretendem Unvermögen wenigstens die Regierung schleunigst benachrichtigen. Während sie, so lange das Kind noch keine Wahrnehmung von der beginnenden Ausleerung jener Auswurfstoffe bekommt, nur kürzere Zeit (der Blasenschließer nur ein bis zwei, der Afterschließer vier bis sechs Stunden) in ununterbrochener Zusammenziehung verharrten, müssen sie später wohl das Vierfache dieser Zeit in ihrer anstrengenden Thätigkeit ausharren. Kein anderer Muskel läßt eine so ununterbrochene Kontraktion zu, als außer jenen der Schließmuskel der Augenlider, welcher ja auch die ganze Nacht und beim Schlafe tagsüber in zusammengezogenem Zustande verharrt. Die Zusammenziehung des letzteren Muskels erfolgt beim Schläfrigwerden ohne unser Bewußtsein, oft wider unseren Willen („die Augen fallen uns zu"), kann aber auch willkürlich bewirkt werden beim Blinzeln, wobei, wenn man die Augen recht fest schließen will, die Anstrengung desselben fühlbar wird. Macht man dem Kinde das

*) Palikaren hießen die albanesischen und griechischen Söldner, welche teils unter türkischem Befehl standen, teils auf eigne Faust ein gefürchtetes Räuberleben führten.

Blinzeln („Zwinkern“) vor, so versucht es bald die Nachahmung, man sieht aber, daß der Muskel nicht ganz leicht Ordre pariert.

Die Schließmuskeln jener Ausführungsgänge geben aber oft (selbst noch bei zwölf- und mehrjährigen Kindern) besonders im Schlafe der Anstrengung nach, ohne zuvor das Bewußtsein zu benachrichtigen, daß Gefahr droht. Sie sind dann Schildwachen gleich, welche sich gegen einen nächtlichen Überfall wacker wehren, aber nicht früher das Alarmzeichen geben, bis sie überwunden sind.

Weckt man aber ein einjähriges Kind allnächtlich einigemal und läßt es nicht eher wieder einschlafen, bis es den Urin entleert hat, so errichtet man in der kindlichen Seele auf geheimnisvolle Weise eine Art Weckeruhr. Die Vorstellung des Erwachens erregt die der Ausleerung, und umgekehrt weckt allmählich das Bedürfnis der Ausleerung das Bewußtsein aus dem Schlafe. Ist es doch gerade, als wenn der auf das äußerste getriebene Schließmuskel einen Stift aushöbe, welcher ein Gewicht hemmte; dieses fängt nun an zu ziehen, die Räder drehen sich, der Hammer lärmt an der Glocke, der Schläfer erwacht und kündigt sein Bedürfnis an.

Bei der Aneignung keiner anderen Sitte und Anständigkeit äußert sich so sehr der zauberhafte Einfluß der Gewohnheit. Man sagt oft bedauernd: der Mensch sei ein Gewohnheitstier; richtiger würde man sagen: zum Glück ist er ein solches!

Müßte ich nicht fürchten, daß schon manche Leser, ärgerlich über die Rücksichtslosigkeit der Naturbeobachter, diese Seite übersprungen hätten, so würde ich aus dem Leben uncivilisierter Völker und der Tiere Züge anführen, welche zu dieser Erziehung des Kindes zur Reinlichkeit und anständigen Sitte nicht uninteressante Vergleiche bieten.

Doch ich wende mich zu den Vermittlern der Welt und des Geistes, zu den Korrespondenten der Seele, über deren Mitteilungen die letztere ihre Leitartikel denkt, zu den S i n n e n. Im Anfang waren ihre Berichte so kurz, abgebrochen und verworren, wie die Erzählung eines Bauerntölpels von einem Schauspiel; jetzt werden sie genauere, ausführlichere, geordnetere Berichterstatter.

Der G e s c h m a c k hat eine Fülle neuer Eindrücke erhalten, und liebt es sehr, fortwährend neue Erfahrungen zu sammeln. Das Kind drängt sich zu jeder neuen Speise und will Alles kosten und schmecken. Noch findet es nur an Süßigkeiten Wohlgefallen. Beim Genusse saurer Dinge macht es anfangs ein „saures Gesicht“, findet aber bald auch Geschmack daran. Milch und Wasser liebt es gleich sehr, Bier nicht bei dem ersten Male. Sein Gesicht strahlt vor Freude bei einem Wohlgeschmacke, vielleicht ist in keinem Lebensalter die Gutschmeckerei so herrschend. Jedenfalls ist der Geschmack derjenige Sinn, welcher das Kind dieses Alters am häufigsten und stärksten erfreut.

Nur beim Wiedersehen eines lieben Bekannten giebt es noch lauter seine Freude zu erkennen, als über eine Leckerei.

Das Tasten hat sich durch das häufige Angreifen („Begreifen“) der Dinge sehr verfeinert oder ist doch zu einem klaren bewußten Sinne geworden. Mein Knabe erkannte im dunkeln Zimmer mehrere Gegenstände mit charakteristischen Oberflächen, welche ich ihm darreichte, z. B. Apfel, Pelz, Buch und dergleichen. Wie weit sich dieser Sinn ausbilden lasse, ist aus der Erziehung der Blinden bekannt. Wir thun, glaube ich, in der Erziehung gesunder Kinder gar zu wenig, oder eigentlich nichts, zu seiner Ausbildung, und doch läßt sich in der Dämmerstunde gar lustig mit dem Kinde spielen, wenn wir ihm Gegenstände zum Erraten mit den Fingern vorhalten.

Das Gehör scheint immer deutlichere, im Gedächtnis mehr dauernde Eindrücke zu liefern. Das Kind kennt nunmehr einige Tiere, sogar mehrere Menschen, an ihren Stimmen. Das aufkommende Wohlgefallen an der Musik ergiebt sich teils daraus, daß die Kinder gern selbst Trompetchen, Pfeifchen und Trommeln zum Ertönen bringen, teils daß sie ihr gewohntes Wiegenlied kennen und dasselbe da capo verlangen. Rauschende Musik regt sie anfangs auf, sanfter Gesang beruhigt sie und schläfert sie ein. Die Läuflinge zeigen öfter, daß bei ihnen, wie bei den Wilden, fröhliche Musik und Tanz stets zusammen gedacht werden. Bei ganz jungen Kindern scheint diese Tanzlust mehr angelehrt. Alle Mädchen tanzen früher und geschickter. Leider wollen unsere Kinderwärterinnen den kleinen Tanzlustigen gleich zu deutschen Rundtänzen erziehen. Diese sind aber aus mehreren Gründen nicht für den ersten Tanz zu empfehlen; denn sie erfordern eine für das Kind nicht nur schwere, sondern auch durch Erregung von Schwindel leicht schädlich werdende Bewegung; sie geben den Armen und dem Rumpfe zu wenig zu thun, und, ich bitte um Nachsicht bei der geneigten Leserin, ich werde mich mild ausdrücken — sie bestehen aus weniger schönen Bewegungen, als die altväterischen Lang- und Gegentänze. Weit besser scheint es mir, das Kind dem Rhythmus gemäß hin- und herzuführen und es dabei Schwingungen der Arme und ähnliche Nebenbewegungen ausführen zu lassen. Daß das Kind dieses Alters ein ästhetisches Wohlgefallen am Reime hat, und die außerdem sehr ungereimten Ammenverschen mit Freudenlächeln anhört und ihre Stichworte behält, davon wird weiter unten die Rede sein.

Noch merklicher, als die des Ohres, schreitet die Thätigkeit und Fertigkeit des Auges fort. Es beobachtet schärfer in die Nähe, blickt verständiger in die Ferne. Sein bloßes Äußere zeigt, daß es auf einer höheren Stufe, daß es durchgeistet ist; es gewinnt mehr und mehr Blick.

Gegen verschiedene Farben zeigt es meist noch keine merkliche Vorliebe. Das öfter erwähnte Mädchen soll schon mit der vierzehnten

Woche Lust an bunten Läppchen geäußert haben. Äußert sich die Liebe zum Schönen und Verschönern wirklich so frühe im Mädchen? Früher jedenfalls, nach meinen Beobachtungen, als am Knaben. Diese lassen sich meist ungern anziehen und putzen; Mädchen gleichen Alters strecken ihr Ärmchen mit Wohlgefallen hin, wenn man ihnen einen Flitter daran hängen will. Jedenfalls hat das Kind noch keine deutlichen Vorstellungen der Farben. Nur das Schwarze, die Farbe des Grausigen, Lichtleeren, kennen und nennen sie bald; andere Farben verwechseln sie stets, auch wenn man sie wiederholt ihnen nennt. Doch lieben sie, wie die Wilden, das Hellfarbige, Grelle und Bunte. Eine bunte Blume, ein Schaufenster mit bunten Waren, entlockt ihnen gewiß ein freudiges Ei! und ein Ausrecken der Hände.

Schon erkennen sie manche Dinge nach den bloßen Umrissen. Mein Knabe, der allerdings schon einige wenige Bilder gesehen hatte, erkannte, einundzwanzig Monate alt, meinen Schatten, vor dem er sich im ersten Augenblicke fürchtete, bald als mein Abbild, rief freudig darauf deutend: Papa, und fürchtete sich fortan nicht mehr vor dem Schatten irgend eines Dinges. Im Gegenteil macht den Kindern dieses Alters das Beschauen dieses Schattenbildes, zumal wenn man es sich bewegen läßt, lebhafte Freude. Auch ihren eigenen natürlichen Schattenriß lernen sie bald kennen. Welche sichere Einprägung der wesentlichen Merkmale eines individuellen Gesichtes setzt es doch voraus, aus jenen armseligen Umrissen einen Menschen, welchen das Kind gewiß häufiger von vorn als im Profile gesehen hat, wieder zu erkennen!

Vielleicht bildet der Schatten bei Kindern, welchen nicht früh Bilder vorgelegt werden, den Vermittler und Lehrer zum Verständnis der Zeichnungen, sowie er, der griechischen Sage nach, die Erfindung des Zeichnens veranlaßt hat.

Bilder zu betrachten, lieben die Kleinen schon sehr. Sie freuen sich oft mehr über das abgebildete Ding, als über das wirkliche. „Haus!“ ruft der kleine Betrachter freudig, wenn er ein gezeichnetes erkennt, während er ein wirkliches kaum des Anblickens würdigt. Rührt dies von der Freude über die Lösung des hingezeichneten Rätsels, während ihm das wirkliche nichts mehr zu raten aufgiebt? Hat doch schon der alte griechische Denker Aristoteles die ästhetische Freude an solchen Abbildungen aus ähnlichem Grunde abgeleitet.

Vorliebe für ausgemalte Bilder bemerkte ich in diesem Alter nicht entschieden. Legte ich meinem Jungen dieselbe Linienzeichnung in einem schwarzen und einem illuminierten Exemplare vor, so betrachtete er beide anscheinend mit gleicher Lust. Die Kinder erkennen auf Zeichnungen die ihnen aus der Wirklichkeit bekannten Gegenstände so sicher, daß man oft davon überrascht wird. Besonders gern

sehen sie Bilder von Tieren und Kindern. Inhaltsleeren Figuren legen sie eine aus ihrer Sphäre genommene Bedeutung unter; mein Junge deutete ein Viereck für einen Bonbon, einen Kreis für einen Teller. — Bald lernte er, nach wenigen Irrtümern, im Leben und im Bilde, Jungen und Mädchen unterscheiden, wenn auch ihre Trachten keine auffallenden Verschiedenheiten zeigten. Ich mußte mich oft wundern, wie früh und die schematisch unvollständige, fehlerhafte Zeichnung ergänzend und berichtigend das Kind Zeichnungen verstand, welche kaum vollkommener waren, als diejenigen, welche ABC-Schützen an die Straßenthore malen. Ein Kreis mit zwei Punkten und einem senkrechten und wagrechten Striche genügt meist, für sie ein Gesicht kenntlich darzustellen. Es ist dies aber vielmehr ein Mangel, als ein Vorzug ihres Auffassens und Urteilens. Sie kennen wenig Dinge; um diese unter einander zu unterscheiden, bedürfen sie nur sehr weniger und oberflächlicher Merkmale. Sie begnügen sich, zu wissen, das soll ein Gesicht sein. Wir wollen auch gleich wissen, welchen Charakter oder Einzelmenschen es darstellen solle. Dazu bedürfen wir natürlich viel mehr, und weniger oberflächlicher Merkmale.

Das Temperament, gleichsam die Witterungsbeschaffenheit des Gemütes, ist noch bei allen Kindern entschieden sanguinisch, und der Wechsel der Stimmung noch greller und springender als sonst. Es bedarf nur des geringsten Anstoßes, um aus der einen in die entgegengesetzte Stimmung zu kommen. Wenn sich doch die Mütter durch genaue, unbefangene Beobachtung überzeugen wollten, wie diese Stimmungen von körperlichen Ursachen mit veranlaßt, vielleicht ausschließlich bedingt sind! Gar viele Wärterinnen würden dann manches „unartige, ungezogene“ Kind, welches, weil es sich langweilt oder schläfert, die Gelegenheit zum Weinen gleichsam vom Zaune bricht und immerfort Aprilstürme mit Sonnenschein wechseln läßt, besser behandeln lernen. Das Nähere wird weiter unten bei dem Willen seine Stelle finden.

Der Nachahmungstrieb ist in diesem Zeitraume viel reger und thätiger als in den vorigen. Das Kind lernt die ihm absichtlich vorgemachten Kunststücke der Wärterinnen: Täubchen winken, Eia machen (liebkosen), Händchen (Pätschchen) geben, Stutzbock machen, sich verbeugen (Diener machen), Kuchen patschen, leidlich Baumkessel tanzen und dergleichen.

Es ahmt aber bald auch von freien Stücken Bewegungen und Attitüden nach, die ihm auffallen und gefallen. Es geht mit dem Stocke des Vaters umher, versucht an dessen Pfeife zu rauchen, will das Brennholz legen, mit dem Stifte zeichnen, und verschiedene Hantierungen, welche es in seiner Umgebung sieht, nachmachen. Aber alle diese Nachahmungen zeigen keineswegs feinere Auffassung und ge-

schicktere Bewegungen, als wir sie von größeren Affen, den Orang-utangs und Schimpanses beschrieben finden, über welchen doch das Kind durch die Sprache unendlich hoch steht.

Eine Nachahmungsthat bemerkte ich an meinem achtzehnmonatlichen Knaben, die gewiß nie ein Tier ausführte, als höchstens der in allen Naturgeschichten als das Lumen der Tierwelt gepriesene Schimpanse des Kapitäns Grandpré. Mein Junge nämlich trug von freien Stücken Holz zur Ofenthür und schob es durch das offene Schieberthürchen hinein, uns dann thatenstolz anblickend. Alle Tiere halten sich bekanntlich von Jugend auf in scheuer Ferne vor dem Feuer, außer den wenigen (wie Motten und dergleichen), welche sich blindlings hineinstürzen. Ihnen lehrt also der mächtige Instinkt die Gefahr des Feuers, welche der Mensch, der das Vorrecht hat, in allen Stücken durch Schaden oder vielmehr durch bewußte Erfahrung klug werden zu müssen, nur durch den Versuch lernt. Jene verwegene That des Kindes war also Folge des stumpfen Instinktes, nicht Heroismus oder Vorahnung der Herrschaft über die Elemente, wie es ein parteiisches oder poetisches Gemüt auslegen könnte.

Hoch empor schwingt sich aber das Kind in diesem Zeitraume über alle Tiere durch die mehr und mehr freiwillige und häufige Nachahmung von Wörtern. Der sprechende Vogel lernt seine paar Wörter nur nach sehr häufigem Vorsprechen; was die Menschen sonst reden, ist für ihn nicht vorhanden. Vom Kinde aber wird ein Wort nach dem anderen aus der Rede der Erwachsenen, auch wenn sie nicht an das Kind gerichtet war, „aufgeschnappt", und seine Nachahmelust geht so weit, daß es wie ein Echo die letzten Wörter aller Sätze nachspricht, wenn es auch für deren Sinn kein Verständnis und Interesse haben könnte. Indessen fiel meinem Knaben nie ein, ein englisches Wort aus der Unterhaltung, die ich öfter in seiner Gegenwart mit einer englischen Dame führte, nachzuahmen. Er äußerte aber auch kein Befremden über die ihm neuen Laute. Das halbjährige Betreiben des Deutschen als seiner Muttersprache hatte die Auffassung und Nachahmung für eine fremde schon entschieden geschwächt. Zum Nachsingen von Tönen war dieses Kind jetzt nicht mehr zu bewegen. Dagegen ahmte es beim Nachsprechen von Wörtern genau die Stimmlage und den Accent nach, in welchen ihm ein Wort vorgesagt wurde. Wenn die Mütter diesen unwiderstehlichen Einfluß der Nachahmung und Gewohnheit immer im Auge hätten, würden sie nicht nur selbst immer so schön und rein moduliert als möglich zum Kinde reden, sondern auch Wärterinnen wählen, welche nicht durch polterige, unschöne Sprechweise dem Kinde eine kaum wieder zu verwischende Eigentümlichkeit einprägen. Man hält französische Bonnen, warum nicht gut deutsch redende Wärterinnen?

Wenn ich vom **Gedächtnis** rede, so bitte ich darunter nicht eine eigentümliche Kraft, eine besondere archivarische Behörde sich vorzustellen, welche in einzelnen Bureaus das Dagewesene zum späteren Gebrauche einregistriert. Es ist die eine unteilbare Seele selbst, welche im stande ist, gewisse Vorgänge, bei welchen sie durch die Außenwelt affiziert wurde, oder innerliche Selbsterlebnisse zu reproduzieren. Dieses Reproduktionsvermögen der Seele erstarkt mehr und mehr. Von den **Erinnerungen der Gesichts- und Gehörseindrücke und der Bewegungen** habe ich oben die zur Anregung eigenen Nachdenkens nötigsten Fingerzeige gegeben. Jene müssen vorhanden sein, wenn ein Vergleichen und Beurteilen der durch die Sinne wahrgenommenen Dinge möglich werden soll.

Sehr thätig und treu ist das sogenannte **Ortsgedächtnis** des Kindes, dessen mnemotechnische Kunstgriffe (Merkerleichterungen) zumeist darin bestehen, eine Vorstellung mit einer räumlichen Anschauung zu kombinieren. Tritt das Kind in ein Zimmer, in welchem ihm früher ein Gerät oder Bild aufgefallen ist, so dreht es sogleich das Gesicht nach jener Stelle und erinnert sich dabei genau der beim ersten Betrachten gehörten Erklärung.

Das **Gedächtnis für Zeit und Zahl** fehlt natürlich ganz, weil von beiden Begriffen das Kind noch keine Ahnung hat.

Das **Wortgedächtnis** der Kinder überrascht durch seine Empfänglichkeit und Zähigkeit. Mein Knabe hatte in einer Zeitschrift Humboldt's Bild betrachtet und dabei den Namen gehört; als er nach sechs Wochen dasselbe Blatt sah, rief er gleich: Humboldt. Wie es zugeht, daß gerade dieser oder jener Laut, welcher doch meist in gar keinem geistigen, notwendigen Zusammenhange mit dem Gegenstande oder Gedanken steht, als Wort oder Name so fest mit dem letzteren sich assoziert, daß der Laut in der Seele, nachdem er wochenlang wie verschwunden war, sogleich wieder anklingt beim Auftauchen der Vorstellung, ist mir ganz unbegreiflich. Das Kind scheint, nach seinen Mienen zu schließen, gerade so wie die Erwachsenen, manchmal nicht auf ein Wort kommen zu können; es scheint in seiner Seele derselbe sonderbare Hagel von allerlei Wörtern, welche einem durch das Bewußtsein fliegen, ohne daß man das rechte darunter gewahr wird, einzutreten, bis entweder durch unerklärlichen inneren Vorgang oder durch Nachhilfe der Erwachsenen dem Kinde das rechte Wort „einfällt".

Das Wörterbuch der Kinder füllt sich ziemlich rasch. Meines Knaben Sprachvorrat enthielt bestimmt über sechzig Worte, ehe er daran dachte, mehrere zu einem Satz zu verbinden. Hinsichtlich der verschiedenen **Leichtigkeit im Behalten der verschiedenen Wortklassen** glaube ich bei Kindern dieses Alters dieselben Gesetze beobachtet zu haben, wie bei erwachsenen Sprachschülern.

Am besten merkt man Klangnachahmungen (z. B. das griechische bus für Ochse u. dergl.), dann Hauptwörter, besonders die Namen sinnlich wahrnehmbarer Dinge, dann Zeit- und Eigenschaftswörter, schwerer die Präpositionen, am schwersten die Konjunktionen und Partikeln. Alle Wortarten merken sich leichter, wenn sie uns in einem Satze eingefügt zuerst vorkamen, dessen Sinn sich leicht einprägt, oder wenn beim ersten Hören des Wortes sich zugleich etwas Eigentümliches ereignet, mochte es auch mit dem geistigen Prozesse gar nicht im Zusammenhange stehen, z. B. wenn uns der Lehrer bei einem Worte am Ohr zupfte oder wir ausgelacht wurden. Ferner haftet ein Wort leichter, wenn man ein dem neuen ähnlich klingendes Wort schon kennt, z. B. bus der Ochs, pus der Fuß; dabei denkt man gleich, der Ochs hat vier Füße. Hat man aber einen größeren Wortvorrat und darunter eine ganze Reihe ähnlich klingender Wörter, so wird wieder das Merken insofern erschwert, als man unter den sämtlichen getreu aufbewahrten Wörtern nicht leicht und schnell das rechte herausfinden kann. Kenne ich nur die beiden englischen Wörter hare (Hase) und hair (Haar), so merke und unterscheide ich sie leicht, indem ich fühle, daß zwischen Haar und Hase, wie der Hut zeigt, eine Art Beziehung existiert; lerne ich nun aber noch heir (Erbe), ere (ehe), air (Luft) kennen, so fällt mir das Behalten und Unterscheiden viel schwerer. Das ist der Grund, warum es uns so leicht wird, die ersten zwanzig bis dreißig Worte einer uns neuen Sprache zu merken, und warum dem Kinde seine Muttersprachenwörter sich anhängen wie die Kletten. Von Verschen merkt das Kind zuerst nur die Reime.

Wie bei uncivilisierten Völkern die Phantasie ihre kühnsten Flüge macht, so auch bei dem Kinde. Freilich zeigt sich diese Kraft erst dann deutlich, wenn das Kind Sätze bildet und oft die kühnsten Metaphern anwendet. Aber auch jetzt schon zeigt es im Spielen,*) wie seine Phantasie thätig ist und ihm kleine Reihen von Thatsachen vorspiegelt. Mein achtzehn Monat alter Knabe stellte sich beim Spielen manchmal, als tränke er aus einem leeren Becher und patschte sich dann freudig lächelnd den Magen; er muß sich also einen angenehmen Sinneseindruck dabei eingebildet haben. Später ließ er auch sein porzellanenes Hündchen trinken, obgleich er nie einen lebendigen Hund trinken gesehen hatte, und liebkoste Bilder, welche Kinder oder Tiere darstellten.

Den Trieb zum Forschen glaube ich besonders in der Lust des Kindes zu finden, mit der es in das Innere von Kästchen, Schachteln, Büchsen und anderen Gefäßen blickt und greift. Es wühlt in jedem

*) Bezüglich des Spielens der Kinder sei u. a. verwiesen auf das Buch von Colozza, Il giuoco nella psichologia e nella pedagogia; 1895.

Beutel, zerrt an jedem Deckel und jubelt, wenn es endlich das Innere eines Behälters schauen kann. Darum ruft es gewöhnlich beim Erblicken eines neuen Spielzeugs: „Auf!", weil es von allem den inneren Kern kennen lernen möchte. Auch ein guter Teil der so oft getadelten und bestraften Zerstörungslust, welche zum anderen Teile aus bloßer Freude an Bewegung und Kraftäußerung stammt, mag von dieser Forschelust herrühren. Das Kind, wie der Naturforscher, zerstört einen Körper, um ihn zu ergründen. Man ehre und pflege diesen Trieb! Das Tier hat ihn nicht. Es öffnet nur dann Körper, wenn es darin Eßbares riecht oder instinktartig ahnt, nicht aus reiner Wißbegierde.

Die höchsten Seelenfähigkeiten, Urteilen und Schließen, sind in dieser Periode noch sehr unentwickelt. Die Hauptthätigkeit der Seele ist bis jetzt das Einsammeln von Vorstellungen, deren engere Verknüpfung der späteren Zeit vorbehalten bleibt. Das Urteilen scheint aber so zu entstehen: Das Kind nimmt sinnlich wahr, daß ein gewisses Ereignis unmittelbar nach einem anderen eintritt; geschieht dies öfters, so entsteht in der Seele die Nötigung, die andere Vorstellung auftauchen zu lassen, sobald die erstere erweckt wurde. Das Kind beobachtet z. B., daß der Vater aus seinem Pulte ihm Bonbons giebt; sieht es nun denselben im Pulte etwas suchen, so urteilt es: er will mir einen Bonbon holen, und lächelt voll freudiger Erwartung. Solcher einfacher Verknüpfungen von Vorstellungen wird man nicht selten gewahr; aber auch mehr verwickelte fehlen nicht ganz, und so wie man sich im ersten Frühling an den bescheidensten Blümchen erfreut, so beobachtet man auch solche kindliche Denkversuche mit Teilnahme und Freude. Ich erlaube mir, einige an meinem Knaben aus der Zeit vom fünfzehnten bis einundzwanzigsten Monate beobachtete anzuführen.

Derselbe verstand schon früh die Bedeutung einer Versprechung und ließ sich nicht selten, einem versprochenen Bonbon zu liebe, bewegen, etwas zu thun oder zu lassen. Beweist das nicht, daß er sich dachte: nachdem dies geschehen, erfolgt jenes (daß er also einen Begriff von der Zeitfolge hatte), oder vielleicht gar: wenn du dies thust, tritt jenes ein (Ahnung des ursächlichen Zusammenhanges, des Kausalbegriffes). Seit er sich im fünfzehnten Monate an dem Lichte den Finger verbrannt hatte, war er nicht wieder zu bewegen, den Finger nahe an die Flamme zu bringen. Dagegen führte er ihn zuweilen, mich zu necken, nach dem Lichte zu, ohne in dieses zu greifen. Beweist nicht eine solche aus Erfahrung gewonnene Klugheit einen Schluß von dem besonderen Falle auf das allgemeine Gesetz? mußte die Seele nicht sich vorstellen, was damals erfolgte, würde auch jetzt eintreten, nämlich der Schmerz? Spuren solcher Schlüsse finden wir auch im Seelenleben der fähigeren Tiere, besonders der Hunde.

Einst hatte ich den achtzehn Monate alten Knaben bewogen, einem Schafe einige Blätter zum Futter zu reichen. Er beobachtete mit ängstlichem Erstaunen das schnarpsende Tiermaul. Als er einige Tage später einen Finken über den Weg hüpfen sah, bückte er sich plötzlich, rupfte Grashälmchen ab und trabte auf den Vogel zu, um sie ihm anzubieten. Er machte dabei den Trugschluß: jenes lebendige Wesen aß Pflanzenblätter, also dieses auch; beide bewegen sich und sind deshalb Grasfresser.

Das Sprichwort: Irren ist menschlich, nimmt man gewöhnlich in dem Sinne, daß leider alle Menschen dem Irrtume unterworfen seien. Es hat aber auch noch einen anderen Sinn, nämlich den: es ist ein Vorrecht des Menschen vor den Tieren, sich zu irren; eine Wahrheit, welche sich bei vergleichender Beobachtung der sich entwickelnden Kindes- und der Tierseele mir aufdrängte.

Die Tiere irren selten. Nicht, weil ihre Geisteskräfte schärfer und ihre Schlüsse richtiger wären, sondern weil sie selten denken. Sie folgen meist dem sie blindlings richtig leitenden Instinkte, der angebornen Kenntnis, worin sie nicht irren können. Daß man die Überlistung der Tiere, z. B. durch eine mit Reisern bedeckte Fallgrube oder ein verstecktes Netz, nicht einem Irrtume des Tieres zuschreiben könne, ist so klar, als daß man von einem Menschen, welcher nachts im dunkeln Walde in einen Schacht fällt, von dessen Dasein er nichts gewußt, sagen könne, er habe sich geirrt. Als wirkliche irrtümliche Urteile der Tiere glaube ich unter anderen folgende ansehen zu dürfen. Die Schmeißfliege legt ihre Eier an die Blume der Stapelia. Sie irrt, weil sie folgert, alles Stinkende, also auch diese Blume, sei Aas, folglich zum Futter für ihre Maden passend. Die platt auf den Boden gelegte Henne, welcher man einen Kreidestrich vor den Schnabel zieht, bleibt liegen, wie angebunden. Sie irrt sich, den Strich für eine Fessel haltend. Das Pferd, welches einige Male an einem Wirtshause gefüttert wurde, will stets dort anhalten. Es irrt, weil es aus dem mehrmaligen Geschehen auf eine Notwendigkeit oder ein Naturgesetz folgert. Ähnliche Irrtümer, die sich an Tieren beobachten lassen, könnte ich noch mehrere anführen. Sie sind aber immer, in Vergleich mit dem instinktmäßig richtigen Wissen und Thun jedes einzelnen Tieres, selten und fallen deshalb dem Beobachter mehr auf, als wenn er einen Menschen irren sieht.

Wenn nun aber der Mensch seine geistige Entwickelung überschaut und die nunmehr als Irrtümer erkannten früheren Urteile und Schlüsse (mögen sie sich nun auf die Natur, auf Kunst, auf menschliche Charaktere und Handlungen beziehen) herausliest und auf die eine Wagschale legt, seine als feste, sichere Wahrheit erkannten auf die andere, wie stellt sich da das Zünglein der Wage? Was liegt

denn groß in der Wagschale des Gewißwahren, als die mathematischen Sätze, welche doch nur Weiterentwickelungen von sogenannten Grundsätzen, d. h. unbeweisbaren, angeborenen, instinktartigen Sätzen sind?

Woher stammen denn aber, abgesehen von den Sinnestäuschungen (Illusionen), welchen auch das Tier unterworfen ist (ich erinnere nur an das Blendwerk der Taschenspieler), unsere unzähligen Irrtümer? Meiner Erfahrung nach, aus der trägen oder stolzen Neigung des Menschen, eine für den einzelnen Fall richtige Beobachtung gleich zu verallgemeinern; dasjenige zum Gesetz für Gattung und Klasse zu erheben, was man am Individuum beobachtete, also in einer voreiligen Induktion. Das Kind sieht zum erstenmal einen Russen; dieser ist ein großer schöner Mann, gleich nistet sich das Urteil ein: alle Russen sind große schöne Leute.

Ich hoffe, diese Abschweifung wird mir verziehen werden, um des wichtigen Winkes für die Erziehung willen, welcher sich für jeden Leser leicht daraus ergiebt. Ich kehre zurück zur Beschreibung der sich entwickelnden kindlichen Seele.

Um zu erfahren, wie weit mein vierzehn Monate alter Knabe im Vergleichen zweier nur durch ihre Größe verschiedener Körper gediehen sei (er konnte noch nicht sprechen, kannte also nicht die später oft gebrauchten Worte: groß und klein), legte ich ihm eines Abends ein kleines Stück Zucker auf den Tisch, und als er es eben genommen, ein zweites größeres. Gleich legte er das kleinere weg, und nahm das größere. Er beurteilte also die Größenverhältnisse richtig, irrte aber in politischer Hinsicht. Warum ließ er sich durch die Begierde nach dem größeren verleiten, das schon gefaßte wieder aufzugeben, da er doch das erste behalten und das zweite dazu nehmen konnte? Erwachsene Politiker machen sich wohl selten dieses Irrtumes schuldig. Gleich darauf legte ich ihm erst ein größeres, und dann ein kleineres Stück Zucker vor. Jetzt nahm er rasch beide, ohne das erstgenommene wegzuwerfen. Man sieht, wie schon junge Politiker aus ihren Irrtümern Lehren ziehen. Dürfte nur ein Mensch 200 Jahre lang leben und sich irren, pfiffig würde er sicher, wenn auch nicht weise.

Sehr bald steifen sich die kleinsten Knirpse — wie das Pferd am Wirtshause — auf das, was sie für ein Recht halten. Ihre Hauptrechtsquelle ist aber das Gewohnheitsrecht, um das sie sehr lebhaft mit Schreien und Gebärden plaidieren.

Mein Knabe lief mit seiner Wärterin Viertelstunden weit, ohne zu ermüden und auf ihren Arm zu verlangen. Trat ich dagegen, nachdem ich einige Spaziergänge mit ihm gemacht, nur mit ihm vor die Thür, so stellte er auch schon die dringliche Aufforderung, ihn zu tragen und brauchte als Beitreibungsmittel das Weinen. Warum? Weil ich einige Mal, um ihn zu schonen, ihn nach längerem Gehen

getragen hatte. Nun war das ein verjährtes Recht, eine Servitut. So wird aus Gefälligkeit ein Muß, aus freiwilliger Dienstleistung eine strenge Nötigung, wie Weltgeschichte und deutsche Geschichte beweisen. Jeder Erzieher weiß, wie viel man mit juristischen Irrtümern des Kindes zu kämpfen hat, und wie oft nicht das klarste Urteil mit den herrlichsten Entscheidungsgründen und allen möglichen „in Erwägung daß“ einen Eindruck macht und nur das herbe „Nein!“ oder eine Strafe den kleinen Rechthaber zur Ruhe bringt. Sehr oft wendet er auch schon die Instanz an, und appelliert gern von der Wärterin an die Mutter, von dieser an den Vater, und das Rechtsgefühl des Kindes so gut, wie das eines Volkes leidet nicht wenig, wenn die obere Instanz das Urtel der niederen umstößt.

Daß man deshalb aber ja den Einfluß der Gewohnheit nicht in Bausch und Bogen verwünsche! der Mensch ist zum Glück ein Gewohnheitstier. Nicht nur, weil er durch dieselbe viele Handlungen, zu welchen er beim Erlernen alle Geisteskräfte aufbieten und in Spannung erhalten mußte, wie spielend verrichten lernt, so daß er dabei an Höheres denken kann (z. B. das Stricken, Gehen u. s. w.), sondern auch, weil er durch die Gewohnheit am leichtesten und sichersten lernt, was seine Pflicht ist. Mein achtzehn Monate alter Knabe konnte, wenn er unter Weinen und Sträuben zu Bett gebracht werden mußte, nicht einschlafen, bis wir ihn auf einen Augenblick herausgehoben, damit er seine im Weinen versäumte Pflicht des Gutenachtgrußes nachholen konnte. Suche man nur alles Löbliche, zu dessen Aneignung später das Demonstrieren und Moralisieren so oft fruchtlos angewendet wird, durch Gewöhnung in der frühesten Zeit einzuprägen, und man wird die Wirkung der Gewohnheit eher segnen als verwünschen.*) Leider sind auch in diesem Punkte die Abrichter von Hunden und Pferden oft verständiger und konsequenter, als die Erzieher von Menschen!

Die Erwähnung von Recht und Pflicht bewegt mich, hier die Entwickelung und Erziehung einer Seelenthätigkeit anzureihen, die ich sonst gern, weil sie die höchste darstellt und alle anderen voraussetzt, bis zum Schlusse dieser Periode verspart hätte, ich meine den Willen. Erwartete der Leser — ich denke, sogar die geneigte Leserin hat schon erkannt, daß ich in der Philosophie ein arger Laie bin — von mir eine wissenschaftliche psychologische Deduktion, was Wille sei, und wie er entstehe, so würde ich ehrlich gestehen, nicht so klar zu sein, daß

*) „Das Ideal des menschlichen Daseins ist ein Leben, in welchem aller Gute sich durch Gewohnheit von selbst versteht und alles Schlechte der Natur so widerstrebt, daß es auf den Menschen einen körperlich empfindbaren, unangenehmen Eindruck macht“, sagt C. Hilty in seinem beherzigenswerten Buche „Glück“.

ich mich vermessen könnte, darüber zu sprechen. Ich würde vielmehr auf die zahlreichen Lehrbücher der Psychologie, von welchen ich selbst nur eins gelesen und vielleicht auch dies nicht recht verstanden habe,*) verweisen. Ich kann nur in meiner natürlichen Art fortfahren, einfach zu berichten, was ich beobachtet habe, und mir bloß hier und da erlauben, einen eigenen Gedanken, welchen der Leser, wenn er ihm unwichtig oder dunkel vorkommen sollte, getrost überspringen möge, oder einen pädagogischen Wink einzuschalten.

Wenn das jüngste Kind einen unangenehmen Sinneseindruck oder einen wirklichen Schmerz oder einen Mangel, ein Bedürfnis fühlt (z. B. wenn es naß liegt oder hungert), kündigt es sein Gefühl durch Weinen an. Dies scheint der erste, noch unförmliche Keim zum Wollen. Ein Knabe sagte einmal, als er eine Thür knarren hörte: „die Thür will geschmiert sein!" Das Weinen des Kindes scheint oft ein ähnlicher Laut zu sein und ebenso unbewußt zu erfolgen. Der Säugling knärrt und weint, wenn er Milch bedarf, um sein Hungergefühl zu stillen. Wer aber will sich hineinversetzen in die Art und Weise, wie der dumpf gefühlte Hunger zum deutlicheren Empfinden, wo es fehlt und was da mangelt, sich gestaltet und wie daraus das suchende Streben des Kindes, das Zufahren mit dem Munde nach der Brust entstehen möge? Sobald man mit bewußtem Denken sich in solche Prozesse hinein versetzen will, verliert man ja eben den Seelenzustand, in welchem jene Empfindungen und Strebungen wurzeln, den unbewußten, und handelt gerade, als wenn ein Maler eine Nachtscene nach dem Vorbilde einer mittäglich beleuchteten Landschaft malen wollte.

Die erste deutliche Äußerung des Wollens scheint mir in dem Ausstrecken des Armes nach einem begehrten Dinge zu liegen. Dieses geschieht, wie wir gesehen, frühe. Dann häufen sich die Willensakte. Das Kind langt nach dem Becher, nach dem Schoße der Wärterin, nach dem Lichte, es „verlangt" lebhafter und klarer.

Daß der Nedling die ersten Wörter, welche er spricht, gleich hauptsächlich, vielleicht ausschließlich als Willensäußerungen verwendet, daß er, sobald er aus eigenem Antriebe Brot sagt (ohne es gerade einem anderen nachzusprechen) Brot will, habe ich oben angedeutet. „Das Kind will alles," sagen gar bald die Wärterinnen. Das heißt nicht gerade, alles essen, aber sicher: alles näher sehen, betasten, kennen lernen. Es folgt seinen Trieben; man könnte vielleicht ebenso richtig sagen: es wird von den Gegenständen angezogen. Es ist die tief geheimnisvolle, gleichsam magnetische, Wechselwirkung zwischen Welt und Seele, in welche man, wie in einen unergründlichen Abgrund, hineinschaut, so daß einen Nichtphilosophen der Schwindel zurücktreibt. Wer

*) Es scheint ein Buch der Herbart'schen Richtung gewesen zu sein.

mehr schwindelfrei ist als der Verfasser, mag mit den Philosophen daran herumklettern und sondieren; ich muß mich bescheiden zurückziehen, froh, daß ich wollen kann, wenn ich auch nicht verstehe, was Wollen sei und wie es entstehe.

Das Kind der jetzt in Rede stehenden Periode will schon viel energischer, als sonst, und will seinen Willen um so beharrlicher durchsetzen, als es die Verhältnisse nicht beurteilen kann, welche seinem Gewollten entgegenstehen. Ziemlich leicht fügt es sich den sachlichen Hindernissen als ein echter Sanguiniker. Es setzt Kegel auf, und will dabei einen auf die Spitze stellen. Er fällt um, und das Kind versucht es von neuem. Da giebt es, so oft ich solchen und ähnlichen Versuchen zusah, seinen Willen auf, als dächte es: „Es ist halt unmöglich, ist ein Naturgesetz, dem will ich mich fügen!“

Viel schwerer fügt es sich aber, wenn seinem Willen ein anderer menschlicher Wille entgegentritt. Wenn es auf die Treppe lossteuert, um hinab zu kriechen, und davon abgehalten wird, weint und wehrt es sich gewöhnlich. Sein Bewegungs- und Forschertrieb zwingt es, vielleicht ist es der Möglichkeit der beabsichtigten That sicher, was soll es dem Willen der Eltern, der für sein Bewußtsein ganz unbegründet ist, nachgeben? Es weint, vielleicht aus Gefühl, ungerecht zu leiden, jedenfalls zu leiden und passiv zu sein, wo es handeln möchte.

Geht das Kind mit seinem Vater spazieren, so weigert es sich oft, mit ihm umzukehren, wenn diesen die Uhr mahnt, daß es Zeit sei. Das Kind wehrt sich und entläuft, aufgefangen weint und strampelt es. Es ahnt die geistige Schranke, welche den Willen und die Bewegung seines Begleiters hemmt, so wenig, als die Biene oder der Vogel, welcher aus der Stube entrinnen will, das Dasein der gläsernen Kerkerwand der Fenster wahrnimmt. Darum will das Kind nicht auf Befehl einhalten mit Beerenessen, mit Pochen und Lärmen. Beobachte ein frisch eingefangenes Rothkehlchen, wie es immer und wieder ans Fenster fliegt, daß es sich fast den Schädel einstößt, und wie es doch endlich zum Bewußtsein der Unmöglichkeit kommt und seinen Freiheitstrieb bändigt; beobachte das zuerst eingeschirrte junge Pferd — und du hast die Parallele mit dem Kinde, für welches eine andere Person wollen will.

Wie soll man den Willen des Kindes, welcher meist nichts Absurdes, sondern nur die Fortsetzung einer begonnenen Thätigkeit oder eine Handlung, deren Gefahren es nicht ahnt, erstrebt, zügeln und regeln?

Ist der durch die Handlung zu besorgende Schaden ein geringer, namentlich eine schmerzliche Erfahrung, die es doch einmal machen muß, um die Natur der Dinge zu verstehen, so lasse man ihm seinen Willen. Man lasse es einmal nach dem Lichte greifen, es muß ja doch wissen, was Hitze ist!

Muß man es in einer an sich zweckmäßigen und unschädlichen Thätigkeit unterbrechen, so thut man das auf die dem Kinde unmerklichste, wenig schmerzliche Weise, wenn man ihm anstatt der Vorstellung des Gewollten eine andere Vorstellung, welche durch ihren Glanz die frühere überstrahlt, in das Bewußtsein bringt. Man „zerstreue es, bringe es ab“ durch Vorhalten einer Blume, eines Steines, der Taschenuhr, durch das Hindeuten auf ein Tier; nur nicht oft durch das Darreichen einer Eßware! Wehe, wenn man dem Kinde fühlbar macht, daß der Wille käuflich sei und daß, nach jenes Politikers Ausspruch, jeder Mensch einen Preis habe, um den er sich kaufen lasse!

Am besten, man gewöhnt das Kind früh, ohne es — wie ja später das Leben auch nicht schont — immer mit Sammethandschuhen anzufassen, an das harte Sprichwort: Oportet, ein Brettnagel, d. h. du mußt! und wenn dir auch der Gegengrund so wenig auf deinen Grund zu passen scheint, als zum Latein der Brettnagel sich reimt! Man mache seiner Strebung ruhig ein Ende dadurch, daß man das Objekt und Subjekt derselben räumlich trennt oder, unphilosophisch zu reden, man trage das Kind vom Stachelbeerbusche weg, sowie uns später das Leben von geliebten Dingen reißt, ohne daß wir im Augenblicke einsehen, wozu es gut ist. Zuweilen gebe man ihm auch — trotz aller sentimentalen Einreden — einen Klaps auf die Hand oder eine andere, vorher möglichst lakonisch angedrohete Strafe. Man glaube nur sicher, der Begriff der Schuld und der zugehörigen Strafe dämmert gar früh in der Seele auf. Nur kein Wortmachen und Moralisieren! Das Kind, nicht begreifend, warum Worte mehr wiegen sollen als seine Gedanken, wird gewöhnlich dadurch nur verbittert; kühle That gegen heißen Willen, so härtet man Stahl und Menschen. Zum Moralisieren ist nicht eher Zeit, als bis das Kind Sätze bildet, d. h. deutlich urteilt.

Wenn der starke Wille des Kindes in Eigensinn oder Trotz ausartet, so untersuche man sorgfältig den körperlichen Zustand desselben, und, wenn dieser normal befunden wird, schlage man an die eigene Brust und gestehe sich, daß große Fehler in der Erziehung begangen worden sind. Suche sie zu finden; und wenn dir Scharfsinn und Ausdauer versagt, sieh einem Reiter zu, welcher ein junges Pferd zureitet! Da ist viel zu lernen.

Überraschend früh zeigte mein Knabe einen eigentümlichen Zug (welcher, ich bekenne es offen, sicher durch meine Schuld entstand), eine Art Prometheusstolz, einen artig humoristischen Trotz gegen Verbote. Nachdem er die Erfahrung gemacht, daß Feuer brenne, griff er öfter, mich dabei schalkhaft ansehend, bis in die Nähe des Lichtes, nicht etwa, um zu zeigen, daß er gewitzigt sei, sondern daß er meinem Verbote trotze, nicht nach dem Lichte zu greifen. Griff er

doch nicht hinein! Später parodierte der kleine Kerl öfter eulenspiegelartig irgend ein Verbot: lief z. B., nachdem ich die Treppe mit Tabu bezeichnet hatte, gegen dieselbe hin, blieb aber halbwegs stehen und blickte mich an, als wollte er mir ein Rübchen schaben. Welches mein Fehler gewesen, brauche ich wohl nicht zu sagen.

Dieses Parodieren der Verbote, welches man oft im Knaben und Jünglinge aus wirklich bösen Motiven mit Unrecht herleitet, hängt mit der allen gesunden Kindern eigenen Lust zum Necken eng zusammen. Diese Lust entsteht gewiß nicht bloß durch den neckischen Verkehr der Wärter, welche sich daran ergötzen, den kleinen Simpel zu hänseln. Denn auch junge Tiere, wenn sie ganz einsam aufgewachsen sind, zeigen jene launig schelmische, übermütige Art, unter sich zu verkehren. Man beobachte junge Hunde und Katzen! Welche neckische Balgereien, welches Streben sich zu erschrecken, zu kneipen, zu zausen, zu stoßen! Alles in launigem Übermute, ohne sich weh thun zu wollen. Gerade wie wenn zwei joviale Freunde sich necken und schrauben. Bei Kindern dieses Alters sah ich nie eine solche Neckerei, wenn man mehrere zusammenbringt, wie bei Kätzchen. Die Kinder spielen entweder, jedes solo, ohne Notiz von einander zu nehmen, oder sie geraten vielleicht in ernsten Streit um Mein und Dein, welcher viel heftiger und erbitterter entbrennt, als die Balgerei zweier Kätzchen um ein Zwirnknaul.

Die Unart, welche man gewöhnlich Eigensinn nennt, jenes launische Verschmähen des eben Verlangten und das ebenso hastige Wiederbegehren des eben mit Unwillen Zurückgestoßenen, jener unmotiviert erscheinende jähe Wechsel zwischen Begehren und Verabscheuen, welcher gewöhnlich mit Weinen und leidenschaftlich verlangenden und abwehrenden Handbewegungen und Mienen gesellschaftet ist, scheint (während natürlich das sanguinische Temperament dazu stark disponiert) auf folgende Weise zu entstehen und bei sehr vielen (mehr oder weniger allen?) Kindern durch öftere Wiederholung solcher Scenen zur Gewohnheit zu werden.

Das Kind fühlt ein dumpfes, wie alle Affektionen des sogenannten Gemeingefühles unklares, durch ein körperliches Übelbefinden (Schläfrigkeit, Verdauungsstörung) oder durch Mangel sinnlicher und geistiger Reize (Langweile) bewirktes Mißbehagen. In dieser Stimmung, vielleicht instinktmäßig nach Abhülfe derselben strebend, verlangt es nach etwas. Sobald ihm das Gewünschte geboten wird, erkennt es dessen Unzulänglichkeit oder gänzliche Ungeeignetheit zum Heilmittel und weist das ihm Gereichte zurück. Eine andere Willensvorstellung fährt ihm, durch eine Association eingeführt, durch die Seele und wird als Wunsch oder Befehl ausgesprochen. So wie die Wärterin diesem Wunsche willfahrt, erkennt das Kind das Gereichte als ein ebenso

wenig Entsprechendes und verlangt ein neues Ding, vielleicht wieder das zuerst Verschmähete, und so fort.

Es scheint im Kinde derselbe verdrießliche Vorgang stattzufinden, wie wenn ein einsamer und Langeweile fühlender Mensch zur Abwehr seiner Mißstimmung bald ein Buch ergreift und zu lesen versucht; weil ihm dieses bald schal deucht, das Klavier öffnet, um nach ein paar Griffen es wieder zu verlassen, da ihm seine Saiten so verstimmt vorkommen, wie die eigenen des Gemüts; dann durch das Fenster blickt und sich über das langweilige Einerlei der Aussicht ärgert, und so das Verschiedenste versucht, ein geeignetes Mittel zu finden, seines Unbehagens los zu werden und dabei immer krittlicher, grilliger, launischer, sich und andere quälender wird.

Man helfe dem Kinde heraus, so wie man einem Hypochondristen zu Hilfe kommt, so schnell als möglich, damit solche Aprilgrillen nicht stehende Witterung werden!

Dies kann auf radikale Weise nur dadurch geschehen, daß man die körperliche Ursache wegschafft (das Kind schlafen läßt, sättigt, seine Diät ändert, namentlich mehr frische Luft giebt), oder palliativ dadurch, daß man dem Kinde eine interessante, helle Vorstellung vorführt, welche jene grauen Willensgespenster verscheucht. So wie die Grillen und Schaben sich verkriechen, wenn Licht ins Zimmer kommt, so verschwindet die „Ungezogenheit" der Dämmerstunde gar oft augenblicklich, wenn die Lampe angebrannt wird. Tritt zu dem eben von Todesgedanken geängsteten Hypochondristen ein unterhaltender Freund, kommt ein Brief oder die Zeitung an, gleich ist der arme Gequälte seiner Grillen ledig. Halte zu gleichem Zwecke immer ein angenehmes Spielzeug in petto, welches du dem Kinde nur selten giebst, damit jenes durch den Reiz der Neuheit die oft oder meist aus Langeweile entstehende kindliche Hypochondrie verscheuche! Vor allem suche es stets mit Leib und Seele zu beschäftigen!

Denn niemand ist öfter hypochondrisch, als geschäftslose, „sorgenfreie Rentiers und Pensionäre", kein Kind häufiger eigensinnig, als das — wenn auch an Spielzeugen reiche — doch einer phantasiereichen Spielgefährtin entbehrende. Freilich ist es in dieser Periode nicht mehr so leicht als in den früheren, ein Kind von einer Vorstellung ab und auf eine neue zu bringen. Die Eindrücke färben sich nunmehr viel tiefer ein und man braucht eine kräftigere Deckfarbe, um den Grund zu überlegen.

Wie bei den Hypochondristen ist ein Spaziergang das Hauptpalliativ gegen diesen Gemütszustand. Derselbe ist eine Geißel besonders der Stubenkinder, und Sprechlinge, bei welchen diese Lebensperiode in die rauhere Jahreszeit fällt, wo sie seltener im Freien verweilen können, sind ihr vor allen ausgesetzt. Oft bringt schon die

zeitweilige Übersiedelung in ein anderes Zimmer plötzliche Heilung des Anfalles.

Ein großer Fehler ist es aber, solch eine demprimierte Stimmung durch einen deprimierenden Affekt, besonders durch Furcht, heilen zu wollen, wenn auch die letztere momentan das Weinen beschwichtigen sollte.

Die Geneigtheit zur Furcht*) ist in diesem Alter ohnedies im Zunehmen. Mein Knabe fürchtete sich vor einem Bügelbrette, entweder weil er einmal darauf das glühende Bügeleisen gesehen, oder weil der Überzug desselben eine angesengte schwarze Stelle hatte. Ebenso scheute er vor der Feueresse, in welche ich ihn im Scherze hatte blicken lassen. So sehr ihm übrigens diese beiden Dinge Gegenstände des Grauens waren, so verlangte er doch täglich mehrmals, sie in meiner Begleitung zu sehen. Da haben wir die allgemeine Lust am Schaurigen und Grausigen, welche sich beim Erwachsenen im Gernanhören von Spukgeschichten, im Lesen von Schauerromanen, von Schiffbruchscenen und im Besuchen der Kriminalhöfe äußert! Der Mensch schaut sich gern die dämonische Brandung der Elemente und Leidenschaften vom sicheren Ufer an.

Früher brauchte das Kind als Willensboten die Hände nur zum Verlangen, jetzt auch zur Abwehr sich aufdrängender widriger Dinge. Kommt man ihm, während es eifrig spielt, nahe, um zu liebkosen, so schiebt es den Zudringlichen zurück oder schlägt gar nach ihm, wenn es auch noch nie das Schlagen von anderen gesehen hat. Es ist diese Abwehr so natürlich, wie das Beißen eines „turbierten" Hundchens. Gräme dich nicht darüber! Es lernt schon noch anders und auf manierlichere Weise abwehren, was ihm zuwider ist. Die Handlung ist weder böse gemeint, noch unsittlich; man hüte sich nur, durch ungelegene Liebkosung oder Neckerei das Kind zum Zorne zu reizen!

Bei solchen Abwehrversuchen zeigt sich die erste deutliche Äußerung des sittlichen Gefühles, oder wenigstens eines bis zur Höhe des Moralischen gesteigerten Rechtsgefühles im Kinde.

Die vom Kinde geschlagene Person verläßt dasselbe, oder stellt sich gar mit verhülltem Gesichte weinend. Das Kind stutzt. Bald zeigen seine Mienen (welche vielleicht der genauen Beobachtung nie würdiger sind), daß es erkennt, weh gethan zu haben und wie ihm dieses Bewußtsein oder wenigstens die Vorstellung eines Leidenden selbst weh thut (Reue oder wenigstens Mit-Leiden). Manche Kinder stehen dann wie angedonnert, auf der That ertappte Verbrecher, rat- und thatlos da und brechen bald darauf in herzliches Weinen aus. Andere, bei welchen der Eindruck aus irgend einer Ursache schwächer

*) Vgl. u. a. A. Binet, La peur chez les enfants. (L'Année psychologique, II, 1896.)

war, kehren ohne heftige Äußerungen eines Affektes, immer aber erst allmählich die ruhige Miene annehmend, zum Spiele zurück.

Ich habe nicht mit Gewißheit ermitteln können, ob auch die sittliche Idee der Vergeltung der Abbitte u. s. w. freiwillig in Kindern dieses Alters rege wird. Ich konnte nicht erfahren, ob das „Eia“ (die Liebkosung), welches viele Kinder der von ihnen geschlagenen Person bald nach der That als Entschädigung und Versöhnungsmittel anbieten, auch das erste Mal ganz aus eigenem Antriebe gegeben wurde, oder ob nicht allemal das Kind erst dazu angeleitet wurde. Das bereitwillige Daraufeingehen des Kindes aber und das Benehmen der Wilden und Hunde gegen den von ihnen gekränkten Herrn lassen mich glauben, daß das Kind wenigstens später auch von selbst auf diese, das bittere Reuegefühl versöhnlich abschließende Sühne gekommen sein würde.

So erwächst mit dem klareren Bewußtwerden der eigenen Persönlichkeit die schönste Blüte des menschlichen Geisteslebens, das Gefühl der Gleichberechtigung anderer, und des sittlichen Grundsatzes: was du nicht willst, daß man dir thue, das thue anderen auch nicht.

Mit jener Vorstellung der Persönlichkeit zugleich, oft früher als jenes Sittengefühl, äußert sich aber auch der egoistische Neid, ein Ausfluß der Selbstsucht. Derselbe zeigt sich auch bei den Tieren, welche ja überhaupt, außer zur Zeit, wo sie hilflose Junge haben, selten aus der ärgsten Selbstsucht herauskommen. Nur die Elternliebe vermag bei ihnen den Neid zu überwiegen; beim Menschen — und das stellt ihn unendlich höher — auch die Geschwisterliebe, auch die Liebe zu jedem Wesen seiner Art.

Doch scheint der Neid des Kindes einen Ursprung zu haben, der ihn etwas von dem angeborenen, aus reiner Selbstsucht entstehenden des Tieres unterscheidet. So wollte es mir wenigstens aus der Beobachtung meines Kindes erscheinen.

Mein Knabe konnte gerade drei Worte sprechen, als ich ihn zuerst neidisch sah. Als seine Mutter, wie sie früher auf meinen Wunsch öfter schon gethan hatte, aber ohne dadurch im eigenen Kinde eine Mißstimmung zu erregen, vor seinen Augen ein anderes Kind auf den Arm nahm, wurde das ihrige unwillig, ging auf sie zu, zerrte an ihrem Kleide und protestierte oder verlangte wenigstens auch genommen zu werden. Ein anderes Mal, bald darauf, wurde er unwillig, als seine Mutter einem anderen Kinde früher Milch gab als ihm. Er schlug nach der Tasse, woraus der Gast trinken sollte, wollte von mir, da ich ihm gleichzeitig sein Trinkgeschirr reichte, nichts annehmen und warf im Trotz ein Stück Zucker, welches ihm seine Mutter bot, fort. Man sieht, wie sich im Wiederholungsfalle der häßliche Affekt verschlimmert hatte.

Aber der Ursprung dieses Neides scheint mir im wesentlichen nicht im absoluten Mißgönnen zu liegen — denn das Kind sah, wenn es selbst aß und trank, andere Kinder ganz vergnügt essen — als in derselben irrtümlichen Auffassung des Gewohnheitsrechtes, deren Folgen ich oben erwähnt habe. „Die Mutter hat stets ausschließlich mich getragen, hat sonst stets mich zuerst bedient, also muß sie auch jetzt so thun." Dies schien mir der Trugschluß der Kinderseele.

Sei dem wie ihm wolle, so liegt doch die beste Heilung dieser Unart darin, daß man häufig andere Kinder dem eigenen zugesellt und dasselbe durch wiederholte Erfahrung gewöhnt, daß auch anderen Kindern Liebes und Gutes zukommen müsse und daß der Gast sogar den Ehrenvorrang habe. Daß man nicht absichtlich die Ausbrüche des Neides hervorrufen dürfe, um über den komischen Ärger, über gekränkte Standesrechte zu lachen, versteht sich von selbst.

Ein gewöhnliches und lobenswertes Mittel, die kindliche Selbstsucht zu beschränken und zu läutern, besteht darin, daß man das Kind früh ans Geben gewöhnt und es durch ein dankbares Lächeln belohnt. Es muß lernen, von seiner Speise und dem Leckerbissen etwas abzutreten und die Freude des Beschenkten als reiche Entschädigung für das eigene Entbehren anzusehen. Leider wird bei diesem löblichen Bestreben oft und schwer gefehlt. Man bittet das Kind um ein Bißchen, beißt aber nur zum Schein ab oder giebt das Brosämlein zurück, und bricht in Lob des guten Kindes aus, welches so gern giebt. So gewöhnt man das Kind an Heuchelei und pharisäisches Almosengeben. Man nehme das Dargebotene ja wirklich an — kein Kind bricht übrigens so viel ab, daß es sich wesentlich beraubte — und hebe ihm, wenn man recht zart sein will, dasselbe auf, um es später als unerkannte Gabe zu spenden! Nur so erzieht man das Kind zu der herrlichen, echt menschlichen Tugend des Mitteilens und Wohlthuns.

Somit hätten wir denn das Kind bis zum Ende der Sprechlings-Periode begleitet, in welcher, wie in der zweiten Hälfte des Frühlings die Knospen sich in größerer Zahl und immer rascher entfalten, so daß man kaum zu folgen vermag. Wie weit ist es in seiner Entwickelung gelangt? Das Folgende dürfte das Hauptresultat sein.

Das Kind bewegt Rumpf und Glieder im wesentlichen wie ein Erwachsener; es braucht seine Sinne vollkommener und bewußter als je; es ahmt Höheres, selbst Sprache und sittliche Handlungen nach; es übt sich im Urteilen, bringt es aber noch nicht zum klaren, in Worte gefaßten Urteile, zum Satze. Es hat sich in mancher Hinsicht schon so hoch über seine bisherigen Klassenkameraden, die Tiere, erhoben, daß es nunmehr mit vollem Rechte zu den höchsten Schülern dieser Erdenschule, zu den Studenten zählen kann.

Schon hat sich übrigens durch das zur Gewohnheit werdende Zusammenwirken der körperlichen und geistigen Kräfte und durch das von Erziehung und Lebensverhältnissen bewirkte, vielleicht auch schon von Geburt an angelegte Vorwalten gewisser Strebungen diejenige individuelle Eigentümlichkeit, freilich erst als matte Skizze, entwickelt, welche wir den Charakter nennen.

Kinder dieses Alters zeigen in ihren Gesichtszügen und Bewegungen nicht nur, sondern auch in ihrem Denken und Wollen schon so bestimmte Eigentümlichkeiten, daß man oft genau vorhersagen kann, wie sich die einzelnen in bestimmten Fällen auf verschiedene Weise verhalten werden. Das eine Kind ist scheu, still in sich zurückgezogen, „schämerig“; das andere munter, laut, wild, zuthunlich und keck gegen Fremde; das eine lenksam und „fromm“ wie ein Lämmchen, das andere eigensinnig und störrig wie ein Füllen.

Daß solche Verschiedenheiten wirklich im wesentlichen angeboren sind, lehrt deutlich die Beobachtung von Zwillingen, welche überhaupt ein sehr dankbares Objekt für den Naturforscher sind. Ganz gleich behandelt und erzogen, welche Verschiedenheiten zeigen sie nicht schon im zweiten Lebensjahre!

Daß aber die Lebens- und Erziehungsverhältnisse von nicht geringerem Einflusse sind, ist sonnenklar.

Durch jene individuelle Verschiedenheit, durch ausgesprochenen Charakter erhebt sich denn wieder das Kind um eine hohe Stufe über die Tiere. Die niederen wirbellosen, und die wilden höheren Tiere sind alle so übereinstimmend, daß jedes Einzelwesen nur den Gattungscharakter trägt; unter den gezähmten Vögeln und Säugetieren giebt es einige, welche bestimmte, individuelle Charakterverschiedenheiten klar und deutlich zeigen. Wir hatten unter unseren Hühnern eins, das wir als Kinder das „menschenscheue“ nannten, ein anderes „den Schnapphahn“, ein anderes „den Griesgram“. So auffallend war ihr individuelles Benehmen. Noch mehr treten solche Nüancierungen des Gattungscharakters hervor bei Hunden und Pferden.

Aber was ist das alles gegen die unübersehbaren Schattierungen, welche der menschliche Charakter, und zwar schon in früher Jugend offenbart! Wie einförmig, schlablonenmäßig erscheint jedes, auch das höchste, Tier, verglichen mit den tausendfachen Abstufungen der menschlichen Charaktere, welche in der Einheit so mannigfaltig, alle, sei es auch noch so schwach und von den Schatten der Materie verdeckt, Spuren des göttlichen Hauches tragen, welcher ihnen Leben und Odem gegeben und sie zu seinem Ebenbilde geschaffen hat!

Anhang.

Das Ich in der Kindersprache.

Alle Kinder, die ich beobachtete, bedurften wenigstens ein jähriges Sprachstudium, um das kleine Fürwort, womit der Redende sein Selbst bezeichnet, ohne Fehler anwenden zu lernen. In dieser Lernzeit, wo fast täglich ein erheblicher Fortschritt gemacht wird, eignet sich das Kind mehrere Hunderte von Wörtern an, selbst viele, deren Aussprache dem Ausländer nie vollkommen gelingt, und einige, die dem Verständnis nicht unerhebliche Schwierigkeiten bieten, wie: aber, warum und weil, nichts. Nur jenes kleine Wörtlein wird entweder vom Kinde gar nicht gesprochen, oder falsch angewandt oder wenigstens unverstanden nachgeahmt. Ein Kind, das mit dritthalb Jahren sein Ich gehörig setzen kann, verdient eine lobende Censur so gut wie ein Tertianer, der sein ἄν nach allen Feinheiten zu brauchen versteht.

Worin liegt nun die Schwierigkeit jenes Worts? Warum lernt der kleine Sprachschüler, der, wie die Mutter mit Stolz sagt, alles versteht, was die Erwachsenen reden, und so gewandt plaudert wie eine zwitschernde Schwalbe, jenes Wörtlein, welches doch selbst in der einfachsten Unterhaltung unentbehrlich scheint, so spät brauchen?

An der Schwierigkeit der Aussprache liegt es nicht, daß das Wort Ich so spät vom Kinde aufgegriffen wird. Der Gaumen des deutschen Kindes scheint förmlich prädestiniert zu sein, um rauh hauchende Kehllaute, welche dem Franzosen und Engländer ebenso schwierig als häßlich erscheinen, hervorzubringen. Alle deutschen Kinder, die ich darauf prüfte, sagten weder ik noch isch, wie Ausländer thun, sondern sie sprachen das Wörtchen so vollkommen aus, wie man es von Erwachsenen hört, und ich fand nie ein Kind, welches dieses Wörtchen radebrechte.

Die Schwierigkeit des Ich muß also im Sinne desselben liegen. Nun meinen viele, der Begriff des Ich sei im Kinde noch nicht vorhanden, deshalb könne das Kind auch vom Symbol dieses Ich keinen Gebrauch machen; es unterscheide sich selbst noch nicht klar vom Nicht-Ich, um sich als selbständiges Subjekt zu erkennen und zu bezeichnen.

Diese Ansicht ist jedoch ein Irrtum. Versteht man unter dem Begriff des Ich das reine, klare Selbstbewußtsein, das Wissen vom Ich schlechthin an

sich, wie es die Philosophen nennen, so muß man natürlich zugeben, daß diesen Begriff das Kind nicht habe, aber auch, wenn es nicht im Mannesalter philosophiert, nie bekommt. Wird doch uns Laien von den Philosophen vorgeworfen, wir dächten uns unter unserm Ich immer nur das, was so und so im Spiegel aussehe und dies und jenes erlebt habe, und wir kämen hienieden nie zum reinen, von allen Zufälligkeiten gesäuberten Selbstbewußtsein.

Aber das, was wir Nichtphilosophen, die wir die Gedanken nicht immer und immer filtrieren, bis sie von aller Farbe der Thatsächlichkeit befreit sind, als Selbstbewußtsein passieren lassen, dieses Selbstbewußtsein oder — vorsichtiger gesagt — Selbstgefühl haben die Kinder schon lange zuvor erworben, ehe sie zur Anwendung des Ich-Fürwortes greifen. Schon in den ersten Wochen seines Lebens lernt das Kind ahnen, daß ein Nicht-Ich außer ihm sei, da es bald findet, daß etwas vorhanden sein müsse, das nicht zum eigenen Selbst gehört, weil es sich nicht entsprechend seinem Willen und gleichförmig mit den Bewegungen des Körpers bewegt. Und giebt nicht der Umstand, daß Kinder so früh um das Mein und Dein hadern, den sicheren Beweis, daß das Kind seine eigene Person anderen Personen schroff entgegensetzt? Nebelhaft und verworren genug mag diese Dämmerungszeit des Selbstbewußtseins im ersten Kindesalter sein, aber es ist doch eben Morgendämmerung, und wenn auch die Sonne des klaren Welt- und Selbstbewußtseins noch nicht aufgegangen ist, so wirken ihre Strahlen doch durch eine Art Brechung schon auf den kindlichen Horizont.

Da nun die Fähigkeit zum Aussprechen jenes Worts vorhanden ist und der Begriff desselben wenigstens als Keim in der Kindesseele ruht, was hindert denn die Kinder, die so gern alles nachahmen und „aufschnappen", jenes Wort anzuwenden?

Doch ich will nicht deducieren, sondern, nach der Methode der Naturforscher, die Thatsachen reden lassen und die Entwickelung meines Knaben, über die ich sorgfältig Buch geführt habe, in dieser Hinsicht summarisch vorführen.

Zuerst drückte dieser Knabe, wie es alle Kinder thun, alles, was sich auf sein Selbst bezog, in der unbestimmtesten Allgemeinheit aus. Er sagte nicht: Ich finde das schön! sondern: „Ei!" nicht: Das schmeckt mir! sondern einfach: „Gut!" nicht: Ich will getragen sein! sondern: „Tragen!" Ein solcher Sprachanfänger spricht fast nur in Interjektionen und Infinitiven, wenn er Stimmungen und Zustände seines Innern bezeichnen will. Er dünkt sich den Mittelpunkt des Kreises, in dem er lebt, und hält es für selbstverständlich, daß alle jene Äußerungen sich auf den Sprechenden beziehen, da er vielleicht nicht einmal ahnt, daß in anderen Wesen gleiche oder ähnliche Stimmungen und Begierden vorkommen. Er spricht deshalb in militärischer Kürze, wie der Herr zum Diener.

Gegen Ende des zweiten Lebensjahres fing aber mein Knabe an, zu den Worten, welche Zustände seines Selbst darstellen sollten, seinen Namen, den er schon länger als ein halbes Jahr radebrechte, zuzufügen, und zwar anfangs bloß dann, wenn er sich im Gegensatz zu einer anderen Person bezeichnen wollte. „Nein, Arnold auf!" rief er nun, wenn ein anderes Kind

den Stuhl bestieg, der ihm gehörte, und setzte bald zu fast allen Redensarten, in welche er seine Wünsche kleidete, seinen Namen hinzu. Unentbehrlich ward ihm nun vollends der Taufname, als er anfing, zusammengesetzte Sätze, und zwar zuerst Bedingungssätze, zu bilden. „Arnold gut ist, Bonbon haben!“ wie konnte er diese Ammen-Tugendlehre anders darstellen, als daß er ein Subjekt hinzufügte? Dieser Gebrauch des Namens statt des Fürworts, wie wir ihn auch bei alten Schriftstellern finden („Thucydides beschrieb den Krieg der Peloponnesier und Athener“, so hebt das Werk des unsterblichen Thucydides an), erhielt sich bei dem Knaben bis nahe an das dritte Jahr; nur wurden allmählich gleichzeitig auch andere Verfahren, sein Ich zu bezeichnen, von ihm eingehalten.

Woher rührt es nun, daß das Kind statt des leicht zu sprechenden Fürworts den oft schwierigen Namen wählt? Lediglich daher, daß es sich immer mit jenem Namen genannt hört, während die Personen, die Ich sagen, eben andere sind. Das Ich, welches andere aussprechen, scheint dem Kinde etwas ihm ganz Fremdes zu bedeuten und es nimmt deshalb von jenem dunkeln Wort kaum Notiz. Denn während im Anfange das Kind, aus reiner Freude an der Bewegung seiner Sprachwerkzeuge, auch die ihm unverständlichen Laute nachahmt, spricht der heranreifende Sprachschüler freiwillig nur die Wörter nach, deren Sinn ihm einleuchtet. Hört sich ein Kind von seinen Eltern gewöhnlich „der Junge“ oder „der Kleine“ genannt, so wendet es diese Substantiva als Ich-Surrogat an.

Als mein Knabe etwas über zwei Jahre alt war, begann er wunderlicherweise, statt sich mit Namen zu nennen, sich zu dutzen. Oft redete er, nachdem er eben von sich in der dritten Person gesprochen, in der zweiten Person von sich und fügte, als könne dies zur Erläuterung des Gedankens dienen, dem in der dritten Person gehaltenen Satze noch einen desselben Inhalts hinzu, worin er sich als Du darstellte. Sagte er sonst nur: „Arnold will Semmel!“ so sagte er jetzt: „Semmel willst du!“ oder „Arnold will Semmel, Semmel willst du!“ — „Da wirst du einmal freuen!“ sagte er von sich, wenn wir einen Spaziergang antraten. Dabei kannte er schon ganz wohl die Bedeutung von *er* und *sie*. „Nachher spielt sie mit dir“, sagte er, seine Wärterin und sich selbst meinend. Ich weiß nicht, ob dieses Sichdutzen, in dem sich der Erwachsene zuweilen in tiefer Meditation oder in leidenschaftlichem Monologe überrascht, bei allen Kindern vorkommt; mehreren Müttern, die ich darum befragte, war es nicht aufgefallen.*) Bei meinem Knaben blieb dieser Gebrauch des Du ziemlich sechs Monate lang an der Tagesordnung, und selbst als er das Ich richtig anzuwenden verstand, sprach er noch oft von sich in zweiter Person.

Seine psychologische Erklärung findet dieses Du für Ich, wodurch ge-

*) Mein eigener, früh sprachgewandter Knabe gebrauchte im selben Lebensalter gleichfalls längere Zeit das Wörtchen „Du“ von sich. Einen zu Besuch kommenden Onkel begrüßte er z. B. einmal mit den bittenden Worten: „Du ißt gern Chokolade!“ D. H.

wissermaßen das Subjekt sich selbst als ein ihm unterwürfiges Objekt anredet, gewiß in demselben Umstande, der das Kind früher bewog, den Taufnamen als Fürwort zu brauchen. Das Kind hat nämlich häufig wahrgenommen, daß es von andern außer mit dem Taufnamen auch mit Du angeredet wurde und hält nun dieses Wörtlein für ein Synonym für seine Person.

Das Ich brauchte mein Knabe zuerst mit einem komischen Mißverständnis. Als ich ihn in dieser Periode seiner Sprachentwickelung zum Danksagen gegen einen freundlichen Geber anhielt, sprach er das „Ich danke" lächelnd und mit einer Art von Ironie nach, als wollte er sagen: Da legt man mir einen kuriosen Ausdruck in den Mund!" Bald lernte ich einsehen, warum ihm diese Redensart komisch däuchte. Als ich bald darauf von ihm Abschied nahm, fragte er: „Wo geh' ich hin?" Er bildete sich, wie sich später oft zeigte, ein, Ich bedeute den Vater, und hielt diesen Wahn und Sprachgebrauch selbst in der Periode noch eine Zeitlang fest, wo er schon seine eigene Person ebenfalls mit Ich bezeichnete. So sagte er: „Arnold fällt nicht, ich halte ihn!" Ein ander Mal rief er, als ich ihm meine kühle Hand reichte: „Ich bin kalt!" Und als ihm ein Fremder den Hut aufsetzen wollte, sprang er zu mir und rief: „Nein, ich!" Dieser Sprachgebrauch führte zuweilen sonderbare Verwechselungen herbei. So sagte er einmal, als ich ihn auf der Schulter trug: „Ich lasse mich fallen!"

Diese absonderliche Personalbezeichnung ist nicht schwer zu erklären. Der Knabe hatte herausgefunden, daß die Person, die am meisten mit ihm verkehrte, sich selbst mit Ich bezeichnete, und hielt dieses Wort demzufolge für ein Synonym mit Vater. Später, als er wahrnahm, daß auch andere Personen sich selbst als ich bezeichneten, wagte er gleichsam schüchtern diesen Titel auch auf seine kleine Person anzuwenden, und zwar anfangs nur in kleinen Sätzen, die er in ihrer Gesamtheit „aufgeschnappt" und gemerkt hatte.

Zum erstenmale hörte ich meinen Knaben in einem ureigenen Satze das Ich so brauchen, daß sich daraus ein klares Verständnis jenes Fürworts ergab, als ihm das Badewasser über die Augen träufelte. „Ich bin dunkel!" rief er aus. Es schien ordentlich, als müsse ihm einmal durch eine Blendung das Nicht-Ich abhanden kommen, damit er sich seines Ich klar bewußt werde. Als ich später den dritthalb Jahr alten Knaben fragte: „Wer war es? und er: „Ich war's!" antwortete, forschte ich ihn weiter aus: „Wer ist denn ich?" Da erklärte er lächelnd: „Arnold heißt's!" Dadurch bewies er, daß er nunmehr über die Anwendung jenes schweren Fürworts ins klare gekommen war. Merkwürdig erschien mir dabei noch, daß er diesmal und später öfter dieses Ich als Neutrum behandelte, als wolle er es als ein unkörperliches Wesen bezeichnen. So fragte er später im Spiel ein anderes Kind, vor dem er sich versteckt hatte, nicht: „Wo bin ich?" sondern: „Wo ist ich!" Wie man im Englischen nicht sagt: „I am it!" sondern „It is I!"

Noch geraume Zeit, und zwar bis zu dem Zeitpunkte, wo er mein und dein richtig brauchte und die erste Lüge sagte, brauchte dieser Knabe du und ich ohne Unterschied von seiner Person; erst mit dem dritten Jahre wandte er das Ich ausschließlich an.

Zum Schluß erlaube ich mir hinzuzufügen, daß ich recht wohl fühle, wie diese Ich-Entwickelung eines Individuums manche individuelle Eigentümlichkeiten haben dürfte und daß erst die Beobachtung einer größeren Zahl von Kindern sichere Auskunft über die Gesetze jenes merkwürdigen psychologischen Prozesses verschaffen wird.* Namentlich wäre die Beobachtung von Kindern solcher Nationen wünschenswert, deren Sprache das Ich, wenn es nicht stark betont wird, nur als Endsilbe an den Stamm des Zeitworts fügt. Vielleicht nimmt sich einmal eine der geehrten Leserinnen, welche sich in Italien aufhält, die Mühe, die Ich-Entwickelung eines Kindes zu beobachten, welches in den Lauten der italienischen Zunge seine ersten Wörter stammelt.

Als ich diese Zeilen schrieb, kam mir ein Buch in die Hände, welches mich durch die geistvolle Behandlung des Ursprungs der Sprache so fesselte, daß ich die Feder weglegte, um ununterbrochen dem methodischen Gange eines Philosophen zu folgen, der nicht auf einer trockenen geradlinigen Heerstraße, sondern auf einem anmutigen grünen Pfade zum Ziele zu leiten strebt. Es war der zweite Band von Lazarus' „Das Leben der Seele, in Monographieen über seine Erscheinungen und Gesetze" (Berlin, Schindler, 1857). Dieses Buch, dessen größter Teil von einer Reihe von Abhandlungen über Geist und Sprache gebildet wird, trug nicht wenig bei, mich glauben zu machen, daß die oben versuchten Folgerungen nicht unrichtig seien, als ich in einer Anmerkung des über die Erlernung der Sprache handelnden Abschnitts (S. 131) las:

„Es ist leicht einzusehen, weshalb das Kind das Wort „ich" so spät gebraucht und statt dessen seinen Namen sagt; denn dies Pronomen wird stets nur von einer Person, der redenden, gebraucht; du aber und er u. s. w. sagt derselbe Redende zu vielen anderen; je häufiger aber die Verschiebung und Sonderung, desto leichter ist das Verständnis. Indes hat man auf dies Faktum oft zu großes Gewicht gelegt; es ist sicher, daß das Kind auch „er" und „wir" nicht viel früher anwendet als „ich" und auch für jene lieber die Eigennamen braucht."

Möge jenes Buch, in dem der Verfasser dem vielbesprochenen Ursprung der Sprache mit der Leuchte der Psychologie nachgeht und manche Partieen dieses dunkeln Gebietes glücklich beleuchtet, allen, die sich gern anmutig belehren und zu eigenem Denken anregen lassen, empfohlen sein! Es dürfte diese Schrift zu der nicht großen Zahl populärer philosophischer Abhandlungen gehören, welche einer Wissenschaft, die in unserer Zeit vom größern Publikum entweder ganz beiseite gesetzt oder nicht selten gehaßt und verachtet wird, Freunde unter den Laien zuführen werden.

---

*) Neben dem Abschnitt „Von der Entwickelung des Ichgefühls" in Preyers „Seele des Kindes" sei hier auf folgende Schriften hingewiesen: Fr. Schultze, Die Sprache des Kindes. Leipzig 1880. — Agathon Keber, Zur Philosophie der Kindersprache. Halle 1868. u. 1890. — Dewey, The Psychology of Infant Language. Psych. Review, 1894.

Die Fragen der Kinder.

Mit Recht empfinden verständige Eltern, an die ihr Kind die ersten Fragen der Wißbegierde stellt, eine höhere Freude als damals, wo sie zum erstenmal mit dem süßen Namen Vater und Mutter begrüßt wurden. Seien die kindlichen Fragen auch noch so wenig geistreich, mögen sie auch noch so sehr gegen die Logik verstoßen, man erfreut sich an ihnen schon wegen der Wahrnehmung, daß der kindliche Geist aus dem Dämmerungsleben in die Tageshelle zu treten beginnt; man bewundert, oft über die Gebühr, den Scharfsinn der kleinen Denker; man ergötzt sich sogar an den possierlichen logischen Fehlern, welche diese „lieblichsten Närrlein“, wie sie Luther nennt, sich zu schulden kommen lassen.

Allein über der Freude an dem Fortschritt des Kindes vergessen die Eltern nicht selten der neuen ernsten Pflichten, die ihnen nunmehr erwachsen; sie versäumen es, sich klar zu machen, wie den Ansprüchen, die das Kind hinfort an den Geist der Erwachsenen stellt, zu entsprechen sei, und lassen es darauf ankommen, den wißbegierigen Fragen gegenüber der Eingebung oder Laune des Augenblicks zu folgen. Ist der Vater gerade aufgelegt, so beantwortet er bereitwilligst jegliche Frage des Söhnleins und giebt die gewünschten Aufschlüsse fix und fertig und in hübscher Form; ein andermal speist er den kleinen „Fragegeist“ durch einen Scherz ab, wie wenn er außer der Mahlzeit Brot verlangt; ein drittes Mal weist er den „Frageteufel“, der ihn auf den Spaziergängen unaufhörlich in seiner Gedankenreihe unterbricht, barsch ab wie einen lästigen Schwätzer. Kurz, der Vater verfährt, wie es gerade Laune oder Zufall fügt.

Und doch ist es so wichtig, sich gerade für diesen Teil der pädagogischen Kasuistik eine bestimmte Methode zu bilden.

Denn zuerst verdienen die gelegentlichen Fragen der Kinder deshalb die größte Beachtung, weil man an der Beschaffenheit derselben die natürliche Anlage und die Bildungsstufe der Pflegebefohlenen am sichersten erkennt.

Das sich Rats erholende Kind giebt sich dadurch als ein gewecktes und vertrauensvolles kund. Es hat erkannt, daß es im Bezirk seines Gedankenreiches von Nebel verhüllt sei und hofft, daß ihm der Geist der Erwachsenen, deren Kräfte es darin wie in anderen Stücken überschätzt, gleich einer Sonne Licht gewähre. Nur an Menschen, die es achtet und liebt, richtet es seine Fragen, nie an Fremde, Gleichgültige oder gar Abstoßende; es ist deshalb ein sehr zweideutiges Zeugnis für einen Vater, wenn er erzählt, daß seine Kleinen ihn nie durch „naseweise Fragen“ stören.

Aber nicht jedes Kind, das viel fragt, ist darum ein kluges. Gar viele fragen häufig bloß deshalb, weil sie keine Lust spüren, ihre eigenen Sinne und Denkkräfte anzustrengen; sie gleichen jenen vornehmen Herren, die als lebendige Fragezeichen immer examinieren und fast nie eine Antwort abwarten oder sie im nächsten Augenblick vergessen.

Für die Erkenntnis der Eigenart des Kindes ist sowohl die Art als der

Gegenstand seiner Fragen von hoher Bedeutung. Ein flatterhaftes Kind fragt in einem Atemzuge nach den verschiedenartigsten Dingen, wie sie zufällig seine Sinne reizen; ein stetiges dagegen leitet aus einer Antwort wieder eine neue Frage her und entspinnt somit eine wahre Katechisation. Ein oberflächlicher Geist läßt sich mit jeder halben, schiefen oder leeren Antwort genügen, ein gründlicher durchschaut im Nu das Unzulängliche oder Unrichtige der gegebenen Auskunft und sokratisiert weiter. Ein wenig entwickeltes Kind fragt nur nach was, wo und wann; ein fortgeschrittenes dagegen erkundigt sich öfter nach dem Wie und sogar nach dem Warum und betritt häufig das Gebiet der übersinnlichen Gedanken.

Wie haben sich nun die Eltern gegen das fraglustige Kind zu verhalten? Sollen sie ihm in allen Fällen antworten? Sollen sie auch dann Rede stehen, wenn sie nicht sicher sind, die richtige Antwort geben zu können? Sollen sie ungelegene Fragen fein ablenken oder rundweg von sich weisen?

Die gewöhnlichen Handbücher der Erziehungslehre lassen uns hier im Stich. Sollen wir nun ganz unserm Takte, d. h. dem unbewußten Treffen des Richtigen, vertrauen oder leitende Grundsätze aufsuchen, die uns lehren, wie wir uns vorkommendenfalls zu benehmen haben?

Wenn ich die Gesichtspunkte, die ich bei vielfältigem Umgange mit Kindern gewann, hier anzudeuten mir erlaube, so geschieht es viel weniger im Glauben, das Richtige gefunden zu haben, als in der Hoffnung, eine förderliche Besprechung der, wie mir scheint, wichtigen Erziehungsfragen anzuregen.

Das von vielen bequemen, nicht mitteilsamen Eltern eingeschlagene Verfahren, die kleinen „Plagegeister" abzuweisen, wird ein liebevoller Vater kaum dann anwenden wollen, wenn er durch den Frager in seiner Beschäftigung gestört wird, viel weniger dann, wenn er in Mußestunden mit ihm verkehrt. Wer mag seinem Kinde, das um Brot bittet, einen Stein bieten? Liebe und Vertrauen zum Vater wird durch ein solches Verfahren sicherlich geschwächt, und gesetzt auch, das warme junge Herz behalte den barschen, wortkargen Vater ebenso lieb, wie leicht wird nicht der kleine Forscher, dem eben eine Sprosse auf der Leiter des Denkens Schwierigkeiten bietet, dadurch für längere Zeit auf derselben Stufe festgehalten! Wie leicht kehrt er ganz um und wird gar kletterfaul, wenn er aus der geringschätzigen Ablehnung des Vaters, der dem Kinde als Ideal gilt, schließen zu müssen meint, es sei das Einfahren in die Teufen des Forschens unnütz oder gar verboten? Wirklich begehen die Eltern, die ohne triftigen Grund ein wißbegierig fragendes Kind abweisen, eine Sünde gegen ihren Pflegling, dem es von unschätzbarem Vorteile ist, gelegentlich, d. h. zu rechter Zeit zu lernen. Die Pädagogik lehrt, dem Schüler die Kenntnisse dann zu überliefern, wenn er dazu reif ist; beweist aber nicht ein Kind dadurch, daß es von freien Stücken nach Aufklärung über gewisse Probleme trachtet, daß diese ein notwendiges Glied seiner Gedankenkette ausmachen?

Wie sehr dem Kinde seine gelegentlichen Fragen Herzenssache sind, beweist schon ein Blick in das Gesicht des kleinen Bittstellers. Mit welcher

Spannung blickt er den Vater an, während er ihm sein Bedenken vorträgt! Mit welchen funkelnden Augen vernimmt er die Entscheidung! Wie niedergeschlagen und verlegen blickt er vor sich nieder, wenn ihm die Antwort nicht genügt! Der Lehrer beneidet den Vater um solche glückliche Augenblicke, wo jedes Wort in gutes Erdreich fällt. Jeder Erwachsene erinnert sich aus seiner Jugend einzelner Anschauungen und Gedanken, die ihm zum unverlierbaren Eigentum geworden, weil sie gelegentlich kamen. Die ernste Lehre, die der Vater an eine kindliche Frage knüpfte, das Sprichwort, das Verschen, die uns die Mutter apropos gab, selbst die kurze Erklärung, die uns der beschäftigte Handwerker hinwarf, sie haften mehr als vieles von der Fülle dessen, womit uns die Schule fast überschüttet. Der kleine Schweizerknabe, dem Schiller's „Tell" von Ländern erzählt, wo es keine Berge giebt, hat gewiß diese kurze Antwort seines Vaters treuer bewahrt, als wenn er in einer modernen Schule Ausführliches von den Tiefländern gehört hätte. Solche gelegentliche gute Antworten bleiben unvergeßlich, und ein Vater, der sich bei seinem Sohne ein Andenken sichern will, möge dahin streben, ihm durch solche rechtzeitige Mitteilungen ein unzerstörbares Vermächtnis zu hinterlassen.

Ganz wohl — dürften manche Stimmen einwenden —, so verfährt man immer gern, wenn man irgend im stande ist, Rede zu stehen. Aber Kinder und Narren fragen nach dem Sprichwort oft mehr, als ein Weiser antworten kann. Wird man doch häufig genug von den kleinen Fragern in wahre Verlegenheit versetzt, so daß man ratlos stutzt und schweigt oder eine Antwort zusammenstoppelt, deren Ungenügendes uns sogleich so sehr beschämt, daß man sie ganz leise ausspricht, um nicht von erwachsenen Zuhörern verlacht zu werden. Abgesehen von manchen verfänglichen Fragen, wo man froh ist, die Mythe vom Storche vorschieben zu können, müßte man die Gelehrsamkeit aller Fakultäten im Kopfe haben und ein Virtuos in der Dialektik sein, um die jungen Forscher stets zu befriedigen.

Nun, so schlimm ist es wohl nicht. Der schlichte Mutterwitz einer jungen Frau, die sich eine Freude daraus macht, mit ihrem Kinde zu denken und zu forschen, wird meistens hinreichen, eine dem Bedürfnis des Kindes entsprechende Antwort aufzutreiben. Aber wirklich giebt es Fälle, die augenblicklich in Verlegenheit setzen können, die wohl auch erfordern, daß eine bloß andeutende oder in den Schleier der Dichtung verhüllte Antwort gegeben oder daß die Fragelust als unberechtigter Bequemlichkeitstrieb gedämpft werde. Um aber nicht durch Übereilung fehl zu greifen, mögen die Eltern das kluge Verhalten der Orakel oder Nathans des Weisen einhalten und sich für jede irgend verfängliche Frage Bedenkzeit ausbitten. Bringt diese Frist auch nicht immer ein solches Meisterstück hervor, wie die Fabel von den drei Ringen, so ist die so gezeitigte Antwort doch stets besser als eine übereilte, die man nicht selten zu bereuen hat. Bei diesem Verfahren gewöhnt sich das Kind an eine ebenso schwere als edle Tugend: es lernt warten und gewinnt die wertvolle Lehre, daß man die Lösungen von ernsten Denkaufgaben nicht immer so gleich aus dem Ärmel schüttle wie die Lösung eines leichten Rätsels; daß man vielmehr ein höheres geistiges Gut nur durch ernsten Fleiß erwerbe. Sollte auch dabei

der kindliche Glaube an das unbeschränkte Wissen und Können der Eltern geschwächt werden, so wird dieser Nachteil, wenn es wirklich einer ist, weit überwogen durch die ebenerwähnte sittliche Lehre und durch das zur Nacheiferung reizende Muster einer logisch und sprachlich korrekten Antwort. Und die Anregung zu strengem Denken und gutem Ausdruck des Gedachten ist doch sicher von viel höherem Werte als die Aneignung einer dialektfreien Aussprache, welche alle gebildeten Eltern ihren Kindern zu überliefern wünschen.

Glaubt man, einer gewissen Frage die Antwort versagen zu müssen, so ist das häufig angewandte Mittel, das Kind wegen seiner Einfalt oder Vorwitzigkeit zu verspotten oder seine ernste Frage durch einen Scherz zu parieren, das bedenklichste von allen. Selbst dann, wenn dies auf so feine, anmutige Art geschieht, daß das Kind dadurch nicht in seinem Vertrauen geschwächt wird, so können doch solche Abfertigungen durch die Waffen des Witzes leicht die Folge haben, daß das heranwachsende Kind manche sich ihm aufdrängende ernste Frage durch ein Bonmot erledigt hält und somit ein denkfauler, frivoler Mann wird.

Weit ratsamer ist es, dann, wenn man meint, der junge Vorwitz rüttele an notwendigen Schranken, das Kind kühl auf die Folgezeit zu vertrösten oder ihm, wenn die Frage dem Vater Schwierigkeiten darbietet, einzugestehen, daß man nicht im stande sei, sie genügend zu beantworten. Es ist sehr gut, wenn das Kind früh lernt, daß der Mensch oft nur mit „Es scheint mir so" antworten kann und sich statt der vollen Wahrheit mit dem Streben nach Wahrheit begnügen muß.

Häufig wird man versucht, kindliche Fragen deshalb abzulehnen, weil sie gar keine Antwort zuzulassen scheinen. Wie oft hört man: „Warum ist es nach dem Dorfe so weit?" „Warum ist der Himmel so groß?" „Warum müssen die Blumen verwelken?" Solche Fragen werden von den Vätern gewöhnlich so einsilbig abgewiesen wie eine an wesentlichen Formfehlern leidende Klagschrift von den Richtern. Aber mit Unrecht. Gerade hier bedarf der kindliche Geist der Nachhilfe des gereiften. Es wäre natürlich am unrechten Orte, ihm seine logischen Fehler vorzuhalten; man hat sich vielmehr damit zu begnügen, das Kind aus der übersinnlichen Grübelei zur genauen Auffassung der Wirklichkeit zurückzuführen. Und dadurch wird dasselbe auch ganz befriedigt. Es gleicht zwar den ältesten griechischen Naturphilosophen, die über die Entstehung des Alls die kühnsten Hypothesen wagten, ohne auch nur ein einziges Naturding näher zu studieren; aber es verzichtet gern auf seine ikarischen Flüge, wenn man es auf den festen Boden der Thatsachen stellt. Also sage man ihm: „Wir wissen noch nicht, wie weit es bis dahin ist; laß uns die Schritte zählen! Wir können in einer Stunde sechstausend machen oder etwa eine halbe Meile zurücklegen!" Nun geht es ans Schätzen und Zählen und darüber ist das thörichte Warum vergessen. Versucht man ferner, dem Kinde durch allerlei meßbare Entfernungen den Gegensatz der unmeßbaren Unendlichkeit einigermaßen näher zu bringen oder erzählt man ihm, wie alle Erdendinge, so alt sie auch werden mögen, doch endlich vergehen müssen, so denkt es gewiß nicht mehr daran, auch das Warum der Unendlichkeit und der Ver-

gänglichkeit wissen zu wollen. Es wird auf diese Art sanft zu der köstlichen Lehre Goethes erzogen, die der Faustdichter gewiß erst durch manche Enttäuschung gewonnen hat: „Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren."

Dasselbe Verfahren reißt die Eltern aus der Verlegenheit, wenn ihnen Fragen nach der Zweckmäßigkeit des Daseienden vorgelegt werden. „Warum haben die Ochsen Hörner und die Pferde nicht?" fragt das Kind. Welche Ansicht man auch von der Zweckmäßigkeit der Natur habe, man findet solche Fragen oft so dornig, daß man das Kind schlechthin abweist. Ich rate, sich gar nicht auf Gründe einzulassen, sondern einfach Analogieen mitzuteilen. Zum Beispiel bei Veranlassung der erwähnten Frage leite ich das Kind an, zu finden, daß die meisten Tiere, welche mit zwei Zehen auftreten und wiederkäuen, Hörner tragen, die Einhufer dagegen nie gehörnt sind, und finde, daß der kleine Forscher sich dadurch ganz befriedigt fühlt. Mein Knabe setzte mir oft mit der Frage zu: „Wie werde ich nur größer?" Ich ließ ihm eine Pflanze aus Samen erziehen und sie oft messen und knüpfte daran Andeutungen über die Ernährungen. Auf diesem Wege hoffe ich das Kind zum exakten Denken und zur richtigen Anwendung der Induktionsschlüsse zu gewöhnen.

Die bisher erwähnten Arten von kindlichen Fragen waren solche, deren Lösung die Eltern wenn auch nicht sogleich fertig geben, aber doch erleichtern müssen. Es giebt aber auch Fragen, die man sich sehr hüten muß, rasch zu beantworten. Glaubt man irgend, daß das Kind, vielleicht mit ein wenig Nachhilfe, sich selbst Auskunft verschaffen könne, so muß man sich hüten, es zur Denkfaulheit zu verwöhnen, welche lieber andere Menschen oder Bücher um Rat fragt, als selbst untersucht. Begehrt der kleine Spaziergänger zu erfragen, was ein undeutlich zu erkennender ferner Gegenstand eigentlich sei, so setze man eine Prämie auf die Erkennung der wahren Beschaffenheit desselben und nähere sich dem rätselhaften Dinge, um die Vermutungen auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Die Sinne wohl zu brauchen, ist eine richtige und schwere Kunst, die man nicht früh genug üben kann

Dabei versäume man aber nicht, das Kind fühlen zu lassen, daß die Sinne zuweilen täuschen. Bewegen sich die Wände der Stube wirklich taumelnd, wenn die Kinder getanzt haben? Rennen die Alleebäume wirklich an unserm Wagen vorüber? Wandert der Mond oder die ihn zuweilen bedeckenden Wolken so geschwind? Das sind Fragen, über die das Kind gründlich aufzuklären ist.

Eine herrliche Gelegenheit, das Kind zum selbstthätigen Forschen anzuleiten, geben die auf manche Naturerscheinungen bezüglichen Fragen. Es ist schade, daß nicht alle Eltern so weit in die Elemente der Naturlehre eingeweiht sind, um solche gemeinsame Forschungen, die wahre Lichtblicke für Spaziergänger sind, vorzunehmen. Ein gutes Buch, das schlicht und klar die gewöhnlichsten Naturerscheinungen so erklären lehrte, wie es in der Kinderstube geschehen sollte, wäre deshalb sehr zu wünschen. Aber auch in Ermangelung tieferer Kenntnisse können die Eltern dem Kinde unendlich nützen, wenn sie dasselbe, sobald es nach den Ursachen des Schnees oder des Gewitters fragt,

geschickt anleiten, diese Phänomene recht genau sinnlich zu beobachten. Dies geschieht leider selten. Man frage hundert Erwachsene nach der Reihenfolge der Regenbogenfarben vom oberen Rande desselben an gerechnet, kaum einer wird Aufschluß geben können über die prächtige, so oft angestaunte Erscheinung.

Väter, denen die Physik nicht fremd ist, können ihren Kindern wahre Freudenfeste bereiten, wenn sie eine Frage nach dem Warum einer Naturerscheinung nicht durch Worte, sondern durch ein Experiment beantworten. Deren lassen sich viele ohne allen gelehrten Apparat anstellen. Mein fünfjähriger Knabe grübelte öfter, wie es nur komme, daß die Wolken da oben hingen, da sie niemand hielte. Er war vollkommen befriedigt und hoch erfreut, als ich ihm die Verdunstung von Wasser gezeigt und den Dampf mit Seifenblasen verglichen hatte.

Nach dem Bisherigen könnte es scheinen, die Fragen des Kindes beschränkten sich auf die sinnlich aufzufassenden Gegenstände und Vorgänge der Körperwelt. Aber das Kind beweist früh den Adel seiner Menschenwürde dadurch, daß es sich den höchsten Ideen zuwendet, die der Menschengeist nur ahnt und glaubt, aber nicht begreift. Soviel ich Kinder beobachtete, bezogen sich ihre ersten metaphysischen Fragen auf die Zweifel, welche ihnen die liebliche Sage vom Geschenke bringenden Heiligen Christ aufdrängte. Mein Knabe fragte oft: „Wie kann der Heilige Christ nur zu uns kommen? Fliegt er? Kann er aber dabei alle Geschenke tragen?" u. dergl. Später suchte er seine anthropomorphistischen Vorstellungen von der Gottheit zu läutern. „Hat der liebe Gott auch Hände? Hat er ein Fenster im Himmel? Schläft er auch, wenn er müde ist? Ist im Dorfe auch ein lieber Gott? Ist das ein anderer?" Gleichzeitig forschte er nach dem Zustande eines Knaben, den er gekannt, als wir dessen Grab besuchten.*)

Daß ein trockenes Räsonnieren hier nicht an der Stelle sei, bedarf kaum der Erwähnung. Wie man aber auf solche Fragen zu antworten habe, auch nur andeuten zu wollen, wäre tadelnswerte Anmaßung. Hier ist der Ort, wo die Eltern mit ihrem Heiligsten einzustehen haben, mit ihrer religiösen Überzeugung. Gewissenhafte Eltern werden sicher streben, sich spätestens dann, wenn das Kind so zu fragen beginnt, darüber zu einigen, wie sie zu antworten haben, und nie vergessen, daß von einer einzigen Antwort der Eltern auf derartige gelegentliche Fragen oft mehr abhänge als von hundert Katechisationen der Schule.

---

*) Über derartige „Kinderfragen" schrieb Sigismund in einem anderen Aufsatz: „Die jüngsten Philosophen" (Unterhaltungen am häusl. Herd, Leipzig, 1858). Vergl. auch Keber, Zur Philosophie der Kindersprache, Halle, 1890.

Über die Entwickelung und Pflege der menschlichen Stimme.

(Aus dem preisgekrönten Aufsatz: „Die menschliche Stimme"*) im Illustr. Familienbuch des Öster. Lloyd, Triest 1855.)

Das erste Lebenszeichen eines Neugebornen ist bekanntlich ein fast zornig klingendes, gellendes Schreien. So frühe regt sich das Stimmorgan. Es dient anfangs nur zum Ausdrucke von Mißbehagen und Schmerz; aber schon nach den ersten drei Monaten beginnt der Säugling auch, sein Behagen durch dasselbe zu äußern. Er fängt an zu lallen und singt in sanften gezogenen Tönen vor dem Eindämmern, bis das Stimmchen mit dem Einschlafen verklingt. Auffallend erschien es mir bei der genauen Beobachtung des Säuglings, daß er — was manchen Müttern, die ich darüber befragte, entgangen war — früher seine Stimmbänder, als seine Sprachwerkzeuge zu nachahmenden Lauten gebrauchen lernt. Ich hörte wiederholt, daß Säuglinge vor jedem Sprechversuche schon einige Singlaute ganz entsprechend nachahmten, und auch wo dieselben schon zu sprechen angefangen hatten, übertraf die Genauigkeit, mit welcher sie die Tonlage und Modulation des Vorgesagten nachahmten, bei weitem die Treue, mit welcher sie die durch Lippen, Zunge und Gaumen hervorzubringenden Sprachlaute wiedergaben. Viele Kinder versuchen schon in der ersten Hälfte ihres zweiten Lebensjahres einen einfachen melodischen Gang, und und wäre es nur das Bimbaum der Glocken, nachzuahmen; manche singen in diesem Alter schon ein ganzes Verschen recht artig, gewöhnlich aber nur in Recitativ-Art, so daß die meisten Worte parlando und bloß die in hohe Töne gekleideten singend vorgetragen werden. Mädchen lernen meist früher tanzen und singen als Knaben. Bei allen Kindern ist aber bis zum dritten oder vierten Jahre der Gesang noch ein ebenso unsicheres Schwanken, wie das Gehen eines Anfängers im Laufen. Obgleich übrigens der Mensch, wie der in seiner Jugend nur unvollkommen piepende und zwitschernde Vogel, erst durch vielfache Übung seine Stimmwerkzeuge gehörig brauchen lernt, liebt doch fast jedes Kind das Singen. Man sieht in Thüringen oft ganze Gruppen kleiner Ohnehosen vor den Thüren sitzen, und Schule oder Kirche spielend, eifrig singen; jedes einzelne singt dabei seinen eigenen Gang ernsthaft durch, so daß eine possierliche Fuge daraus hervorgeht. Bei solchen Kinderkonzerten nimmt man wahr, daß die Stimmen der Knaben und Mädchen dieses Alters noch kaum verschieden sind. Beider Kehlkopf ist noch gleich eng und zart und ihre

*) Wegen Mangel an Raum geben wir nur einige Bruchstücke. Die weggelassenen vorausgehenden Teile enthalten im wesentlichen eine beschreibende Darstellung der Stimmorgane und der Tonbildung. — Sigismund erklärt, daß er seine Beobachtungen „aus dem bescheidenen Kreise seiner eigenen Erfahrung mitteile, da ihm Mitteilungen anderer darüber nicht zu Gebote gestanden hätten." — Von neueren Schriften über diesen Gegenstand sind zu nennen u. a. A. Garbini, Evoluzione della voce nella infanza; Verona, 1892. — E. Paulsen, Über die Singstimme der Kinder. Pflügers Archiv f. Phys. 1895.

Stimmbänder gleich lang, ihr Stimmumfang gering und das Stimmchen dünne, hell, fast gellend. Aber schon frühe wandelt sich die Stimme der Kinder mit fortschreitendem Wachstume um. Ein aufmerksamer Arzt unterscheidet unschwer die Stimme eines dreimonatlichen von der eines im ersten Monate stehenden Säuglings. Daraus schließen wir, daß auch der Kehlkopf an dem allgemeinen raschen Wachstum teilnimmt. Schon vor dem zweiten Jahre hat sich auch der Sprechton der Kinder so weit individualisiert, daß man alle Zöglinge einer Kleinkinderschule an ihren Stimmen unterscheiden kann. Dieser individuelle Stimmausdruck liegt weniger in der verschiedenen Höhe und Tiefe, als vielmehr in der unbeschreiblichen Klangfarbe des Tones. Die Stimme des einen klingt voller und reicher, die des andern dünner und matter, die eines dritten weicher und flüssiger, während die eines vierten trockner und rauher tönt. Zuweilen kündet sich schon frühe die gute Stimme des späteren Lebens an, welche gewöhnlich auch gleich mit größerer Fähigkeit Melodieen aufzufassen, also mit feinerem Hören, verbunden ist.

Allmählich lernt das Kind auf unbegreifliche Art seine Stimmbänder immer sicherer in dieselben Schwingungen zu versetzen, welche es an der ihm vorsingenden Stimme eines Erwachsenen gewahrt. Ist es nicht geheimnißvoll und wunderbar, daß das Kind, wenn ihm die Mutter c vorsingt, bei welchem Tone ihre Stimmbänder 528 mal in der Sekunde schwingen, so bald lernt, die eignen Bänder in gleicher Geschwindigkeit vibrieren zu lassen? Und ist es nicht noch wunderbarer, daß die meisten, vielleicht alle Kinder auch die Klangfarbe der Stimme, welche vorsingt oder vorspricht, mit der Kunst eines Schauspielers nachahmen? Spricht die Wärterin in traurigem Tone: „Der Vogel ist fort!“ so wiederholt der kleine Sprachschüler genau in demselben Lamentabile jene Worte; fügt jene in freudigem Allegro hinzu: „Der Vogel ist wieder da!“ so giebt das Kind, wie ein Echo, diese Worte ist gleichem Tempo und Klange wieder, obgleich es nicht im stande ist, die Konsonanten dieser Wörter getreu nachzusprechen und sie in possierlicher Verstümmelung vorbringt. Darum bekommt auch das Sprechen des Kindes frühe den eigentümlichen lokalen Accent, welcher die Bewohner verschiedener Landschaften ebenso gut, ja besser charakterisiert, als die eigentlichen Dialektverschiedenheiten, und welcher die Aufmerksamkeit des Ethnographen im hohen Grade verdient. Der Sachse und Thüringer markiert die als Grundstriche des Satzes hervorzuhebenden Wörter durch einen viel höheren Ton, als der Norddeutsche, und wird dieses „Singen“ nicht los, wenn er auch durch jahrelangen Aufenthalt in der Fremde sich einen andern Dialekt angeeignet hat. Das „guten Abend“ des Schweizers hat wieder eine ganz andere Melodie, als der gleiche Gruß in Thüringen; ja selbst in einem kleinen Bezirke ist dieser Sprechgesang mannigfaltig verschieden. So erkennt man unter hundert Thüringern den Ruhlaer an seinem Singen.

Wie geneigt das Kind zum Gesange ist, welcher vielleicht die Ursprache war, zeigt auch die Art, wie es hersagt und vorliest. Denn nicht bloß junge Araber, von deren singender Koran-Recitation die Reisenden erzählen, sagen ihre Lektion gesangartig her; alle Kinder und auch ungebildete Erwachsene lesen in monotoner Melodie; alle Naturmenschen, vom italienischen Bären-

führer an bis zum montenegrinischen Rhapsoden, recitieren ihre Sprüche und Heldensagen in Gesangsweise. Man beobachte spielende Kinder, wie sie jede stehende Formel, z. B. das Einmaleins oder ein Ausgebeverschen beim Haschenspiele, gesangartig hersagen, um zu begreifen, warum Ausrufer, Zauberer u. dgl. ihre Sprüche in Recitativform vortragen.

Mit dem Eintritte der Pubertät — in unsern Gegenden zwischen dem 14. bis 17. Jahre — geht im Stimmorgane des Knaben plötzlich eine wahrnehmbare, aber nicht so Knall und Fall eingetretene Veränderung vor sich. Die bisher kindliche Stimme wird tiefer und rauher, verliert an Höhe, schnappt öfter aus einer Art Bierbaß in einen schrillen Fistelton über, oder umgekehrt, und manchmal ist es einem Jünglinge unmöglich, einen Ton zu erzeugen, über welchen andere nicht lachen, er selbst aber sich nicht ärgern müßte. Dieser unsichere Zustand (der Stimmwechsel, die Mutation) dauert bei manchen nur einige Wochen, bei vielen Monate lang an. Von dem ungestörten Verlaufe dieser Weiterbildung des Stimmorgans hängt die Güte der bleibenden Stimme des Jünglings und Mannes hauptsächlich ab. Wird das Organ in dieser Periode, wo die Stimmbänder sich rasch verlängern und kräftigen und der Kehlkopf-Hohlraum sich erweitert, angestrengt oder roh behandelt, so ist oft die Stimme zeitlebens verdorben. Aber nicht in der Stimme des Knaben allein, auch in derjenigen des Mädchens tritt in dieser Periode eine, wenn gleich nicht so auffallende Veränderung ein; die Stimme der Jungfrau wird voller, runder, weicher und sonorer, und erlangt eine größere Tiefe.

In dieser Entwickelungsperiode wird nun auch der für das ganze Leben bleibende Umfang der Stimme dem Einzelnen zugemessen. Die Stimme der Jungfrau bleibt Sopran oder wird Alt, die des Jünglings bildet sich zum Tenor, Bariton oder Baß aus.

Jene fünf verschiedenen Stimmgattungen (manche Musiker nehmen als sechste einen Mezzosoprano an) unterscheiden sich außer der verschiedenen Höhe ihres Tongebietes auch durch die Klangfarbe.

Ist nun schon ein zur Hervorbringung vieler und schöner Töne fähiges Stimmorgan, wie alles Vollkommene, etwas Seltenes und Wunderbares, so muß die Fertigkeit, zu welcher ein solches Organ sich erziehen läßt, das größte Erstaunen erregen. Alle Bewegungen der Tiere, auch das unsichtbar schnelle Schwirren der Kolibri-Flügel, alle sicheren und behenden Bewegungen anderer Muskeln unseres eigenen Körpers, wie sie der Equilibrist, der Taschenspieler und der Geigenspieler zeigt, sind nichts im Vergleich zu den rapiden und sicheren Zusammenziehungen der kleinen Kehlkopfmuskeln.

Die höchste Kunst liegt in der Fähigkeit, unendlich feine Nüancen der Seelenstimmung durch verschiedene Klangfarben und Tonlagen beim Recitieren eines Gedichtes oder beim Singen eines schlichten Liedes auszudrücken.

Was ist, verglichen mit solcher Ausdrucksfähigkeit, alles Gebärdenspiel! Wie tief stehen alle anderen musikalischen Instrumente, selbst die seelenvolle Geige, unter dem höchsten aller Tonwerkzeuge, welche außer der Fähigkeit, sich jeder Stimmung auf das engste anzuschmiegen, auch noch den Vorzug hat, sich mit dem bestimmtesten Ausdrucke des Geistes, dem Worte, zu verbinden! Selbst

Beethoven, welcher die toten Instrumente zur Sprache zu bezaubern verstand, wie keiner vor und nach ihm, mußte in seiner größten Symphonie, um zum vollen Ausdruck seiner erhabenen Seele zu gelangen, am Schlusse die Menschenstimme zu Hilfe rufen.

Wie aber alles Schöne rasch verblüht, so hat auch die menschliche Stimme selten einer langen Dauer ihrer vollen Schönheit sich zu erfreuen. Am frühesten vielleicht, obgleich in anderer Hinsicht die weibliche Schönheit rascher altert, verwelkt der Tenor, was von den häufigeren Schädlichkeiten, denen der männliche Kehlkopf ausgesetzt ist, herrühren mag. Der Sopran hält sich in seltenen Fällen, wie die Sonntag bewiesen, lange fast in voller Frische. Am dauerhaftesten scheint, da man als die ältesten Mitglieder der Oper Bassisten findet, der Baß zu sein. Aber auch die eisernste Baßstimme erhält sich kaum länger als bis zum fünfzigsten Jahre. Dann wird die Stimme rauh und scharf, unkräftig, zitternd, zuweilen versagend. Die Stimmen älterer Frauen leiden außer ihrem zitternden, schrillen und spitzen Tone gewöhnlich noch an dem Mangel, vor dem beabsichtigten Tone, gewissermaßen als Anlauf, einen tiefern als Pralltriller hören zu lassen, was man im Volke das Hakenschlagen nennt.

Untersucht man das Organ, um die Ursache des Verfalles der Stimme zu ergründen, so findet man, daß die Schleimhaut weniger glatt und weich, die Stimmbänder weniger elastisch, die Muskeln unkräftiger und starrer, und besonders die Knorpel verhärtet und teilweise verknöchert sind.

Sowie aber beim Eintreten ins Leben der Kehlkopf die erste Äußerung des Seelenlebens giebt, so verkündet er auch gewöhnlich die letzten Regungen des Geistes. Oft giebt die kaum hörbare Stimme des Sterbenden, dessen Gesichtszüge schon starr, dessen Augen schon gebrochen sind, noch deutliche Kunde von seinen letzten Gefühlen. —

Schließlich sei es mir noch gestattet, auf die Wichtigkeit der Pflege des Stimmorgans für die Erziehung aufmerksam zu machen, da dieselbe nicht selten über der Erlernung des Klavierspiels so sehr vernachlässigt wird. Während fast jedes Kind irgend bemittelter Eltern das Klavier schlagen lernen muß, werden Hunderte nicht zur Ausbildung ihrer Stimme angehalten, weil — sie „keine Stimme haben“ sollen. Freilich, schöne Stimmen sind selten. Aber hat denn jedes Kind eine zum Klavierspiele besonders organisierte Hand? Und ist es nicht notwendig, ein Organ auszubilden, welches doch jeder Mensch tagtäglich braucht und von dessen Klange die geistige Einwirkung auf andere Menschen hauptsächlich abhängt? Ich verstehe übrigens unter jenen Übungen der Stimmorgane keineswegs bloß die Bildung zum Singenlernen. Mit wohlklingender, gefügiger Stimme sprechen und schön und ausdrucksvoll vorlesen, ist eine nicht bloß für Redner nötige Kunst. Wenn man die geistige Natur eines Menschen zunächst aus dem Gesichtsausdrucke, der Stirn und dem Auge beurteilt, so schließt man auf den gemütlichen Charakter besonders aus dem Klange der Stimme, und ein gefälliger Klang derselben ist meist im stande, uns mit einem unschönen Gesichte auszusöhnen. Wie selten wird aber bei der Erziehung darauf Rücksicht genommen, daß das Kind die Oktave seiner Mitteltöne, welche es beim Sprechen und Vorlesen braucht, einigermaßen gefeilt und

geglättet bekomme? In wie wenigen Familien, in denen jedes Kind Klavier spielt oder singt, findet sich eins, welches ein Gedicht ausdrucksvoll und anmutig vorlesen könnte? Wie viele unserer Dichter selbst waren oder sind im stande, eines ihrer Gedichte vorzutragen? Wie selten ist ein Tieck darunter!

Die Übungen der Stimme aber — durch methodischen Unterricht im Sprechen und Singen — haben zunächst einen diätetischen Wert. Sie kräftigen das Kind, indem sie die Lunge zum tiefen Atmen nötigen, also den Brustraum erweitern und eine vollständigere Belebung des Blutes veranlassen. Für schwächliche Kinder ist eine zweckmäßige Ausbildung der Stimme eine wahre Heil-Gymnastik. Außerdem lehren solche Übungen, wie die Erwerbung jeder Kunstfertigkeit überhaupt, die Aufmerksamkeit sammeln und stählen den Willen.

Aber der höchste Wert einer solchen Ausbildung der Stimme liegt in der dadurch bewirkten Veredlung des Gemütes. Der Mensch kann dem andern seine Gefühle nur durch Gebärde und Stimme mitteilen, weitaus am vollkommensten aber durch die letztere. Das Kind lernt menschlich fühlen, wird also zum wahren Menschen durch die Gefühlsaneignungen, welche es durch die Mutterstimme erhält. Es lernt lieben durch die liebevolle Anrede; es lernt bereuen, also sittlich werden, durch die traurigen und strafenden Töne der Mutterstimme. Anderseits wird es aber auch zur vollkommenen Übertragung seiner Gefühle an andere befähigt durch die Bildung der eigenen Stimme. Das bloße Wort genügt zur Mitteilung von Gedanken; der Verstand erfaßt das, was ihn allein angeht, bei stillem Lesen. Aber welch ein anderes Ding ist es, ein Gedicht oder eine Rede heimlich zu lesen, und sie von einem tüchtigen Menschen vorgetragen zuzuhören! Das still Gelesene hat, im Vergleich zu dem durch die lebendige Stimme belebten, kaum den Rang eines Kupferstiches im Verhältnis zum Gemälde. Es strömen beim Vortrage der menschlichen Stimme neben den Worten Anregungen in unsere Seele, welche nicht in Worte zu fassen und doch die mächtigsten sind. Und eine solche Fähigkeit des Menschen, die einen Haupthebel abgiebt zur Bewegung der geistigen Mitwesen, sollte man unausgebildet lassen? Das Kind soll in mehreren Sprachen radebrechen und französische Tanzpas drechseln lernen, ohne unterrichtet zu werden, wie man ausdrucksvoll und gefällig liest und singt? —

Die Volksschule hat diese Wahrheiten tiefer erkannt und strebt mehr danach, ihre Forderungen zu verwirklichen, als viele vornehme Familien und Pensionate. Aber ihre Wirkung wird geschwächt durch die mangelhafte Ausbildung mancher Lehrer, durch die zu große Schülerzahl ihrer meisten Klassen und durch zu kurze Schulzeit. Darum muß dem Volke Gelegenheit geboten werden, auch nach der Schulzeit den Gesang zu pflegen und auszubilden. Eine Kunst muß jedes Volk haben, üben und lieben, wenn es nicht verknöchern und verkommen soll. Da wir aber öffentliche, allem Volk zugängliche Kunstgenüsse fast gar nicht haben; da nicht, wie im alten Athen, ein gutes, allen gemeinsames Theater vorhanden ist; da gute Werke der Plastik nur an wenigen Orten existieren und die Malerei fast nur eine Kunst für die Prunkzimmer der Reichen ist: welche Kunst bleibt dem Volke übrig, als der Gesang? Und an diesem hat es auch zur Genüge. Er erfreut und veredelt das Gemüt, er tröstet und er-

mutigt, er beschwingt zum Fluge in die höchsten Sphären des menschlichen Geistes, wie kaum irgend eine andere Kunst.

Und überdies läßt er sich in jeden Teil des Landes leicht verpflanzen; der Bewohner der Marschen so gut wie der des abgelegensten Alpenthales nimmt ihn mit Liebe auf; ist doch das deutsche Volk ein gesanglustiges und gesangkundiges vor allen!

Dichter und Komponisten, gebildete Privatleute und erleuchtete Regierungen sollten sich die Hände reichen, um durch Verbreitung guter volkstümlicher Lieder, durch musikalische Ausbildung der Volksschullehrer und durch Aufmunterung der Singvereine diese Kunst, die im eigentlichsten Sinne die Kunst des Volkes und unseres Volkes insbesondere ist, zu verbreiten und zu veredeln.*)

*) Die Pflege des Volksgesanges lag Sigismund sehr am Herzen. Wiederholt kommt er in seinen Aufsätzen auf dieses Thema, so in „Der Volksgesang in Thüringen" (Gutzkow's Unterhaltungen a. h. Herd, 1857), in „Acht Tage in einer Thüringer Waldhütte (Auerbachs Volkskalender, 1860) in „Kirchenmusik auf den Lande" (Dorfzeitung, 1864) und in „Ist kein Orpheus da?" (Deutsche Blätter, 1863), wo er an Stelle der rohen Seemannslieder gute, anständige Lieder wünscht. — Als Sigismund im Jahre 1859 auf einer Studienreise im Vogtlande weilte, bereitete ihm in Mylau der Seminaroberlehrer L. Lohse, der ihn mehrere Tage freundschaftlich auf seinen Wanderungen begleitet hatte, dadurch eine große Freude, daß er ihm von einem Vereine von Jungfrauen und Jünglingen Lieder vorsingen ließ. Nicht lange darauf schickte Sigismund von Rudolstadt aus für den Mylauer Gesangverein sechs hübsche volkstümliche Liederdichtungen, die den bekannten Schubert'schen Walzern (Op. 33) angepaßt waren. (Vgl. Lohse, Auswahl von Gesängen für höhere Schulen.)

Die Familie als Schule der Natur.

Nur durch der Jugend frisches Auge mag
Das längst Bekannte neu belebt uns rühren,
Wenn das Erstaunen, das wir längst verschmäht,
Von Kindes Munde hold uns widerklingt.

Goethe.
(Natürliche Tochter, III, 4.)

Vorwort.

So allgemein anerkannt es ist, daß für die sittliche Erziehung die Familie mehr leisten kann und muß als die Schule, so wenig wird die Wahrheit beherzigt, daß die naturwissenschaftliche Bildung, die jetzt vielen Eltern mit Recht am Herzen liegt, nur dann in der Schule ordentlich gedeiht, wenn sie ihre Herzwurzel in der Familie hat.

Die Schule beansprucht mit Recht, daß ihr das Kind mit einigermaßen gebildeten Sinnen zugeführt werde. Die meisten Kinder aber treten mit ungeübten, ungeschärften Sinnen ein; selten, daß eines eine Entfernung leidlich mit den Augen messen, einen Farbenton bestimmen, das Gewicht eines Körpers schätzen kann. Der Lehrer erwartet ferner mit Recht, daß das Kind eine gewisse Summe von Anschauungen, welche nur im Freien gewonnen werden können, als Betriebskapital mitbringe. Aber dieses Kapital ist namentlich bei Stadtkindern oft ärmlich genug. Von ihnen erscheinen gut ausgestattet diejenigen, welche Obstbäume ohne Hilfe ihrer Früchte unterscheiden; reich solche, welche auch die Waldbäume kennen; wahre Millionäre diejenigen, welche junge Weizensaat von Gerste zu unterscheiden wissen.

Wie hoch steht in dieser Beziehung das Kind eines Wilden, das mit Falkenaugen eine Entfernung schätzt, seine heimatlichen Pflanzen und Tiere an ihren kleinsten Spuren kennt, alle Meteore wirklich erlebt hat, über dem Kinde gebildeter Eltern, welches zwei Sprachen radebrecht, aber von der heimatlichen Natur so blutwenig kennt und so ungeübte Sinne hat, als wäre es, wie Kaspar Hauser, im Gefängnis aufgewachsen!

Einen großen Teil der Schuld trägt das mit dem heutigen Stande der Civilisation unzertrennliche Stubenhockerleben der Alten und Jungen; sehr verschlimmert wird aber dieser Übelstand durch die Schuld der Eltern, welche für die häusliche Pflege des Naturstudiums wenig oder nichts, oder — was noch schlimmer — Verkehrtes thun.

Als der kleine Watt, in dem vielleicht schon Gedankenkeime seiner weltgeschichtlichen Erfindung sproßten, die hüpfende Bewegung des Deckels auf dem Theekessel beobachtete, scheuchte seine Tante „den

dummen Träumer" durch Ohrfeigen aus seinem Brüten. Wie gewöhnlich sind solche Tantenstreiche! Wie oft wird der Knabe, der einen Teil seiner knappen schulfreien Zeit verwendet, um sich mit der freien Natur zu befreunden, angewiesen, doch lieber in seiner Naturgeschichte zu lesen, als so unnütz umherzuschweifen!

Viele Eltern bestreben sich, die kindliche Wißbegierde zu befriedigen, aber sehr häufig auf ganz verkehrte Weise. Statt das Kind in Flur und Wald zu führen, um die Wirklichkeit beobachten zu lassen, giebt man ihm Bücher mit unrichtigen, unschönen Bildern; statt es zum Ameisenhaufen, Bienenkorbe und Vogelneste zu geleiten, überreicht man ihm ein Fabelbuch, worin die Tiere höchst albern moralisieren, oder eine physiko-theologische Abhandlung über den Naturtrieb; statt es durch Wanderungen mit der Heimat vertraut zu machen, schenkt man ihm eine Reisebeschreibung nach den Wendekreisen mit den grellsten Abenteuern!

Von solcher papierenen Erziehung rühren so viele Mängel unseres jungen Geschlechts. Daher stammt die Blödigkeit der Sinne, daher die Unlust zum Selbstprüfen, die, wie Älian,*) lieber nacherzählt, „den Pferden fehlen, wie man sagt, die untern Augenwimpern," als selbst nachsieht; daher der blinde Glaube an naturwissenschaftliche Zeitungsenten; daher die klägliche Unbekanntschaft mit der heimischen Natur; daher die Empfindelei, welche die Natur bloß bei „schönen Aussichten" interessant und reizend findet und nur solche naturwissenschaftliche Bücher mag, worin die Thatsachen mit Feuilleton-Gewürzen pikant gemacht sind; daher die Abgestumpftheit vornehmer Jungen, das ekelige Cockneytum,**) welches alles Merkwürdige schon im Bilderbuche und Diorama gesehen hat und die Wirklichkeit dummstolz angähnt.

Viel besser sind gewöhnlich die Wildlinge daran, welche als oft geschmähete Nichtsnutze sich viel im Freien herumtreiben. Wie anders als bei dem Stubenkinde zündet das Wort des Lehrers, der eine Naturerscheinung erklärt, bei einem solchen Naturkinde, welches dieselbe selbst wahrgenommen und erlebt hat! Aber leider vergeuden derlei Wildfänge viele Zeit mit einer rohen, kaum über die Anschauungen des Tieres hinauskommenden Wahrnehmung von Einzelheiten und kommen, nicht zum Denken angeleitet, kaum aus unklarem Träumen heraus.

Wie reich sind dagegen und wie gedeihen in der Schule solche Kinder, welche von der Mutter mit gewecktem Schönheitssinne, vom Vater mit einiger Übung im Wahrnehmen, Vergleichen, Prüfen und

---

*) Älianus, römischer Schriftsteller des 3. Jahrh. nach Chr., schrieb De natura animalium und Variae historiae.

**) Cockney, alter Spitzname für die Londoner, die nie aus ihrer Stadt herausgekommen sind.

Beurteilen ausgestattet sind! Die Mutter braucht wahrlich nicht Malerin, der Vater nicht Naturforscher von Fach zu sein, um bei Lebzeiten dem Kinde eine Erbschaft zu überliefern, für welche Kind und Schule die Eltern segnen. Jeder Erwachsene, wenn er auch Grimm's Grammatik nicht studiert hat, lehrt sein Kind die Sprache. So kann auch jeder schlichte Mensch, der mit der Liebe zu seinem Kinde die Liebe zur Mutter Natur verbindet, sein Kind anleiten, mit der Natur zu verkehren, mit ihr zu reden, sie zu verstehen und zu lieben, wenn er nur offene Sinne und Lust am Lernen hat. Und reichlich belohnt wird er nicht nur durch den spätern Dank des Kindes, sondern auch durch die Freude des Augenblicks. Auge und Herz gehen dem Vater auf, wenn er sein Kind in die Natur einführt, und die seligste Naturfreude weht ihn auf jedem Spaziergange an. „Kein echter Forscher wird alt" hat Novalis schön gesagt; der Vater, der auch noch so laienhaft mit seinem Knaben an der Hand zur Natur in die Schule geht, wird selbst zum naiven, morgenfrischen, glücklichen Kinde.*)

Aber woher Zeit nehmen zu solchem lernenden Lehren, da die Berufsgeschäfte kaum Zeit zur Erholung lassen? Du besitzest die Zeit, sobald du erfahren, daß solche Beschäftigung mit deinem Kinde die beste Erholung ist. Und wenn du demselben nur dann und wann im Garten oder am Blumenbrette einige Minuten schenkst, wenn du mit ihm zuweilen ein Dämmerungsstündchen verplauderst, wenn du es nur allsonntäglich mit ins Freie nimmst und dich dabei bestrebst, all dein fertiges Wissen über Bord werfend, noch einmal anzufangen und mit ihm zu lernen: so kannst du in den vierzehn Jahren, in welchen Dein Kind um dich ist, ein Kapital für dasselbe ansammeln, welches Zins und Zinseszinsen trägt, und deine Belehrung und deine Freude hast du obendrein.

Fern bleibe dabei die Lust, die Jugend altklug zu machen, ihr statt ihrer kindlichen Auffassung eine gelehrte Brille aufzusetzen, und sie am Gängelbande zu leiten, wo sie selbst gehen könnte! Der rechte Mensch muß, wie Robinson, eine Zeitlang bloß durch eigenen Sinn und eigene Kraft versuchen, die Natur zu bemeistern. Aber dann bringe ihm ein Schiff das Erbteil der Civilisation, die Werkzeuge, die er nun doppelt dankbar annimmt und doppelt geschickt gebraucht!

Ein solches Schifflein hofft diese kleine Schrift zu sein. Sie deutet die geistigen Werkzeuge und deren Handhabung an, durch welche die Menschheit sich aus der rein sinnlichen Bekanntschaft mit der

*) Hier sei auf die Einleitungssätze von Sigismunds „Naturbetrachtungen im Zimmer" (Gartenlaube 1857, Nr. 2) hingewiesen, wo ebenfalls den Eltern ans Herz gelegt wird, die Kinder nicht durch Bücher, sondern durch direkte Anschauung und Besprechung mit der umgebenden Natur bekannt zu machen.

Natur zur Naturwissenschaft emporarbeitete, und ladet die Eltern ein, jene Werkzeuge Stück für Stück, jedes zur rechten Zeit, ihren Kindern zu überreichen und sie dieselben gebrauchen zu lehren. Es werden darin keineswegs ideale Anforderungen an Eltern und Kinder gestellt, sondern nur Laien, die ihre Kinder so gut als die Natur lieben, vorausgesetzt; Laien, die wissen, daß die süßeste Methode, versäumtes Studium nachzuholen, darin besteht, dasselbe mit den eigenen Kindern zu treiben. Ob das angewandte Verfahren immer das zweckmäßigste ist, wagt der Verfasser nicht zu behaupten; daß aber die Methode bis ins Einzelne von ihm an vielen Kindern, freilich fast nur an Knaben, versucht worden ist, kann er versichern.

Ein so kleines Buch kann nur eine Skizze der Methodik dieses Erziehungszweiges geben, und vermag bloß anzudeuten, wie die wissenschaftlichen Thatsachen für die Erziehung zu verwenden sind, ohne dieselben selbst mitteilen zu können. Die Aneignung des zu Lehrenden muß dem Lesen von Fachbüchern und besonders dem Selbststudium der Natur überlassen bleiben. Der Zweck dieser Schrift ist erreicht, wenn sie die Eltern überzeugt, daß das Kind nicht bloß über die Natur unterrichtet, sondern zur innigen Befreundung mit ihr erzogen werden müsse, und dieselben zugleich anregt, zum Besten ihrer Kinder selbst die Natur zu studieren, um durch Gründung einer Naturschule im Familienkreise ihren Kindern einen reichen Segen, sich selbst aber die schönsten Elternfreuden zu bereiten.

Rudolstadt, im Juli 1856.

---

1. Allgemeine Regeln für den naturkundlichen Familien-unterricht.

Naturgemäß müssen die Kinder erzogen und unterrichtet werden. Darüber sind alle einig. Lernen wir denn kennen, wie sich das Kind, ohne Zuthun der Kunst, zum Verständnis der Natur heraufarbeitet!

Die erste Kunde von der Außenwelt bekommt der Mensch durch die Sinne, deren anfangs unbestimmte, traumhafte Empfindungen sich auf geheimnisvolle Weise durch öfter wiederholte Eindrücke gestalten und klären. Nach und nach werden gewisse Dinge an bestimmten Sinneseindrücken, die von ihnen bewirkt werden, wieder erkannt; das Kind hat sich also aus der Summe der Eindrücke gleichsam ein Bild, oder einen Abdruck, eine Vorstellung, gewonnen, womit der jetzige Eindruck verglichen wird. Rascher Wechsel mannigfaltiger Eindrücke erfreut anfangs, stumpft aber bald ab und läßt keine klaren Vorstellungen zurück. Es geht dem Kinde, wie uns auf dem Dampfwagen. Längere Reihen gleichartiger, unmittelbar aufeinander folgender Eindrücke ermüden nach kurzer Zeit, und erzeugen ein ähnliches Mißgefühl, wie das Betrachten einer Reihe von Latten des Staketzaunes beim Vorübergehen. Aus einer Anzahl Vorstellungen von Einzeldingen bildet sich, gleichsam durch eine Destillation, welche die wesentlichen gleichen Bestandteile unter Abscheidung der zufälligen verschiedenen vereinigt, der Begriff der Art. Das Kind sieht z. B. wiederholt Enten; aus den nebelhaften Bildern der angeschauten, in Farbe und Größe abweichenden, aber in der Gestalt übereinstimmenden Wesen bildet das Kind den Begriff Ente, wenn ihm ein solches Einzelwesen unter diesem Namen gezeigt wurde. Haben ihm die Eltern dieses Tier nur als Vogel benannt, so blickt das Kind, wenn man jenes Wort ausspricht, später auch auf die Hühner. Jene zweierlei Wesen sind also dann in ein dämmerhaftes, der festen Konturen entbehrendes Geistesbild verschmolzen. Mehrere Jahre begnügt sich das Kind mit solchen unbestimmten, unsicher umrissenen Begriffen. Jede Baumart z. B. ist ihm eben nur ein Baum. Seit es aber den Christbaum mit Aufmerksamkeit gesehen, unterscheidet es alle Nadel-

bäume von den andern und heißt sie Christbäume. Bald fragt es auch nun: Was ist das für ein Vogel? und läßt sich also mit den bisherigen Nebelbildern, wovon eines ohne scharfe Grenze mit dem andern verschwimmt, nicht mehr befriedigen. Während auf diese Art sich das Kind allmählich Begriffe von einigen Arten von Wesen bildet, fängt es auch schon an, zu beobachten, wie gewisse Vorstellungen häufig unmittelbar aufeinander folgen, und betrachtet die eine als Vorboten der andern. So denkt der Säugling, wenn er einen Teller erblickt, sogleich ans Essen. Aber noch erfaßt das Kind solche in Beziehung stehende Dinge nur als nacheinander kommend, so wie es später sich als notwendig vorstellt, daß nach dem A das B kommt. Erst gegen das dritte Lebensjahr erkennt der Mensch, daß gewisse Eindrücke aneinander grenzen, weil einer nicht bloß nach dem andern, sondern durch den andern entsteht. Von nun an fragt das Kind häufig nach dem Warum und gewinnt den klaren, bewußten Begriff des Werdens und der Ursache.

Aus diesem Entwicklungsgange ergiebt sich als erste Pflicht der Erziehung: die Übung der Sinne, da diese die ersten Werkzeuge zur Kenntnis der Welt sind. So wesentlich diese Aufgabe für die elterliche Erziehung ist, so sehr wird sie, obgleich jeder Garten und jedes Zimmer Gelegenheit zu Sinnesübungen bieten, vernachlässigt.

Die Hauptwerkzeuge, Auge und Ohr, verdienen hauptsächliche Ausbildung. Sobald das Kind leidlich spricht, fange man an, seinem Auge die einfachsten geometrischen Körperformen zu bieten und die Namen des Würfels, der Kugel, der Säule, des Balkens, des Eies u. s. w. zu lehren.*) Wenn man dem Kinde einen großen und kleinen, einen weißen und roten Würfel zugleich zeigt, und alle ausdrücklich Würfel nennt, erleichtert man das Verständnis, daß Größe und Farbe nicht zum Begriff der Form gehören. Für ältere Kinder eignen sich die Krystallformen zum Studium verwickelterer Gestalten.**) Wie dem Anschauen später stets das Abzeichnen und aus dem Kopfe Zeichnen folgen müsse, wird unten besprochen werden. Leichter lernt das Kind die Formen, als die Farben kennen. Selten kennt ein Kind unter drei Jahren alle Hauptfarben. Die Mutter braucht also nicht ärgerlich über Talentlosigkeit zu werden, wenn der Junge in einem Atem die Rose richtig für rot, die Päonie aber für gelb er-

*) Sigismund zeigt sich hier als Schüler und Anhänger Fr. Fröbels, über dessen „Kleinkinderschule zu Blankenburg" er als 20jähriger Jüngling einen empfehlenden Aufsatz schrieb (Allgemeiner Anzeiger und Nationalzeitung der Deutschen, Gotha, 1839. No. 290). Fröbel errichtete bekanntlich seinen ersten Kindergarten in Blankenburg i. Th. 1837.

**) Möchten doch die Porzellanfabriken, statt mancher Nippsächelchen, den Kindern wohlfeile Nachbildungen von Krystallformen geben! Sig.

klärt; sie muß täglich bunte Naturdinge zeigen und benennen lassen. Sind die Grundfarben eingeprägt, so zeigt man die Mischfarben, an der Schlüsselblume Hoch- und Orangegelb, an der Traube blaurot, am Stiefmütterchen Violett u. s. w. Kennt die Mutter die Kunstbenennung der Farben gewisser Naturdinge nicht, so bildet sie eigne nach dem Namen bekannter Dinge: schwalbenschwarz, gänsegrau, entengrün, schieferblau. Man lege Blättchen bunter Georginen vor, und lasse die ähnlich gefärbten zusammenlegen. Ältere Kinder lehrt man die zusammengesetzten Farben aus Tuschfarben mischen; noch weiter entwickelte regt man an, den Farbenton einer bestimmten Blume oder Wolke erst zu benennen und dann mit Farbstoffen nachzuahmen. Schon mit dem dritten Jahre muß das Augenmaß geübt und das Kind vor albernen hyperbolischen Größenbezeichnungen gewarnt werden. Schon hat es vielleicht von Erwachsenen das Mohnsamenkorn unendlich klein, die Linde furchtbar groß nennen hören. Solche lächerliche Mißgriffe machen ja selbst Gebildete. Man rüge und berichtige solche Fehler beim Kinde; derlei Maßlosigkeiten schwächen den Sinn für exakte Beobachtung und vielleicht auch die Wahrheitsliebe. Kleine Kinder läßt man Steinchen, Blätter und Früchte nach ihrer Größe auf Häufchen legen. Schon dreijährige vergleichen mit Lust die Sträucher im Garten mit der Länge des Vaters und der eignen. Vom fünften Jahre an lernen die Kinder kleinere Entfernungen nach Spannen, größere nach Schritten schätzen und belustigen sich beim Spazierengehen am Ausschreiten von Wegstrecken; größere müssen Fuße und Ruthen mit den Augen messen lernen, und beim Zeichnen ihre Schätzungswerte bestimmt aussprechen. Läßt man ein Messer abzeichnen, so muß vorher geschätzt, und nötigenfalls mit einem Zirkel oder Bändchen gemessen werden, daß der Stiel halb so lang, und um ein Viertel schmäler ist als die Klinge. Die Maßeinheiten vergleiche man mit Körperteilen des Kindes: das Messer mit der Spanne seiner Hand oder einem Fingergliede u. s. w. Später lehrt der Vater die Winkel schätzen, und benutzt dazu den Arm als ersten Winkelmesser. Stellt derselbe einen Wegweiser dar, so bildet Vorder- und Oberarm einen gestreckten Winkel; trägt man einen gefüllten Teller, einen rechten; kratzt man sich am Ohr, einen sehr spitzen; wenn man jemandem die Hand reicht, einen sehr stumpfen Winkel. Weitere Übungen bieten das Kniegelenk, die römischen Buchstaben, Dächer u. dergl. Später lernt der Knabe den Winkel nach Graden schätzen, und besonders die Winkel, welche von Stämmen und Ästen der Bäume gebildet werden, beachten.

Wenn auch die feinere Ausbildung des Gehöres zum Naturstudium nicht notwendig ist, so sollte der Vater doch auf Spaziergängen die Laute und Geräusche beachten und unterscheiden lassen.

Die liebsten Klänge, außer der Mutterstimme, sind dem Kinde die Tierstimmen. Man lasse sie hören, nachahmen, und als Krähen, Pfeifen, Singen, Zwitschern unterscheiden. Ein rechter Junge muß im zehnten Jahre zwanzig Vögel an der Stimme erkennen, ein älterer die Strophen der Singvögel unterscheiden, ihre Lock- und Angstrufe kennen und die Vogelsprache eifrig studieren.*) Dadurch, daß man frühe auf die verschiedenen Arten des Geräusches achten, und sie als Murmeln, Rauschen, Sausen, Tosen u. s. w. unterscheiden läßt, verhütet man, daß das Ohr beim Kinde nicht, wie so oft, das Thor der blinden Furcht werde. Der Knabe lerne im Walde den Ausgangspunkt eines Schalles erraten, das Echo erwecken, das Forthallen von Getösen auf der Erde kennen.

Daß der Tastsinn Ausbildung verlange, zeigt das Kind selbst durch sein Streben, das Gesehene auch zu befühlen. Die Sammler warnen beim Beschauen ihrer Schätze: mit den Augen, nicht mit den Händen! Des Kindes Grundsatz ist: mit Augen und Händen! Man lasse es möglichst gewähren, und zuweilen in der Dämmerung versuchen, Gegenstände durch das Betasten allein zu erkennen. Ich ließ ein Spiel treiben, wobei einer mit verbundenen Augen einen blinden Kaufmann darstellt und die Waren mit den Fingern unterscheidet; die Kinder spielen es gern und mit Nutzen. Kinder über sechs Jahre erhalten eine Wage und einige Gewichte als Spielzeug und werden beim Kaufmannsspiele angehalten, das Gewicht eines Körpers durch bloßes Auflegen desselben auf die Hand zu schätzen.

Obgleich der Geruch- und Geschmacksinn wegen ihrer unklaren Empfindungen von untergeordnetem Werte sind, verdienen sie doch einige Übung; und spielende Versuche, Blumen am Dufte, Speisen am Geschmacke bei verbundenen Augen zu erkennen, werden mit Lust angestellt.

Bei allen Sinnesübungen sollten die Eindrücke in Worten bezeichnet werden, denn nur dadurch werden sie klar und dauernd, wie sie sein müssen, wenn das Studium der Natur den vollen Genuß und Nutzen gewähren soll.

Solche Sinnesübungen sind nicht bloß ein vorbereitendes Abrichten für den künftigen Gebrauch dieser edelsten Werkzeuge, sondern zugleich produktive Arbeit; jeder klare Sinneneindruck erzeugt oder vervollkommnet eine Vorstellung, und Vorstellungen sind das einzige vollkommene Eigentum, welches der Mensch von den Erdendingen ge-

*) Die Freuden, die das Belauschen des Vogelsangs dem Beobachter gewährt, schildert Sigismund in seinen Aufsätzen „Märzmusik“ (Die Heimat, Dresden 1863) und „Frühlingsfreuden: Das Orchester des Frühlings“ (Der Feierabend, Bd. II, No. 16). Vgl. auch „Die Zungen der Vögel“ (Aus der Heimat, 1863).

winnen kann. Der Mensch ist der reichste, der die meisten Vorstellungen, aber nicht als toten Schatz, sondern als Glieder seines Gedankenorganismus besitzt. Man hüte sich, das Kind zu früh geistreich machen zu wollen; es wird leicht geistig überfüttert. Die Natur ist für das Kind, was eine reiche Gemäldesammlung für den Erwachsenen. Will man zu viel in kurzer Zeit sehen, so wird man unlustig und bringt nicht viel klare Vorstellungen mit fort. Zwei auf einem Spaziergange gesehene Blumen merkt das Kind; zeigt man ihm gleich deren zehn, so behält es wohl keine. Eine und dieselbe Anschauung ist, um sie zu klären und zu befestigen, nach passenden Zeiträumen zu wiederholen. Besondere Geduld der Mutter erfordert es, die Farben, sowie die rechte und linke Hand unterscheiden zu lehren, weil sich für solche einfache Vorstellungen keine Merkmale geben lassen. Abbildungen von Naturdingen sind nur ein Notbehelf. Was ein Kind unter zehn Jahren zu wissen braucht, hat es in der Wirklichkeit um sich, und auch auf dem Bilde berücksichtigt es stets nur die Darstellung des ihm in der Wirklichkeit Bekannten. Wird einem jüngern Kinde ein Landschaftsbild gezeigt, so haftet sein Blick nur an den Figürchen der Staffage. Gibt man dem Kinde Zeichnungen oder Porzellanfiguren von Tieren — Bilder von Pflanzen lassen, wenn sie nicht solche mit bekannten eßbaren Früchten darstellen, gleichgiltig — so müssen sie richtig in Form und Farbe sein. Wenn die Eltern bedächten, wie tief solche erste Anschauungen sich einprägen und wie schwer es ist, ein schlechtes Gedächtnisbild wieder los zu werden, würden sie sorgfältiger in der Auswahl der Bilderbücher sein. Man verhütet das beim Betrachten von Bildern viel leichter, als bei dem Beschauen von wirklichen Naturdingen eintretende flüchtige Besehen teils dadurch, daß man nicht zu vielerlei giebt, teils dadurch, daß man zuweilen mit dem Kinde über das Gesehene spricht und auf übersehene Merkmale verblümt aufmerksam macht, so daß sie wie die Lösung eines Rätsels aufgespürt werden müssen. Früh muß das Kind dadurch, daß es die Aufmerksamkeit auf einen Punkt sammeln und nicht nur einen Hauptgegenstand von seiner Umgebung ablösen, sondern auch die Teile desselben für sich betrachten lernt, angehalten werden, durch die Sinne wirkliche, genaue Wahrnehmungen zu machen. Dies ist schwerer, als es bei oberflächlichem Betrachten erscheint. Wenn manche Erwachsene sich fragen, was sie eigentlich für Merkmale an der Rose wahrgenommen haben, so bleibt als ärmlicher Gewinn: Farbe, Duft und Dorn, lauter unwesentliche Merkmale, die auch bei andern Pflanzen in gleicher Verbindung vorkommen. Wie wenige Spinnerinnen haben einen leidlichen Begriff ihres Spinnrades gewonnen! Die Bildung echter Vorstellungen geschieht nicht, wie beim Photographieren, durch ein gleichzeitiges plötzliches Einprägen des

Gesamtbildes; der Mensch muß sie vielmehr mühsam, wie Mosaikbilder, aus einzelnen Stiftchen zusammensetzen. Haben sich die Eltern selbst noch nicht an ein solch bewußtes Wahrnehmen gewöhnt, so werden sie beim Einüben des Kindes erfreut bemerken, wie sie durch Betrachtung der einzelnen Teile einer Blume von außen nach innen selbst erst ein entsprechendes geistiges Bild derselben gewinnen, und dadurch ihre Freude an der Natur steigern und veredeln. Mehrere Mütter haben mich versichert, daß sie, seitdem ich sie angeleitet, Blumen mit ihren Kindern zergliedernd zu betrachten, erst ein wirkliches Bild jener reizenden Formen bekommen haben, während ihnen früher eine Blüte kaum besser als ein bunter Fleck oder Strich erschienen sei. Ein Hauptmittel, auf Spaziergängen die Aufmerksamkeit zu steigern, besteht darin, das, was heute besonders beschaut werden soll, vorher in Rätselform anzudeuten. Kündigt die Mutter als Zweck des Ganges den Kleinen an: wir wollen sehn, ob die kleinen grünen Kinderchen aus ihrem schwarzen Bett aufgestanden sind, und führt sie die Kinder nun zu ihrem Weizenfelde, so werden die Pflänzlein mit größerer Lust und Teilnahme betrachtet. Nach einiger Zeit besucht man sie wieder und fragt vorher: was werden die grünen Kinderchen jetzt machen? So lasse man frühe das Werden der Naturwesen beobachten! Man betrachte von Woche zu Woche denselben Fruchtbaum, dasselbe Kornfeld, dasselbe Küchlein; lasse sich das Kind davon überzeugen, daß es dasselbe sei und beobachten, wie es sich verändert habe. Durch die Vergleichung des jetzigen Zustandes mit dem vorigen erlangt das Kind spielend die instinktartige Bewältigung einer der schwierigsten Fragen, an deren wissenschaftlicher Ergründung die Philosophen noch arbeiten, nämlich vom Werden. Frühe lerne es sich außerdem selbst als Werdendes kennen; und beachte deshalb das Wachstum seiner Nägel und Haare, seiner Körperlänge und seines Gewichtes.

Eingeprägt werden die Vorstellungen durch öfteres aufmerksames sinnliches Auffassen. Und dazu bedarf ein unverzogenes Kind kaum einen Antrieb. Es betrachtet zehnmal dieselbe Blume, sowie es dieselbe Geschichte zehnmal mit Lust anhört; und wenn es nun vollends bemerkt, daß die Eltern einem Gegenstande wiederholt Aufmerksamkeit schenken, so ist es um so mehr zum neuen Wahrnehmen bereit. Außerdem sollten die Eltern die gewonnenen Vorstellungen durch öfteres Wiedererwecken derselben im Gespräch und in Erzählungen befestigen. Dabei werden sie bemerken, daß diejenigen Erinnerungen am besten haften, welche sich an eine bestimmte Örtlichkeit knüpfen. „Die Pflanze, die wir am Teiche fanden!" Das frischt die Erinnerung auf, wie neuer Firniß ein eingeschlagenes Ölbild. Darum suche man für die Naturdinge einen landschaftlichen Hintergrund zu bilden,

den Frosch mit Binse und Schilf, die Flechte mit dem Fels, den Zaunkönig mit dem Fichtenzaun geistig zu verbinden.

Je mehr Vorstellungen gesammelt werden, desto bewußter regt sich das Gefühl der Notwendigkeit, sie den Denkgesetzen gemäß zu ordnen. Viel früher, ehe der Knabe anfängt, seine Bücher im Schränkchen nach einem bestimmten Einteilungsgrunde zu ordnen, also in ein System zu bringen, hat er schon die gleichartigen Vorstellungen gewissermaßen in geistige Fächer eingereiht. So verkehrt es ist, den naturgeschichtlichen Unterricht mit dem Systeme zu beginnen: so unrecht würde es sein, dem Kinde bei seinen halb oder ganz unbewußten systematischen Versuchen nicht zu Hilfe zu kommen. Und dies können alle Eltern, wenn sie auch mit den wissenschaftlichen Fachwerken der Systeme nicht näher vertraut sind. Wenn die schlichte Mutter mit ihren Kleinen Gans, Ente und Schwan auf dem Teiche beschaut und die vom Kinde unbewußt aufgefaßten Unterscheidungsmerkmale jener Vögel durch Worte klar macht, findet sie ungesucht die Wahrheit, daß alle drei Tiere ähnlich sind, also in gewissen Merkmalen übereinstimmen, und gelangt leicht dahin, sie als Glieder einer Gruppe, als Schwimmvögel, dem Kinde, welches dieselben auf den ersten Blick unbewußt in ein und dasselbe geistige Fach geordnet hat, klar zu machen. Ebenso leicht läßt sich die dunkle Ahnung des Kindes, daß Huhn, Pfau, Perlhuhn, Truthahn, oder Gänseblume, Georgine, Aster und Sonnenblume zu einer Gruppe gehören, zur bewußten Überzeugung veredeln. Selbst wenn die Mutter, der wissenschaftlichen Namen jener Gruppen unkundig, sie namenlos läßt oder mit einem selbstgewählten Namen belegt (worin Mütter oft sehr glückliche Griffe thun), hat das Kind viel gewonnen, und lernt, so vorgeschult, das wissenschaftliche System viel leichter fassen. Als spielende Vorübung im Zimmer dient es, wenn das Kind verschiedene Steinchen, Münzen, Samen (z. B. Linsen, Erbsen, Bohnen), die man ihm in buntem Gemenge vorschüttet, in abgesonderte Gefäße sortiert, und besonders geistbildend ist das Spiel, wenn die Mutter dabei anleitet, wie die, dem natürlichen Blicke urplötzlich einleuchtenden Unterschiede und Ähnlichkeiten der Einzeldinge in Worten auszusprechen sind und dabei zum wahren geistigen Eigentum gemacht werden können. „Entzwei' und gebiete! tüchtig Wort; verein' und leite! bessrer Hort!" Dieser treffliche Ausspruch Goethe's ist eben so wahr mit Rücksicht auf das Denken, als auf das Staatsleben. Und die Eltern, welche das Kind zur Anwendung desselben anleiten, geben dem kleinen Thronfolger, der später die Natur beherrschen soll, dadurch ein Mittel an die Hand, welches mehr nützt als Scepter und Krone, um sein Reich in gutem Stande zu erhalten.

Aber damit ist die erziehende Thätigkeit noch nicht erschöpft; es

ist vielmehr noch die schwerste Aufgabe übrig. Ein Mensch, der von der Beschaffenheit aller Naturdinge seiner Heimat oder der ganzen Erde richtige Vorstellungen besäße, gliche doch, wären diese auch treu wie Lichtbilder und auf das Beste geordnet, nur einem Naturalienkabinette, in welchem tote Gerippe und Bälge aufgespeichert sind. Zur vollen Herrschaft über die Natur gehört nicht bloß, zu wissen, wie die Dinge *sind*, sondern auch wie sie *werden* und *warum* dies und jenes so und nicht anders wird. Um darüber denken zu lernen, muß das Kind zuerst unter Anleitung der Eltern den Vorgang des Werdens, der Thätigkeit beobachten. Die Erscheinungen der unbelebten Natur, denen ihre größere Einfachheit den Vorzug giebt, sind die ersten, bei denen man das Kind nach dem Warum zu suchen anleitet. Lange begnügt sich das Kind mit der bloß sinnlichen Auffassung der Vorgänge. Es sieht den emporgeworfenen Stein wieder zur Erde kommen und bildet sich daraus die Regel, daß ein solcher jedesmal dasselbe thun werde, ohne daß es sich zu einer Frage nach dem Warum angeregt fühlt. Lange schon hat das Kind wiederholt nach dem Warum des Willens der Eltern geforscht, wenn sie ihm befehlen oder gebieten, ehe es zu dem Gedanken kommt, daß auch für jene Bewegung des Steines eine Ursache da sein müsse. Auch hierin wiederholt sich in der geistigen Entwickelung des Einzelwesens die der Menschheit. Wie unsre Kinder selten oder nie vor dem dritten Jahre solchen Fragen nachforschen, so hat sich die Menschheit vielleicht eben so viele hundert Jahre mit der Erscheinung begnügt, ehe sie den Stachel des Warum fühlte und das durch ihn erregte schmerzliche Gefühl durch die Dichtung von unmittelbar wirkenden, menschenähnlichen Naturgöttern zu stillen suchte.

Eltern, die nicht eingeweiht sind in die Wissenschaft der Physik, welche aus wenigen vermuteten (hypothetischen) Ursachen oder Kräften die tausenderlei Vorgänge der Natur herleitet, thun, wenn frühreife Kinder Warumfragen über solcherlei Rätsel an sie richten, besser, sie auf die Folgezeit und die Schule zu vertrösten, als durch halbe Wahrheiten zu verwirren, durch dunkle Andeutungen zu dämmerigen Phantasiespielen Anlaß zu geben, oder durch falsche Angaben geistig ungesund zu machen. Hohler Wortkram macht das Kind eitel auf leeres Geklingel und stumpft Forschlust und Scharfsinn ab. Wie der Vater, der Lust hat lernend zu lehren, zu verfahren habe, um in die einfachsten physischen Vorgänge einzuführen, wird in dem besondern Abschnitte über Physik angedeutet werden. Überhaupt werden die Bemerkungen, welche in den nachfolgenden Abschnitten nach den naturwissenschaftlichen Fächern gereiht sind, manches klar machen, was in dieser Skizze einer allgemeinen Methodik unklar geblieben sein sollte.

---

2. Tierkunde.

Nächst dem Monde sind die Tiere die ersten Naturdinge von Interesse für das Kind. Der Säugling beobachtet die Bewegungen der Katze und des Vogels mit gespannter Aufmerksamkeit; ehe er Worte nachspricht, beginnt er Tierstimmen nachzuahmen und mit Tieren zu spielen.

So hat sich die kindliche Natur ihren Studienplan vorgezeichnet, den Eltern und Lehrer gelten lassen müssen. Zuerst haben die Mütter die Aufgabe, dem Kinde Anschauungen, und noch besser Umgang von ungefährlichen Tieren zu verschaffen. In keiner gemütlichen Familienstube, wie sie Ludwig Richter so anheimelnd zeichnet, fehlt ein Haustier. Weit nützlicher und angenehmer, als ein Bilderbuch mit Affen und Löwen, ist dem Kinde ein lebendiges Kätzchen als Spielkamerad. Bald erweitert sich der Beobachtungskreis. Auf Spaziergängen bückt sich das Kind nach jedem Käfer und jeder Ameise, und schaut ihnen minutenlang zu. Die hörnerausstreckende Schnecke, der fortschnurrende Maikäfer, das liebliche Marienkäferchen,*) die mutwilligen Lämmer sind Lieblinge, und eine sinnige Mutter versäumt nicht, mit dem Kinde bei denselben zu verweilen und die darauf bezüglichen Reimsprüche dem Kinde vorzusagen. Sind die heimatlichen Verse gar zu ungereimt, so ersetze die Mutter sie durch bessere. Selbst Kinder dichten dergleichen. Dem Hahnenschreie legte mein kleiner Knabe folgenden Text unter: Kikeriki, ich bin das schönste Vieh! Ihr poetischer Sinn drängt die Kinder früh, die Tiere dramatisch darzustellen; besonders die Vögel, deren Flug das anziehendste Wunder ist, werden oft nachgeahmt und selbst im Traume glaubt das Kind zuweilen zu fliegen. In diesem Verkehre mit der Tierwelt genießt das Kind so viele unschuldige Freuden, und erhält so treue bleibende Eindrücke, daß alle Eltern streben sollten, ihm solchen Umgang, der sich außerhalb der Stadtthore überall findet, zu verschaffen. Der Gipfel der Lust ist die Beobachtung eines heranwachsenden, besonders eines mit eigner Hand gefütterten Tieres. Ein Kind, das ohne die Freude, welche das Züchten von Kaninchen und Tauben, das Großziehen von Gänschen und Hühnchen bereitet, aufwächst; ein Kind, das nicht einst Hirt gewesen und Tiere, und wären es nur kleine Gänse, gehütet hat: kommt nie mehr zu der innigen Befreundung mit den Kreaturen und zu dem lebendigen Verständnisse der ersten Civilisationsstufe der Menschheit, welche Kinder auf dem Lande gewinnen.

*) In Masius' D. Lesebuch (I. Teil) findet man einen allerliebsten Aufsatz von B. Sigismund über das Marienkäferchen.

Aufgabe der Eltern ist es, ihre Kinder solcher Freuden teilhaftig werden zu lassen und für deren geistige Ausbeutung zu sorgen. Das Mädchen eigne sich Beherztheit an, der Knabe Schonung; beide sollen schauen und beobachten lernen. Fragen sie wißbegierig, so haben die Eltern sie nicht sogleich durch Worte zufrieden zu stellen, sondern zur eignen Beobachtung und Prüfung anzuhalten. Sie mögen früh erfahren, daß eigner Sinnengebrauch besser ist als Hörensagen.

Zum Stoffe für Erzählungen, um welche die Kinder in den Dämmerstunden betteln, eignen sich am besten die ihnen bekannten Tiere. Das kindliche Auge strahlt vor Lust über den Hund, den ein armer Junge mit eigner Entbehrung aufgezogen, und der seinen ertrinkenden Herrn rettet, über die Lebensgeschichte eines Vogels, den man an bekannten Orten sein Wesen treiben läßt u. dergl. Es fällt dem Kinde dabei nicht als unwirklich auf, wenn man die Tiere redend aufführt; so überwältigend ist der Eindruck, daß sie menschenähnliche Wesen sind. Zum vollen Genusse gehört, daß die Helden der Geschichte bekannte Tiere sind und daß sie an vertrauten Örtlichkeiten auftreten. Erzählt man zu früh von wunderbaren Fähigkeiten und Sitten fremder Tiere, so wird das Kind leicht geringschätzig und stumpf gegen die einheimischen. Mancher Quartaner erhebt in seiner Ausarbeitung den Elephanten als das gescheuteste Tier, und hat den Schäferhund nie näher beobachtet. Zu vermeiden hat man bei derlei Erzählungen, das Grausige und Furchtbare der Tierwelt zu früh darzustellen oder gar hervorzuheben. Sonst erzieht man leicht lächerliche Feiglinge, die vor einer Blindschleiche aufkreischen und vor dem Brüllen des Hirsches zittern und beben. Man lasse vielmehr in solchen Geschichten die tierbeherrschende Kraft des Menschen vorleuchten, und stelle lieber die freundlichen Beziehungen des Menschen zur Tierwelt dar, als ihren blutigen Hader.*)

So sei der erste Verkehr des Kindes mit der heimatlichen Tierwelt eine naive, durch Zusammenspielen und Zusammenleben gebildete Bekanntschaft, die um so inniger wird, je weniger Bild und Buch sie vermittelten! Die Eltern, und namentlich die Mutter, haben dafür fast nichts zu thun, als dem Kinde die rechten Spielgefährten zuzuführen und dabei zu wachen, daß die menschliche Selbst- und Herrschsucht nicht den gemütlichen Verkehr störe.

Allmählich kommt die Zeit — in der Regel mit dem achten Jahre, nicht selten schon früher — wo das Kind in die zweite Klasse der Naturstudiosen versetzt werden muß. Während bisher die Anschauungen und Vorstellungen dem Kinde ohne sein Zuthun und deshalb ungeordnet und unvollständig zu teil wurden, gewissermaßen

*) Preyer empfiehlt mit Recht für die Kinderstube die äsopischen Tierfabeln.

anflogen, gilt es jetzt, durch absichtlichen, planmäßigen Sinnengebrauch die **Merkmale der Tiere in Ordnung und Vollständigkeit bewußt aufzunehmen** und durch die Fessel des Wortes zum sichern Eigentume zu machen. Prüft man die Vorstellung, welche ein Kind dieses Alters oder ein ungebildeter Erwachsener vom Pferde hat, so gewahrt man, daß sie aus einigen unklar aufgefaßten, oft nicht einmal wesentlichen Merkmalen besteht und einem ohne feste Linie nebelhaft zerfließenden Bilde gleicht. Eine scharf und sicher umrissene Vorstellung erhält der Mensch nur, wenn er die Teile eines Gegenstandes mit hellem Bewußtsein, absichtlich und in bestimmter Reihenfolge betrachtet und der Unterschiede desselben von schon erworbenen Vorstellungen deutlich sich bewußt wird.

Dazu leite der Vater das Kind auf folgende Art an: „Du sagst, Du sehest dort ein Pferd? Bist Du gewiß, daß es ein Pferd und nicht ein Ochse ist?“ Gewöhnlich erhärtet das Kind seine Behauptung durch die Angabe der verschiedenen Größe, Farbe oder anderer zufälliger Merkmale. Man macht aufmerksam, daß es Pferde von verschiedener Farbe und Größe giebt, und lasse nun die fraglichen Tiere von Kopf zu Fuß durchgehen. Bei solchen Vergleichungen halte man immer streng dieselbe Ordnung ein. Da würde sich denn ergeben:

Pferd:	Ochse:
Schmaler, länglicher Kopf, wehrlos;	Breite Stirn mit Hörnern;
Schnurrhaare;	Kahle feuchte Lippen;
Schlanker Hals mit straffer Haut und Mähne;	Kurzer Hals mit Wamme;
An jedem Fuße ein Huf;	An jedem Fuße 2 Hufe und 2 Afterklauen;
Schweif.	Quastenschwanz.

Leicht wird es sich auch ermöglichen lassen, den Zahnbau beider Tiere zu betrachten und den Mangel der obern Schneidezähne beim Rind zu gewahren. Dann werden die Unterschiede in der Nahrung, der Bewegung und dem Charakter beider Tiere zusammengestellt.

Der Vater braucht nicht eben Zoolog von Fach zu sein, um solche Betrachtungen anzustellen und hat dabei den Nebengewinn, sich mühelos ein genaueres und treueres Bild der Welt zu erwerben. Diese diagnostischen Übungen sind für die Geistesbildung des Kindes von sehr förderlichem Einflusse. Es lernt dabei die durch Aufmerksamkeit geklärten und geschärften Wahrnehmungen in knappen und treuen Umrissen in das Gedächtnis einzeichnen, und übt sein Auge durch das bewußte Unterscheiden auffallend verschiedener Wesen für die Aufspürung feiner und verborgener Unterschiede an anderen Naturdingen. Hauptsächlich aber wird es dabei inne, daß man, um korrekte Allgemeinbegriffe zu erwerben, **die Merkmale** nicht bloß zählen, sondern **nach ihrem Werte wägen** muß. Es erkennt z. B. bald, daß zum

Wesen der Tiergattung die Farbe der Hautbedeckungen, die sich so auffallend vordrängt, nicht gehört und macht dadurch den ersten Schritt zur Emancipation von der Despotie der Sinneseindrücke, es lernt die Welt geistig auffassen und also abstrakt denken.

Da manche Eltern solche durch das Nachdenken berichtigte vergleichende Auffassung von Naturwesen wenig geübt haben mögen, so sind vielleicht einige Beispiele nicht unerwünscht.

Hund und Katze werden von jedem Kinde mühelos unterschieden, obgleich beide Tiere nach ihrem äußeren und inneren Bau sich sehr nahe stehen. Die das Unterscheiden bedingenden Merkmale sind aber entweder gar nicht ins Bewußtsein getreten, oder sind von untergeordnetem Werte (z. B. Bewegung, Stimme) oder ganz wertlos (Größe, Farbe u. dergl.). Eine sorgfältige Vergleichung ergiebt folgende sichere Unterscheidungsmerkmale:

Hund:	Hauskatze:
Kopf pyramidenförmig durch die schnauzenförmig vortretenden Kiefern;	Kopf fast kugelförmig;
Pupille (Sehloch) des Auges rund;	Sehloch eine Spalte;
Zunge glatt;	Zunge rauh;
Krallen immer vorgestreckt, nicht ohne die Zehen beweglich;	Krallen lassen sich zurückschlagen und vorstrecken·
Kann nicht klettern;	Klettert gut;
Den Menschen zugethan u. s. w.	Anhänglich ans Haus u. s. w.

Die wesentlichste Differenz beider Tiere, welche im Bau der Backzähne liegt, wird an den Schädeln derselben leicht aufgefunden.

Die Methode, welche derartige Unterscheidungsbilder liefert, besteht einfach darin, daß man zuerst die fraglichen Tiere an sich betrachtet und von Kopf zu Fuß in bestimmter Reihenfolge der Körperteile beschreibt, dann aber die übereinstimmenden Merkmale ausscheidet und die verschiedenen nach ihrem Werte abwägt.

Als übereinstimmende Merkmale jener Tiere werden gefunden: der Gesamtbau des Körpers, der Kopf mit entsprechenden Sinnesorganen und ähnlichem Gebisse, der Schwanz, die Gliedmaßen, von denen die vorderen fünf, die hinteren vier bekrallte Zehen haben u. dgl. Als bloß individuelle, und darum hier wertlose, Merkmale werden vernachlässigt: die Größe, die Färbung, die stehenden oder hangenden Ohren eines bestimmten Hundes, der kurz oder buschig behaarte Schwanz, weil die Anschauung zeigt, daß diese Merkmale bei einzelnen Tieren derselben Art variieren.

Widder und Ziegenbock, die durch den behörnten Kopf, den Mangel der oberen Schneidezähne, die Form der Füße, das Wiederkauen u. s. w., sehr ähnlich sind, zeigen folgende Unterschiede:

Widder:	Ziegenbock:
Wollige Haare;	Schlichte Haare;
Schwanz wenigstens bis auf die Ferse reichend;	Schwanz kürzer als der Unterschenkel;

Widder:	Ziegenbock:
Kein Bart;	Bart;
Hörner schraubenförmig gewunden;	Hörner sichelförmig gebogen;
Oberfläche des Horns vorn erhaben, hinten vertieft;	Horn hat auf der Vorderfläche Querleisten.

Hase, Eichhorn und Maus gleichen sich in der Form der Füße und besonders im Gebisse. Sie haben nämlich in beiden Kinnbacken je zwei meißelförmige, zum Schaben dienende Schneidezähne (Nagezähne), neben diesen beiderseits eine Zahnlücke und dahinter mehrere wie Raspeln wirkende Backzähne mit Querleisten. Die wesentlichsten Verschiedenheiten sind:

Hase:	Eichhorn:	Maus:
Hinterbeine viel länger als die Vorderbeine;	Gleich lang wie die Vorderbeine;	ebenso;
Vorn fünf, hinten vier Zehen;	Hinten und vorn fünf Zehen (der Daumen der Vorderfüße ist aber sehr klein);	ebenso wie beim Eichhorn;
Ohr so lang als der Kopf;	kürzer;	kürzer;
Ohr behaart;	behaart;	fast nackt;
Schwanz kürzer als der Schenkel;	so lang als der Körper;	fast so lang wie der Rumpf;
Schwanz kurz behaart;	Schwanz lang behaart, und zwar zweizeilig;	Schwanz fast nackt, mit Schuppenringen;
Hinter den oberen Nagezähnen noch zwei kleinere;	Nur 2 obere Nagezähne;	Nur 2 obere Nagezähne;
Oben 6, unten 5 Backzähne;	Oben 5 unten 4 Backzähne.	Oben und unten 3 Backzähne.

Auf dieselbe Art vergleicht man Ochs und Schwein, Schaf und Ziege, Igel und Maulwurf, Katze und Wiesel, Kaninchen und Meerschweinchen u. s. w. Wilde scheue Tiere suche man zu diesem Zwecke zu belauschen (und ein mit Mühe und List gewonnenes Merkmal erfreut doppelt), oder man fängt sie ein, um sie nach dem Beschauen wieder frei zu geben, oder begnügt sich mit einer guten Abbildung derselben. Vor der Betrachtung der Vögel und Fische erwerbe sich der Vater, was ohne Mühe möglich ist, Kenntnis von der wissenschaftlichen Benennung ihrer Körperteile und der Bezeichnung der Formen durch Worte. Die allerwesentlichsten Formen sollen hier angedeutet werden.

Um das Kind für das vergleichende Studium der einheimischen **Vögel** vorzubereiten, seien hier am Bilde der Ringeltaube die Namen der Körperregionen angegeben.

Die wichtigsten Stücke zur Unterscheidung der in ihren Formen sehr ähnlichen Vögel sind: Schnabel, Bein, Flügel und Schwanz.

Am Schnabel der von beiden Kiefern gebildet ist, berücksichtigt man die

Länge im Verhältnis zum Kopfe, die Form (gerade oder gebogene Firste, pfriemenförmige oder hakige Spitze u. dgl.), die Gestalt und den Ort der Nasenlöcher im Oberschnabel und endlich die Wachshaut, die bei der Ente den ganzen Schnabel, beim Falken nur die Wurzel desselben bekleidet, oder ganz von Federn bedeckt ist (Huhn). Die Hauptformen der Beine sind die Gangbeine, an welchen die Schienen bis zur Fußbeuge befiedert sind (Taube) und die Watbeine, die oberhalb der Fußbeuge kahl sind (Storch). Die Zehen sind entweder durch eine Haut fächerartig verbunden und bilden einen Schwimmfuß (Gans), oder jede einzelne Zehe ist häutig umsäumt (Lappenfuß des Bläßhuhns), oder die Zehen sind frei. Von solchen freien Zehen sind bei manchen Vögeln nur drei vorhanden, die sämtlich nach vorn stehen und Lauffüße dar-

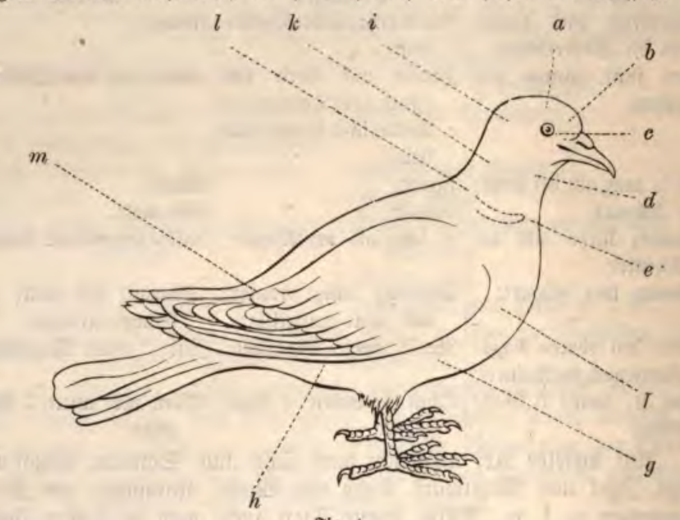


Fig. 1.
a. Scheitel; b. Stirn; c. Zügel; d. Kehle; e. Unterkehle; f. Brust; g. Weichen; h. Steiß; i. Hinterkopf; h. Steiß; i. Hinterkopf; k. Genick; l. Nacken; m. Bürzel.

stellen (Regenpfeifer), oder vier nach vorn gerichtete, Klammerfüße (Mauerschwalbe), oder zwei nach vorn und zwei nach hinten gewendete, Kletterfüße (Specht) oder vier, von denen eine stets nach hinten steht, eine zweite aber beliebig nach vorn oder hinten gerichtet werden kann, Wendefüße (Kuckuck, Eule). An den Füßen, welche drei Zehen nach vorn und eine nach hinten tragen, sind entweder die Zehen an der Wurzel durch eine kurze Bindehaut verbunden, Sitzfüße (Huhn), oder ganz frei, Spaltfüße (Taube); oder die zwei äußeren Vorderzehen sind am Grunde ein wenig verwachsen, Gangfüße (Rabe, alle Singvögel) oder dieselben sind größtenteils verwachsen, Schreitfüße (Eisvogel). Der Lauf (das Stück des Beines vom Fuße an bis zum ersten Gelenke) ist entweder von glatter Haut überzogen oder mit Schuppen und Tafeln belegt; die Beine stehen entweder in der Mitte des Körpers oder weiter nach hinten (Ente, Steißfuß).

Um den Flügel zu verstehen muß man zuerst am gerupften Vogel oder besser am Gerippe die aus Oberarm, Vorderarm, Hand und Fingern bestehende Gliedmaße betrachten, und dann an einem Flügel, z. B. dem Flederwische der Gans, den kleinen Eckflügel, der am Daumen sitzt, die Handschwingen, welche die Schreibkiele abgeben, dann die kleineren Armschwingen, die bei den Enten schöne Spiegel haben, und endlich die kleinsten, die Flügeldeckfedern, nach Zahl und Form kennen lernen. Die einzelnen Gattungen unterscheiden sich durch die Länge der Flügel im Verhältnis zum Rumpfe und durch die Zahl und relative Länge der Handschwingen.

Die Steuerfedern bilden einen gabelförmigen Schwanz (Schwalbe), oder einen ausgeschnittenen (Spötter-Grasmücke), oder einen leierförmigen (Birkhahn), oder einen dachig-zusammengefalteten (Huhn), oder einen stufigen (Elster), oder einen keilförmigen (Specht), oder einen gerade abgestutzten Schwanz (Sperber).

Als Probe, wie die oben an Säugetieren angestellten Vergleichungen bei den Vögeln vorgenommen werden, folgen hier die Diagnosen zuerst von zwei weit verschiedenen, dann von zwei nahe verwandten Gattungen und endlich von zwei zu einer Gattung gehörigen Arten.

Kauz:	Taube:
Kopf durch einen dichten Federkranz kuglig;	Kopf anliegend-, knapp- befiedert;
Augen nach vorn, groß;	Augen seitlich, kleiner;
Schnabel von der Wurzel an krumm, scharfspitzig;	Schnabel gerade, mit stumpfer Kuppe und einer weichen Klappe über den Nasenlöchern;
Zehen mit scharfen Krallen;	Mit stumpfen Krallen;
Wendezehe;	Keine Wendezehe.
Zahme Gans:	**Zahme Ente:**
Schnabel an der Wurzel höher als breit;	Breiter als hoch;
Vorn schmaler;	Vorn breiter;
Riefen (Blättchen) an der Beißfläche der Kiefern seicht;	Ausgeprägt;
Lauf länger als die Mittelzehe;	Nicht länger;
Schwanzdeckfedern anliegend.	Die seitlichen Schwanzdeckfedern sichelförmig gekrümmt.
Sperling:	**Kanarienvogel:**
Schnabel mit schwach gebogener Firste;	Mit gerader Firste;
Schnabel etwas länger als hoch;	Viel länger als hoch.
Farbe des Gefieders u. s. w.	

Die Körperteile der Fische sind aus Figur 2, welche einen Spiegelkarpfen darstellt, ersichtlich.

Die Totalgestalt des Karpfens ist elliptisch, seitlich zusammengedrückt, nach oben und unten schneidig. Am pyramidenförmigen Kopfe starren zwei liderlose Augen. Die Kinnladen sind zahnlos, nur am Schlunde sind Zähnchen. Am beweglichen Oberkiefer stehen zwei kurze, am Mundwinkel zwei längere Bartfäden (l). Dicht hinter dem Kopfe klappt sich der Kiemendeckel (g) auf und zu, an welchen nach unten sich eine durch drei Knochenstrahlen auszuspannende Haut (h) (Kiemenhaut) ansetzt. Unter dem Kiemendeckel liegen vier Kiemenbogen mit roten kammähnlichen Kiemen, welche die Atmung besorgen. Alle Flossen haben knorplige, gabelförmig verästelte Strahlen; nur die beiden ersten Strahlen (b) der Rückenflosse (a) sind knöchern und unzerteilt. Daß die paarigen und symmetrischen Brust- und Bauchflossen wirklich den Vorder- und

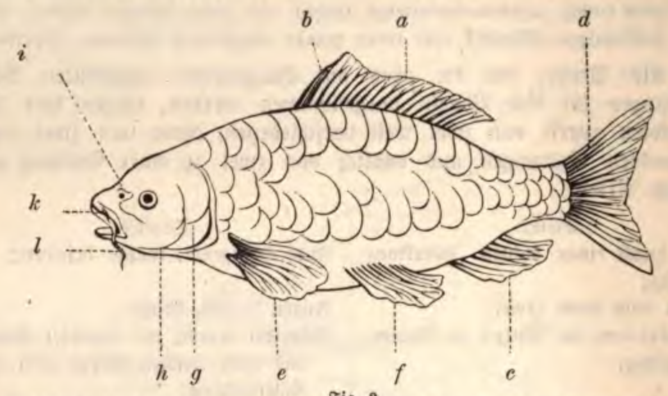


Fig. 2.
a. Rückenflosse; b. deren knöcherne Strahlen; c. Afterflosse; d. Schwanzflosse; e. Brustflosse; f. Bauchflosse; g. Kiemendeckel; h. Kiemenhaut; i. Nasenloch; k. Oberkiefer mit Bartfaden; l. längerer Bartfaden.

Hinterfüßen entsprechende Gliedmaßen sind, zeigt ihr knöchernes Gerüst. Die Haut ist von großen, dachziegelartig übergreifenden Schuppen bedeckt; der Kopf ist mit größeren Tafeln belegt.

Die wesentlichen Unterschiede der Fischgattungen liegen in der Rumpfform, der Gestalt und Bezahnung des Maules und in der Form der Flossen und Kiemen. So sind bei manchen Fischen alle Strahlen der Rückenflossen knochig (Barsch, Kaulkopf [Cottus gobio]); bei manchen stehen die Bauchflossen vor den Brustflossen (Kaulkopf, Stockfisch), bei anderen gerade unter den Brustflossen; wenigen fehlen die Bauchflossen ganz (Aal); dem Neunauge fehlen Brust- und Bauchflossen. Eine Vergleichung zwischen Karpfen und Hecht ergiebt:

Karpfen:	Hecht:
Gestalt seitlich abgeplattet;	Walzenförmig:
Schnauze pyramidenförmig;	Entenschnabelartig;
Kiefer zahnlos;	Unterkiefer mit großen Fangzähnen;
Drei Kiemenhautstrahlen;	13 Kiemenhautstrahlen;

Obgleich die wesentlichsten Merkmale der **Käfer** in den, bei den meisten Arten dem bloßen Auge unzugänglichen, Mundteilen liegen und wegen ihrer Kleinheit beim ersten Unterrichte unberücksichtigt bleiben müssen, so bieten doch die übrigen Körperteile so entschiedene charakteristische Kennzeichen, daß man eine nähere Vergleichung der bei den Kindern beliebten Käfergattungen unternehmen kann.

Solche sind: die größeren Laufkäfer (an denen übrigens die Beißwerkzeuge dem unbewaffneten Auge deutlich sind), der Maikäfer, Goldkäfer, Schröter, Springkäfer (Schnappauf), die Holzböcke, die Blattkäferchen. Die Benennung der wesentlichsten Körperteile giebt die Erklärung der Abbildung des Maikäfers, Figur 3, und der Unterseite eines Schwimmkäfers, Figur 4.

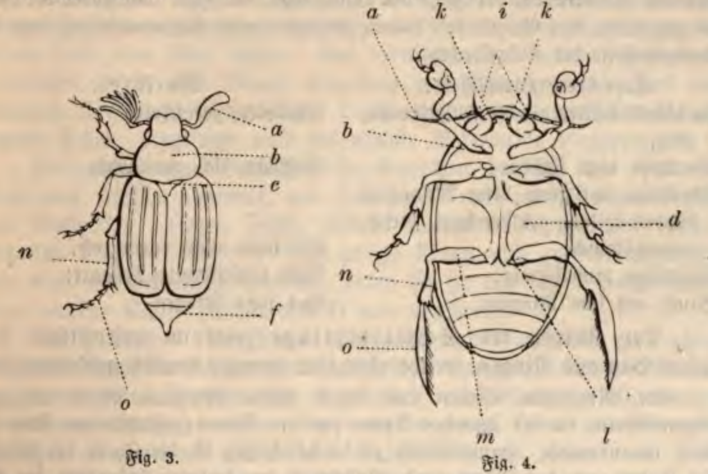


Fig. 3. Fig. 4.

Der walzig-eiförmige Körper des Maikäfers zerfällt in Kopf, Brust und Hinterleib, welche durch Gelenke beweglich verbunden sind. Der Kopf ist oben flach, vorn abgestutzt; die Fühler (a) sind blättrig-fächerförmig, der Fächer besteht aus sechs bis sieben Gliedern. Die seitlichen Augen sind groß, unbeweglich und ohne Lider. Die Brust besteht, wie die Unterseite des Käfers zeigt (Figur 4), aus drei Ringen; der vorderste, das Halsschild (b), trägt unten das erste Fußpaar, und bedeckt den zweiten, an welchem das zweite Fußpaar eingelenkt ist, oben so weit, daß nur ein kleines dreieckiges Stück desselben (c), das Schildchen, sichtbar bleibt. Der dritte Ring (d) ist oben ganz bedeckt und trägt das dritte Fußpaar. Die Flügel sitzen an den zwei hinteren Brustringen; zu oberst die beiden lederartigen, kastanienbraunen, gerippten, hinten abgestutzten Flügeldecken, und unter denselben die zwei dünnhäutigen, längsgeaderten, zusammengeknickten Unterflügel, welche als Flugorgane dienen. Die Beine bestehen aus mehreren hornigen, durch Gelenke verbundenen Stücken: zu oberst dem kleinen Hüft- und Rollhügelstücke (l), dann dem kräftigen Oberschenkel (m), dem dünneren gezahnten Unterschenkel (n) und der Fußwurzel (o) mit fünf

Gliederchen, deren letztes zwei krumme Klauen trägt. Der Hinterteil besteht aus sechs schwarzen Ringen, welche an der Grenze der Flügel dreieckige weiße Flecken haben, und verjüngt sich nach hinten in eine Art Stachel (f). Die Mundteile sind im allgemeinen so eingerichtet: die Oberlippe springt wie ein horniges Schutzdach vor; unter ihr sind zunächst die wie eine horizontale Zuckerzange beweglichen Oberkiefer (Hörner des Schröters oder Hirschkäfers); unter diesen die ähnlichen, aber mit einem Paar fühlerähnlicher Taster versehenen Unterkiefer (diese Taster sind in Figur 4 i angedeutet) und zu unterst die Unterlippe mit zwei Tastern (k).

Die wesentlichsten Merkmale zur Unterscheidung der Käfergeschlechter werden den Beißwerkzeugen entnommen, außerdem den Formen des Kopfes, der Brust und des Hinterleibes, der Zahl der Bauchringe, der Zahl und Form der Fußwurzelglieder, der Gestalt der Beine (Figur 4 zeigt Schwimmbeine) und der Beschaffenheit der Flügeldecken.

Schröter (Hirschkäfer):	Maikäfer:
Halsschild breiter als die Flügeldecken, eckig;	Schmaler, gerundet;
Oberlippe nicht sichtbar;	Sichtbar, dick, zweilappig;
Oberkiefer sehr groß, beim Männchen doppelt so lang als der Kopf, hirschgeweihähnlich;	Oberkiefer nicht vorragend;
Unterlippe pinselförmig;	Nicht pinselförmig, behaart;
Bauch aus fünf Ringen;	Aus sechs Ringen.

Der Körper der Schmetterlinge zeigt im wesentlichen denselben Bau aus Ringen, welche aber hier weniger deutlich geschieden sind.

Die Mundteile bestehen aus einem uhrfederähnlichen Rüssel und zwei Lippentastern, die bei manchen Arten wie ein Paar Hasenpfötchen über den Kopf hinausragen. Hauptsächlich zu berücksichtigen ist die Form der Fühler, des Leibes und der Flügel, und rücksichtlich der letzteren besonders die Art, wie sie in der Ruhe getragen werden. Die Tagfalter stellen die Flügel beim Sitzen senkrecht, die Abendfalter wagrecht, die sitzenden Nachtfalter breiten ihre Flügel dachförmig aus oder rollen sie um den Leib. Wesentlich ist die genaue Beschreibung der Raupe (Zahl der Füße, Behaarung, Hörner u. dgl.) und der Puppe (Form, Befestigungsweise derselben).

Hat ein solches Verfahren die Merkmale der gewöhnlichen Tiergattungen begründet, so schreitet man zur Vergleichung zweier Tiere, die als Arten zu derselben Gattung gehören. Bei Betrachtung des Esels fragt man: Welchem Tiere ist er am ähnlichsten? Worin ist er aber anders als das Pferd? Kleiner? Der Pony der Kunstreiter war nicht größer. Grau? Der junge Esel ist dunkelbraun. Er hat lange Ohren? Aber lang ist ein unbestimmtes Wort. Du bist lang im Verhältnis zu deinem Finger, mit dem Vater verglichen klein. Um eine bestimmte Vorstellung davon zu bekommen, müssen wir das Ohr des Esels mit einem Körperteile, am besten dem Kopfe,

des betreffenden Tieres vergleichen. Da finden wir: das Ohr des Esels ist fast halb so lang als der Kopf, das des Pferdes hat kaum ein Sechsteil der Länge des Pferdekopfes.. Der Schweif des Pferdes ist von Grund an lang behaart, der des Esels nur am Ende. Der Esel hat einen dunkeln Rückenstreif, das Pferd nicht. Sonst stimmen die wesentlichen Merkmale beider Tiere überein, und von solchen sehr ähnlichen Wesen sagt man: sie gehören zu einer Gattung, weshalb sie einen gemeinsamen Zu- oder Geschlechtsnamen Equus führen. Das Pferd erhält nun noch den Artnamen (der aber statt Vorname Hintername ist) und heißt mit vollem Namen Equus Caballus, während der Esel Equus Asinus benannt wird. Sobald das Kind einsieht, daß diese lateinischen Benennungen die klare Übersicht des Tierreiches wesentlich fördern, strebt es dieselben zu merken; und Namen zu behalten fällt ihm sehr leicht. Auf ähnliche Art werde Hase und Kaninchen, Ratte und Maus, Sperling und Kanarienvogel, Fink und Stieglitz, überhaupt solche Tiere, welche den ersten lateinischen Namen gemein haben, verglichen und als nächste Verwandte eingeprägt.*)

Seit den ersten Versuchen im Sprechen hat sich das Kind die Tiere nach Klassen abgeteilt, und sich einen unklaren Allgemeinbegriff von Säugetier, Vogel, Fisch, Käfer, Schmetterling gebildet. Diese frühesten Klassenbegriffe gilt es zu klären und zu bestimmen, indem man ein beliebiges Tier der einen Klasse mit einem Angehörigen einer andern Klasse zusammenstellt und vergleicht.

Um z. B. den Begriff von Säugetier und Vogel klar zu machen, vergleicht man am besten einen gerupften Vogel mit einem Säugetiere, etwa einem Hunde. Die Ähnlichkeit der Bildung im allgemeinen ist offenbar genug, denn der Kopf mit den durch Lider und Wimpern beschützten Augen, mit Ober- und Unterkiefer, und Nasen- und Ohrlöchern, der Hals, der Rumpf mit Wirbelsäule, Rippen- und Brustbein, die Gliedmaßen (Flügel als Vorderbeine) entsprechen sich bei beiden Klassen. Noch auffallender wird die Ähnlichkeit durch Vergleichung fleischloser Gerippe beider Klassen. Auch die Eingeweide sind bei beiden so ähnlich, daß das Kind die entsprechenden Organe sogleich findet. Sind die Analogien klar erkannt, so werden die Unterschiede: die einen Schnabel bildenden Kiefern, das dritte Augenlied (Nickhaut), der Mangel des äußeren Ohres, der lange Hals, der schiffähnliche Rumpf, die Befiederung, die Form der Füße u. s. w.

*) Als Hilfsmittel bei diesen Übungen für die Eltern ist zu empfehlen: A. Lüben, Leitfaden zu einem methodischen Unterricht in der Naturgeschichte. 1., 2. und 3. Kursus; jeder ist einzeln zu haben. Sig. — Ferner u. a. A. Goette, Tierkunde (Naturwissenschaftl. Elementarbücher. Straßburg, Trübner.) — Daß diese und ähnliche Übungen jetzt als Arbeitspensen von den untersten Klassen unserer Schulen übernommen werden, bedarf kaum der Erwähnung.

aufgesucht. Besonders zum Nachdenken herausfordernd ist der Gegensatz von Fledermaus und Vogel.

Später vergleicht man ein Säugetier mit einem Fische. Der Kopf mit Nasenlöchern, Augen, Mund und Zunge, der Rumpf mit zwei Paaren von Gliedmaßen (Brust- und Bauchflossen), besonders der Bau des Gerippes geben die Vergleichungspunkte. Auch manche innere Teile, wie Herz, Magen und Darm, werden leicht als ähnlich erkannt. Dagegen giebt der Mangel des äußeren Ohres, das Dasein der Kiemen statt der Lungen, der Mangel der Augenlider, der bewegliche Oberkiefer, die Beschuppung, der senkrecht stehende Steuerschwanz u. s. w., innerlich die Schwimmblase u. s. w. reichliche trennende Merkmale.

Der Frosch fordert wie eine Karikatur des Menschen das Kind ordentlich zur Vergleichung mit dem Menschenleibe heraus. Nennt doch das Kind einen unbekleideten Menschen sprichwörtlich Nackfrosch. Aber so sehr er sich auch aufbläht, die Schwimmfüße und der platte, weitmäulige, glotzaugige, eine Ohröffnung entbehrende Kopf, der ohne Hals auf dem rippenlosen Rumpfe sitzt, überwiegen als Verschiedenheiten so sehr, daß seine an die Tricots der Kunstreiter erinnernden Schenkel und Waden nur um so komischere Anmaßungen erscheinen.

Noch weiter entfernt steht der Käfer dem Säugetiere. Fast nur das Dasein eines Kopfes mit Augen und Mund, sowie des Rumpfes mit paarigen Gliedmaßen giebt kümmerliche Vergleichungspunkte. Die Kluft zwischen den Wirbeltieren (Säugetiere, Vögel, Reptilien und Fische) und den Käfern erscheint sehr tief, wenn man findet, daß Brust und Hinterleib bei den letzteren nur durch ein Gelenk zusammenhängt, daß ihr Rumpf aus Ringen besteht, daß die zwei Paare von Kinnladen in horizontaler Richtung sich bewegen, daß die liderlosen Augen unbeweglich sind, daß Fühler und drei Paar Beine vorhanden sind, und vor allem, daß kein Skelett im Innern des Körpers da ist, daß der Käfer vielmehr, so gut wie der Krebs, sein Geripp nach außen als hörnernen Küraß trägt. Der Käfer gehört deshalb einem andern Kreise an, ist ein Gliedertier, wie Krebse, Spinnen und alle Insekten.

Vollständig und ganz genau können die Begriffe der Klassen nur durch Kenntnis aller dazu gehörigen Gattungen, also durch einen wirklichen zusammenhängenden Schulunterricht werden. Aber der Vater erwirbt sich ein hohes Verdienst, wenn er den Knaben zum frühen Streben nach Klarheit anhält; ein selbstgewonnener, wenn auch zu weiter oder enger, und darum mangelhafter Begriff, hat mehr Bildungswert, als ein vollkommener, fix und fertig im Buche überlieferter. Schwierige Klassenbegriffe, wie der von den Reptilien, welche nur durch Kenntnis des inneren Baues zu erlangen sind, bleiben der

Schule überlassen. Besser, das Kind bringt klare Anschauungen des Frosches und der Eidechse zur Schule mit, als daß es sich mit dem unrichtigen Allgemeinbegriffe: „Amphibien sind Tiere, die ebenso gut im Wasser als auf dem Lande leben können," schleppt.

Zur weiteren und höheren Übung der ordnenden Thätigkeit des Verstandes bietet sich noch das Zusammenstellen verwandter Geschlechter zu Ordnungen, d. h. zu Gruppen, welche alle diejenigen Gattungen einer Klasse umfassen, die in den höheren Merkmalen übereinkommen. Der naturhistorische Begriff der Ordnung ist ein so ungesuchter, daß der Laie früher auf ihn, als auf den der Gattung kommt, und z. B. alle flatternden behaarten Tiere Fledermäuse nennt, weil sich die, durch eine zwischen den Zehen ausgespannte Flughaut ermöglichte, auffallende Bewegung mehr aufdrängt, als die verschiedenen Formen des Gebisses und der Nase, wonach diese Ordnung in mehr als zwanzig Gattungen und diese wieder in mehr als hundert Arten zerfallen. Ebenso gruppiert das Kind ohne Anleitung den Adler, Geier, Falken und die Weihe als Raubvögel zusammen, während es durch den Schwan an Gans und Ente erinnert wird und sich einen unklaren Begriff von der Ordnung der Schwimmvögel bildet. Wertvoll für die geistige Bildung wird ein solches Unterordnen der Gattungen unter eine höhere Einheit aber erst dann, wenn das Kind dabei zum bewußten Denken angeleitet und zur sichern Begründung seiner nebelhaften Vorurteile gebracht wird. Gelegenheiten zur Bildung dieser Begriffe bieten sich nicht selten. Wenn das Kind z. B. beim Schlachten eines Rindes den in vier Abteilungen gegliederten Magen des Tieres betrachtet, erwähnt man, daß der Magen des Hirsches, der Ziege, des Schafes und Kameles von gleicher Beschaffenheit ist und das Wiederkauen bedingt, und läßt die übereinstimmenden äußeren Merkmale jener Tiere aufsuchen. Ein solches gelegentliches, auf Anschauung basiertes Begreifen einer Ordnung prägt sich unvergleichlich tiefer ein, als wenn das Kind in der Naturgeschichte davon liest oder in der Schule darüber hört.

Schwieriger als die Ordnungen sind meist ihre Unterabteilungen, die Familien, wo nicht aufzufassen, doch bestimmt zu charakterisieren. Doch ist auch dieser Begriff durch die Eltern dem reiferen Kinde verständlich zu machen, und das Leben bietet zu gelegentlichen Lehrstunden darüber hilfreiche Hand. Auf einem Spaziergange durch den Wald trifft man aus der Ordnung der Klettervögel die Familie der Spechte und Kuckucke; außerdem Glieder der Familie Baumläufer, Drosseln und Waldsänger (z. B. Pieper) an, welche sämtlich zu der Ordnung der Singvögel gehören, und Angehörige der Eulen- und Falken- Familie, welche in der Ordnung der Raubvögel zusammengefaßt werden. Streut man im Winter Futter auf die Straße, so

kommen Gäste aus der Singvögelordnung, und zwar aus der Familie der Buschsänger (Meise), derjenigen der Finken (Ämmerling, Sperling, Fink), und der Lerchen (Haubenlerche) und aus der Rabenfamilie (Krähe). In einer Menagerie ist die Ordnung der Raubtiere durch die Familie der Katzen (Löwe, Tiger, Leopard), der Hunde (Wolf und Schakal), und der Bären (Eisbär und Waschbär) vertreten; die Ordnung der Wiederkäuer durch die Familie der Kamele (Lama), der Hirsche (Reh) und Hohlhörner (Gemse und Antilope). Leitet man das Kind an, diese Verwandtschaftsgrade durch eigne Beobachtung aufzufinden, so wird das, was hier und in der Naturgeschichte dem Kinde als eine trockne und unnütz gelehrte Grille erscheint, eine durch angenehme und bildende Selbstthätigkeit gewonnene Errungenschaft.

Zur praktischen Übung der systematischen Gruppierung empfehle ich außerdem, die Tiere in Abbildungen oder Nachbildungen in Porzellan oder Pappmasse in Gruppen stellen zu lassen. Erst heißt man, alle Vögel in ein besonderes und die Säugetiere in ein anderes Kästchen zu bringen; dann die Raubtiere von den Wiederkäuern zu sondern u. s. w. Das thun die Kinder so gern, als sie ihre Zinnsoldaten in Reih und Glied stellen.

Während dieser Studien in der Systematik wird die Beobachtung der Thätigkeiten und Gewohnheiten der Tiere im Freien eifrig fortgesetzt. Ihre verschiedene Art, von Ort zu Ort zu gelangen, zu ruhen, zu schlafen, zu essen, sich zu äußern, bieten tausendfachen Stoff zur Unterhaltung. Anfangs beobachtet der Vater mit dem Kinde; später, wenn es allein ins Freie geht, bekommt es den bestimmten Auftrag, heute dieses, morgen jenes Tier zu beobachten und darüber zu berichten. Solche freie Thätigkeit stärkt ebenso sehr den Mut und das Geschick, selbst zu beobachten und zu forschen, als es den Charakter zur Selbständigkeit und Sicherheit bildet. Besonderes Interesse nehmen die Kinder an Vogelnestern; damit aber die Zudringlichkeit ihrer Wißbegier den Vögeln nicht lästig werde, hat der Vater die strengsten Rücksichten anzuempfehlen, und die Beschädigung eines Nestes strenger zu bestrafen, als die Zertrümmerung des teuersten Spiegels. Mit Klugheit und Ausdauer erlauschte Beobachtungen haben den größten Wert, und lassen sich durch Lesen von Büchern fast so wenig ersetzen, als ein Musikstück durch dessen Schilderung in Worten. Außer dem errungenen Wissen schärfen sie die Sinne, üben Beharrlichkeit, Gewandtheit und Geistesgegenwart, und lehren, besser als die meisten Spiele, sich augenblicklich fassen und den richtigen Weg einschlagen. Es sind diese Übungen ein Ersatzmittel für eine jedem Jünglinge notwendige, leider immer seltner mögliche und durch Turnen nicht zu ersetzende Übung, die der Jagd.

Alle Kinder, namentlich die Knaben, sind geborene Jäger und

Fischer. Es reizt sie zum Fange der Tiere teils der Trieb, ihre Klugheit und Gewandtheit mit der eines andern Wesens zu messen, teils die Lust, das fremde Geschöpf näher zu betrachten, und es auch wohl zum Diener und Pflegling zu haben, seltner der Wunsch, es zur Speise zu verwenden. Das Einfangen der Tiere, das zum Kennenlernen unentbehrlich ist, werde auf das Strengste überwacht. Im Meisenkasten oder unter dem Siebe gefangene Vögel müssen, wenn sie betrachtet, auch wohl einige Tage gefüttert sind, frei gelassen werden. Der erhaschte Laubfrosch darf eine Zeit lang im Glase, die Eidechse im Kästchen gehalten werden. Die Kaulquappe möge im Wasserkübel, in welchen fleißig frisches Wasser und Wasserpflanzen gebracht werden, sich zum Frosche entwickeln. Der Fischfang ist eine Lieblingsjagd der Knaben. Ein jeder wird, wie Goethes Fischer, zauberisch von der Wasserwelt angezogen. Man lasse die gefangenen Fische eine Zeit lang im selbstgegrabenen Teiche oder im Glase beobachten, und dann frei geben. So sehr man übrigens sorgen muß, daß bei solchem Jagen das Kind nicht roh gewaltsam oder gar grausam werde; so gut man stets hervorzuheben hat, daß das Tier freizulassen sei, nicht bloß, weil das gefangene dem Kinde nichts nützt, sondern vielmehr weil jedes Wesen ein Recht habe, frei zu sein; so streng das Kind zur werkthätigen Barmherzigkeit gegen ein krankes Huhn oder eine ertrinkende Biene anzuhalten ist, selbst auf die Gefahr eines Stiches: so sehr hat man sich zu hüten, im Kinde krankhafte Empfindelei wachsen zu lassen oder zu erwecken. Es giebt Mütter, die vor ihrem Knaben in Jammerrufe ausbrechen, wenn die Henne einen Wurm verschlingt. So erzieht man Männer, die in Ohnmacht fallen, wenn sie sich in den Finger schneiden; die vom Schlachten eines Kalbes mit Grausen reden und doch wohl dabei ihren Bedienten „bis auf's Blut quälen.“ In allen Fällen, wo das Mitleiden zur thätigen Hilfe werden kann, werde es erweckt; aber da wo es eine unabwendliche Notwendigkeit nutzlos bejammert, gemildert und geheilt. Seinen kranken Vogel pflege das Kind auf's Beste; wenn es aber dessen Leiche begräbt, suche man die natürliche Rührung nicht noch zu steigern, sondern lehre die ernste Wahrheit, daß der Tod alles Lebendigen Los ist! Wenn anders die Eltern sich menschenwürdig gegen die Tiere benehmen, so kann das Kind, wie es in manchen Häusern unvermeidlich ist, das Schlachten des Viehes ohne sittlichen Nachteil mitansehen, ja sogar Fliegen, schädliche Raupen und Schnecken selbst töten, ohne roh zu werden, wenn es nur durch das Wort und Benehmen der Eltern lernt, daß dort eine naturgemäße Speise bereitet und hier eine unvermeidliche Selbstverteidigung geübt werden müsse, und angehalten wird, solche Handlungen ohne Quälerei zu verrichten. Auf keinen Fall darf ein Knabe zur Anlegung einer Sammlung Tiere ums Leben bringen.

Ohne Mitwirkung eines sachverständigen Mannes sind solche Sammlungen nutzlose Spielereien, und ihr etwaiger Nutzen ersetzt gewiß nicht die schädlichen Einflüsse auf das Gemüt, welches das Töten leicht ausübt. Nur der Vater darf Käfer und Schmetterlinge für jenen Zweck töten.

Und doch fühlt sich der Knabe, der nunmehr die meisten Säugetiere, Vögel und Fische der Heimat kennt, besonders zu den Käfern, und noch mehr zu den Schmetterlingen hingezogen, und wünscht sie näher zu kennen. Diesem Wunsche kann er ohne Grausamkeit genügen, wenn er den Schmetterling aus der Raupe erzieht. Die augenlose Raupe vermißt bei gutem Futter gewiß unter allen Tieren die Freiheit am wenigsten. Der Knabe erhalte ein Zimmerchen oder wenigstens ein mit Gaze umschlossenes Schränkchen zur Raupenzucht. Die frische Nahrungspflanze werde in enghalsige Wassergläser gesteckt und die Raupe darauf gesetzt. Ist die besondere Futterpflanze nicht zu ermitteln, so dient fast allen Raupen Mäusegeschirr (Alsine media) oder Salat als Ersatz. Die Puppen werden schonend auf feucht zu haltende Erde gelegt. Die Schmetterlinge werden, wenn nicht der Vater einen töten will, beschrieben oder abgemalt. Die Namen und Eigentümlichkeiten derselben sind in einer Menge von Büchern gegeben*); muß sich der Vater die Ausgabe für ein Buch versagen, so geben Vater und Sohn einstweilen selbstgeschaffene Namen. Über alle Pfleglinge werde ein Tagebuch geführt, welches angiebt, wie die Raupe ausgesehen, wo und wann sie gefunden wurde, wann und wie sie sich verpuppt habe, wann der Falter auskroch und welche Gestalt und Farben er hatte. Sind eine Anzahl Schmetterlinge bekannt, so werden sie nach der Gestalt ihres Leibes, ihrer Fühler, Beine und Flügel, sowie nach ihrem Larvenzustande in Gruppen geordnet.

Der ältere, etwa zwölfjährige Knabe führe außerdem ein Tagebuch über das Leben der einheimischen Vögel, worin der Nestbau, die Zeit des Ausschlüpfens und Flüggewerdens der Jungen und die Zeit der Ankunft und Abreise der Zugvögel angemerkt wird.**) Treibt der Vater Bienenzucht, so sei der Sohn Geschichtschreiber des Bienenstaates; jeder Korb habe seinen Namen und seine genaue Geschichte!

Zur Würze für Winterabende sei die Erzählung von der Tier-

*) Als eins unter vielen: A. Speyer: Die deutsche Schmetterlingskunde für Anfänger. Mit 251 Abbild. fl. 4. Sig. (4. Aufl. Leipzig 1887.)

**) In seinem Aufsatz „Die jüngste Naturwissenschaft" (die Phänologie) regt Sigismund die Gründung von Vereinen an zu regelmäßigen phänologischen Beobachtungen im Pflanzen- und Tierreich. (S. Roßmäßlers naturwiss. Volksblatt „Aus der Heimat", 1860.) — Erwähnt sei hier auch: E. Pilz, Über Naturbeobachtung des Schülers, sowie Aufgaben und Fragen zur Naturbeobachtung des Schülers in der Heimat. Weimar, Böhlau.

welt fremder Länder aufgespart. Besonders beliebt sind die Tiere, welche sich als Baukünstler hervorthun, oder die so groß und stark sind, daß sich der Mensch durch ihre Bewältigung Ruhm erwirbt. Am erfreulichsten ist es, wenn der Vater solche Kunde mündlich giebt. Sollte er aber die Kinder auf das bloße Lesen verweisen müssen, so dringe er darauf, daß nicht bloß die reizenden Geschichten aus dem Leben, sondern auch die Angaben über Gestalt und Größe der Tiere gelesen und zu eigen gemacht werden. Lenz' Naturgeschichte (1. Band die Säugetiere, 2. die Vögel enthaltend, jeder ist einzeln zu haben) enthält eine Fülle ansprechender Züge und Geschichten. Zu einem köstlichen Geschenke paßt: Tschudis Tierleben in den Alpen.*)

Hat die Familie an ihrem Hausarzte zugleich einen Hausfreund, der als Naturkundiger von den Kindern doppelt geschätzt ist, so sollte derselbe gebeten werden, dem Kinde von dem inneren Baue der höheren Tiere eine Anschauung zu geben, und dabei die Einrichtung des menschlichen Körpers anzudeuten. Solche Anschauungen sind nicht nur zur Tierkunde unerläßlich, sondern auch zur Kenntnis und Wahrung des Menschenlebens unentbehrlich. An einem Kaninchen oder einer Taube, die der Arzt öffnet und erklärt, läßt sich das Nötigste lernen, und nimmt der Arzt ein Gerippe in Natur oder nur im Bilde hinzu, so macht das Kind einen äußerst wichtigen Schritt zur Selbstkenntnis. Solche Aufklärung liegt auch im Interesse des Arztes. Es ist traurig, daß Gebildete, ja selbst Gelehrte, die den Bau eines griechischen Theaters aus dem Grunde kennen, von ihrem Herzweh sprechen und dabei auf die Magengegend zeigen. Den Grundriß seines Körpers sollte doch jeder Mensch kennen. Schon die zehnjährigen Kinder interessieren sich lebhaft für das Innere der Tiere und fühlen davor nicht das zimperliche Ekeln und Grausen, welches manche Erwachsene äußern oder vorgeben. Hat das Kind aus den Äußerungen älterer Personen solche Empfindelei eingesogen, so muß sie getilgt werden; sonst wachsen die Kinder zu Eltern heran, die davon laufen oder ohnmächtig werden, wenn sich ein Kind in den Finger geschnitten hat. Selbst krankhafte Zustände lerne das Kind ohne Grausen fest ins Auge fassen; der Knabe muß die Heilung seiner Wunde beobachten und die ältere Schwester sie ihm verbinden; der ältere Bruder muß die kranken Geschwister warten und die Erscheinungen des Fiebers dem Arzte berichten lernen.

Wäre die Familie nicht so glücklich, einen ärztlichen Hausfreund zu haben, so muß der Vater ihn nach Kräften vertreten**). Von einem

*) H. O. Lenz, Gemeinnützige Naturgeschichte. 5 Bände. Gotha. — F. v. Tschudi, Das Tierleben der Alpenwelt. 11. Aufl. Leipzig, 1890.

**) Anleitung giebt, außer vielen größern Werken: H. E. Richter, Der menschliche Körper. Mit 18 Abbild. 2. Aufl. 10 Sgr. Lig. — Siehe ferner

im Garten eingegrabenen Igel oder Hunde, oder von einem in durchlöcherter Schachtel durch Ameisen oder Mehlwürmer abgenagten Säugetierchen oder kleinen Vogel werde das Knochengerippe betrachtet. Selbst das zartsinnige Mädchen äußert über das zierliche Skelett Freude. Am geschlachteten Tiere zeige man die Eingeweide. Der dickwandige Magen der Gans, ihr Kehlkopf, dem sich der Kapitolrettungsruf entlocken läßt, ihr Herz — alles das beschaut das Kind ohne Nachteil für seinen Appetit am Gänsebraten. Wären die Eltern auch dieses ABC's der Anatomie unkundig, so sollten die Kinder wenigstens durch den Fleischer bei der Schlachtschüssel eine Anschauung von der beim Aufblasen gewaltig anschwellenden Lunge, vom Herzen und seinen zierlichen Klappen, vom zarten Netz und schön gewundenen Darme bekommen.

Jedenfalls suche der Vater die Kinder mit den Formen des eigenen Körpers bekannt zu machen. Zuerst lehre man die Teile des Gesichtes und der Gliedmaßen benennen, dann auch ihre Unterabteilungen (z. B. Nasenwurzel, -Spitze, -Rücken, -Flügel) unterscheiden, und später nach ihren Größen-Proportionen messend betrachten. Das Kind muß erforschen, wie sich die Länge der einzelnen Finger zu dem Mittelfinger, die Länge des Handtellers zur Fingerlänge, die Größe der Hand zur Armlänge oder Kopflänge verhalte. Zuletzt vergleicht man die Formen der Arme und Beine miteinander, dadurch ergiebt sich der Oberschenkel als dem Oberarm, der Unterschenkel dem Vorderarm, der Ellenbogen dem Knie, der Fuß der Hand entsprechend. Die Unterschiede des Fußes von der Hand, des Kniees vom Ellenbogen u. s. w. sind fernere Übungen zur Bildung des Anschauungsvermögens.

Die schwierigste Frage für den naturwissenschaftlichen Unterricht ist noch zu beantworten. Soll das Kind über die Entstehung der Tiere aufgeklärt werden, und wann und wie müßte es geschehen? — Die meisten Eltern weichen dieser Frage aus, und überlassen es dem Zufall, d. i. meist frivolen Leuten, dem herangewachsenen Kinde darüber Andeutungen zu geben. Gewiß ist es aber besser, wenn das Kind, das naiv darüber fragt, aus dem Munde eines ernsten Mannes nüchterne und passend verschleierte Aufklärung erhält, als daß die herangewachsene Jugend, die nicht mehr fragt, sondern nur still grübelt, von rohen Leuten, denen auch die vornehmsten Kinder nicht ganz fremd bleiben, darüber erfahre. Bei der Betrachtung der Pflanze zeigt man dem Kinde zuerst, daß die im Fruchtknoten z. B. der weißen

Ebenhoech: Der Mensch oder wie es in unserm Körper aussieht und wie seine Organe arbeiten. Leichtfaßliche Körper- und Lebenslehre. Mit zerlegbaren Abbildungen. Eßlingen, J. F. Schreiber, 1892.

Lilie enthaltenen Körnchen die jungen Pflänzchen seien, dasselbe was bei den Tieren die Eier. Der gelbe Blütenstaub, welcher auf die Narbe fällt, wächst mit einem wurzelartigen Fädchen zu den Samenknospen hinab und befruchtet dieselben, macht sie lebendig. Fragt nun das Kind, woher die jungen Kaninchen gekommen, so sagt man die reine, nur nicht die volle Wahrheit: aus Eiern, die sich wie die Samenknospen der Pflanze im Tiere erzeugen. Die Henne legt die Eier und nun erwächst, während sie bebrütet werden, darin das Küchlein; sowie ohne Brütung aus dem Froschlaich Kaulquappen, aus Schmetterlingseiern Raupen erwachsen. Bei manchen Tieren wird aber das weiche Ei im Innern des Tieres gebrütet und gereift. Damit begnügen sich Kinder, so lange ihr Unterricht von den Eltern besorgt werden kann, und sollte ein besonders forschlustiges fragen: wozu denn das Männchen, so erwidert man trocken: Um mit für die Jungen zu sorgen. Die weitere Erörterung, welche von den niederen Tieren auszugehen hat, würde hier zu viel Raum erfordern, und gehört für die Schule, welche sie dem Lehrer als die schwierigste aller Aufgaben hinstellt.

Mit diesen kurzen Andeutungen ist den Eltern ein Lehrplan vorgelegt, dessen Anpassung an die Entwickelungsstufen der Kinder und dessen Anwendung im einzelnen dem Selbstdenken der Eltern überlassen bleiben muß. Nur der Erwachsene, der mit dem Kinde die Natur kindlich betrachtet und zu erforschen sucht, als wisse er selbst nicht mehr als sein Zögling, lehrt recht.

Während dieses Studiums der Tierwelt ist es zugleich Pflicht der Eltern, zur Kenntnis des Pflanzenreiches anzuleiten, und die Thatsachen beider Wissenschaften in Beziehung zu bringen.

---

3. Anleitung zur Pflanzenkunde.

Schon der Säugling äußert Gefallen an lebhaft gefärbten Blumen und blickt gern in das Laubdach der Bäume. Indes zeigt wohl selten ein Kind vor dem dritten Jahre (wie es bei Linné der Fall gewesen sein soll) nähere Teilnahme an den Pflanzen; die beweglichen Tiere nehmen die ganze Aufmerksamkeit in Beschlag, und Blumen werden gewöhnlich nicht näher betrachtet, nur zerpflückt. Die ersten Günstlinge der Kinder sind Leber- und Gänseblümchen, Primeln, Huflattich (Tussilago farfara), Veilchen und Löwenzahn (Taraxacum officinale), also die ersten Frühlingsboten. Diese lernt es rasch kennen und trägt sie zum Schmücken des Zimmers nach Hause. Nächst diesen findet es sich von den Blüten angezogen, welche Ähnlichkeiten mit Tiergestalten zeigen (Weidenkätzchen, Löwenmaul, Katzenpfötchen (Gnapha-

lium), Sturmhut mit seinem Taubengespann (Aconitum Napellus) u. dgl., oder welche durch kräftige reine Farben sich auszeichnen (Butterblume, Rose, Lilie, Kornblume). Bloß künstlich angelehrt ist sein scheinbares Gefallen an duftenden Blüten; es läßt riechen und belustigt sich am Hazzi, ohne selbst am Wohlgeruche deutlichen Genuß zu zeigen. Dagegen ist wohl kein anderes Lebensalter so empfänglich für die dem Geschmacke angenehmen Pflanzenteile. Schon das zweijährige Kind lernt die verschiedenen Beeren, die ihm munden, unterscheiden. Das Kind und der Naturmensch gewinnen überhaupt den Früchten, welche dem denkenden Naturbeobachter fast interessanter sind als die Blüten, nur dann Geschmack ab, wenn sie schmecken. Wie viele kleine und große Blumenfreunde kennen die Frucht des Veilchens, der Aurikel auch nur einigermaßen!*) Früh äußert sich im Verkehre mit den Pflanzen der verschiedene Charakter der Geschlechter. Während Mädchen besonders die Pflanzenteile sammeln, welche als Kranz zum Schmucke des Hauptes, als Kette zum Armbande, als Strauß zur Zierde des Zimmers dienen, eignet sich der Knabe den holzigen Zweig an zur Rute, zur Heppe**) und Flöte oder zur Knallbüchse, die Blüte der Primel zur Trompete, die Frucht der Kastanie zum Wurfgeschosse. So entsteht durch ungeleiteten Verkehr mit der Pflanzenwelt in den Kindern und Naturmenschen nur eine höchst unvollkommene Bekanntschaft mit den Gewächsen; das Mädchen lernt oberflächlich kennen, was als zierlich und schön oder wunderlich auffällt, der Knabe vorzugsweise das, was ihm brauchbar erscheint. Jede Pflanze als ein notwendiges Glied des Pflanzenreiches schätzen, und nach ihrem Bau und ihrer Entwickelung vom Keime an beachten, lernt das Kind nur, wenn es durch Vermittelung der Eltern und Lehrer die Erbschaft der Civilisation antritt, welche die Naturbeobachter aller Kulturvölker hinterlassen haben. Der Schule allein, selbst wenn der Lehrer mit gehörigen Kenntnissen ein kindliches Gemüt verbindet, ist es unmöglich, das Kind zum Antritt eines so reichen Erbteiles zu befähigen. Sehen wir nun, was die Familien thun können!

Den ersten Kursus der Pflanzenkunde, wie jeder andern Unterweisung, hat vorzugsweise die Mutter zu leiten. Wenn auch nicht mit wissenschaftlichen Kenntnissen ausgestattet, ist jede Mutter, die ihre

*) „Der Frühling war gekommen; Schlüsselblümchen und Veilchen waren im erstarkten Grase verschwunden, niemand beachtete ihre kleinen Früchtchen" (Gottfried Keller, Ges. Werke Bd. I. S. 293.

**) So nennen in Thüringen die Dorfkinder ein aus Fliederrinde verfertigtes einfaches Blasinstrument (Zungeninstrument). Sehr hübsch beschreibt Sigismund die einfachen Instrumente des „Kinder-Orchesters" in seinem populär-wissenschaftlichen Aufsatz: „Aus dem Reich der Töne" (Masius, „Der Jugend Lust und Lehre, 1860).

Kinder liebt und mit weiblichem Schönheitssinn an Blumen Freude findet, zur Lehrerin geeignet. Die ihr nötigen Vorkenntnisse sind nur, zu wissen, was Wurzel, Stengel, Blatt, Blüte, Frucht und Samen sei.

Die Benennung der einzelnen Stücke der Blüte kann sie sich etwa an der Blüte des Kirschbaumes aneignen. Das braungrüne Näpfchen auf dem Blütenstiele, welches glockenförmig und oben in fünf Zipfel ausgezackt ist, heißt der Kelch. Auf ihm stehen fünf eirunde weiße Kronenblätter, und zwanzig und mehr Fädchen (Staubfäden) mit Knöpfchen (Staubbeutel). In der Tiefe des Kelches steht (wie eine Erbse im Fingerhute) der Fruchtknoten (später Kirsche), in dem sich die Samenknospe zum Samen (Kern, Stein) ausbildet. Auf ihm ragt ein Faden (Griffel) mit einem klebrigen Ende (Narbe). Auf diese Narbe fällt der Blütenstaub der Staubbeutel, bleibt kleben, treibt ein sehr zartes wurzelartiges Fädchen hinunter in den Fruchtknoten und befruchtet die Samenknospe, daß sie keimfähig wird. Diese Teile finden sich, mit vielerlei Abänderungen in Gestalt, Zahl, Farbe in allen Blumen. Nur fehlen manchen Blumen einzelne Stücke. Der Tulpe fehlt ein grüner Kelch, der Ulme fehlt die Krone. In manchen Blumen sind nur Staubgefäße, während sich der Fruchtknoten in andern befindet (Eiche, Gurke). Bei wenigen Gattungen hat eine Pflanze nur Blumen mit Staubgefäßen, eine andere nur solche mit Fruchtknoten (Spinat, Hanf, Weide).

Finden sich in einer Blume Teile, die die Mutter nicht kennt und nicht erfragen kann, so mag sie dieselben frischweg nach eigenem Gutdünken benennen. Den Kindern schadet es nicht, wenn sie von Täubchen im Sturmhut, von Vogelschnäbeln am Ackelei hören. Betrachtet die Mutter die Blüten des Flieders, der Primel, des Schneeglöckchens, so wird sie leicht die obigen Teile wieder erkennen, und wahrnehmen, daß bei den beiden ersten Blumen die Krone aus einem Stücke besteht und in ihrem röhrenförmigen Teile die Staubgefäße trägt; daß beim Schneeglöckchen der Fruchtknoten nicht in, sondern unter der Krone steht u. s. w. Solche Betrachtungen werden die Mutter erfreuen und überzeugen, daß an den wirklichen Blumen noch viel mehr zu bewundern ist, als an den Blumen der Stickmuster*).

Zuerst zeigt die Mutter dem Kinde die oben genannten ersten Lieblinge und lehrt die Namen. Es wird ihr nicht schwer fallen, manche Namen (wie Glocke, Schneeglöckchen, Butterblume, Fingerhut) durch eine Andeutung, warum wohl dieser Name gewählt sei, dem Kinde anziehender zu machen. Dann läßt sie sich die Farben derselben nennen. Sie zeigt die Blätter der Stengel, zupft einige ab, mengt die Blätter mehrerer Pflanzen unter einander, und läßt be-

*) Für Mütter, welche einer Einführung bedürfen, sei empfohlen: Hrm. Wagner, Pflanzenkunde. 1. Kursus. Bielefeld 1854. 8 Sgr. Herbarium dazu 12 1/2 Sgr. Sig. — Ferner: H. A. De Bary, Botanik (Naturwissenschaftl. Elementarbücher. Straßburg, Trübner).

stimmte wieder heraussuchen. Mit dem vierten Jahre lernt das Kind außer den oben erwähnten noch die Erdbeere, Glocke, den Flachs, den Mohn, die Weinblüte, Klebnelke, Schwertlilie, Erbse, Gurke, Herbstzeitlose kennen; im nächsten Jahre die Blüten der Stachelbeere und Johannisbeere, der Obstarten, der Kornelkirsche, des Flieders, Ehrenpreis, der Narzisse, der Taubnessel (Lamium), der durch ihren weißen Saft dem Kinde merkwürdigen Wolfsmilch, des Natterkopfs (Echium vulgare), der Klatschmohne*), des Vergißmeinnichts, der Kuckucksblume (Orchis), des Storchschnabels, der Königskerze, der Malve u. s. w. An jeder Pflanze zeige die Mutter dem Kinde wenigstens ein auffallendes Merkmal. Es ist eine Lust für die Kinder, wenn sie das Honigtröpfchen in der Salbei saugen, wenn sie die Früchtchen der Pappelkäschen (wilden Malven, Malva rotundifolia) essen können. Diente das Blatt der Iris zum Säbel, der Grashalm zum Saugrohre, der hohle Stengel der Bärenklau (Heracleum spondylium) zum Blasrohre, schob sich das Kind die Blume des Fingerhutes einmal auf den Finger, ließ man einmal die Glockenblume baumeln, das Schöllkraut (Chelidonium majus) bluten, stellte man einmal die Klatschmohne als Puppe im roten Mantel, das Schlüsselblümchen als Trompete oder Trichter dar, so werden diese Pflanzen nicht leicht vergessen. Der Raum erlaubt es nicht, auf mehr solche spielende Anknüpfungen aufmerksam zu machen; die sinnige Mutter findet selbst tausenderlei reizende Spiele, und kann eine gute Anzahl von jedem Bauernkinde erfahren. Im allgemeinen gilt die Regel, bei der Betrachtung jedes Pflanzenteiles an ein anderes bekanntes Ding zu erinnern, und wo möglich die Ähnlichkeit selbst finden zu lassen. Für kleine Kinder ist das Hausgeräte der Hauptvergleichungspunkt. Der Rand des Rosenblattes erinnert an die Säge, Griffel und Fruchtknoten der Primel an eine Mörserkeule, dieselben Teile bei der Zuckererbse an eine Schlittenkufe, das Blatt der Kapuzinerkresse (Nasturtium) an den Sonnenschirm u. s. w. Bei fortgeschrittenen Kindern strebt die Mutter, das Erinnerungsbild einer ähnlichen Blume, welches gewissermaßen im Gedächtnis schlummert, zu erwecken. Jeder Mutter fällt bei der Aurikelblume die Primel, bei der Stachelbeerblüte die der Johannisbeere, bei der Hyazinthe die Tulpe, bei der Narzisse das Schneeglöckchen, bei der Bohnenblüte die der Zuckererbse ein. Das, wenn auch nur instinktartige, unklare Erfassen solcher Ähnlichkeiten ist viel wert, und leicht bei dem Kinde anzuregen.

So sehr die Mutter zum Schonen des Schönen anhält, so lehre sie doch das etwa fünfjährige Kind zuweilen eine Blume langsam

*) S. braucht fast durchaus die in Thüringen gebräuchliche Form, „die Mohne“ statt „der Mohn“.

und bedächtig zu zerpflücken, um die inneren Teile nach ihrer Reihenfolge in eingeschachtelten Kreisen zu erkennen. „Jetzt zupfe ich den Kelch weg, wieviel Stücke trenne ich ab? Jetzt die Kronblätter, wie viel? Hier stehen nun die Staubgefäße, wie viel, woran befestigt? Jetzt habe ich sie weggeräumt, die wie Soldaten um eine Burg stehen, was ist übrig? Wie sieht der Fruchtknoten aus?“ Das Kind wird den einen einer Flasche, den andern einem Knäuel, oder einer Büchse ähnlich finden. Nun wird er durch einen Querschnitt geöffnet. Da hängen die Samen an winzigen Fädchen, bald dicht zusammen, bald einzeln, bald in abgesonderten Kämmerchen.

Im Sommer und Herbst wird den Früchten nähere Aufmerksamkeit gewidmet. Zunächst sind die eßbaren kennen zu lernen. Durch äußere Betrachtung und besonders vermittelst einiger Querschnitte (s. den Abschnitt über das Zeichnen) wird die Stachel- und Johannisbeere, die Heidel- und Preißelbeere, die Himbeere und Brombeere, die Kirsche und Pflaume, der Apfel und die Birne als ähnlich erkannt. Die Erdbeere unterscheidet sich wesentlich von allen andern Beeren; ihre Samen sitzen als rote trockene Körnchen außen, und der fleischige Samenträger ist der eigentlich eßbare Teil; bei der Himbeere läßt man diesen Fruchtboden als Zapfen sitzen und ißt die mit Fleisch umgebenen Körner. Die mit drei Thüren sich öffnende Kapsel der Tulpe; die in strahlenförmige Räume gegliederte Kapsel der Mohne, die oben unter der sternförmigen Kuppel in Löchern sich öffnet; die seltsame, einem Affenschädel ähnliche Kapsel des Löwenmaules; die Hülse der Zuckererbse mit ihren süßen Insassen; die Schote des Rapses, das ledrige in fünf Kämmerchen geteilte Gehäuse im Apfel — alle diese und viele andere Fruchtformen erfreuen das Kind so sehr, wie ein schönes Spielzeug.

Hat das Kind mit einer Anzahl leicht verständlicher Blumen des Gartens und der Wiese Bekanntschaft gemacht, so sucht die Mutter, so gut sie es vermag, ihm eine Anschauung von der Blüten- und Fruchtbildung der wichtigsten von allen Pflanzen, der Getreidearten, zu verschaffen. Es ist freilich ein Schandfleck unserer Bildung, daß die wenigsten Erwachsenen, selbst solche, deren ganzes Leben in der Pflege dieser Pflanzen aufgeht, keine Vorstellung von der Kornblüte haben. Die Mutter helfe sich so gut sie kann. Da an einer Ähre viele Blüten sitzen, so suche sie einzelne herauszuzupfen. Kelch und Krone bestehen aus je zwei grünen Blättchen, welche zum Teil begrannt sind, die drei langen Staubfäden und der Fruchtknoten mit zwei federförmigen Narben sind deutlich. Ganz ähnlich ist es bei dem Weizen, der Gerste und vielen Futtergräsern; beim Hafer haben je zwei Blüten einen besondern Stiel, deshalb eignet er sich besonders gut zum Gewinnen des ersten Verständnisses.

Die Obstbäume lehrt die Mutter die Kinder frühe nach der Form ihrer Stämme und Kronen, nach den Blättern, Blüten und Früchten unterscheiden. Der Vater macht auf Spaziergängen mit den Waldbäumen bekannt. Schon das zweijährige Kind sondert die Nadelbäume als Christbäume ab; das dreijährige beginnt, auch ohne die wesentlichen Merkmale zu kennen, Birke, Pappel und Eiche zu unterscheiden. Ein sechsjähriges lernt, unter Anleitung des Vaters, alle einheimischen Waldbäume kennen. Die Form der Stämme, die Beschaffenheit der Rinde, die Länge, Richtung und Verzweigung der Äste lassen dieselben auch im Winter unterscheiden, wenn das Kind die Bäume im Laube mehrmals mit Aufmerksamkeit betrachtet hat. Die Blüten dieser Pflanzenriesen werden von den Laien so gut wie gar nicht beachtet. Der Vater mache diese Ungerechtigkeit um der Kinder und seiner selbst willen gut. Die Blüten der Ulme, des Ahorns, der Esche und der Linde sind am leichtesten zu verstehen; schwerer die von Pappel und Weide (auf einem Baume bloß Kätzchen mit Staubfäden, auf dem andern Baume nur Fruchtknoten); am schwierigsten die Nadelholzbäume (auf einem und demselben Baume in verschiedenen Zapfen Staubfäden und nackte Samenknospen ohne Fruchtknoten, welche an den Schuppen des Zapfens innen ansitzen).

Von vornherein werde das Kind angeleitet, sich nicht mit der vollendeten Thatsache der Blume (mit solchen Faits accomplis ist in der Wissenschaft so wenig zu machen als in der Politik) zu begnügen, sondern das Werden, die Entwickelung der Pflanze vom Keimen bis zum Tode zu beobachten. Die Mutter führe die Kleinen von Zeit zu Zeit zu demselben Flachs- oder Kornfelde. Sie zeige das aufgehende Pflänzlein, an dem noch die Samenschale klebt, die ersten Würzelchen und Blättchen; später den Wuchs des Stengels und der Blätter, dann die Entfaltung der Blüte, endlich die Samenreife. So sollte, wenigstens von allen Kulturpflanzen, das Kind die volle Lebensgeschichte aus eigner Anschauung kennen. Noch erfreulicher und eindrücklicher sind solche Beobachtungen des Werdens, wenn das Kind den Samen der Pflanze selbst gesäet, und die junge Pflanze begossen und gepflegt hat. Möchten doch die Eltern die schöne Sitte, durch jedes Kind ein gleichaltriges Bäumchen pflegen zu lassen, beobachten! Dadurch verwächst das Kind recht eigentlich mit der Heimat und Natur. Im Winter ziehe die Mutter eine Hyazinthe, Schneeglocke oder irgend eine Topfpflanze im Zimmer und beschaue sie täglich mit den Kindern. Im Februar möge sie Baumzweige ihre Knospen im Zimmer entfalten lassen; im Dezember in einem Teller Moose treiben. Welche Poesie strahlt in das ärmste Zimmer, wenn die Mutter mit Natursinn und Schönheitstrieb darinnen waltet! Und wie schmiegt sich das Kind einer solchen Mutter an die Natur und deren geliebte

Priesterin! Welchem Sohne träte nicht bei der Blume, die ihm die Mutter als ihre Lieblingsblüte gezeigt, allemal das Bild der teuern Pflegerin vor die Seele?

Während nun die Mutter als Priesterin der Göttin Flora dem Kinde in der höchsten Würde der Weiblichkeit sich darstellt: erscheint der Vater dem Sohne kaum in irgend einer Thätigkeit ehrwürdiger, denn als Beherrscher und Pfleger der Bäume. Mit dem Vater Bäume gepflanzt, beschnitten, gepfropft und abgeerntet zu haben, das sind unvergeßliche Erlebnisse für die Knaben. So wie jeder Knabe einmal Hirt und Jäger sein muß, so sollte auch jeder die Baumpflege lernen.

Auf den weiteren Spaziergängen, die der Vater mit den Kindern unternimmt, suche er in die wilde Pflanzenwelt in Wald und Heide einzuführen und mache zum besonderen Studium die Bäume. Große Aufmerksamkeit ist zu widmen dem räumlichen und zeitlichen Zusammensein gewisser Pflanzen. Der Knabe lerne die Binse, das Schilf, das Wollgras als Hausgenossen der sumpfigen Wiese, die Erdbeere, den Fingerhut, die Tollkirsche, das Weidenröschen als Einquartierung auf dem Waldschlage kennen. Die dabei hausenden Tiere prägen sich als Staffage solcher Pflanzenbilder leicht ein. Der Zehnjährige muß wissen, welche Pflanzen zugleich mit dem Kirschbaume blühen und muß sagen können, welche Blumen blühen, wenn die Schwalben kommen und welche Früchte reifen, wenn sie ziehen. Der Zwölfjährige muß den Jahres-Lebenslauf der Bäume kennen, muß wissen, was die Erle im Februar schafft und was im April, wann die Eiche die Knospen aufthut und wann sie den zweiten Trieb macht. Das lernt sich am sichersten, wenn der Schüler angehalten wird, über seine Spaziergänge kurze Bemerkungen im Kalender zu machen.*) Der Einfluß des Standortes und des verschiedenen Erdreiches auf eine und dieselbe Pflanze werde auf Feldern und in Wäldern ins Auge gefaßt; auch wohl in Äschen Proben gemacht, wie Samen in verschiedenen Erdarten, z. B. in reinem Sande, in Kalk- oder Tonerde gedeihen. Die Wirksamkeit des Düngers werde im Garten dadurch erprobt, daß eine Anzahl Pflanzen auf ein ungedüngtes Eckchen verwiesen werden. Dadurch verliert der Stadtknabe auch die hochnasige Miene, mit der er auf die Düngerhaufen der Dörfer herabzusehen pflegt. Die Beziehungen der Pflanzenwelt zum Tierreiche verdienen natürlich in jeder Weise Berücksichtigung. Bei jeder Pflanze sollten die Kostgänger, die bei ihr zu Tische gehen, beaugenscheinigt werden. Die Raupe auf den Blättern und im Apfel, die Käferlarve in der Nuß, die Fliegenmade in der Kirsche, der Vogel

*) Gute Anleitung hierzu giebt K. Ruß, Das heimische Naturleben im Kreislauf des Jahres. Ein Jahrbuch der Natur. Berlin 1889.

als Tischgast im Garten und Mohnfelde, die weidenden Tiere auf Wiese und Stoppel werden auf den botanischen Spaziergängen mit berücksichtigt.*) So werden eine Menge Kenntnisse spielend gewonnen und fest eingeprägt, die man aus Büchern freilich leicht schöpft, aber ebenso leicht vergißt.

Der acht- bis zehnjährige, so erzogene Knabe ist reif, in die höhere Klasse der Naturbeflissenen versetzt zu werden. Da aber für diese Stufe das Zeichnen ein hauptsächliches Hilfsmittel ist und mit dem Anschauungsunterrichte Hand in Hand gehen muß, sei hier eine kurze Anleitung eingeschoben zum

Naturwissenschaftlichen Zeichnen.

Das Zeichnen ist zum Studium der Natur dem Kinde wie dem Erwachsenen fast unentbehrlich. Nur derjenige, der Pflanzen oder Tiere fleißig durch Umrisse und Farben darzustellen gestrebt hat, lernt seine Aufmerksamkeit auf die wunderbar mannigfaltigen schönen Formen der organischen Wesen so vollkommen fixiren, daß er klare und bleibende Vorstellungen von denselben erlangt und das Schöne durch wirkliche Vertiefung in die Gestaltungen wahrhaft genießt. Zugleich erlernt der Zeichner eine Sprache, welche die sichtbare Welt in der vollkommensten, unmittelbarsten, der eigentlichen Anschauungs-Sprache darstellt und die Bilder der Dinge in einer jedem Volke faßlichen Weise aufbewahrt. Was will alle noch so exakte und wohl geordnete Wortbeschreibung eines Naturwesens oder einer Maschine bedeuten im Vergleiche zu einer leidlichen Zeichnung? Wie arm ist die reichste Dichtersprache, um selbst so bestimmt verschiedene Formen, wie das Antlitz verschiedener Menschen sie zeigt, auch nur annähernd anschaulich zu machen! Wie zauberähnlich regt dagegen eine flüchtige Skizze des Profiles, selbst ein bloßer Schattenriß den Beschauer an, daß ihm augenblicklich das ganze Wesen des Dargestellten wie eine Erscheinung vorschwebt! Und doch sind ganze Generationen in Deutschland aufgewachsen, welche, um einmal mit anderen Nationen verkehren zu können, den größten Teil ihrer Jugend fremden Sprachen widmen mußten, die Universalsprache des Zeichnens dagegen so wenig geübt haben, daß gebildete Männer sich für unfähig erklären, ihren Kindern die erste Anleitung zur Zeichenkunst geben zu können.

* Dem über diese naturgeschichtliche Staats-Ökonomie Aufschluß suchenden Vater ist zu empfehlen: Leunis' Synopsis der Naturreiche. 1. Teil: Das Tierreich. 2. Teil: Das Pflanzenreich. Sig. — Der Titel lautet jetzt: Leunis' Synopsis der drei Naturreiche. I. Teil: Zoologie; II. Teil: Botanik (3. Aufl. 1886); III. Teil: Mineralogie und Geognosie. — S. ferner: Junge, Der Dorfteich als Lebensgemeinschaft. Kiel, 1886. — B. Landsberg, Streifzüge durch Wald und Flur. Leipzig, Teubner, 1895.

Wenn das aufblühende Geschlecht darin günstiger gestellt werden soll, so ist notwendig, daß diese Kunst von Jugend auf geübt und wenigstens in gleiche Rechte mit dem Klavierspielen eingesetzt werde, daß man jene hochwichtige Sprache aber auch wie eine lebende am Leben schule, nicht jahrein jahraus den Schüler papierene Muster nachahmen, sondern ihn frühe die Wirklichkeit in Zeichen übersetzen lasse.

Der Nutzen ist, wie bei der Erlernung der alten Sprachen, mehr ein formaler als ein realer. Goethe, der von Jugend auf fleißig gezeichnet hat, hat es trotzdem nicht über den Dilettantismus hinausgebracht; aber daß er einen guten Teil seiner klaren und wahren Auffassung der Natur und seiner gefeierten plastischen Darstellungsgabe seinem Studium der bildenden Künste verdanke, wird niemand ableugnen. Wenn auch das Zeichnen wegen der durch dasselbe zu erlangenden Fertigkeit, Gesichtsobjekte auf die anschaulichste Art darzustellen, nicht so großen praktischen Wert hätte, müßte doch dem Vater daran gelegen sein, daß sein Kind eine Fähigkeit übe, durch welche man eine gründlichere Kenntnis und eine genußvollere Auffassung der Natur und zugleich einen bestimmteren gegenständlichen Ausdruck in der Wortsprache sich aneignet. Möchten doch alle Väter dem Vater Goethe's in der Sorgfalt gleichen, mit der er seinen Sohn zur fleißigen, sauberen, gründlichen Durcharbeitung jeder angefangenen Zeichnung anhielt!*)

Sehen wir nun, wie die Familienstube den ersten Zeichensaal für die Kinder darstellen könne!

Nachdem das Kind seit dem zweiten Jahre angefangen hat, Bilder von Menschen und Tieren mit Lust zu betrachten, beginnt oft schon das dreijährige, sicher jedes fünfjährige gesunde Kind Gegenstände aus seiner Umgebung zeichnend darzustellen, und zwar wagt es sich gewöhnlich, wenn es kaum einige Fenster und Häuser gekrakelt hat, gleich an die schwierigsten Aufgaben, an die Darstellung von Tieren und Menschen. Dabei durchläuft es ziemlich dieselben Entwickelungsstufen, die man in der Geschichte der Kunst wahrnimmt. Wem fiele nicht, wenn er auf Schiefertafeln oder Kalkwänden die Vogelscheuchen ähnlichen Menschen mit Kürbisköpfen und rechtwinkligen, haardünnen Extremitäten sieht, wie die Jugend sie anzeichnet, die Bilderschrift der Mexikaner ein, und wer würde bei den Menschenfiguren aus mehr geübter Hand, wo das Profilgesicht das volle Auge zeigt, nicht an die ägyptischen Wandmalereien erinnert, wo die eckigen Gestalten in gliederpuppenartiger Steifheit dahin schreiten? Bald äußert sich im Kinde

*) Vgl. Dichtung und Wahrheit, 6. und 8. Buch (Goethe Werke, Hempelsche Ausg. Bd. XXI S. 11—14 und 123).

auch die Lust, seinen eignen oder fremden Zeichnungen durch Farbe mehr Leben und Wahrheit zu geben. Selten sind aber die Kinder — und solche legen dadurch eine höhere Begabung an den Tag — welche ohne bestimmte Anregung von Lehrern einen natürlichen Gegenstand treu abzuzeichnen streben und ihre Kopie nach dem Originale berichtigen und vervollkommnen. Die meisten betrachten ihre Zeichnungen nur als Symbole, als Bilderschrift, und sind zufrieden, wenn dieselben im Beschauer das Gedankenbild des Dargestellten erwecken, unbekümmert, ob eine nähere Übereinstimmung des Abbildes mit dem Vorbilde stattfindet.

Zum Zeichnen ist die Ausbildung zweier Organe nötig, des Auges und der Hand. Leider wird häufig der größere Nachdruck auf die mechanische Fertigkeit der letzteren gelegt, während man meint, das Sehen verstehe sich von selbst. Und doch ist das scharfe und richtige Schauen nicht bloß das wichtigere, sondern auch das schwierigere Erfordernis. Wie viele Schreiber giebt es nicht, die graziöse Züge und Schnörkel aus der Feder fließen lassen, und doch das einfachste Ding, welches ihnen tausend Mal vor die Augen gekommen ist, nicht zeichnen können, während ein anderer, der erbärmlicher Schönschreiber ist und das Zeichnen nicht gelernt hat, manche Gegenstände überraschend trifft! Man sagt, Raphael würde, wäre er auch ohne Hände geboren worden, doch der größte Maler gewesen sein. Möge dieses nicht ungereimte Paradoxon die Eltern, welche ihren Kindern wenig technische Vorteile überliefern können, trösten! Wer sein Kind ein schönes Naturwesen eingehend betrachten und verstehen lehrt, hat eine Zeichenstunde gegeben, die mehr Wert hat, als die manches Malers von Profession. Das Schauenlehren ist und bleibt die Hauptsache, und kann nicht frühe genug geübt werden. Das Kind, welches die Dinge durch Anschauen studiert, malt dabei die Bilder derselben auf die Tafeln seines Geistes.

Mit dem vierten Jahre, vielleicht noch früher, kann die Mutter beginnen, die Hand des Kindes im Zeichnen zu üben. Als erstes Zeichenmaterial diene Schiefertafel und Griffel. (Zweckmäßig ist es, in die Tischplatte der Kinderstube eine große Schiefertafel einlegen zu lassen, damit ein ganzes Kränzchen von Zeichnern sich wetteifernd üben könne.) Als Vorübung läßt man mit dem Lineale gerade gleichlaufende Linien von bestimmter Länge und in festgesetzten Abständen ziehen, später dieselben durch senkrechte oder schiefe kreuzen und lehrt dabei die Vorstellungen von gerade, senkrecht, wagrecht, schief, Viereck, Rechteck, Raute u. s. f. gewinnen. Dann muß das Kind dieselben Linien aus freier Hand ziehen und deren Mängel durch das Augenmaß, im Notfall durch das angelegte Lineal finden lernen. Zur Belohnung darf es hierauf solche Linien auf Papier ziehen, und

die dadurch entstandenen Vierecke, die bald Bonbons, bald Backsteine der Küchenflur u. dgl. darstellen, bunt malen. Die Mutter lehrt Farben wählen, welche angenehm zusammenstimmen und hält darauf, daß reinlich illuminiert werde. Dann läßt sie eine Spielkarte, ein Briefkouvert, einen Lebkuchen und ähnliche flächenartige Körper anfangs in natürlicher Größe, später in verjüngtem Maßstabe zeichnen; bald auch verschiedene aus Papier geschnittene Dreiecke, Vierecke und Vielecke nachzeichnen. Jede Kopie wird streng beurteilt und mit klaren Worten nachgewiesen, wo ein Fehler liegt. Die handgreiflichste Probe besteht darin, daß die Zeichnung durch die Originalfigur genau gedeckt werden kann, ohne daß letztere übergreift. Die Bedingungen solchen Deckens liegen in der Übereinstimmung sowohl der Länge der Seiten, als der von den Seiten gebildeten Winkel. In der Schätzung der Winkel werde das Kind, wie in der Einleitung angedeutet ist, fortwährend geübt. Hat man im Zeichnen geradliniger einfacher Figuren einige Fertigkeit erlangt, so schreitet man zu den krummen Linien. Eine Münze veranschaulicht den Kreis, den das Kind zuerst mit dem Zirkel, dann mit freier Hand ziehen lerne. Das Zeichnen von Vollmonden, die, wenn gut ausgefallen, mit Gold illuminiert werden, und von Zielscheiben, Kuchen u. dgl. versüße die abstrakten Formen. Die Ellipse, welche zunächst zu üben ist, wird durch den Boden der Badewanne versinnlicht. Aus buntem Papiere geschnittene krummlinige Figuren (goldpapierne Halbmonde und Mondsicheln, Ringe, Brezelgestalten u. dgl.) geben pikante Übungsstoffe.

Sobald in der Zeichnung dieser einfachsten Linien und Figuren Sicherheit und Reinlichkeit der Striche erworben ist, was sich bei sechs- bis achtjährigen Kindern wohl erreichen läßt, geht man zur Nachahmung belebter Naturwesen über, und zwar zuerst zur Nachbildung von Pflanzen, indem man das Kind sich selbst eine illustrierte botanische Terminologie schaffen läßt.

Zuerst werden einzelne Blätter gezeichnet, die man flach auf den Tisch legt und als bloße Flächen ohne Dicke betrachtet. Zur Richtungslinie wird die Hauptrippe, die meist als deutlich erhabene Leiste vortritt, oder wo diese fehlt, eine gedachte Mittellinie gewählt. Von dieser müssen die Umrißlinien der beiderseitigen Hälften an den entsprechenden Punkten gleich weit entfernt sein. Dabei gewinnt das Kind bald den Begriff des Ebenmaßes (der Symmetrie), dessen Geltung auch in den Formen der Blumen, der Tiere, des menschlichen Körpers und der menschlichen Kunstwerke aufgesucht werden muß. Die Umrisse werden zuerst in leichten, die kleinen Ausbiegungen von der Hauptkontur vernachlässigenden Strichen gezogen, dann sorgfältig durchgebildet und mit bestimmten, reinlichen Linien bezeichnet. Man gewöhne übrigens das Kind frühe daran, dasselbe Blatt in verschiedenen

Richtungen, bald mit der Spitze nach rechts, bald nach links, wegwärts oder dem Zeichner zugewendet zu zeichnen. Natürlich muß man zu den ersten Zeichenversuchen die einfachsten Blattmuster wählen. Eine Stufenreihe solcher natürlichen Vorlagen, welche zugleich die hauptsächlichsten Formen der Blätter terminologisch bezeichnet, möchte folgende sein.

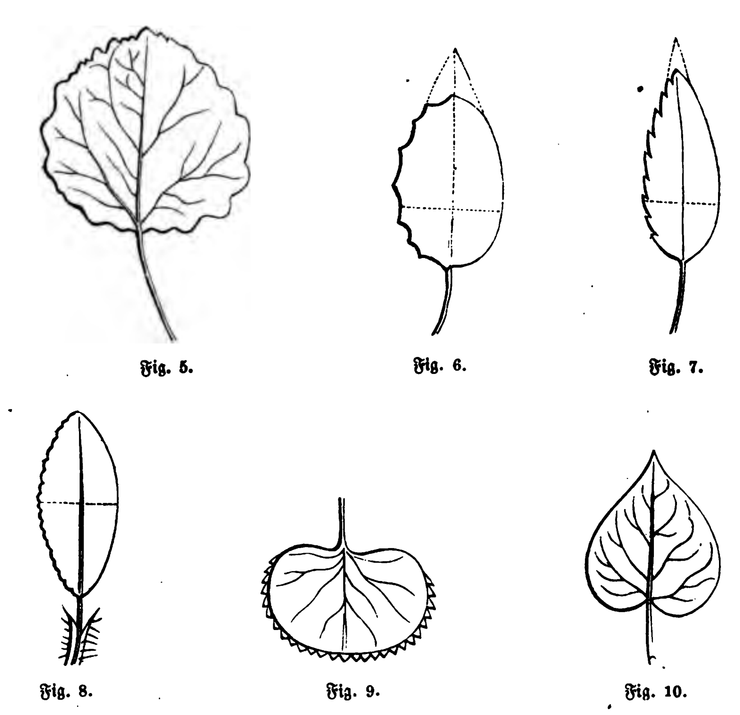


Fig. 5. Fig. 6. Fig. 7.

Fig. 8. Fig. 9. Fig. 10.

1. Lineale Blätter, deren seitliche Umrisse fast wie bei einem Lineale gleichlaufend sind, z. B. Schneeglöckchen (stumpflich=lineal), Narzisse (stumpf=lineal), Tanne (stachel=spitzig lineal). Ähnlich ist das schwertförmige Blatt der Iris (Schwertlilie).

2. Rautenförmige Blätter, z. B. italienische Pappel, zugespitzt, gesägt*); Birke, doppelt gesägt. Beim Entwurfe wird nur die Hauptkontur angegeben, die zahnförmige Auszackung später hinzugefügt.

*) Der Rand der Blätter ist entweder ganz (Buchsbaum), und dabei wellig (Tulpe) oder in verschiedener Weise eingeschnitten, nämlich gesägt (Fig. 7), gezähnt (Fig. 5), gekerbt (Fig. 8), ausgeschweift (Fig. 6), gebuchtet (Eiche Fig. 14), schrotsägeförmig (Fig. 13), (Löwenzahn, Cichorie) gewimpert (Fig. 8), Sig.

3. Kreisrund: Zitterpappel, dabei ausgeschweift oder stumpfgezähnt oder gesägt (Fig. 5); Kapuzinerkresse (Nasturtium), deren Blatt wegen des nicht am Rande, sondern fast in der Mitte angewachsenen Blattstieles schildförmig heißt. Schon bei den vorigen, noch mehr bei diesen Formen ist darauf aufmerksam zu machen, wie die Natur die geometrischen Grundformen nicht sklavisch einhält, sondern frei spielend mannigfaltig variiert.

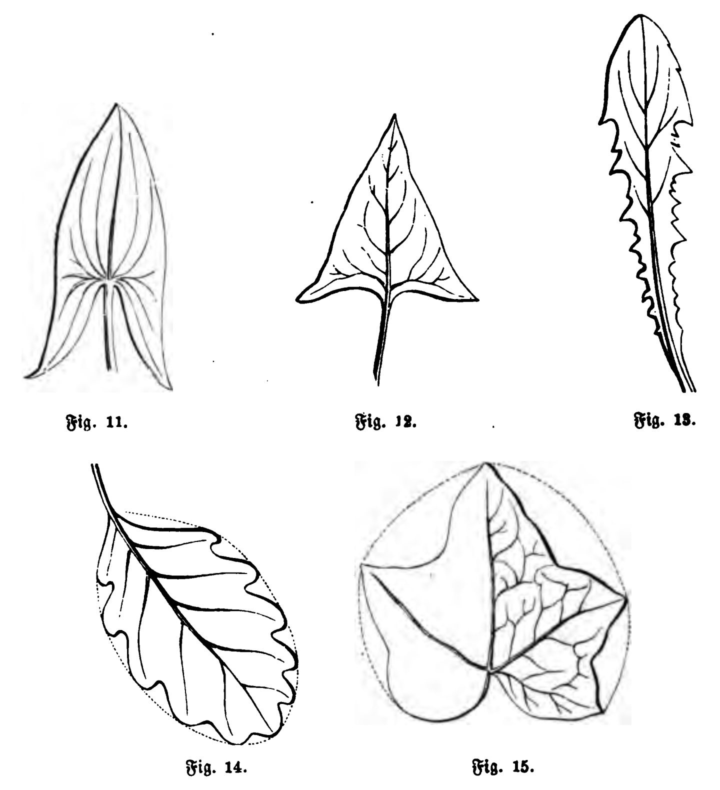


Fig. 11. Fig. 12. Fig. 13.

Fig. 14. Fig. 15.

4. Elliptisch: Maiblume, Rotbuche, Zwetsche, Schlehe, Kirsche, Rose, länglich=elliptisch bei manchen Orchisarten. (Fig. 8 mit bewimperten Nebenblättchen.)

5. Eirundes Blatt, dessen größter Querdurchmesser nicht in der Mitte, sondern näher am Grunde liegt (Fig. 6): Buchsbaum, Primel (zugleich gekerbt), Aurikel (verkehrt=eiförmig, d. h. der spitzere Teil grenzt an den Blattstiel); Kornelkirsche, Ulme (länglich=eirund, am Grunde ungleich, doppelt gesägt): Aprikose, Apfel (stumpf=gesägt), Birne, Heidelbeere, Calla (eirund=dreieckig, am Grunde pfeilförmig.)

6. Lanzettig, d. h. ähnlich der Klinge der Chirurgen=Lanzette (Fig. 7),

unterscheidet sich vom eiförmigen durch einen verhältnismäßig kleineren Querdurchmesser: weiße Lilie, Kopfweide, Thränenweide (zugespitzt, kleingesägt), Mispel, Lack, Levkoje, spitzer Wegbreit, Tulpe (eirund-lanzettig), weiße Lilie (lineal-lanzettig), Kaiserkrone (länglich-lanzettig.)

7. Nierenförmig: (Fig. 9) Haselwurz, Gundermann oder Gundelrebe.

8. Herzförmig: (Fig. 10) Flieder- oder Silberblüte, Linde (schief-herzf.), Sauerklee (verkehrt-herzf.), weise Seerose.

9. Pfeilförmig: (Fig. 11) Ackerwinde, Pfeilkraut, großer Sauerampfer (eirund, am Grunde pfeilförmig) und spießförmig (Fig. 12), Spinat, der zuweilen zugleich pfeilförmige Blätter hat, und kleiner Sauerampfer.

Bei diesen Formenstudien werde nicht versäumt, auf die Übergänge zu verwandten Formen, welche die Blätter derselben Pflanze, z. B. die der Zitterpappel zeigen, aufmerksam zu machen. Die der Wurzel näheren Blätter sind häufig anders gestaltet, als die oberen, und manche Pflanzen sind wahre Stufenleitern von Blattformen. Zur Schärfung des Formensinnes lasse man solche Übergangsformen zeichnen und die Unterschiede in Worten angeben.

Beim Abzeichnen der nun folgenden zusammengesetzten Blattformen lasse man stets zuerst den Gesamtumriß des Blattes benennen und entwerfen, dann die Hauptrippen der Teile als Führungslinien angeben, und hierauf die mannigfaltigen Ausschnitte und Anhängsel hinzufügen. Soll z. B. das Epheublatt (Fig. 15) entworfen werden, so giebt man zuerst die Herzform des ohne Lappen gedachten Blattes an, zieht dann die fünf Hauptrippen, und versieht nun den Umriß mit den winkeligen Buchten.

10. Lappig: Leberblümchen dreilappig, mit eirunden Lappen; Stachel- und Johannisbeere 3—5 lappig, Gurke und Kürbis 5 lappig, Wein, Feige, Epheu (Fig. 15), Schneeball.

11. Spaltig: Hagedorn dreispaltig; Spitzahorn handspaltig mit langgespitzten, buchtig-gezähnten Zipfeln; Raps fiederspaltig, leierförmig.

12. Teilig: Handteilig Passionsblume, Wiesenstorchschnabel, Frühlingsfünffingerkraut; fiederteilig Engelsüßfarrenkraut.

13. Dreizählig: Erdbeere, Dreiblattklee, Brombeere, Sauerklee.

14. Gefingert: Kastanie, Hanf, Lupine.

15. Gefiedert: Paarig-gefiedert: Esparsette, Erbse und Linse (zugleich mit Endranken). Unpaarig-gefiedert: Esche, Walnuß, Rose, Akazie, Himbeere, Sellerie; Möhre (Karotte) doppelt- und dreifach-gefiedert; Dill und Fenchel drei- und mehrfach gefiedert. Die prächtigen Wedel der meisten Farrenkräuter gehören auch hierher. Die am Grunde des Blattstieles der Rose, Erbse und anderer Fiederblätter, sowie die am Grunde der Veilchenblätter stehenden Blättchen von abweichender Form heißen Nebenblätter. Ein dem Blatte der Kartoffel ähnlich gestaltetes Blatt heißt unterbrochen gefiedert.

Bei jedem neuen Blatte wird die Frage angeregt, welcher bekannten Form es am ähnlichsten sehe, wodurch es sich von andern unterscheide und wie es kurz und bestimmt zu benennen sei. Je mehr eine Form verstanden ist, mit desto größerer Lust und Geschicklichkeit

wird sie nachgeahmt. In dem Verhältnisse, wie der Schüler fortschreitet, muß auch auf größere Treue des Details gehalten werden. Während man mit der Zeichnung eines achtjährigen Kindes zufrieden sein kann, wenn sie die Umrisse eines Blattes schematisch richtig darstellt, so muß der zehnjährige Schüler auch die größeren Verästelungen der Rippen und die Randverzierungen der Blätter fleißig nachbilden. Zur Belohnung und Anregung läßt man ein Blatt, dessen Form auf der Schiefertafel genügend wieder gegeben ist, in ein Zeichenbuch eintragen und illuminieren. Dabei wird die Mutter vielfach Gelegenheit haben, die sorglose Wahl der grünen Farbstoffe zu rügen. Das Kind färbt seine Zeichnung, obgleich das wirkliche Blatt ihm vorliegt, mit dem giftigsten Grünspan. Es geht ihm, wie manchem ungebildeten Landschafter, der seinen rohen Farbensinn durch verzweifelt-grüne Farbentöne widerwärtig macht. Bei den meisten Kindern bedarf es nur wenig Vergleiche des Nachbildes mit der Natur, um sie ihres Fehlers zu überführen, und einige Anleitung genügt, um sie zum Versuch der Mischung des entsprechenden Grün aus Blau, Gelb und Braun zu veranlassen.

Hat das Kind durch fleißiges Nachbilden flach vor ihm liegender Blätter sein Auge im Auffassen und seine Hand im Nachzeichnen der Blattformen geübt, so kann es, wenn die Eltern einen höhern Kursus des Naturzeichnens mit ihm durchmachen wollen, versuchen, die Blätter in der Weise, wie sie am Zweige oder Stengel angeheftet sind, darzustellen. Dies ist eine weit schwierigere Aufgabe, weil dabei erfordert wird, die verschiedenen Ebenen, welche von den Blättern beschrieben werden, auf die eine Ebene des Papieres zu übertragen. Zuerst wird die Art berücksichtigt, in welcher das Blatt anbefestigt ist. Entweder sitzt es stiellos an, oder ist kurz- oder langgestielt. Der Blattansatz läuft zuweilen eine Strecke am Stengel abwärts, oder umfaßt diesen mit einer Scheide (Weizen.) Dann muß sich der Schüler von den scheinbaren Formveränderungen, welche die Körper für das Auge je nach den verschiedenen Gesichtspunkten erleiden, durch Anschauung bekannt machen. Die Platte eines quadratförmigen Tisches, welche in gewisser Entfernung ein Trapez mit zusammenneigenden Seitenkanten darstellt, illustriere zuerst das Gesetz, daß dieselbe Strecke (hier die hintere Kante des Tisches) in verschiedener Entfernung nicht gleich groß aussieht. Die Platte eines runden Tisches oder ein auf dem Tische stehender Teller zeige, wie eine Kreisfläche dem schief davon befindlichen Auge zur Ellipse zusammenschrumpft. Ein auf den Tisch gestelltes Buch, welches man so anblickt, daß erst nur eine Fläche, dann zwei und endlich drei Flächen desselben sichtbar werden, verschiedene Zimmergeräte, Dächer, Häuser u. dgl. erläutern die Gesetze der Perspektive an einfachen geradlinigen Körpern.

Daß ähnliche scheinbare Formveränderungen der Flächen und Körper auch an den Pflanzen auftreten, wenn der Augenpunkt des Betrachtenden seinen Ort verändert, ist leicht ersichtlich, wenn man das Glas, worin ein mit wenig Blättern versehener Zweig steckt, langsam umdreht, während der Beschauer seine Stellung behauptet. Es genügt, dem Kinde entsprechende Erscheinungen an einfachen Flächen und Körpern zu zeigen, da es zum Verständnis der Gründe dieser Vorgänge nicht reif ist. Besonders aufmerksam gemacht werde es auch auf den Umstand, daß durch die dem Auge näher liegenden Blätter die dahinter befindlichen teilweise oder ganz unsichtbar gemacht werden und daß, um der Bildfläche den Schein des Körperlichen zu geben, diese Verdeckungen auf dem Bilde bemerklich gemacht werden müssen. Als Beispiel einer leichten derartigen Aufgabe diene Fig. 16. Übersehen werden von jungen Zeichnern gewöhnlich die durch das Gewicht der Blätter, Blumen und Früchte bewirkten Biegungen der Blatt- und Blütenstiele und Zweige, so daß die Kopie den auf Drähten befestigten, aus Papier gebildeten künstlichen Pflanzen gleicht. Wird das Kind überzeugt, wie viel schöner und mannigfaltiger die natürliche Pflanze durch ihren Reichtum sanft gekrümmter Linien wird, und wie jede Pflanzenart je nach den Winkeln, unter denen ihre Zweige vom Stamme abgehen, und nach dem Gewichte der Blätter im Verhältnisse zur Dicke und Steifigkeit der Stiele und Zweige einen besonderen Charakter (Tracht) besitzt, so bestrebt es sich eifrig, diese Eigentümlichkeiten nachzuahmen. Besonders interessant ist das Studium der Tracht der Bäume, die von der steifrutigen Alleepappel an bis zur wasserfallartigen Hängebirke und Thränenweide so viele schöne Mittelformen zeigen.



Fig. 16.

Um die Größenverhältnisse der einzelnen Teile eines beblätterten Zweiges richtig einzuhalten, wird zuerst ein Maßstab für das Bild festgesetzt (anfangs immer der der Lebensgröße, später auch ein ver-

jüngter, aber nie zu kleiner Maßstab), und alle Teile des Zeichenmusters nach ihrer durch die Perspektive bedingten scheinbaren Größe auf die Einheit jenes Maßstabes, zu welcher am besten ein Blatt gewählt wird, bezogen. Manche mit feinem Augenmaße begabte Kinder treffen diese Größenverhältnisse, sowie die durch die Perspektive bedingten Verkürzungen ziemlich richtig, ohne darauf hingewiesen worden zu sein; immer aber ist es besser, auch solche Talente zum bewußten Beobachten jener Verhältnisse anzuregen, weil nur durch denkendes Anschauen das instinktartige Treffen vervollkommnet wird. Fig. 17, einige Blätter der Bärenklau darstellend, möge solche Nachahmungen andeuten.



Fig. 17.

Gleichzeitig und abwechselnd mit solchen Darstellungen des Pflanzenblattes, oder vor diesen Übungen, läßt man Körper, welche wegen bedeutenderer Dicke nicht wie bloße Flächen erscheinen, perspektivisch zeichnen. Zuerst werden die einfachsten stereometrischen Gestalten: Würfel, Platte, Balken, Pyramide, Keil, Dach angeschaut, nach ihren wesentlichen Merkmalen (Zahl und Figur der Flächen, Zahl und Beschaffenheit der Kanten und Ecken) unterschieden und von mehreren Gesichtspunkten aus gezeichnet. Will sich das Kind dann an der Nachahmung von Büchern, von Zimmer- und Hausgeräten oder von Häusern im perspektivischen Zeichnen üben, so wird stets vorläufig erwogen, mit welcher von den obigen Grundformen der fragliche Gegenstand am meisten übereinstimmt, ferner wie sich die Länge der einen Kante desselben zu der der andern verhält, und unter welchem Winkel sie sich treffen. Sind dann noch die regelmäßigen

Formen von Walze, Kegel und Kugel, an welche man die des Eies, der Glocke, des Trichters, des Kruges und der Schüssel anreihen möge, beschaut und gezeichnet, so ist das Kind gerüstet, zur Darstellung aller Pflanzenteile überzugehen.

Natürlich sucht man auch hier einen Stufengang vom Leichten zum Schweren. Die leichtesten Pflanzenteile sind die den stereometrischen Urformen ähnlichsten. In der Möhrenwurzel erkennt das Kind leicht den Kegel, in der Kartoffel eine höckerige Kugel, in der Zwiebel einen Doppelkegel. Auch die Früchte, welche ein Lieblingsgegenstand der kleinen Zeichner sind, führt man auf jene einfachen Grundgestalten zurück und läßt die Johannisbeere und Weinbeere als Kugel, die Stachelbeere, Pflaume und Walnuß als eiförmigen Körper, den Apfel als eine in die Breite oder Länge verschobene Kugel mit einem Nabel am Stiele, die Birne als Eiform mit kegelförmigem Stielansatze auffassen. Unter den Früchten befindet sich außer den von Malern des Stilllebens gewöhnlich gewählten Obstarten eine Menge dankbarer Zeichenmodelle. Es sei nur an den prächtigen Mohnkopf, die Gurke und die vielgestalteten Kürbisse, die Pfaffenhütchenkapsel, die Storchschnabelfrucht, die Kapsel des Bilsenkrauts und Stechapfels und an die niedlichen Moosurnen erinnert. Auch manche Samen müssen schon deshalb, weil die Sprache ihre Namen zu typischen Vertretern aller ähnlich gestalteten Körper gewählt hat, einmal gezeichnet werden, z. B. die Linse (auch im Durchschnitte), die Bohne, Eichel, Mandel. Recht wie zu Zeichenmodellen geschaffen sind die Pilze (Morchel, Fliegenschwamm, Champignon), an denen man zugleich Muster zum Illuminieren hat. Dem Kinde wässert ordentlich der Mund, wenn es beim Zeichnen des Fliegenschwamms an den Zinnober denkt, womit es ausmalen will.

Die Krone aller Zeichenmuster aber sind die Blumen. Ihre schönen Gestalten und Farben ziehen so an, daß selten ein Kind die Gelegenheit, dieselben nach der Natur zeichnen zu lernen, nicht dankbar annimmt. Dem Versuche zum Nachzeichnen gehe auch hier stets die genaue Anschauung und Erörterung der Formen voraus. Die Gestalt des Kelchs, die Länge seiner Zipfel im Verhältnis zum unzerspaltenen Teile, die Formen der Krone, die herausragenden Staubgefäße u. s. w. müssen erst bewußt aufgefaßt sein, ehe der Griffel zur Hand genommen wird. Dann wird die Stellung, in der die Blume gezeichnet werden soll, gewählt; für Anfänger ist bei den meisten Blumen die Profilansicht die leichteste; der fortgeschrittene Zeichner wählt gern eine Stellung, die soviel als möglich einen Blick ins Innere der Blüte eröffnet, und zeichnet, um die Details, die wegen Verdeckung an derselben Figur nicht zu sehen sind, sichtbar zu machen, mehrere Blumen in verschiedener Stellung zugleich auf sein Bild.

Das in Bezug auf die Blätter über den Maßstab und die Umrisse des Entwurfs Gesagte gilt auch hier. Man beginnt mit größeren einfachen und regelmäßigen Blumen, z. B. Primel, Glocke, Winde, Tabak, Calla, Gurke und den leichteren mehrblättrigen, wie Tulpe, Kaiserkrone, Lilie, Fuchsia, Klatschmohn; geht dann zu schwierigeren einblättrigen (Kartoffel, Salbei) und mehrblättrigen (ungefüllte Hundsrose, Kirsch- und Lindenblüte, Butterblume [Caltha palustris], Erbse) über. Später läßt man versuchen, auch die gleichsam aus der üppigen Phantasie eines Arabeskenzeichners entsprossenen Blumen des Stiefmütterchens, der Amaryllis, des Sturmhutes, Rittersporns, Fingerhuts, des Löwenmauls, des Nasturziums, der Sonnenblume, Aster und Kornblume, der Centifolie und Schwertlilie (Iris) und der phantastischen Orchideen zu zeichnen. Ist eine Blume mehrmals abgezeichnet worden, so wird versucht, dieselbe aus dem Gedächtnis zu entwerfen und die Zeichnung sorgfältig nach dem Originale berichtigt. Nunmehr ist es Zeit, gute Vorlegeblätter mit schattierten Blumen zur Hand zu nehmen, teils um die Unbeholfenheit der Manier zu glätten, teils um die technische Darstellung des Schattens, der zuvor an den natürlichen Dingen zu beobachten ist, abzusehen. Fig. 18 möge die Art des Naturzeichnens andeuten, wie Kinder den Habitus einer Lilie darstellen.



Fig. 18.

Schon bei den perspektivischen Vorübungen bietet sich Gelegenheit, an einem Buche, Schranke oder Hause die der Lichtquelle abgekehrte Schattenseite und den auf den Boden fallenden Schlagschatten der Körper wahrnehmen zu lassen. Besonders in die

Augen fallend ist die Verteilung von Schatten und Licht im Zimmer bei Kerzenlicht, und hier ist es auch leicht, anschaulich zu machen, wie je nach dem Standpunkte der Kerze die Schattenseite und der Schlagschatten ihren Ort, letzterer auch seine Größe und Form, ändern. Nach solchen Vorstudien ist nur ein Wink nötig, um dem Kinde bemerklich zu machen, wie ein von dem Sonnenlichte weggewendetes Blatt weniger hell erscheint, und wie das hinter einem andern liegende Blatt von diesem mit einem Schlagschatten übergossen wird. Dabei fällt in die Augen — und wird, auch wenn das Kind sich nicht an das Malen wagt, ausdrücklich besprochen — wie die Farben der Blätter und Blüten durch Beschattung andere Töne annehmen, und wie selbst eine wenig dichte, vor die Sonne tretende Wolke die Färbung einer Pflanze, ja einer ganzen Landschaft umstimmt. Bemerkt nun der kleine Zeichner, wie er durch die Schattierung seinem Bilde den körperlichen Schein eines Reliefs geben kann, so wird er sich emsig bemühen, seiner Kopie durch die Schattenlagen von verschiedener Tiefe, welche Kinder, die nur nach Vorschriften kopieren, ungern und sorglos nachschwärzen, den Schein des Lebens zu verleihen.

Ein solches treues Studium und Nachbilden der Pflanzenformen soll nicht etwa den Vorteil gewähren, daß der Knabe spielend zum Naturforscher oder Maler abgerichtet werde; ein fleißiges Naturstudium der Art wird vielmehr, statt eitel zu machen, das Bewußtsein erwecken, wieviel dazu gehöre, ein Naturwesen zu verstehen und nachzubilden; es wird eher die sauer zu erklimmende Höhe der Wissenschaft und Kunst, deren Gipfel nur wenigen Auserkorenen erreichbar ist, als etwas Hohes und Ehrwürdiges zeigen, als daß es zum dünkelhaften Dilettantismus verlockte. Außerdem wird es das Urteil über Schön und Häßlich wecken und verfeinern und der freibildenden Phantasie Stoff zu ihren Kombinationen geben. Beides thut in unserer Zeit sehr not. Man halte die Schnörkel vieler modernen Gebäude und die Zieraten der Zimmergeräte, an denen die Mode sich freut, zusammen mit dem Reichtum und der Schönheit der Ornamentik, die unsere mittelalterlichen Vorfahren der Pflanzenwelt entlehnten, um zu erkennen, wie sehr die Fähigkeit, die Pflanzenformen zu schauen und poetisch zu verwenden, abhanden gekommen ist. Ein Knabe, der Weinreben und Hopfenranken, Kletten, Disteln und Bärenklau fleißig gezeichnet hat, wird gewiß die Rokokkoschnörkel der Zopfblumen, die jetzt so beliebt sind, nicht schön finden. Ein Hauptgewinn aber liegt in der durch solches künstlerisches Bemühen gewonnenen Überzeugung, daß, um ein schönes Werk der Natur oder der Kunst zu verstehen und wahrhaft zu genießen, studiert und gearbeitet werden muß.

Die bisher besprochene Methode des naturwissenschaftlichen Zeichnens

(die Habitus-Zeichnung) giebt, und kämen die Bilder denen eines Huysum oder Redouté*) gleich, doch immer nur eine Anschauung des äußeren Scheines, da die Gesetze der Optik es unmöglich machen, die einzelnen Teile einer Blume in ihrer wahren gegenseitigen Lage und Entfernung darzustellen. Die naturwissenschaftliche Kenntnis einer Gegend giebt nicht das Landschaftbild allein, sondern vielmehr der Plan, die Karte; die Einrichtung eines Hauses wird nicht durch die äußere Ansicht (den Aufriß), sondern durch den Grundriß und die Durchschnittsbilder offenbar. So findet auch die malerische Darstellung der Pflanzen, und insonderheit der Blüten und Früchte, ihre notwendige Ergänzung durch diejenigen Darstellungen, welche man die architektonischen Zeichnungen der Pflanzen nennen könnte.

Um das Wesen und die Vorteile derselben nachzuweisen, macht man zuerst Querschnitte von Pflanzenstämmen, Zweigen und Blattstielen, und zeigt, wie aus der Form der Schnittfläche erst die Form von jenen klar einzusehen ist. Der zweischneidige Schaft der Narzisse, der vierkantige der Salbei liefern Beispiele. Nicht minder ersprießlich ist der Querschnitt zur Kenntnis der Blattformen. Wie klar wird



Fig. 19. Fig. 20. Fig. 21.

das oben mit einer Rinne, unten mit einem Kiele versehene Blatt des Schneeglöckchens durch den Querschnitt! Das Kind lernt nicht ohne Schwierigkeit das Blatt der Tanne, Fichte und Kiefer unterscheiden; die Durchschnitte der Nadeln der Tanne (Fig. 19), der Fichte (Fig. 20) und Kiefer (Fig. 21) geben feste Haltpunkte durch die Verschiedenheit der Umrisse und der Harzgänge.

Unentbehrlich ist die Besichtigung des Querschnittes zum Verständnis der Bauart der Früchte. So weist der Querschnitt die fünf Fächer der Heidelbeere (Fig. 22) mit ihren vielen Samen nach, und zeigt dadurch die Ähnlichkeit ihres Baues mit dem des Apfels, bei dem aber nur zwei Kerne in jedem Fache stecken. Ein Schnitt quer durch eine junge Gurke (Fig. 23) geführt, läßt drei Fächer mit randständigen Samen, ein solcher durch die Roßkastanie ebenso viele Fächer mit an der Achse befestigten Samen erkennen. Die junge

*) Jan van Huysum (1682—1749), ausgezeichneter Blumen- und Fruchtmaler. Goethe sagt von seinen Werken „er habe sich in ihnen gleichsam über das Mögliche hinübergearbeitet“ (in dem Aufsatz: „Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil“). — Pierre Joseph Redouté (1759—1840), Professor am Naturhistorischen Museum zu Paris, zeichnete u. a. die Pflanzen zu den Werken des De Candolle.

Weinbeere hat zwei Fächer mit je zwei Samen, von denen in jedem Fache einer durch Verkümmerung verschwindet. Der einfächrige Fruchtknoten der Kirsche enthält in der frühesten Jugend zwei Samenknospen, von denen aber fast regelmäßig eine verkümmert, so daß dem Unkundigen eine reife Kirsche mit zwei Samen als eine Monstrosität erscheint. Der Fruchtknoten der Tulpe (Fig. 24) ist eine dreifächrige Kapsel, welche in jedem Fache zwei Reihen am Centralwinkel befestigte Samen enthält. Die Frucht des Kümmels (Fig. 26) stellt sich nach dem Durchschneiden dar als zusammengesetzt aus zwei Teilfrüchtchen, von denen jedes fünf erhabene Reifen, ebensoviel mit einer Ölstriefe versehene Rillen und ein halbkreisförmiges Eiweiß hat. Für manche Pflanzenfamilien, z. B. die der Doldengewächse, wozu der Kümmel gehört, giebt in der

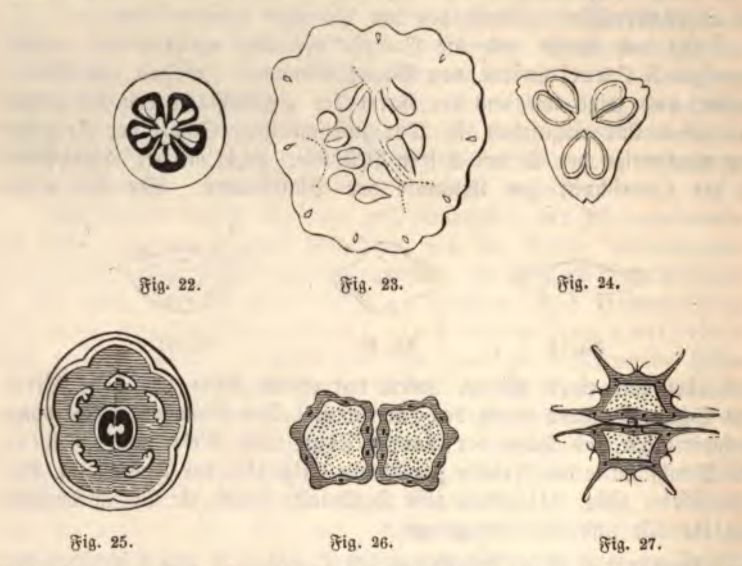


Fig. 22. Fig. 23. Fig. 24.

Fig. 25. Fig. 26. Fig. 27.

Thât der Querschnitt der Frucht das einzige Mittel zur Bestimmung der Gattung. Die Möhre, zu derselben Familie gehörig, hat einen Querschnitt wie Fig. 27.

Es ist für die Kinder eine wahre Lust, den inneren Bau der Früchte, besonders der Obstarten kennen zu lernen, und sie treiben, sobald sie wahrgenommen haben, daß man dadurch in die geheimen Kämmerchen der Früchte blicken kann, (worin gleichsam in Nestern die Samen hausen, von denen so oft ein Nesthökchen verkümmert) solche Untersuchungen als Spiel und haben ihre Freude an den, den Kaleidoskop-Bildern ähnlichen, Grundrissen der Fruchtformen.

Das Verständnis der Blumen wird durch das Beschauen der Querschnitte und das Entwerfen der Grundrisse so sehr gefördert,

daß man sagen darf, der Mensch, der den Grundriß einer Blume nicht erforscht habe, könne so wenig Einsicht in die ästhetische*) Wesenheit einer Blüte gewinnen, als derjenige einen Dom zu würdigen wisse, der dessen Grundriß nicht kennt. Um zu zeigen, wie solche Darstellungen den architektonischen Grundgedanken der Blumen versinnlichen, mögen hier die Grundrisse der Silberblüte (Syringa) Fig. 30, der Lilie Fig. 29, des Rapses, Fig. 28 stehen, während Fig. 25 den Plan der Weinblüte darstellt.

Die Silberblüte hat in der Mitte einen zweifächrigen Fruchtknoten mit je zwei Samenknospen, zwei an die Krone angewachsene Staubgefäße, eine einblättrige Krone und einen einblättrigen Kelch. Die Lilie trägt in der Mitte einen dreifächrigen Fruchtknoten mit je zwei Samenknospen, zwei Kreise von je drei Staubgefäßen, und zwei Kreise mit je drei Blättern, welche man, weil sie sich nicht durch Farbe unterscheiden, als Blütenhülle zusammenfaßt. Bei der Weinblüte befindet sich im Mittelpunkte ein zweifächriger Fruchtknoten, um ihn ein Kreis von fünf Staubgefäßen, und um diesen zwei Kreise von fünf Blumenblättern und fünf Kelchblättchen. Der Raps reiht um einen zwei-



Fig. 28. Fig. 29. Fig. 30.

fächrigen Fruchtknoten sechs Staubgefäße, wovon zwei kürzer sind als die andern, um diese einen Kreis von vier Kronblättern und zu äußerst einen solchen von vier Kelchblättern. Selbst jedes Kind äußert lebhaftes Wohlgefallen über die Kunst, wie auf so einfachem Plane ein schönes Kunstwerk sich erbaut, bei dem die Teile, selbst wenn ihre Anzahl nicht die gleiche oder die doppelte des inneren Kreises ausmacht, so schön symmetrisch geordnet sind.

Während der Querschnitt die Anordnung der Blütenteile neben einander im Grundrisse veranschaulicht, zeigt der Längenschnitt, welcher die Blume von oben nach unten hälftet, die Art, wie die einzelnen Stücke der Blüte über- und aufeinander stehen, also gewissermaßen das Zimmermannswerk des Blumentempels. Als Fingerzeig, wie solche Längenschnitte auszuführenund zu deuten sind, mögen hier einige Umrisse folgen.

*) Sigismunds anmutiger Aufsatz: „Das Schneeglöckchen, ein Beitrag zur Ästhetik der Pflanzen" (Aus der Heimat, Glogau, 1863) giebt ein treffliches Muster für derartige Übungen.

Der Längsschnitt der Stachelbeere (Fig. 31) zeigt, wie der glockenförmige Kelch den Fruchtknoten umschließt und auf seinem freien Saumrande, dessen Zipfel sich abwärts schlagen, die Kronblätter und Staubfäden trägt. Die ähnlich aufgebauten Blumen der Gartenglocke (Campanula medium) Fig. 32 und der Rose (Fig. 33) erklären sich von selbst.

Die Erdbeere (Fig. 34) trägt auf dem flach ausgebreiteten Kelche die fünf Kronenblätter und viele Staubgefäße, die kleinen Schließfrüchtchen stehen in großer Anzahl auf dem zapfenförmig verlängerten Blütenboden, der den

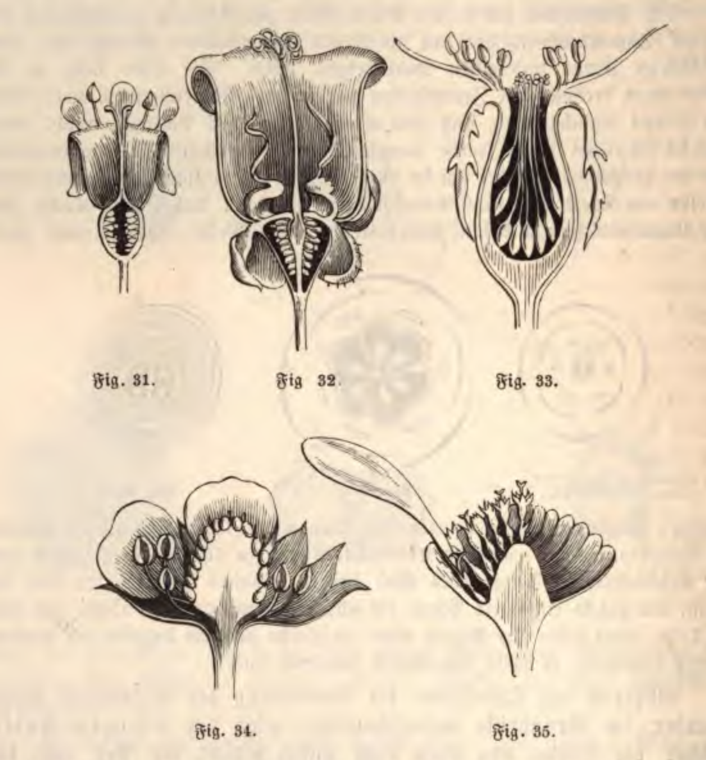


Fig. 31. Fig 32. Fig. 33.

Fig. 34. Fig. 35.

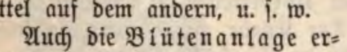
wohlschmeckenden Teil der Frucht bildet. Das Gänseblümchen (Fig. 35) zeigt innerhalb des Kelchs, der aus schuppenförmigen, wie Dachziegel über einander greifenden Blättchen besteht, einen kegelförmigen Blütenboden, auf dem viele Fruchtknötchen sitzen. Die dem Kelche nächsten Fruchtknötchen tragen lange weiße, zungenförmige, die inneren dagegen gelbe glockenförmige Kronen. Es stehen also in dem gemeinsamen Kelche viele Blümchen, und die Gänseblume heißt deshalb eine Vereinsblüte. Sehr ähnlich ist die Kornblume (Fig. 36) gebaut, nur daß hier die Randblütchen trichterförmig und ungleich-fünfspaltig

sind, daß alle Samen Haarkronen tragen und zwischen sich auf dem Blütenboden Spreuborsten haben.

Will der Vater sich und den Kindern die ersten Frühlingstage, wo man begierig auf eine Lebensäußerung der Pflanzenwelt wartet, dadurch versüßen, daß er dem geheimen Bauen der Natur lauscht, so kann er hinter den Vorhang, der ihre Arbeit verbirgt, schauen, wenn er die Knospen der Bäume quer durchschneidet. Er findet innerhalb der braunen Knospenschuppen die jungen zarten Blättchen auf den verschiedenen Bäumen so eng und kunstvoll raumersparend zusammengedrängt, daß viele in der engen warmen Herberge beisammen sein können.*) Die Blätter sind in den Knospen entweder einfach zusammengeklappt (Linde und Eiche), oder in viele Längsfalten gefältelt (Buche, Weinstock) oder einfach aufgerollt (Kirsche) oder in Form von spiraligen Hörnern gewunden (Pappel und Weide). Auch in der Lage der einzelnen Blätter zu einander zeigen die Knospen verschiedener Pflanzen charakteristische Besonderheiten, welche schon andeuten, wie die entwickelten Blätter am Zweige dereinst sich gruppieren werden. Bei der Aprikose umfaßt jedes äußere Blatt das innere vollständig, bei der Schwertlilie liegt eins wie im Sattel auf dem andern, u. s. w.



Fig. 36.



Auch die Blütenanlage erkennt man schon als winziges, noch unförmliches Gebilde in den Knospen der Pflanzen, welche bald nach dem Hervorsprossen der Blätter sich belauben, z. B. in den Tragknospen der Obstbäume.

Fig. 37 zeigt, wie die Blätter der Aprikose, Fig. 38 wie die der Schwertlilie in ihrem Knospen-Wickelkissen liegen. Den Durchschnitt einer Pappelknospe stellt Fig. 39, den des Silberblütenauges Fig. 40 dar.

In diesen Knospen-Werkstätten des Frühlings giebt es also, zumal wenn man mit einem einfachen Vergrößerungsglase zusieht, gar viel Interessantes zu schauen und zu zeichnen; und so wie der Laie ein größeres Interesse an dem Kunstwerke nimmt, welches er entstehen und sich zur vollkommenen Form entwickeln sah, so freut sich derjenige Naturfreund doppelt an dem jungen Laube, welcher

*) Sigismund hat diesen Gegenstand ausführlich behandelt in seinen Aufsätzen: „Die Entfaltung der Knospen“ (Schwerdt's Feierabend, Gotha, Bd. II. Nr. 17) und „Eine Aprilfreude“ (Die Heimat, Dresden, 1863).

das Werden desselben in der Knospe zum Gegenstande der Beobachtung gemacht hat.

Nachdem hiermit die nötigen Winke zur Anleitung des Kindes im Pflanzenzeichnen, welches die Hauptsache für das Zeichnenlernen nach der Natur ist, gegeben worden sind, mögen sich ein paar Worte über das Zeichnen von Tieren, wozu besonders die Knaben lebhaften Trieb empfinden, anreihen. Die Hauptschwierigkeit dieser Aufgabe des Zeichnens nach der Natur liegt in der Beweglichkeit des Zeichenobjektes. Macht sich der Knabe auf eigene Faust daran, Hunde und Pferde zu zeichnen, so zeige ihm der Vater die Mängel seiner Darstellung und lasse ihn gute Vorlegeblätter oder ruhende lebende Tiere vergleichen. Kann man dem Kinde gut modellierte Tiergestalten aus Papiermasse oder Gips vor Augen stellen, so läßt man diese Modelle in verschiedenen Stellungen abzeichnen, und außer-



Fig. 37.



Fig. 38.



Fig. 39.

dem an ihnen die Verhältnisse der Körperteile, an lebenden Tieren aber die Bewegungen studieren. Der Knabe muß anzugeben wissen, wie lang das Bein des Pferdes ist im Vergleich mit dem Halse, wie sich die Höhe jenes Tieres zur Länge desselben verhält, wie es beim Schritt und Galopp die Füße setzt, wie es beim Wiehern den Kopf hält und die Nüstern erweitert, u. s. w. Zum Nachzeichnen von Tieren in natura eignen sich die Fische; vor jedem Fischessen sollte der Knabe die einzelnen Arten mit schlichten Umrissen zeichnen und dabei die Benennung ihrer Organe lernen. Sind gut ausgestopfte und aufgestellte Vögel zu erlangen, so werden dieselben von verschiedenen Gesichtspunkten aus gezeichnet und gemalt; durch Beobachtung der lebenden Vögel im Schreiten, Hüpfen und Fliegen und durch das Studium guter Vorlegeblätter lerne der Knabe die Vögel aus dem Gedächtnisse skizzieren. Aus der Welt der niederen Tiere werden besonders die Schmetterlinge gern zu Zeichenmustern gewählt, weil ihre prächtigen Farben zum Malen herausfordern. Man lasse dieselben mit ausgespannten und mit aufgerichteten Flügeln zeichnen und illuminieren.

Die Darstellung der menschlichen Gestalt bleibt billig dem Unterrichte eines tüchtigen Zeichenlehrers überlassen, und der Vater beschränke sich darauf, dem Kinde die Größenverhältnisse und die Symmetrie der einzelnen Teile des Menschenkörpers zum klaren Bewußtsein zu bringen. Es macht den Kindern große Freude, die Körperlänge nach Kopfhöhen zu bestimmen, und zu erfahren, daß die Mittellinie des Gesichtes durch die Nase geht, daß es von den Augenbrauen zur Grundfläche der Nase ebenso weit ist, als von hier bis zum Kinne, daß die Nasenflügel ebenso hoch sind, als die Entfernung von der Längenachse der Augenspalte bis zur Braue. Die Proportionen der Gesichtsteile sind durch Fig. 41 angedeutet.

Manche Knaben verfallen ohne äußere Anregung darauf, zu modellieren, und formen Tiere aus Thon oder schnitzen sie aus Rüben und Kartoffeln. Sollten auch nur Bildwerke herauskommen, die an die unförmlichen Bildersteine und Fetischgestalten der Wilden erinnern, so möge man doch diesen Kunsttrieb nicht unterdrücken, nicht etwa des-



Fig. 40.



Fig. 41.

halb, weil dadurch sich entschiedene Bildhauertalente äußern und schulen —, wie die Jugendgeschichte mancher Künstler zeigt — sondern weil ein solches Spiel den Formensinn des Kindes bildet, und dasselbe, wenn man es durch Aufzeigung der Mängel seines Werks beschämt hat, zum Verständnisse und Genusse guter plastischer Werke befähigt. Man leite die Knaben an, Blätter und Früchte in Relief aus Thon zu modellieren; drücke einen Gegenstand in Thon ab und lasse ein Abbild gravieren, und suche dem Kinde begreiflich zu machen, wie durch ausdauerndes Modellieren und Nachbessern ein Thonklumpen durch die Hand des Bildners zur Bildsäule werde.

Eine für die geographische Anschauung recht förderliche Übung besteht darin, daß man den Knaben anregt, sein Heimatthal mit den nächsten Bergen in Miniatur zu modellieren, was er, wenn man ihm

besonders rücksichtlich der Größenverhältnisse mit Rat und That an die Hand geht, mit wahrer Begeisterung versucht.

---

4. Anleitung zum Pflanzenstudium.

(Fortsetzung.)

Während das Kind durch das aufmerksame Betrachten und Zeichnen der Pflanzenteile sich eine immer reichere Anschauung der Formen erwirbt, reift es zur zweiten Klasse des Naturstudiums. In der früheren Periode lernte es die ihm vorkommenden Pflanzen mehr instinktmäßig kennen und unterscheiden; nunmehr soll es einen Schritt zu einem höheren Aussichtspunkte empor thun, den das Volk nur in Bezug auf wenige Pflanzen gethan hat: es soll nämlich die Pflanzenarten in bestimmte Gruppen gegliedert, gewissermaßen als zu einem Stamme gehörige Zweige (als Untergeordnete einer Gattung) und manche Gattungen oder Geschlechter als Angehörige einer größeren Einheit, der Familie, erkennen. Das Volk bezeichnet die weiße und die Feuerlilie durch einen gemeinsamen Geschlechtsnamen richtig als Brüder; aber während es Bartnelke und Pechnelke, Hain- und Steinbuche, die doch nur Vettern sind, als Brüder auffaßt, hat es nicht erkannt, daß Veilchen und Stiefmütterchen, desgleichen Apfel- und Birnbaum, Zwetsche und Schlehe Brüder, oder Arten eines und desselben Geschlechts sind.

Die Naturwissenschaft bezeichnet solche Individuen, welche in allen Entwickelungsstufen unter gleichen Verhältnissen alle Merkmale konstant gemein haben und dieselben auf ihre Nachkommen vererben, als zu einer Art gehörig. Eine Spielart dagegen bilden die zu einer Art gehörigen Einzelwesen, welche in unwesentlichen Eigenschaften, wie Größe und Farbe, abweichen, diese Eigentümlichkeiten aber nicht beständig vererben. Alle Stiefmütterchen gehören zu derselben Art (Viola tricolor), und die durch Größe und Farbe verschiedenen sind nur Spielarten. Alle Arten nun, welche die wesentlichen Merkmale, wozu namentlich die Blütenteile samt der Frucht zu rechnen sind, gemein haben, gelten als Angehörige einer und derselben Gruppe, die ihre Gattung heißt. Veilchen und Stiefmütterchen führen als Gattungsangehörige den gemeinsamen Namen Viola, dem der Artname odorata und tricolor zugefügt wird, Apfel- und Birnbaum heißen beide Pyrus, der erstere P. malus, der letztere P. communis.

Ein solches Zusammenfassen der Arten zu einer Gattung ist keineswegs bloß für den Fachgelehrten von Nutzen, der eines Leitfadens für das Labyrinth der Formen notwendig bedarf. Soll das Studium der Natur wirklich der geistigen Bildung des Kindes förderlich sein, so darf es durchaus nicht mit dem bloßen Nennenlernen von

Pflanzen sich begnügen, es muß die mannigfaltigen Lebensformen in gegliederten Gruppen auffassen und gewissermaßen den logischen Plan der Naturreiche ahnen lernen. Der formale Nutzen, den eine solche logische Disposition der Arten und Gattungen der Naturwesen für die geistige Ausbildung der Jugend hat, ist von Cuvier*) recht bezeichnend so angedeutet worden:

„Die beim Studium der Naturgeschichte notwendig anzueignende Gewohnheit, eine große Anzahl von Vorstellungen zu klassifizieren, ist wohl der am wenigsten beachtete Gewinn solchen Studiums, wird sich aber, wenn jene Wissenschaften einmal in den allgemeinen Unterricht eingeführt sein werden, vielleicht als der hauptsächlichste Gewinn herausstellen. Man übt sich nämlich dabei in dem Teile der Logik, welcher Methodik genannt wird, ebenso förderlich, wie man durch die Geometrie lernt, Schlüsse zu bilden. Denn so wie die Geometrie das strengste Denken erfordert, so erheischt die Naturgeschichte die exakteste Methodik. Diese Methodik aber läßt sich, sobald man sich dieselbe einmal zu eigen gemacht hat, mit unendlichem Vorteile auf die der Naturgeschichte ganz fern liegenden Wissenschaften anwenden. Jede Erörterung, die eine Klassifizierung von Thatsachen voraussetzt, jede Forschung, welche eine Disposition des Stoffes erfordert, wird nach denselben Gesetzen vorgenommen, und mancher Jüngling, der in der Naturgeschichte nur einen angenehmen Zeitvertreib erblickte, ist später erstaunt über die dadurch erworbene Fertigkeit, alle Arten von Gegenständen zu entwirren und zu ordnen."

Solche Übungen im Klassifizieren, die nicht allein eine Schule des methodischen Denkens abgeben, sondern auch das Pflanzenreich erst mit wahrem Genusse betrachten lassen, weil es nun nicht mehr als einheitloses, karnevalartiges Getümmel von bunten Gestalten, sondern als die mit anmutiger Freiheit durchgeführten Variationen mehrerer einfachen Themen erscheint, kann auch ein in die Botanik nicht tiefer eingeweihter Vater mit seinem Kinde anstellen.**)

Für den Anfang sei die Vergleichung folgender allbekannten, gleichzeitig blühenden Pflanzen empfohlen: wohlriechendes Veilchen und Stiefmütterchen; wohlriechende und taube Schlüsselblume und Aurikel (Primula officinalis, elatior und Auricula); Stachelbeere, rote und schwarze Johannisbeere; weißer und roter Bienensaug (taube Nessel, Lamium album und purpureum); Pechnelke und Kuckucksnelke (Lychnis viscaria und L. flos cuculi); Hundsrose und gelbe Rose; Federnelke und Karthäusernelke; Garten- und Wiesenglocke; schmal- und breitblättriger Wegbreit; Klatschmohne (Papaver Rhoeas) und Gartenmohne; Feld- und Gartenrittersporn; Kornblume (Centaurea Cyanus) und Wiesen-

*) Cuvier (1769—1832), bedeutender französischer Naturforscher, besonders ausgezeichnet als Zoolog.

**) Die nötigsten elementaren Fingerzeige giebt u. a. Hrm. Wagner, Pflanzenkunde für Schulen. 2. Kursus; Bielefeld 1879.

flockenblume (Centaurea Jacea); groß- und kleinblättrige Linde; Feuerlilie und weiße Lilie; Gurke und Kürbis.

Als Probe einer solchen mit Kindern anzustellenden Vergleichung verwandter Pflanzen stehe hier die Vergleichung der Stachelbeer- und Johannisbeerblüte.

Stachelbeere: Am Blütenstiele sitzen zwei tutenförmige Blättchen (Deckblättchen). Der haarige Kelch sitzt auf dem eiförmigen Fruchtknoten, sein freier, vorragender Saum ist glockig, mit fünf stumpfen elliptischen rotbraunen Zipfeln. Darauf stehen — allemal zwischen zwei Kelchzipfeln eins — fünf verkehrteirunde kleine weißliche Kronblättchen, die sich zusammenneigen. Weiter nach innen sind auf dem Kelchrande fünf Staubgefäße angewachsen. Zu innerst stehen dicht beisammen zwei Griffel. Der Fruchtknoten ist einfächrig, die Samen sitzen in zwei Reihen an den Wänden. Die Blätter sind gestielt, herzförmig, dreilappig, eingeschnitten, stumpfzähnig.

Die Betrachtung der Johannisbeere, namentlich am Längenschnitte der Blüte, zeigt folgendes Gemeinsame: glockenförmiger, unten mit dem Fruchtknoten verwachsener Kelch, dessen fünfzipfeliger Saum als Schnuppe auf der Frucht bleibt, fünf Kronenblätter und Staubgefäße auf dem Kelchrande, zwei Griffel, vielsamige einfächrige Beere.

Die Übereinstimmung der Hauptmerkmale ist folglich so groß, daß sie die kleinen Abweichungen überwiegt, und daß der flachere Kelch, die kleineren Kronblätter, die zur Traube gehäuften Blüten und stachellosen Zweige der Johannisbeere nicht die Überzeugung schwächen können, daß beide Sträucher in der nächsten Verwandtschaft stehen.

Läßt ein Vater alljährlich zwanzig solche Vergleichungen anstellen, wozu wöchentlich eine halbe Stunde hinreicht, so bekommt das Kind vom neunten bis dreizehnten Jahre nicht nur die feste Kunde von hundert Pflanzen, sondern auch eine Ahnung von dem großen Bauplane der Pflanzenwelt und eine vortreffliche Denkübung obendrein.

Zum Anstellen solcher Vergleichungen ist das einzige Erfordernis ein gesundes, aufmerksames Auge, und um die Formen im Gedächtnis aufbewahren zu können, die Kenntnis einiger terminologischen Ausdrücke, von welchen hier zu den oben in Beispielen erläuterten Blattformen die wichtigsten auf Blüte und Frucht bezüglichen angegeben werden sollen. Die Kinder lernen dieselben spielend leicht.

Der Kelch besteht entweder aus einem Stücke, ist einblättrig, und ist dann am Saume entweder ganzrandig, oder gespalten (Salbei) oder tiefergeteilt (Fingerhut). Der mehrblättrige Kelch besteht aus einem oder mehreren Kreisen von Blättern, die nach ihrer Gestalt als eirund, lanzettig u. s. w. bezeichnet werden. Der einblättrige Kelch kommt vor: röhrenförmig (Primel), glockig (Glocke), trichterförmig (Stechapfel), krugförmig (Bilsenkraut), aufgeblasen (Klappertopf).

Die Krone ist ebenfalls einblättrig (Glocke) oder mehrblättrig (Rose).

Die Formen der einblättrigen Kronen sind wie die des Kelchs, bald kugelförmig (Heidelbeere), bald glockenförmig (Glocke), trichterförmig (Winde), radförmig (Vergißmeinnicht, Kartoffel). Die Zipfel der Krone werden wie die des Kelchs mit Blattformen verglichen, ebenso die Blätter der mehrblättrigen Krone. Unregelmäßige Kronen, bei welchen nicht alle Stücke dieselbe Gestalt und Größe haben, sind gespornte (Veilchen, Akelei, Rittersporn), oder Schmetterlingsblumen (Erbse, Bohne, Akazie), oder Lippenblumen (Salbei mit offenem, Löwenmaul mit verdecktem Rachen), oder Zungenblüten (die äußeren, Strahlen bildenden weißen Blütchen der Gänseblume, die gelben Randblütchen der Sonnenblume). Die Kronen sitzen entweder innerhalb des Kelches auf dem Blütenboden oder auf dem Kelche. Die Blüten stehen einzeln am Ende des Stengels oder Stammes (die Tulpe auf einem blattlosen Schafte) oder in den Winkeln zwischen Stamm und Blatt, achselständig. Sie sind gestielt oder ungestielt. Oder die Blüten sind zusammengehäuft in Wirteln (Salbei, Krausemünze), oder in Köpfchen (Dreiblattklee), oder von einem gemeinschaftlichen Kelche umschlossen (Sonnen- und Gänseblume), oder in Kätzchen (Hasel, Weide, Birke), oder in Zapfen mit holzigen Schuppen (Fruchtblütchen der Kiefer, Fichte, Tanne), oder in Ähren (Weizen, Orchis), oder in Dolden (Primel, Kümmel, Petersilie) oder in Trauben (gemeiner Jasmin, weiße Lilie, Feldglöckchen, in einseitiger Traube bei dem Maiblümchen), in Rispen (Hafer) oder in Trugdolden (Kartoffel, Holunder).

Bei den Staubgefäßen berücksichtigt man zuerst die Anzahl (mehr als zwanzig gelten für viele), dann die relative Länge in den Fällen, wo zwei oder vier stets länger als die übrigen sind (Krausemünze, [Mentha crispa] Levkoje). Bei manchen Pflanzen sind die Fäden in ein oder mehrere Bündel verschmolzen (Ginster, Erbse); bei anderen die Beutel verklebt (Sonnenblume). Sie stehen bald auf dem Blütenboden, bald auf dem Kelche, der Krone oder dem Griffel (Orchis). Meist finden sie sich in denselben Blumen mit den Griffeln zusammen (Zwitterblüten), seltner in besonderen Blüten desselben Individuums (Gurke, einhäusig) oder in den Blüten besonderer, räumlich getrennter Pflanzen (Hanf, zweihäusig). Die Beutel haben meist zwei Fächer, seltner nur ein Fach; zuweilen sind sie gespornt (Veilchen); die Fächer öffnen sich meist durch Längsspalten, selten durch Löcher.

Die Früchte lassen, so außerordentlich mannigfaltig auch ihr Bau ist, zwei Grundtypen erkennen: aufspringende und nicht aufspringende Früchte. Jene zerfallen: 1. in Spaltfrüchte, die sich bei der Reife in Teilfrüchte zertrennen (Wolfsmilch, Salbei, Hundszunge [Cynoglossum officinale], Storchschnabel, Malve, Kümmel) und 2. in Kapselfrüchte. Die Kapsel, ein häutiger Behälter, ist entweder einfächrig, d. h. sie hat einen unzerteilten Hohlraum (Veilchen) oder zweifächrig (Bilsenkraut, Fingerhut), oder dreifächrig (Tulpe), drei- bis fünffächrig (Pfaffenhütchen) oder vielfächrig (Mohne). Sie öffnet sich entweder durch einen Querspalt, so daß sich ein Deckel ablöst (Bilsenkraut, Mooskapsel) oder durch Längsspalten, so daß sich zwei oder mehr Klappen abtrennen. Dergleichen sind: die Hülse der Erbse und Bohne, die Schote des Rapses und der Levkoje, bei welchen letzteren eine dünne Scheidewand zwischen den Klappen die Samen trägt; die einfächrige Kapsel des Veilchens und die dreifächrige

der Tulpe öffnen sich beide mit drei Klappen. Nur wenige öffnen sich durch die Bildung von Löchern (Mohne, Glocke). Die nicht aufspringenden Früchte sind entweder

1. Schließfrüchte, in welchen der Same mit einer trockenen Haut eng und dauernd umschlossen ist (Weizen, Tanne, Sonnenblume, Ranunkel, Haselnuß, Eichel). Die Erdbeere besteht aus einer Menge kleiner, dem fleischigen Blütenboden eingefügten Schließfrüchte.

2. Beeren, bei welchen die Samen von fleischiger Masse eingehüllt sind (Stachel- und Johannisbeere, Heidelbeere, Gurke, Citrone).

3. Steinfrüchte, wie Kirsche und Pflaume. Die Walnuß ist auch eine solche; ihre grüne Schale entspricht dem Fleische der Zwetsche, ihre zweiklappige Steinschale dem Zwetschenkerne.

Wie bei allen Naturdingen finden sich auch bei diesen Formen, wie bei denen des Blattes, vermittelnde Übergänge, welche die einzelnen Kategorieen wie Regenbogenfarben in einander überführen. Es übt den Scharfsinn des Kindes nicht wenig, solche Übergänge (z. B. die Apfelfrucht, die Himbeere, Maulbeere) beurteilen zu lassen.

Es wäre höchst unzweckmäßig, dem Schüler terminologische Übersichten, die nur das Endergebnis umfassender Betrachtungen sein können, fertig zu geben. Er muß sich dieselben vielmehr selbst bei der Anschauung der gelegentlich gebotenen Formen abstrahieren; denn wenn das Kind auch fähig wäre, derlei Abstraktionen ohne vorgängige reichliche Anschauung aufzunehmen, so wäre doch ihr Besitz, weil nicht durch eigne Anstrengung errungen, ohne bildende Kraft. Deshalb fragt der Vater bei jeder neuen Blüte an, welcher früher gesehenen sie ähnlich sei, bei jeder Frucht, wo ein gleicher Bau beobachtet worden. Hat das Kind von allen Hauptformen einen oder mehrere Vertreter angeschaut und gezeichnet, dann ist es Zeit, dieselben nach einem bestimmten Einteilungsgrunde zu ordnen, z. B. diejenigen Früchte zusammenzustellen, bei denen man die fleischige Fruchthülle und die, von welchen man das Sameneiweiß des Kernes genießt, oder die bekannt gewordenen Kapseln nach der Zahl der Fächer zu gruppieren.

Über dem Standpunkte, von welchem aus dem Beobachter das scheinbar planlose Gewimmel der Pflanzen in viele kleine Gruppen gegliedert erscheint, liegt noch ein höherer, von dem aus gesehen die, bisher als ordnungslos zerstreute Häuflein erscheinenden kleinen Gruppen sich als größere, den Feldherrnplan verratende Kolonnen darstellen. Dies ist der Aussichtspunkt, welcher das Pflanzenheer in Familien gegliedert erscheinen läßt. Auch zu einem Überblicke von dieser Höhe kann der Laie seinem Kinde verhelfen, ohne sich und dem Schüler zu viel zuzumuten. Das zehnjährige Kind schon erkennt mit derselben Leichtigkeit, wie man leibliche Geschwister an der Familienähnlichkeit erkennt, Raps, Lack und Levkoje als sehr ähnlich. Läßt man die

instinktmäßig gemachte Wahrnehmung dadurch klären und befestigen, daß man die entsprechenden Merkmale jener Blüten aufsucht und benennt, so wird das Kind bald noch andere Pflanzen z. B. Nachtviole, Kresse, Kohl, Senf, Rettig derselben Familie der Kreuzblütler einreihen.

Andere mit sprechender Familienähnlichkeit begabte Pflanzen sind: Dotterblume (Caltha), Ranunkel, Windröschen (Anemone), Leberblümchen (Hepatica), Waldrebe (Clematis), Päonie, Nieswurz (Familie der Ranunkeln); Erbse, Wicke, Bohne, Akazie, Klee, Ginster (Genista tinctoria) (Familie der Schmetterlingsblütler); Petersilie, Hundspetersilie (Äthusa cynapium), Schierling (Conium maculatum), Dille (Anethum graveolens), Kümmel, Karotte, Pastinake (Familie der Doldengewächse); Gänseblume, Löwenzahn, Kornblume, Kamille, Sonnenblume, Distel, Aster (Familie der Vereinsblütler); Salbei, Minze, Ysop, Lavendel, Thymian, Melisse (Familie der Lippenblütler); Nachtschatten (zu welcher Gattung auch die Kartoffel gehört), Tollkirsche, Stechapfel, Bilsenkraut, Tabak (Familie der Solaneen) u. a. m. Eine ausführliche Erörterung der übereinstimmenden Merkmale der genannten Gattungen zu geben ist hier unthunlich, auch für aufmerksame Beobachter fast unnötig; denn die Ähnlichkeit derselben ist rücksichtlich der wesentlichen Organe so groß und offenbar, daß es fast schwerer fällt, ihre Verschiedenheiten aufzuspüren, als die sich aufdrängenden Ähnlichkeiten herauszufinden.

Daß dem Kinde eine Art Instinkt für das Auffinden der Familienverwandtschaften angeboren ist, zeigt sich klar, wenn man ihm einen Strauß zum Ordnen vorlegt, in welchem sich unter vielerlei Blüten in bunter Reihe auch einige Glieder derselben Familie befinden. Meist werden diese mit überraschender Sicherheit zusammengesucht. Mit jenem instinktartigen Gefühle darf man sich aber nicht begnügen; es muß vielmehr zur klaren und bewußten Auffassung der die Ähnlichkeit bedingenden Merkmale veredelt werden.

Das Kind, welches unter anderen Blumen Akazien-, Erbsen-, Linsen-, Bohnen- und Kleeblüten vor sich liegen sieht, sucht, wenn es aufgefordert wird, die ähnlichen Blumen des Straußes zusammenzubringen, rasch die genannten aus. Nun läßt man jede einzelne Blume in ihren einzelnen Teilen nach der gewöhnlichen Reihenfolge von außen nach innen (Kelch, Krone, Staubgefäße, Fruchtknoten und Griffel) genau betrachten und am Schlusse die Eigenschaften, welche die fraglichen Blüten gemeinsam haben, nennen. Da findet sich bei allen obigen Verwandten: ein ganzblättriger, glockiger Kelch mit fünf ungleichen Zipfeln, eine aus fünf Blättern bestehende unregelmäßige Schmetterlingsblüte, zehn Staubgefäße, von denen neun mit den Fäden zu einer Röhre verwachsen sind, während der Faden des obersten frei bleibt, ein Griffel, eine Hülsenfrucht und außerdem überall zusammengesetzte (dreizählige oder gefiederte) Blätter mit Nebenblättern. Wenn das Kind später das Besenkraut (Sarothamnus scoparius) und den Ginster blühen sieht, reiht es dieselben augenblicklich jener Gruppe an und läßt sich bei der genaueren Betrachtung nicht dadurch irre machen, daß bei den letztgenannten alle Staubfäden ohne Ausnahme zu einer Röhre verwachsen sind.

Vielen Kindern fällt bei der im Juli blühenden Rainweide (Ligustrum vulgare) die im Mai gesehene Silberblüte (Syringa) ein, und man findet bei näherer Betrachtung beide Pflanzen so entsprechend gebaut, daß sie fast nur durch die Frucht zu unterscheiden sind, welche bei der ersteren eine zweifächerige Beere, bei der letzteren eine zwei fächrige dürre Kapsel darstellt. Mit Interesse hört das Kind, daß der Ölbaum, der das Baumöl liefert, eine entsprechende Blüte habe, und gewinnt dadurch für jenen Baum, der ihm bisher ein bloßer gestaltloser Name war, eine Art Bild, sowie es sich den fernen Oheim vorzustellen vermag, wenn es erfährt, daß er dem Großvater ähnlich sehe.

Sehr leicht werden ferner Vergißmeinnicht, Gurkenkraut (Borago), Beinwell (Symphytum), Natterzunge (Echium) und Heliotrop als Familienglieder erkannt; ihre in fünf Zipfel geteilten, unten ganzen Kelche, ihre einblättrigen, fünfzipfligen Kronen, welche fünf Staubgefäße in ihrer Röhre tragen, ihr aus der Mitte von vier Schließfrüchtchen hervorgewachsener Griffel und ihr Reichtum an Haaren geben kund, daß sie zu der Familie der Rauhblätter gehören.

Aus diesen Andeutungen wird erhellen, daß die Familienähnlichkeit der Pflanzen keineswegs auf so unbestimmten und sprachlich unbestimmbaren Merkmalen beruht, wie die Familienähnlichkeit der Menschen. Die erstere ist nicht bloß eine, nur scharfen Augen wahrnehmbare, ungefähre Ähnlichkeit, sondern ein bestimmtes Zusammentreffen in fest umrissenen Grundformen. Die Tausende von Pflanzen erscheinen deshalb dem ihre Familienverwandtschaft aufsuchenden Forscher nicht mehr als zusammenhanglose Einfälle und Capricen, sondern als Umwandlungen einer Anzahl von Themen (Familientypen), als Variationen, welche sich in anmutiger Freiheit in den Schranken eines Grundgedankens bewegen. So sehr es aber den Hörer erfreut, bei musikalischen Variationen das Thema, welches wie ein Elfe zwischen Arabeskengewinden sich bald schalkhaft versteckt, bald freundlich vorblickt, zu verfolgen: so sehr ergötzt das Pflanzenreich mit künstlerischem Genusse denjenigen, der sich bestrebt, in dem Vielerlei der Gestalten die Grundtypen aufzusuchen. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß Goethe gerade dieser Seite der Naturbetrachtung seine Teilnahme und sein eignes Forschen widmete.*)

Den Eltern, welche, ohne Kenntnis vom natürlichen Pflanzensysteme zu haben, dieses Studium mit ihren Kindern betreiben wollen,

*) Goethes Bemühungen galten in erster Linie nicht sowohl dem Bestimmen der einzelnen „Familientypen" des Pflanzenreichs, als vielmehr dem Auffinden des, den vielgestaltigen Teilen der Pflanze überhaupt zu Grunde liegenden Organes. Den Eltern, welche zur eignen Freude und zu ihrer Kinder Glück die hier von S. gegebenen Anleitungen befolgen, können Goethes botanische Schriften nicht genug empfohlen werden, besonders „die Metamorphose der Pflanzen" und die „Geschichte meines botanischen Studiums".

giebt der zweite Kursus der Pflanzenkunde von H. Wagner (10 Sgr.) die nötigsten elementaren Fingerzeige, wobei natürlich die eigne sorgfältige Anschauung der verwandten Pflanzen nicht zu entbehren ist.

Als das beste und angenehmste Mittel, das Bewußtsein von den als bestimmte Typen dem Pflanzenreiche zu Grunde liegenden Einheiten zur vollen plastischen Verkörperung zu bringen, bietet sich ein Garten, in welchem die zu derselben Familie gehörigen Gewächse auf demselben Beete erzogen werden. Großstädter können in den botanischen Gärten eine wahre Heerschau über die in Divisionen, Regimenter, Bataillone und Kompagnien angeordneten Pflanzenscharen halten. Aber der Vorteil der Großstadt, bei dieser Revue Vertreter fast aller Familien zu schauen, wird reichlich aufgewogen durch den Genuß, den der Kleinstädter durch eigne Anlegung eines botanischen Gärtchens oder selbst nur eines botanischen Beetes gewinnt.

Ein solches Gärtchen ist mit wenig Aufwand und Mühe herzustellen, wenn man Jahr für Jahr einige Beete mit den Samen oder Setzlingen einheimischer wilder Gewächse*) oder mit Gesäme von fremden Pflanzen, die zu denselben Familien gehören, bestellt. Muß man den Raum sparen, so möge man auf demselben Beete alljährlich neue Familien ansiedeln.

Für jüngere Kinder empfehlen sich zuerst die in die Augen fallenden und leicht verständlichen Formen, z. B. die Familie der Narzissen (Schneeglöckchen, Narzisse und Tazette), die der Irideen (Crocus, Schwertlilie, Gladiolus), die der Smilaceen [Maiblume, Spargel, Einbeere (Paris quadrifolia)], die der Affodilgewächse [Tulpe, Kaiserkrone, Türkenbund (Lilium martagon), weiße Lilie, Schnittlauch, Zwiebel, Milchstern (Ornithogalum), Zaunlilie (Anthericum]; die Rachenblütler [Königskerze (Verbascum), Fingerhut, Löwenmaul, Leinkraut (Linaria), Ehrenpreis (Veronica), Wachtelweizen (Melampyrum), Klappertopf (Rhinanthus)] u. s. w. Gereiftere Kinder lasse man außer den früher genannten Familien die Kreuzblütler [Levkoje, Lack, Kresse, Nachtviole, Raute (Sisymbrium), Kohlarten, Senf (Sinapis), die Mondviole (Lunaria), das Hungerblümchen (Draba), Löffelkraut, Meerrettig, Leindotter (Camelina), Iberis, Hirtentäschchen (Capsella) anbauen.

Es macht einen Spaziergang zur genußreichen Entdeckungsreise, wenn man mit dem bestimmten Vorsatze ausgeht, Samen oder Setzlinge von Gewächsen, die zu einer bestimmten Familie gehören, aufzusuchen und die Kinder melden mit Jubel, fast als wären sie einem Verwandten ihrer eignen Sippschaft begegnet, wenn ein neues Familienglied aufgefunden ist.

---

*) Im Illustrierten Familien-Journal, 1863, Nr. 32 („Neue Zierpflanzen für den Hausgarten") empfiehlt Sigismund den Gartenbesitzern, die gern schöne Neuheiten haben möchten, die Einbürgerung schöner einheimischer wilder Pflanzen und giebt passende Anleitung dazu.

Findet man eine unbekannte Pflanze, so wendet man sich an einen Apotheker, um sie nicht namenlos in das Familienbeet einreihen zu müssen, oder bestrebt sich, ihren Namen aus Cürie's „Anleitung, die im nördlichen Deutschland wild wachsenden Pflanzen zu bestimmen," oder aus einer andern Flora zu ermitteln.*) In dem Verfahren, aus dem Signalement einer Pflanze nicht bloß ihre Familie zu erraten, sondern auch ihre Geschlechts- und Vornamen aufzufinden, übt man sich am leichtesten dadurch, daß man nach der Methode der vorliegenden Flora zuerst eine Anzahl schon bekannter Pflanzen bestimmt, weil hier die sichere Probe vorliegt, ob man in den Geschlechtsregistern die rechten Fährten zu verfolgen wisse.

Besonders angelegen lasse man es sich sein, in dem Pflanzengarten diejenigen Familien zu erziehen, welche für die Menschen als Nutzpflanzen wichtig sind. Namentlich sollten alle Getreidearten und die wichtigsten Futtergräser von großstädtischen Kindern kultiviert werden, um diese Pflanzen in allen Stadien ihres Lebens kennen zu lernen. Auf einem schattigen Beete lasse man die Waldbäume, welche nicht häufig im Freien in ihren jüngsten Zuständen zu finden sind, aus Samen ziehen. Erst wenn man die Sämlinge der Tannen und Eichen als winzige zarte Pflänzchen gesehen hat, machen die gewaltigen Bäume des Forstes den vollen Eindruck der männlichen Größe oder der greisenhaften Ehrwürdigkeit. Von Pflanzenfamilien, von denen nur wenige einheimische Glieder vorhanden sind, suche man wenigstens einen Vertreter zu erziehen und gebe beim Anschauen derselben Andeutungen über die wichtigsten ausländischen Verwandten.

Dem Großstädter, der den größten Teil seines Lebens fern vom Grün „in der Straßen quetschender Enge" zubringt, ist das bloße Atmen in einem Garten, und zumal in einem eignen, ein ähnlicher Genuß, wie die Rast auf der Oase dem Wüstenwanderer. Möchten doch recht viele Großstädter sich die höchste Gartenfreude, die ein botanischer Kindergarten gewährt, erwerben, indem sie ihren Garten zur geweihten Stätte veredeln, wo Eltern und Kinder zusammen die Natur in ihren holdesten Kindern verstehen und lieben lernen. „Solange ich Botanik treibe, bin ich nicht unglücklich," hat Rousseau**)

*) P. F. Cürie, Anleitung, die im mittleren und nördlichen Deutschland wildwachsenden und angebauten Pflanzen zu bestimmen. Leipzig 1891. — Ferner: O. Wünsche, Schulflora von Deutschland. 2 Teile. Leipzig 1892.

**) Über Jean Jacques Rousseau (1712—1778) „den einsiedlerischen Pflanzenfreund, der, mit dem Menschengeschlecht verfeindet, seine Aufmerksamkeit der Pflanzen- und Blumenwelt zuwendet und in echter, geradsinniger Geisteskraft sich mit den stillreizenden Naturkindern vertraut macht", berichtet ausführlich Goethe in seiner, auch von Sigismund geschätzten „Geschichte meines botanischen Studiums" (Werke, Hempel'sche Ausgabe, Bd. 33 Seite 65—68).

versichert, und keins seiner zahlreichen Paradoxen enthält eine tiefere Wahrheit als dieses.

In den Jahreszeiten, wo die Blumen selten sind oder ganz fehlen, bieten die Familien der Kryptogamen (blütenlosen Pflanzen) reichen Stoff zur ergötzlichen Unterhaltung.

Im Herbste liefert ein Gang durch den Wald zahlreiche Formen von Pilzen (Schwämmen). Ist auch das eingehende Studium dieser an Formen überreichen Gruppen für Laien und Kinder nicht geeignet, so sollte doch das Kind die in der Heimat zu Speise verwendeten Pilze im Freien kennen lernen. An dem überall wachsenden und namhaft bekannten, giftigen Fliegenschwamme (Fig. 42) sollen die dem bloßen Auge erkennbaren Teile der höheren Pilze, auf welche es bei der Unterscheidung derselben hauptsächlich ankommt, erläutert werden.*)

Der unten wulstige, innen oft hohle Stiel (Strunk), welcher etwa in der Mitte von einem häutigen Ringe umschlossen ist, trägt den flachgewölbten, oben roten und weißflockigen Hut, der an seiner Unterseite mit strahligen Plättchen (Lamellen) besetzt ist. Diese erzeugen auf mikroskopisch kleinen Zäpfchen die winzigen Samen (Sporen), welche man als weißliches Mehl herausstauben sieht, wenn man mit einem reifen, nicht zu feuchten Pilze auf eine Schiefertafel klopft. Der junge kugelförmige Pilz (b) entspringt aus schimmelähnlichen Flocken, und ist ganz von einem häutigen Schleier umhüllt. Später verlängert sich der Stiel, der Schleier wird zersprengt und bleibt zum Teil auf der Oberfläche des Hutes als Flocken, zum Teil als Ring am Stiele sitzen. Die Gestalt, Farbe und Beschaffenheit des Hutes, der Blättchen und des Stieles läßt die verwandten Formen (Blätterpilze) nicht ohne Mühe unterscheiden. Der als Speise beliebte Champignon ist ein Gegenstück zu dem Fliegenschwamme. Andere Gattungen haben an der Unterseite des Hutes statt der Blättchen ein röhriges Gewebe oder stachelförmige Warzen. Die Morcheln dagegen tragen ihre Samen nicht außen an ihrem netzartig-grubigen Hute, sondern im Innern desselben in winzigen Schläuchen, ebenso wie der auf Wiesen häufige Bovist, der dieselben später als braunen Staub ausstreut. Auch die auf Eßwaren häufigen Schimmel-



Fig. 42.

*) Die wichtigsten eßbaren und giftigen deutschen Pilze sind allgemein verständlich beschrieben und zum Teil farbig abgebildet in Lenz, Die nützlichen, schädlichen und verdächtigen Pilze; Gotha. — Plastische Darstellungen der hauptsächlichsten in gefärbten Modellen giebt die Sammlung von Dr. Büchner in Hildburghausen. Sig. — Ferner: u. a. Pilzsammlung aus Papiermaché von Arnoldi in Gotha. — Weise-Kahle, 16 Pilzgruppen aus Terralith. — Kummer, Der Führer in die Pilzkunde, Zerbst 1884.

arten sind Pilze, und lassen, mit einem einfachen Vergrößerungsglase betrachtet, Stiele und Samenknöpfchen unterscheiden.

Im Herbste, Winter und Frühling, wenn die meisten Pflanzen Winterschlaf halten, vegetieren lustig die selten von Laien näher betrachteten Moose. Wie manches Auge, das sich an den prächtigen grünen Tinten der auf Waldboden und Felsblöcken wachsenden Moospolster erfreut, würde über den Formenreichtum entzückt sein, den der Bau dieser niedlichen, zierlichen Pflanzen auch dem unbewaffneten Auge bietet! Mit Unrecht lassen sich manche Naturfreunde durch das stolz absprechende Urteil eines Fachmannes, daß die Kryptogamen nichts für Dilettanten seien, abschrecken. Genießt doch auch ein Laie in naiver Freude eine Raphael'sche heilige Familie, ohne die Stellung des Künstlers in der Entwickelungsreihe der Kunst zu kennen, ja selbst ohne den Namen des Künstlers und des Bildes zu wissen. Wenn man darum auch von der systemotischen Kenntnis der Moose abstehen muß, versäume man dennoch nicht, sie näher zu betrachten und zu diesem Behufe im Zimmer zu erziehen. Es bedarf dazu nur einer Schale, in der man auf feuchte Erde das Moospolster setzt und es wenigstens eine Zeitlang mit einer Glasglocke bedeckt, um aus den zartbelaubten Stengeln die Früchte erwachsen zu sehen, welche die Form der Urne schön variieren.

Um auf die Stücke der Moose, auf welche es bei der Unterscheidung, soweit sie ohne künstliche Hilfsmittel möglich ist, ankommt, aufmerksam zu machen, möge hier die Zeichnung (Fig. 43) und Beschreibung eines an feuchten Stellen der Wälder häufigen, jedem Waldhüter namentlich bekannten Mooses, des Widerthonmooses (Polytrichum) eingeschaltet werden.

Der bewurzelte Stengel ist zum Teil in der Erde verborgen; der oberirdische aufrechte, bis sechs Zoll hohe Stengel trägt sitzende, steife, lineal-pfriemenförmige Blätter, welche in eine Granne endigen. Er setzt sich in eine braune Borste fort, welche die Büchse (Samenkapsel) stützt. Diese ist im jungen Zustande von der haarigen Mütze bedeckt, welche wie ein zottiger Hut tief über die Urne gestülpt ist (a). Zieht man die Mütze an ihrem krummen Spitzchen ab, so zeigt sich die vierkantige, unten kurz gestielte, oben mit einem krummschnäbligen Deckel geschlossene Büchse (b). Löst man deren Deckel ab, so sieht man schon mit bloßem Auge, viel deutlicher durch eine Lupe, am Rande der Mündung 64 kleine Zacken (Zähne), welche wagrecht nach innen gebogen sind und eine Haut, die gleich einem Trommelfell sich ausspannt, festhalten. An manchen Pflanzenindividuen (d) trägt der Stengel statt der Büchse ein purpurrotes, trichterförmiges, vielblättriges Blümchen, in welchem die nur durch das Mikroskop näher zu erkennenden, den Staubfäden entsprechenden Organe befindlich sind. Dieses Moos ist also, wie die Weide und Pappel, zweihäusig.

Fig. 44 stellt ein anderes gewöhnliches Moos, das Federbuschaftmoos dar, welches seitenständige Früchte hat (Hypnum Crista castrensis).

In der Gestalt der Stengel und der Art ihrer Verästelung, in der Richtung und Form der Blätter, in dem Ursprunge der Borste vom Ende des Stengels oder aus einem Astwinkel, in dem Umrisse und der Bezahnung der Büchse liegen die Mittel, diese niedlichsten Kinder Flora's, deren es in Deutschland über 500 Arten giebt, zu unterscheiden. Da nicht in allen Gegenden moos-kundige Botaniker leben und das Selbstauffinden der systematischen Namen Schwierigkeiten hat, so begnüge man sich im Notfalle damit, durch die Kinder,



Fig. 43. Fig. 44.

die im Namengeben oft die trefflichsten Einfälle haben, die einzelnen Arten nach äußeren Ähnlichkeiten mit anderen Pflanzen u. dgl. benennen zu lassen. Eine ansehnliche Anzahl derselben sind um geringen Preis, mit dem wissenschaftlichen Namen bezeichnet, zu haben in dem Kryptogamenherbarium von Herm. Wagner.*) (1. Serie 1. Lief. 25 Laubmoose 7½ Sgr.; 2. Serie 1. Lief. 25 Laubmoose zu 8½ Sgr.; 2. Serie 2. Lief. 25 Laubmoose zu 8½ Sgr.).

*) 4. Auflage, Bielefeld 1890. — Ferner: Wünsche, Schulflora von Deutschland. I. Die niederen Pflanzen (Kryptogamen). II. Die höheren Pflanzen.

Mehr Beachtung als die Moose findet bei der Jugend gewöhnlich die höchste Klasse der Kryptogamen, die Farrnkräuter. Selten besuchen Kinder, namentlich Mädchen, einen Wald, ohne einige Farrnwedel zur Dekoration der Zimmer mitzunehmen. Häufig wird auch versucht, die durch üppigen Formreichtum der Blätter anziehenden Pflanzen in Blumentöpfen zu pflegen; die an schattige Waldeinsamkeit gewöhnten Kräuter welken aber meist frühe dahin. Will man sie am Leben erhalten, so müssen sie sich in feuchter Atmosphäre befinden, was man bei den kleineren Arten am besten durch Bedecken derselben mit einer Glasglocke erreicht, unter welcher sie durch Verdunstung sich fortwährend selbst betauen. Hat man sie einmal zum Anwurzeln gebracht, so wird auch wohl die Bedeckung überflüssig, und man gewinnt einen grünen Zimmerschmuck, der manche Modepflanze an Schönheit übertrifft.


Fig. 45.

Die Arten dieser, in den Tropen einen großen Formenreichtum entwickelnden Gewächse sind bei uns nicht zahlreich (in ganz Deutschland wenig über fünfzig) und lassen sich mit bloßem Auge ganz gut unterscheiden. Eins der verbreitetsten und namentlich bekanntesten ist das Engelsüßfarrnkraut (Polypodium vulgare), dessen zuckerhaltige Wurzel die Dorfkinder ansaugen. Es sei hier abgebildet (Fig. 45) und beschrieben, um die Benennung der wesentlichen Teile zu erläutern.

Der Stamm (Wurzelstock) liegt wagrecht in der Erde und ist mit braunen Schuppen besetzt. Die jüngsten Blätter sind spiralig aufgerollt. Das erwachsene Blatt (Wedel) wird über einen Fuß lang, fiederspaltig, seine Fiedern sind länglich rund und stumpf, gekerbt oder gesägt. An der Unterseite des Wedels findet man Häufchen brauner Körnchen (Fruchthäufchen). Diese Körnchen weisen sich dem bewaffneten Auge als zierliche helmförmige, vielsamige Kapseln aus.

Andere Farrn haben ganz einfache (Hirschzungenfarrn) oder einfach und mehrfach gefiederte Wedel (Adlerfarrn). Bei den meisten sind die Fruchthäufchen anfangs von einem Schleierchen bedeckt, und bald in Streifen, bald in rundlichen Häufchen angeordnet. Bei dem Mondrautenfarrn sitzen sie auf besonderen Stielen als Fruchtähren.

Die übrigen Klassen der Kryptogamen, nämlich Flechten und Algen, sowie die zu der Klasse der Farrnkräuter gehörigen Bärlapppflanzen und Schafthalme, erfordern zur näheren Kenntnis unbedingt das Mikroskop und dürfen hier unberücksichtigt bleiben. Es gilt bei dem Naturstudium, sowie bei der

Lektüre, für Kinder das Faßliche herauszuwählen. Eltern, welche ihren Kindern gern ein Bilderbuch zum angenehmen und nützlichen Zeitvertreibe schenken, seien zu diesem Zwecke empfohlen: die 3. Lieferung der 1. Serie von H. Wagners Kryptogamen-Herbarium, welches 25 natürliche Flechten für 8 Sgr., und die 4. Lieferung derselben Serie, welche 25 getrocknete Algen zu demselben Preise liefert. Daraus lernen die Kinder eine Anzahl der gewöhnlichsten Formen dieser von den Laien meist ganz übersehenen Gewächse wenigstens äußerlich kennen und benennen.

Während auf die angedeutete Art die einheimischen Pflanzen in ihren bekanntesten Repräsentanten zur Schärfung der Sinne, zur Schulung der klassifizierenden Geistesthätigkeit und zur Läuterung des ästhetischen Urteils studiert werden, bietet sich den Eltern durch die Pflanzenwelt auch Gelegenheit, der Kulturgeschichte der Menschheit anziehende Illustrationen beizugeben. Am Kornfelde ausruhend lenkt der Vater das Gespräch auf die Getreidepflanzen, welche bei uns nur durch die Pflege des Menschen sich erhalten. Sie können also hier nicht ihre Heimat haben, sie sind eingeführt; ihre Urheimat aber ist, wie die der meisten Haustiere, nicht mehr sicher zu ermitteln. Was wären wir, fragt er dann, wenn wir das Getreide nicht zum Bundesgenossen hätten? Das Kind sieht ein, daß die Mitteleuropäer kaum über den Bildungsstand der von Jagd und Fischfang und zur Notzeit von Wurzeln lebenden Rothäute hinausgekommen sein würden, da ihm leicht klar zu machen ist, daß das dichtere Zusammenwohnen vieler Menschen, ihr friedlicher Verkehr, die Teilung der Arbeit und die meisten Wohlthaten der Civilisation ohne das Getreide unmöglich gewesen wären. Malt der Vater den Kulturzustand eines ackerbaulosen Volkes aus und leitet er sein Kind an, die Segnungen der Civilisation, die wir stündlich danklos genießen, anzuerkennen, dann hat dieses am Ackerraine eine geschichtliche Lehrstunde gehabt, die manchen Kathedervortrag voll genealogischer und strategischer Notizen aufwiegt, und wird vor dem Kornfelde mit einer Ehrfurcht vorbeigehen, die ihm verbietet, einen Halm mutwillig zu knicken.*) Auf ähnliche Weise verfahre der Vater bei andern Gelegenheiten. Am schaurigen Winterabende, wo sich das Kind während des Schneesturmes im warmen Zimmer behaglich bei der Lampe geistig beschäftigt, bringt man ihm zum Bewußtsein, wie es diese Wohnlichkeit dem Walde und dem Rapsfelde verdanke. Als Einleitung zur Kunstgeschichte erfahre es gelegentlich, wie die Pflanzenwelt in der Urzeit Lehrerin der Menschen gewesen ist, wie der Kürbis sich zur Flasche, die Haselrute als Bogen, der Baumstumpf als Stuhl gewissermaßen anbot;

*) Siehe hierzu Sigismunds stimmungsvolles Julibildchen „Am Rande des Kornfeldes“.

wie die Pflanzen Wecker, Pfleger und Vorbilder auch der schönen Künste geworden sind, indem der Wald sich als Muster der Säulenhalle, das Laubwerk mancher Kräuter sich zum Ornament ordentlich aufgedrungen haben mag. Selbst wenn eine Pflanze einen wesentlichen Einfluß auf die Kulturgeschichte nicht gehabt hat, ist es dem Kinde interessant zu erfahren, wie und warum das sinnige Gemüt des Volkes sie zum bestimmten Gedankensymbole erwählt haben möge. Das Kind grübelt gern, warum das Vergißmeinnicht Sinnbild der Erinnerung, die Birke Pfingstschmuck, die Skabiose Witwenblume geworden ist. Es kommen freilich bei solchen Deutungen manche kindische Albernheiten heraus; aber bei rechter Anleitung liegt auch hier „hoher Sinn im kindischen Spiel." *)

Ebenso gut als die Pflanzenwelt Gelegenheit bietet, die Spaziergänge durch geschichtliche Betrachtungen zu würzen und weihevoll zu machen, baut sie auch dem Vater eine Zauberbrücke, um sein Kind über graue Fernen in fremde Länder zu führen. Man braucht, was nur wenigen vergönnt ist, nicht gerade ein Palmenhaus einer großen Stadt zu besuchen, um sich in die Pflanzenwelt fremder Zonen zu versetzen. Vertreter aller Erdteile sind ja mehr oder weniger heimisch bei uns gemacht, und wenn es dem Erwachsenen leichter dünkt, einem Erzähler auf seinen Alpenreisen zu folgen, sobald derselbe dabei ein Alpenblümchen vorzeigt, warum sollte es der viel regeren Phantasie des Kindes nicht gelingen, sich durch das Anschauen einer exotischen Pflanze die Schilderung eines fernen Landes lebendiger und anschaulicher zu machen? Da ich als Knabe erfuhr, daß die Walnuß, Pfirsich und Kaiserkrone, sowie die kaum seit 250 Jahren bei uns eingeführte Roßkastanie aus Persien, die Hyazinthe aus Kleinasien, der Weinstock vom Kaukasus, die zärtliche Gurke und Veitsbohne aus dem heißen Ostindien stamme, beflügelte die Anschauung dieser naturalisierten Fremdlinge meine Phantasie, wie es die schönsten, damals äußerst seltenen Illustrationen kaum besser gekonnt hätten. Wie oft habe ich vor der weißen Lilie gesessen und mich in ihre Heimat, das gelobte Land, geträumt, bis mich das Problem, wie das Lilienkäferchen mit seiner Nährpflanze zu uns gekommen sein möge, aus meiner kreuzfahrerischen Schwärmerei aufweckte! Eine baumförmige Aloe, die in den Fenstern vieler Bauernstuben gezogen wird, oder eine Pelargonie dient prächtig als Springstock, um sich über das mittelländische Meer in die Sandwüsten Afrikas und die öden Hochebenen des Kaps zu schwingen. Besonders erleichtert ist, gleichwie die wirkliche Reisegelegenheit, der Phantasie-Verkehr mit Amerika. Dieser Erdteil hat

*) „Hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiel", Schlußvers des Gedichtes „Thekla, Eine Geisterstimme" von Schiller.

ja bei uns Agenten und Konsuln in jedem Teile der Flur und in jedem Gärtchen. Südamerika sandte Fuchsia, Nasturtium (Kapuzinerkresse), Mais und vor allem die Kartoffel; Mexiko die Georgine (Dahlia) und verschiedene Caktus, Nordamerika die Akazie (Robinie), Weymutskiefer und das in ausgestopften Vogelbälgen eingeschmuggelte Unkraut des kanadischen Rufkrautes (Erigeron canadense), welches jetzt bei uns an den Rändern wächst. Von Australien scheint bis jetzt nur ein Einwanderer sich einigermaßen verbreitet zu haben, nämlich die goldgelbe Strohblume (Helichrysum) der Gärten. Gewiß aber bietet schon diese einzige Blume dem Kinde eine willkommene Illustration; der Bedürftige nimmt ja auch eine kleine Gabe dankbar an.*)

---

5. Einführung in die Steinkunde.

Das Interesse des Kindes am Mineralreiche beschränkt sich meist auf diejenigen Steine, die zum Wurfgeschosse oder Werkzeuge dienen; selten, daß ein Kind aus eignem Antriebe bunte glänzende Steintrümmerchen sammelt. Der Sinn für nähere Betrachtung dieser meist ungestalten, leblosen Wesen ist in der Menschheit spät erwacht (Agrikola,** der Stifter der wissenschaftlichen Mineralogie, lebte im 16. Jahrhunderte) und entwickelt sich auch im Individuum spät und verhältnismäßig selten. Auf zwanzig Schmetterlings- und Vögelliebhaber und auf hundert Blumenfreunde kommt wohl kaum ein Steinsammler.

Der Vater sorge zuerst dafür, daß der Knabe mit den in der Heimat zum Bauen und zu gewerblichen Zwecken angewandten Stein- und Felsarten, und namentlich mit denjenigen, welche daselbst der Erde abgewonnen werden, sich bekannt mache. Es ist schon ein Gewinn, wenn der Knabe vom Maurer die populären Namen der Bausteine lernt und Tuff, Kalk, Sandstein und Schiefer unterscheidet. Will der Vater sein Kind auch in diesem Felde der Naturgeschichte über die

---

*) Eine populäre Darstellung der Pflanzengeographie giebt: L. Rudolph, Die Pflanzendecke der Erde. 1853. Sig. — Für die Gemüsepflanzen hat Sigismund die hier angedeuteten Betrachtungen ausgeführt in seiner Skizze „Ein Blick in die Geschichte der Pflanzen“ (Gartenlaube, 1863). — Vgl. auch seinen Aufsatz „Wunderliche Begegnungen auf einem Spaziergange (Daheim, 1865), und das wissenschaftlich sehr wertvolle Buch von Viktor Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa; Berlin, 6. Aufl. 1894.

**) Georg Bauer (1490—1555), Bürgermeister und Stadtphysikus in Chemnitz, der seinen Namen in Agricola latinisierte, widmete sich auch der Bergbaukunde und wurde durch seine Werke der Gründer der wissenschaftlichen Mineralogie in Deutschland.

rohe instinktartige Volksnaturkunde hinausführen, so kann er, auch ohne Mineralog von Fach zu sein, durch ein geeignetes Studium der Mineralien dem Kinde zu mancherlei Anschauungen und Kenntnissen verhelfen, bei deren Erwerb die Sinne und der ordnende Verstand geübt werden. Es kann bei einer solchen mineralogischen Vorschule nicht darauf ankommen, daß das Kind viele Steine kennen lerne, sondern nur, daß es erfahre, was eigentlich an den Steinen aufzufassen ist. Der Vater, der mit seinem Kinde drei bis sechs Steine wirklich studiert, hat ihm geistig weit mehr genützt, als ein anderer, der dem seinigen eine große, elegante Sammlung verehrt, ohne sie mit ihm aufmerksam zu beschauen und ohne es die einzelnen Arten bewußt unterscheiden zu lehren. Die Hauptstücke, worauf es ankommt, sollen (mit Wegfall der freilich sehr wesentlichen chemischen Kennzeichen, die selten Laien zugänglich sind) für den mit der Mineralogie gar nicht Bekannten angedeutet werden.*)

Gesetzt, der Knabe hat sich eine Steinsammlung, bestehend aus einem Stück Kupfer, Kreide, Kalkstein, Fasergips, Speckstein, Feuerstein, Bergkrystall und Bimsstein angelegt, so gilt es zum klaren Bewußtsein zu bringen, durch welche wesentlichen Kennzeichen diese Steine, die der Knabe instinktartig zu nennen gelernt hat, sich unterscheiden. Laien legen den größten Wert auf die Farbe der Mineralien. Diese werde zuerst genau bestimmt und weiß, gelblich-graulich-weiß, grünlich-weiß, rauchgrau oder braun (Feuerstein), farblos (Bergkrystall) und kupferrot unterschieden, aber gleich bemerklich gemacht, daß die Farbe bei einer und derselben Art von Steinen, ähnlich wie bei den Haustieren, vielfach variiert. Es giebt z. B. Kalksteine von rein weißer und von dunkel-schwarzer, von gelblicher und brauner Farbe. Es giebt weißen, blaulichen, grünen, roten Sandstein. Wertvoller sind die folgenden Merkmale. Die Gestalt ist bei den obigen Steinen nur für den Bergkrystall und Fasergips bezeichnend. Jener bildet eine sechsseitige Säule mit pyramidenförmiger Zuspitzung, dieser faserförmige dünne Säulchen, die parallel neben einander liegen. An den übrigen ist eine regelmäßige bestimmte Gestalt (Krystallform) mit ordentlichen, symmetrischen Flächen und Ecken nicht wahrzunehmen, sie sind gestaltlos. Der Bimsstein ist sehr löcherig, die anderen Steine dicht. Das nächste wertvolle Kennzeichen offenbart sich beim Zerschlagen und Zerspalten der Mineralien. Der Bergkrystall zeigt eine unebene, der dichte Kalk eine splittrige, die Kreide eine erdige, der Feuerstein eine muschlige Bruchfläche. Setzt man einen Meisel auf die Mineralien und schlägt auf denselben, so spalten manche leicht nach gewissen Richtungen in glatten glänzenden Spaltflächen (besonders merklich am Kalkspat, Gips, Glimmer); andere äußern solche

*) Weitere Auskunft geben: Leunis: Schul-Naturgeschichte, 3. Teil. Oryktognosie. — Schillings Grundriß der Naturgeschichte. 3. Teil. Sig. — K. F. Peters, Mineralogie (Naturwissenschaftl. Elementarbücher. Straßburg, Trübner).

Spaltbarkeit nicht, geben aber dabei die Art ihrer Zähigkeit kund. So zeigt sich der Bimsstein splitternd (spröde), die Kreide mild, das Kupfer geschmeidig. Die Kreide färbt ab, die übrigen Mineralien nicht. Der Speckstein fühlt sich fettig, die Kreide mager, der Bimsstein rauh an. Ein charakteristischer Unterschied zeigt sich in der Härte. Der Kalk ritzt Speckstein und Kreide, ist folglich härter als diese; der Feuerstein ritzt den Kalk, übertrifft also an Härte alle drei. Die Mineralogie hat eine förmliche Stufenleiter der Härte aufgestellt: die geringste Härte (H. 1) hat der Talk, den man mit dem Fingernagel verwunden kann, H. 2 der Gips, der in den Talk einschneidet; H. 3 der Kalkspat oder krystallisierte Kalk, der eine Kupfermünze ritzt, aber vom Flußspat (H. 4) geritzt wird; H. 5 der Apatit oder das Fensterglas; H. 6 der Feldspat oder eine gemeine Feile; H. 7 der Bergkrystall und Quarz, welche am Feuerstahle stark funken. Die höheren Härtegrade finden sich bei Edelsteinen; der höchste (10) beim Diamanten. Sehr bedeutungsvoll ist die Eigenschwere (das spezifische Gewicht), welche man schon durch das bloße Wägen in der Hand annähernd bestimmen kann. Man gewahrt z. B. augenblicklich, daß ein Stück Bimsstein leichter ist als ein ebenso großes Stück Kreide; Quarz und Kalk dagegen erscheinen gleich schwer, Eisen viel schwerer. Das Kind lerne, daß man als Gewichtseinheit das Wasser annimmt, und daß, wenn man sagt, die Eigenschwere oder Dichte des Kalksteins sei $2\,^1/_2$, dies so viel bedeute, als dieser Stein wiege $2\,^1/_2$ mal soviel als eine gleiche Masse Wasser. Um die Eigenschwere zu bestimmen, erforscht man zuerst auf der Wage das Gewicht des fraglichen Steins (das absolute Gewicht). Dann bindet man ihn mittelst eines Pferdehaares unten an die Wagschale und lasse ihn ins Wasser tauchen. Jetzt überwiegt das früher die Wage in der Schwebe haltende Gewicht, z. B. 2 Lot, und die Schale, woran der Stein hängt, steigt. Dasjenige Gewicht, z. B. 1 Lot, welches man zur Wiederherstellung des Gleichgewichtes auf die Schale, an welcher der Stein hängt, legen muß, zeigt an, wie schwer das Wasser, dessen Raum der eingetauchte Stein einnimmt, wiegt, da es den Stein mit derselben Kraft hebt. So vielmal nun dieses zugelegte Gewicht in dem absoluten enthalten ist, so vielmal ist der Stein schwerer als eine gleich große Wassermasse; in unserem Falle also $^2/_1 = 2$. Das spezifische Gewicht des Schwerspates ist 4, der Erze über 4, des Eisens und Zinnes 7, des Kupfers 8, des Silbers 10, des Goldes 19. Nach dieser Untersuchung prüft man das Verhalten der Mineralien gegen das Licht, abgesehen von ihrer Farbe. Der Bergkrystall ist durchsichtig, wasserhell, der gewöhnliche Kiesel halbdurchsichtig, dünne Feuersteine durchscheinend, Kreide undurchsichtig. Kreide und Kalk sind durchaus glanzlos, matt, Feuersteine schwach schimmernd, Fasergips hat Seidenglanz, Bergkrystall und der Bimsstein auf frischer Bruchfläche Glasglanz, blankes Kupfer Metallglanz.

Nach solcher vergleichenden Prüfung läßt man über die Eigenschaften der gesammelten Mineralien eine Tabelle entwerfen und in die Spalten: Farbe, Gestalt, Bruch, Härte, Zähigkeit, Eigenschwere, Glanz, Durchsichtigkeit, das Verhalten jedes einzelnen eintragen.

Zur ersten Orientierung eignen sich wegen ihrer Krystallform besonders gut

Bergkrystall, Flußspat, Kalkspat und Schwerspat,' Schwefelkies und Bleiglanz, die man in Bergwerksgegenden leicht erlangt. Sind solche Mineralien nicht zu bekommen, so lasse man wenigstens die wichtigsten gediegenen Metalle: Eisen, Blei, Kupfer, Zink, Silber und Gold näher beobachten.

Väter, welche ihren Kindern eine Ahnung von dem Gestaltenreichtum der krystallisierten Minerale geben wollen, können Holz- oder Pappmodelle von Krystallen, welche von allen Klassen derselben die Hauptformen darstellen, für geringe Kosten anschaffen und dadurch zugleich vortreffliche Zeichenvorlagen erwerben.*)

Jedenfalls sollen die Kinder eine Anschauung von der Gesetzmäßigkeit erhalten, nach welcher in Wasser gelöste Mineralien bei dem Verdunsten des Lösungsmittels in bestimmten regelmäßigen Gestalten erstarren. Dadurch schwindet das Vorurteil, als seien die Mineralien absolut formlose, roh zusammengefügte Wesen, und die erhebende Überzeugung, daß auch im Leblosen sichere Bildungsgesetze walten, wird gewonnen. Man bereitet zu diesem Zwecke in warmem Wasser gesättigte Auflösungen von Kochsalz, Eisen-, Kupfer- und Zinkvitriol, Alaun, Salpeter, chromsaurem Kali, Bittersalz, Salmiak u. dgl., und läßt diese Lösungen in flachen Gefäßen, in welche man die kleine Quaste eines am Ende zerfaserten Bindfadens hängt, an mäßig warmen Orten ruhig stehen. Das Kind schaut den um die Fädchen anschießenden Kryställchen mit freudiger Teilnahme zu. Scheut der Vater die Mühe, diese kleinen Experimente seiner Kinder zu überwachen, so lasse er wenigstens an Fensterscheiben, Grashalmen und Zweigen im Winter das Anschießen von nadel- und blattähnlichen Eiskrystallen, die sich zu pflanzenartigen Gebilden gruppieren, beobachten, und die an kalten Tagen fliegenden Schneekryställchen auf Schiefertafeln auffangen und besichtigen.**)

In bergigen Gegenden sollten die Kinder auf Spaziergängen zum aufmerksamen Beschauen von Felswänden, Steinbrüchen, Chaussee-

*) Die Lehrmittelanstalt in Bensheim und die Klodtsche Lehrmittelanstalt in Frankfurt a. M. liefert derartige Krystall-Modelle.

**) In einem Gartenlauben-Artikel: „Vom Gefrieren der Fenster" (Naturbeobachtungen im Zimmer, 1857) und in dem Aufsatz „Der Schnee" (Der Jugend Lust und Lehre, 1863) behandelt Sigismund dieses interessante Thema in populär-wissenschaftlicher Form. In einem zweiten Aufsatz: „Eine Kunstausstellung im Januar" (Die Heimat, Dresden, 1863) schildert er anschaulich die Schönheit der Frost-, Schnee- und Eisgebilde. — Gern lenkt er überhaupt die Aufmerksamkeit seiner Leser auf die Naturerscheinungen der rauhen Winterzeit, deren besondere Schönheiten, Vorzüge und Freuden er ins rechte Licht zu rücken sich bestrebt, so z. B. in seiner Februarbetrachtung „Wintertrost" (Die Heimat, 1863), in „Schlittenfahrer" und „Auf der Schlittschuhbahn" (Gartenlaube, 1858 und 1862), in „Frühlingserinnerung an den Schnee" (Gutzkows Unterhaltungen a. h. Herd, 1856), in „Naturfreuden im November" und „Eine Naturfreude im Dezember" (Die Heimat, 1862).

Durchschnitten, Brunnen angeleitet werden, und die einheimischen Felsarten kennen lernen. Der Kalkfels ist eine gleichartige, der Granit und Porphyr eine ungleichartige oder gemengte Gebirgsart. Während der Granit seine dreierlei Bestandteile unschwer erkennen läßt, also deutlich gemengt ist, ist der Thonschiefer undeutlich gemengt. An den Felsen ist außer der Art des Gesteins die Zerklüftung, wodurch bald Blöcke und Säulen, bald Platten entstehen, oder die Schichtung nach der Dicke ihrer Lagen (Mächtigkeit), nach ihrem Streichen (Längserstreckung nach der Himmelsgegend) nach ihrem Fallen (Neigung gegen den Wasserspiegel), nach ihren Spalten, die entweder leer (Höhlen), oder mit andern Mineralien teilweise oder ganz erfüllt sind (Gänge), zu berücksichtigen. Fig. 46 stellt durch den Pfeil a b das Streichen, durch c d das Fallen eines Hügels schematisch dar. Für die vorgeschrittenen Naturzeichner liefern Felspartieen Stoff zu dankbaren Studien. Das Kind sammle Proben von den verschiedenen Felsen, und wenn sie Versteinerungen führen, namentlich von den

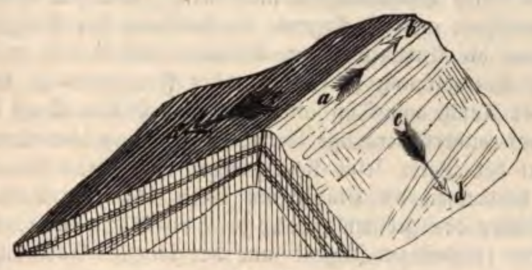


Fig. 46.

darin begrabenen Muscheln und Schnecken. In Berggegenden fehlt es selten einer Landschaft gänzlich an Männern, welche Auskunft über die Namen der Felsarten, wohl auch über die hauptsächlichen Versteinerungen geben können. Fast jeder gebildete Forstmann wird über die geognostischen Verhältnisse der Gegend, und namentlich über die Bodenarten, welche durch Verwitterung aus den verschiedenen Felsarten entstehen, so viel Aufklärung geben, als der Vater zum Unterrichte seiner Kinder bedarf. In Ermangelung eines solchen Ratgebers hat das Kind noch großen Gewinn, wenn es mit dem Vater das Steinreich autodidaktisch studiert und die verschiedenen Arten der Steine und Felsarten willkürlich nach dem Fundorte oder einzelnen Kennzeichen benennt.

Großes Interesse nehmen die Kinder, wie an allen mit gewaltigen Naturkräften kämpfenden Berufsarten, am Bergmannsleben. Sind Steinbrüche, Berggruben, im Bau begriffene Eisenbahn-

Tunnel oder Durchstiche von Hügeln, Schmelzöfen durch kleine Reisen zu erreichen, so beeifre sich der Vater, die Kinder hinzuführen, sie die einzelnen Stadien der Arbeit geordnet anschauen zu lassen und das Gesehene durch Gespräche zu erklären. Jedenfalls sollten alle Kinder die Bearbeitung der gediegenen Erze durch die Metallarbeiter kennen lernen.

Jede Gegend, selbst die berglose Ebene, bietet auf Spaziergängen und Fußreisen Gelegenheit, diejenigen Vorgänge zu beobachten, durch welche die Gestalt und Beschaffenheit der Erdrinde noch in der Gegenwart umgewandelt wird, und giebt also Anschauungs=Material für das Vorstudium der Geologie. Die Anschwemmung von Flußschlamm und die Marschbildung in den Niederungen, die Anhäufung von Dünenwällen längs der Küsten, die Fortbewegung des Triebsandes, die Bildung von Torf und Rasen=eisenstein in Thalbecken, die Auswaschung von Flußbetten bieten reichlichen Stoff. In Gebirgsgegenden werde das Abbröckeln der Thalwände durch Baumwurzeln und durch Frost, die chemische Ein=wirkung der Luft und des Regens, die Furchung der Berghänge durch Regenströme, die Anhäufung von Geschiebe und Geröll in den Fluß=betten, die Auswaschung der Klippen des Flußbettes zu Kesseln und Töpfen, der Ansatz von Tuff an Moose und Gräser längs kalkhaltiger Quellen und andere derartige Erscheinungen eingehend betrachtet.

Führt der Vater seine kleine Schar nach einem Regengusse ins Freie, so beobachten die Kinder mit ihren lebhaften Sinnen manche Miniaturbilder der größten geologischen Vorgänge, und es be=darf bei der redelustigen Jugend nur der leisesten Anregung, sie zum Aussprechen ihrer Wahrnehmung und dadurch zu klaren Vorstellungen und zum Aufspüren der Ursachen der mancherlei Erscheinungen zu veranlassen. Die kleinen gabelförmig verzweigten, thalabwärts tiefer eingeschnittenen Rinnen, die sich das Regenwasser in die erdigen Berg=gehänge gegraben hat, erläutern die Bildung vieler durch Auswaschung entstandener Thäler; die Rasenscholle, welche von der Strömung unter=waschen in den Fluß stürzt, illustriert das Angefressenwerden der Meeresküsten; die vom schroffen Hügel abwärts rutschende Scholle ist ein Bergschlipf im kleinen, der Sandstaub, der sich wie eine Schnee=wehe an eine seichte Uferstelle hingelagert hat, giebt Anlaß, die Bildung der Sandbänke und Dünen zu besprechen. Der Schutthaufen aus Geröll und Schlamm, den der Bach da absetzt, wo er in einen Teich einmündet, zeigt, wie durch Bildung von Schuttkegeln manche Seen verschwinden mußten; die als Spielzeuge beliebten Rollsteine der Flußbetten, die bald Münzen, bald Biskuits, bald Kugeln nach=ahmen, tragen die Einwirkungen des weiten Weges, auf dem sie ab=geschliffen wurden. Selbst die kleinsten derartigen Erscheinungen, die

das Kind frappieren, sind nicht zu verachten. So erläutern die gefurchten Fährten der Regenwürmer, die über den feuchten Gartenboden gekrochen sind, die Entstehung mancher Stapfeneindrücke vorweltlicher Tiere, welche man auf Felsplatten findet; die Aufspeicherung kleiner Stücke von Erlenzweigen, Kalmuswurzeln und Holzspänchen auf Wiesen, die von übertretenden Gewässern sanft überflutet waren, stellt die Anschwemmung von Treibholz dar, wie es in der Urzeit manche Kohlenlager gebildet haben mag (?) und wie es jetzt noch manchen Völkern ihr Werkholz gratis zuflößt; die Geröllbarre, welche sich im Gebirgsflüßchen da, wo es unter ungünstigem Winkel in den Hauptfluß mündet, ansetzt, läßt die Entstehung der Nehrung begreifen. Die mechanischen Wirkungen des Wassers sind den Kindern so anziehend, daß sie unaufgefordert im Spiele Forschungen über dieselben machen. Welcher Knabe hätte nicht einmal ein Bächlein durch einen Erddamm abgesperrt und jubelnd zugeschaut, wenn das aufgestaute Wasser endlich den Schutz überströmt, eine Scharte hineinsägt und nun als schlammigtrübe Flut dahinbraust! Erzählt der Vater den in solchem Spiele begriffenen Knaben von den Deichen der Marschländer, ihren Reisig- und Schilffaschinen und Flutthoren, von den Einrissen des Meeres, wodurch unter anderen der Zuyder See entstanden ist, so wird er die Baulustigen bald veranlassen, dergleichen Erscheinungen durch Experimente nachzubilden, jedenfalls das Verständnis derselben dem Kinde nahe bringen.

Wie bei dem Studium der Tiere und Pflanzen werde das Kind auch bei den Beobachtungen der geologischen Verhältnisse frühe zu genauen, wo möglich durch Messung zu bestimmenden, exakten Anschauungen angehalten. Wird ein Brunnen gegraben, was für die Kinder ein wahres Fest ist, so müssen sie täglich berichten, wie viel Fuß tief die Arbeiter eingedrungen sind, welche Erd- und Steinarten herausgefördert wurden, und in welchem Verhältnisse das Wasser emporgequollen ist.

Das Ablassen eines Teiches ist für Kinder ein ähnliches belehrendes, und noch angenehmeres Schauspiel. Wenn das Fangen der auf das Trockene gesetzten Fische, Schwimmkäfer und Muscheln sattsam bestaunt und bejubelt ist, macht der Vater auf den abgelagerten Schlamm mit den darin befindlichen Schalen toter Muscheln und Schnecken, den Gräten verwester Fische, den Gerippen der darin versenkten Säugetiere und den vielerlei Pflanzenresten aufmerksam und belehrt die Kinder, was in der Heimat vorgegangen sein müsse, als das Urmeer durch allmähliches Emporsteigen des Meeresgrundes sich zurückzog und die Schlammschichten erhärteten, welche nun die Reste des früheren Lebens aufbewahren. Führt man nach einer solchen Scene die Kinder an Versteinerungen führende Felsschichten, so ge-

winnen sie ohne Nachhilfe durch eignes Nachdenken die Überzeugung, daß zum Aufschwemmen solcher Schichten lange Zeiträume notwendig gewesen sein und nachträgliche von unten empordrängende Ursachen obgewaltet haben müssen, um die in wagrechten Schichten abgelagerten Schlammbänke so zu biegen und zu knicken.

Dadurch lernt das Kind die Natur, welche an der Erdoberfläche, wie ein Künstler an seinem Thonmodelle, beständig nachbessert, in ihrem stillen Thun beobachten, und hält sich frei von der gewöhnlichen Vorstellung der Laien, als müßten zur Gestaltung der jetzigen Formen der Erdrinde überall plötzliche, mit Knalleffekt einen theatralischen Scenenwechsel veranlassende Vorgänge stattgefunden haben. Will der Vater, zur Würze von Bergspaziergängen, den Kindern auch von den Prozessen, die bei uns nur in der Urzeit stattgefunden haben (von Erdbeben, vulkanischen Ausbrüchen, von Gletschern und Meeresbrandungen) erzählen, so findet er darüber Nachrichten und Aufschlüsse in einer dem Laien verständlichen, anmutigen Form in Roßmäßlers Geschichte der Erde,*) welche namentlich lehrt, aus noch jetzt zu beobachtenden Vorgängen die Vorgänge der jenseits der Geschichte liegenden Perioden zu verstehen.

---

6. Das Sammeln von Naturdingen.

Obgleich alle Kinder Naturdinge nach Hause tragen, um sie zu zeigen und spielend zu verwenden, so verfallen doch nur solche, welche einen Erwachsenen sammeln sehen, darauf, sich eine Sammlung anzulegen. Kinder auf dem Lande denken nicht leicht an das Sammeln, weil sie gar keine, Mädchen nicht, weil sie nur männliche Sammler kennen lernen.

Ein gedankenloses Nachäffen der gedankenlosen Sammler-Liebhaberei mancher Erwachsenen, die über der Sucht zu haben das genauere Studium aus den Augen setzen und statt am Schönen sich am Seltenen und Seltsamen erfreuen, hat eher nachteilige als vorteilhafte Einwirkung auf die Bildung des Knaben; sie macht ihn habsüchtig statt wißbegierig, grillenhaft statt freudig, und setzt ihm leicht jene Eigenheit, die nur am Kuriosen und Monströsen sich weidet, in den Kopf. Ist das Anlegen der Sammlung — wie es leider häufig der Fall ist — verbunden mit dem Töten von Tieren oder Ausnehmen von Vogelnestern, so wirkt es selbst sittlich nachteilig.

Trotz alledem dürfen die Eltern die Lust des Kindes am Sammeln

*) 4. Auflage, Stuttgart 1888.

nicht nur nicht unterdrücken, sondern müssen sie vielmehr wecken und hegen; denn unter verständiger Leitung wird sie ein Mittel zur Erweiterung des Wissens, zur Schärfung des Urteils, zur Bildung des Geschmacks und selbst der Willensstärke. Das Streben, eine Klasse von Naturdingen möglichst vollständig zu erwerben, nötigt das Kind, die Aufmerksamkeit, die sonst leicht ziellos im Irren schweift, zu fixieren, und schärft das Auge. Sammleraugen sind sprichwörtlich wegen ihrer Spürkraft. Durch das systematische Anordnen des Gesammelten wird das Urteil geübt; die bei der Aufstellung der Einzeldinge nötigen Rücksichten auf Ebenmaß und Zierlichkeit bilden den Schönheitssinn; die jahrelang betriebene Vervollständigung der Sammlung giebt dem Willen Ausdauer und Stetigkeit.*)

Kleine Kinder läßt man leere Schneckenhäuser sammeln, und nach Größe, Gestalt und Farbe in selbstgefertigten Behältern aufbewahren. Soll eine Sammlung rechten und bleibenden Wert haben, so muß das Kind sie ganz aus eigner Kraft anlegen, denn eine Sammlung, die es fertig geschenkt erhält, läßt meist kalt; die zu erkaufenden Requisiten muß es sich vom Taschengelde absparen.

Mädchen sammeln gern Blumen und Blätter. Man lehre sie ihre Lieblinge zwischen Löschpapier trocknen und gefällig aufbewahren. Eine hübsche Suite geben die durch den Herbst bunt gefärbten Blätter der Bäume. Desgleichen paßt für Mädchen eine aus eignen Mitteln erkaufte Sammlung von Kolonialwaren.

Hat das Kind einmal eine Sammlung angefangen, so darf es nicht ruhen, bis es sie nach Möglichkeit vervollständigt hat. Erst müssen alle Schneckenhäuser der Heimat eingetragen sein, ehe etwas Neues gesammelt werden darf. Das Zusammengetragene muß sorgfältig geordnet und fleißig betrachtet werden.

Ältere Kinder läßt man im Sommer und Herbst die Früchte der verschiedensten Pflanzen sammeln, um eine Fruchtausstellung zu veranstalten.**) Man räumt ihnen zu diesem Zwecke eine Kammer ein, und wird sich freuen zu sehen, wie sie ihr Museum zu dekorieren suchen.

Knaben sammeln leere Vogelnester, Proben der Metalle, Steine und Versteinerungen. Für ältere Knaben passen besonders selbst-

---

*) Den Gegenstand dieses Abschnittes behandelt Sigismund selbständig und ausführlich in seinem lehrreichen und anregenden Aufsatz „Die Kunst zu sammeln", zum Teil auch in „Naturwissenschaftliche Weihnachtsgeschenke" (Aus der Heimat, 1862). — Von neueren Schriften sei hier u. a. O. Klasings Buch der Sammlungen genannt (Bielefeld und Leipzig, 5. Aufl. 1890), sowie Herm. Wagners Beschäftigungsbuch für die reifere Jugend (Leipzig, Spamer, 1894).

**) Eine solche von der Familie veranstaltete Fruchtausstellung, bei der auch die Waldschwämme nicht fehlen, malt Sigismund in seinem Aufsatz „Ein Naturfest im Oktober" aus (Die Heimat, 1862).

gefertigte Holzsammlungen. Man läßt von Ästen und dünnen Stämmen kleine Scheiben absägen und berindete scheitförmige Stückchen abspalten. Alle Proben müssen möglichst von gleichem Formate sein und die Rinde zeigen. Der Sammler muß die Holzarten nach Härte, Farbe, Faserung genau unterscheiden lernen; auch die von Insekten beschädigten Hölzer und Rinden verdienen Berücksichtigung.

Für beide Geschlechter eignet sich das Anlegen einer Pflanzensammlung. Man halte die Kinder an, zu diesem Zwecke gute Exemplare zu wählen, sie sorgfältig auszubreiten und zwischen oft gewechseltem Papier zu trocknen. Im Winter werden sie betrachtet, verglichen und geordnet. Zu gewähren ist der Wunsch des Kindes, sich statt des Herbariums, welches doch die Pflanzen immer nur zerquetscht und entfärbt darstellt und deshalb ästhetisch wenig Wert hat, ein botanisches Gärtchen in einem Winkel des Hausgartens anzulegen, welches die ihm liebsten wilden Pflanzen enthält.

Schmetterlinge zu sammeln ist nur gestattet, wenn der Vater die Tötung übernimmt, denn sonst leidet das arme Tier und das kindliche Herz.*) Sie dürfen nicht zur bloßen Dekoration dienen, sondern müssen wissenschaftlich geordnet werden.

Eiersammlungen, die durch ihre geringe wissenschaftliche Ausbeute die Grausamkeit des Raubens lange nicht entschuldigen, sind ganz untersagt.

Mineralien eignen sich, weil sie sich ohne Zubereitung unverändert aufbewahren lassen, vorzüglich zu Sammlungen, welche alle Kinder erfreuen. Der Knabe schlage sich an Steinbrüchen, Chausseehaufen und von Flußgeröllen Stücke von möglichst gleich großem Formate und bewahre sie in sauberen selbstgefertigten Pappkästchen, worin ein Zettel Namen und Fundort angiebt. Im Notfall ist schon der gemeine, bei den Steinarbeitern gebräuchliche Name ein Gewinn für den Knaben. Vom Krämer oder aus der Apotheke erwerbe er sich von seinen Ersparnissen die gebräuchlichen Mineralien: Asbest, Antimon, Alaun, Asphalt, Bimsstein, Blutstein, Granat, Graphit, Ocker, Rötel, Smirgel, Schwefel, Tripel u. dgl. Von Handwerkern verschafft er sich Proben der gewöhnlichen Metalle, vom Goldschmiede wohlfeile Splitter von Edelsteinen. Zum Weihnachtsgeschenke erhält er aus einer benachbarten Bergwerkstadt wohlfeil zu beziehende Erzstufen, lieber einzeln, wöchentlich ein Stück als in zu großer Zahl.**)

*) Am schnellsten sterben sie, wenn man ihre Brust mit einer in Tabaksaft getauchten Nadel wiederholt ansticht. Sig.

**) Erz- und Mineraliensammlungen sind zu beziehen durch die Deutsche Lehrmittelanstalt (F. H. Klodt) in Frankfurt a. M., durch die Lehrmittelanstalt von J. Ehrhardt & Co. in Bensheim u. a. S. auch Lehrmittelkatalog von Schröder, Leipzig.

Hauptaufgabe für den Vater bleibt zu sorgen, daß die Sammlungen nicht als totes Kapital im Schranke liegen und höchstens dem Gaste mit Stolz vorgewiesen, sondern durch fleißiges Beschauen und Besprechen zu geistigem Eigentum verarbeitet werden. Sonst gilt vom Sammler, wie es vom Raben heißt: „Ich hab' es nur, damit ich's habe!"

---

7. Einführung in die Erdkunde.

Daß aller geographische Unterricht von der Heimatskunde*) ausgehen müsse, ist jetzt in allen Schulen leitender Grundsatz. Leider entbehrt die Schule fast gänzlich der Mitwirkung der Familie. Denn gar selten sind die Väter, welche auf Spaziergängen und Fußreisen ihre Kinder die geographischen Grundanschauungen erwerben und verarbeiten lassen, um dem Lehrer, der seine Schüler selten ins Freie führen kann, vorzuarbeiten.

Zuerst übe man auf Spaziergängen den Ortssinn. Wohin müssen wir nun gehen, um zum Garten zu kommen? Woran weißt du das? Wohin kämen wir durch jene Straße? So werde das Kind heimisch in seiner Gegend, wie im elterlichen Hause. Bald schließen sich Übungen des Augenmaßes an. Wie viel Schritte ist es von diesem zu jenem Baum? Wie lang die Brücke, wie breit also der Fluß? Unser Haus ist 60 Fuß hoch, wie hoch wohl die Linde daneben? Solche Übungsfragen bietet jeder Spaziergang, und schon fünfjährige Kinder beantworten sie gern.

Das sechsjährige Kind lerne die Himmelsgegenden kennen; das achtjährige muß eine Windrose mit acht Strahlen inne haben und wie das Kind eines Seemannes NO augenblicklich von O unterscheiden. Zur instinktartigen Sicherheit wird die Orientierung, wenn man den Ball nach verschiedenen Richtungen wirft, und sich die Richtung nennen läßt. Bei seinen Ortsangaben dringe man auf Genauigkeit. Zur Belebung seiner Fortschritte erhält der Knabe einen wohlfeilen Kompaß.

Alle Kinder sind von klein auf Himmelsbeobachter, und bemerken den Mond, wenn er am Tage aufgeht, meist früher als die Erwachsenen. Man gebe ihnen frühe Gelegenheit, den Auf- und Untergang der Sonne und des Mondes, die Erscheinungen der Dämmerung, der Morgenröte zu sehen und bespreche das Wahrgenommene. Die Gestalt des Mondes (der **zu**nehmende sieht aus wie der Anfangszug

---

*) Zu empfehlen: Finger, Anweisung zum Unterricht in der Heimatkunde; Berlin, Weidmann, 7. Aufl. 1893.

des **Z**, der **ab**nehmende wie der erste Zug zum *a*), läßt man öfter abzeichnen; die Richtung und Länge des Sonnenschattens nach den Tageszeiten beobachten und die Tagesstunde danach schätzen. Eine Sonnenuhr, und wäre es nur ein schlichter Pfahl, sollte in keinem Garten fehlen. Im Laufe des Jahres lehre man auf die Länge des Tages merken, und versäume nie, zu sagen: heute ist die längste Nacht, heute der längste Tag, heute ist Tag und Nacht gleich. Schon die bloße Beobachtung der Thatsache ist dem Kinde nützlich und interessant, wenn auch der Vater die Erklärung derselben der Schule überlassen müßte.*) Unerläßlich ist die Bekanntschaft mit den bedeutendsten Sternbildern. Es ist ein Zeichen der traurigsten Naturentfremdung, daß so viele civilisierte Erwachsene den Polarstern nicht kennen, nach dem der Wilde seinen Weg regelt. Den großen und kleinen Bär und den Orion sollte schon das Kind in der mathematisch-geographischen Hausschule kennen lernen.

Während dieser Beobachtungen am Himmel mache das Kind genaue Bekanntschaft mit dem Teile der Erdoberfläche, den es Heimat nennt. Es lerne die Berge, Hügel, Thäler, Bäche, Flüsse derselben benennen, nach ihrer Lage, Richtung und Form unterscheiden und ihre Merkmale in Worten aussprechen. Welches Thal ist das längere? Worin unterscheidet sich die Richtung, worin die Thalsohle von beiden? Welcher Berg ist höher, welcher schroffer? Solche Forschungen beleben jeden Spaziergang.

Das achtjährige Kind lernt schon Grundrisse und später Karten zeichnen. Man beginnt am besten so, daß man ein hölzernes Häuschen, Thürmchen oder dergleichen auf feuchten Sand oder Thon stellt, und zeigt, wie es sich abdrückt. Diesen Naturdruck des Grundrisses läßt man abzeichnen. Dann wird von der Wohnstube, dem Garten, dem Markte ein Grundriß entworfen. Hat man hierauf den Begriff des verjüngten Maßstabes (am besten durch Vergleichung der Größe der kindlichen Körperteile mit denen des erwachsenen Körpers) verschafft, so läßt man die Ausdehnungen abschreiten und Pläne von dem Dorfe oder dem Thale entwerfen. Auch in dieser Kunst findet der Civilisierte seinen Meister an vielen Wilden. Alle Polarfahrer rühmen, daß die Eskimos augenblicklich einen Plan ihres Landes auf den Schnee zeichnen. Wie viele Deutsche giebt es, die das von ihrer Heimat vermögen? Nach solchen Übungen, die jedes Kind gern treibt,

*) Will der Vater seine Kinder selbst einführen, so ist ihm Diesterwegs astronomische Geographie, welche faßlich und methodisch unterrichtet, zu empfehlen. Sig. — Der genaue Titel lautet: Lehrbuch der mathematischen Geographie und populären Himmelskunde (1840 ff.). — Ferner sei hier empfohlen: Lokyer, Astronomie (Naturwissenschaftl. Elementarbücher, Straßburg, Trübner), 6. Aufl. 1897.

zeige man dem Kinde, wie die Erhöhungen des Bodens sich auf der Papierfläche durch zartere und kräftigere Schraffierung darstellen lassen. Am besten formt man zuerst ein Bergmodell aus Sand oder Thon, und zeichnet davon den Grundriß und dann die Böschung seiner Abhänge. Knaben versuchen auch wohl, ihr Heimatthal aus feuchtem Sand zu modellieren, und leisten darin Vorzügliches. Dabei werden die Begriffe: Thalsohle, Gehänge, Hügel, Berg, Gebirge, Kamm, Rücken, Kuppe, Kette, Hochebene, Paß erläutert.

In die Lehre von der Bewässerung der Erde (Hydrographie) führen Spaziergänge längs eines Baches ein. Man raste an der Quelle, die dem Kinde als etwas Geheimnisvolles anziehend ist, und erzähle den Ursprung des Quellwassers aus dem Regen, der vielleicht vom Meere aufstieg; beobachte, nach welcher Himmelsgegend hin der Bach fließt, und wie er zu solcher Richtung durch die Erdoberfläche gezwungen ist; lasse rechtes und linkes Ufer unterscheiden, Breite, Tiefe, Länge schätzen; beobachte Strudel, Wasserfällchen, langsamere und raschere Strömungen und die Biegungen der Ufer, berücksichtige die Arbeit, die der Bach als Bewässerer der Wiesen und als Beweger der Mühlen und Fabriken verrichtet; zeige Furt, Schrittstein, Steg, Brücke — kurz, man lasse das Kind ein Lebensbild des Gewässers gewinnen. Bei einem zweiten Gange wird eine Zeichnung von dem ganzen Bache entworfen.

Auf Spaziergängen und Ausflügen*) kommt ebenso das Verhältnis der Natur zum Menschen, die Grundlinie der politischen Geographie zur Anschauung. Das Kind lernt die verschiedenen Beschäftigungen, zuerst die einfachsten und ursprünglichsten und zugleich für das kindliche Gemüt ansprechendsten kennen; der Vater unterhält sich mit dem Schäfer und läßt sein Kind in das niedliche Räderhaus blicken, mit dem weidenden Knechte, der Nachts im Stalle schläft, mit dem Fuhrmann, dem Fischer, dem Bergmann und läßt die Arbeiten derselben beobachten. Aus den verständigen Äußerungen solcher Leute über die Gegenstände ihrer Geschäfte merkt das Kind, wie sie durch Hingebung an eine Sache dieselbe genau kennen und beherrschen, und lernt sie achten trotz ihrer rauhen Sprache und Sitte. Es lernt dabei die Zweckmäßigkeit der Teilung der Arbeit leicht einsehen, sowie es nur eines Winkes bedarf, um zu begreifen, warum in dem einen Orte viel Schafzucht getrieben wird, anderswo die Mehrzahl der Bewohner Ackerbauer, Bergleute oder Holzmacher und Köhler sind. Auch in den

*) Über die Methodik des Heimatstudiums auf Schulausflügen hat Sigismund in einer öffentlichen Schulrede (Ostern 1857) wertvolle praktische Fingerzeige gegeben. Die Rede — die ich nur im Manuskript kennen zu lernen Gelegenheit hatte — scheint nicht gedruckt worden zu sein.

Bauten lernt es die Abhängigkeit des Menschen von der Natur herausfinden. Nicht nur daß man hier Lehmhäuser baut, dort Bruchsteine verwendet, daß man hier mit Schiefer, dort mit Ziegeln deckt, hängt von der Örtlichkeit ab; auch daß das Dorf gerade hier, im Thalkessel, dem Bach entlang entstand, ist nicht zufällig; die Kirche steht nicht zufällig auf dem Hügel; die Straße windet sich nicht zufällig durch jene Spalte. Wenn sich der Vater mit den Bauern unterhält, erfährt das Kind von dem Erbrechte, von geschlossenen Gütern, von der Wahl des Ortsvorstandes auf viel eindrücklichere Weise, als wenn es später in der Schule davon hört oder darüber liest. Solche Besprechungen sind denn auch die natürliche Brücke zur Geschichte. Ist in der Heimat irgend eine durch ein geschichtliches Ereignis geweihete Stelle, und wäre es nur ein altes Steinkreuz aus dem dreißigjährigen Kriege, und knüpft der Vater daran eine kulturgeschichtliche Skizze jener Zeit: so prägt sich dieselbe fester ein, als alle schönen Schilderungen der Bücher und Hörsäle. Ein solcher Stein bleibt ein Merkstein für immerdar.

Hat das Kind etwa mit dem zehnten Jahre einen Überblick seiner Heimat gewonnen, so kann ihm der Vater an jedem Tage ein freudenreiches Fest bereiten, wenn er, an etwas unmittelbar Vorliegendes anknüpfend, von fremden Ländern erzählt. Auf dem waldigen Berggipfel erzählt man, daß es noch höhere Berge giebt, auf denen über der Waldregion Bergwiesen mit bunten Blumen und einzelnen kahlen Felsen liegen und endlich eine Region, wo der Schnee nie ganz wegtaut. In der Ebene gedenkt man der unübersehbaren Grasebenen und Steppen, am Bache der großen Ströme mit Inseln, Wasserfällen und Mündungsbusen. Der Teich giebt ein Miniaturbild eines Sees und der See. Um von den klimatischen Verhältnissen anderer Länder eine Vorstellung zu gewinnen, erzählt man beim Schneegestöber vom Winter auf den russischen Steppen oder in Sibirien, beim härtesten Januarfrost von den Polarländern, beim Abrollen des erweichten Schnees vom Dache von den Lawinen; zur Zeit der höchsten Sommerhitze, wo das Flußbad milchwarm ist, von den Tropen mit immerwährend gleich hoher Temperatur; bei dem Platzregen von der tropischen Regenzeit mit ihren Güssen; bei dem Herbststurme gedenkt man der stürmischen See.

Ein gutes Mittel, um gleichsam durch eine Ouverture die Phantasie zum Fluge in fremde Länder zu beschwingen (deren Schilderung fast mehr als ein Märchen die Dämmerstunden älterer Kinder würzt) besteht darin, zuvor ein Erzeugnis eines fremden Landes in Natur vorzuzeigen. Man betrachtet eine Orange, zerschneidet sie, läßt sie kosten und schildert nun die Citronengärten am Gardasee; beim Sortieren der Rosinen oder Kaffeebohnen erzählt die Mutter von den schönen

griechischen Inseln und von Westindien mit seinen Plantagen; eine Tafel Watte versetzt nach Louisiana, ein Stück Schwefel auf den Ätna, ein Würznelkchen nach den duftenden Molukken, ein Stückchen Elfenbein, eine Straußenfeder nach Afrika.*)

Auch die Verhältnisse der Bewohner ferner Gegenden werden anziehender und verständlicher, wenn man sie an Heimisches anknüpft. Am Räderhause des Schäfers oder am fahrenden Hause des Seiltänzers schildert man die Nomaden; auf der Waldblöße, wo die Holzmacher klaftern, das Roden des Urwaldes.

Nie hat ein Dichter ein offeneres und dankbareres Publikum als der Vater, wenn er auf diese Art an die bekannte Heimat eine wenn auch noch so kurze und blasse Schilderung der Ferne anknüpft. So vorbereitete Knaben arbeiten in der Schule gewiß mit Eifer, sich das trockne Namenwesen all der Inseln, Busen und Straßen des Globus zu eigen zu machen.

---

8. Einführung in die Naturlehre.

Mit den ersten Wahrnehmungen der Außenwelt studiert das Kind Physik. Der Säugling beobachtet das Uhrpendel, die rollende Kugel und den wirbelnden Kreisel mit gespannter Aufmerksamkeit. Das zweijährige Kind „benaturt" die auf dem Bache schwimmenden Blätter und den darin einsinkenden Stein, und stellt vielfältige Versuche, teils mit dem eignen Körper, teils mit Bauhölzern über die Gesetze des Schwerpunktes an. Die atmosphärischen Erscheinungen, besonders Schnee und Regen, werden früh beobachtet. Fast alle Spiele sind physikalische Versuche. Das Kugeln, Kreiseldrehen, das Aufbauen von Kartenhäusern, das Schießen mit der Knallbüchse übt das Kind nicht allein in dem Vorteil, seine Gliedmaßen brauchen zu lernen, sondern auch die Naturgesetze herauszufühlen. Der Forschertrieb, der zu der hinter der Erscheinung liegenden Ursache kommen möchte, läßt manches Spielzeug zertrümmern, um ins Innere zu schauen. Mit dem vierten Jahre (manchmal viel später) beginnt das Kind, die Eltern nach dem Warum mancher Erscheinungen zu fragen, und zwar soviel ich be-

---

*) Sigismund verstand sich trefflich auf solche Schilderungen; man lese nur seine lehrreichen Aufsätze: „Der Strauß" (Illustr. Familien-Journal, 1863), „Die Seide", „Die Gewürze" (Freya, 1862), „Die Baumwolle und der Mensch" (Auberbachs Volkskalender 1864), „Eine Robbenjagd" (Der Jugend Lust und Lehre, 1860), „Die Wanderheuschrecke" (Aus der Heimat, 1862), „Der Fisch für alle" (Der Feierabend, 1857), „Theepflanzer und Theetrinker" (Unterhaltungen a. h. Herd) u. a.

obachtete, besonders dann, wenn eine häufig beobachtete und darum als Regel gedachte Erscheinung ausbleibt. Warum knallt die Knallbüchse jetzt nicht? fragt der Knabe, der den Pfropf erst aufgesetzt hat, nachdem er den Stempel tief eingeschoben hatte. Warum macht der Regen nicht naß? fragt das Kind beim Staubregen.

In diesem Entwickelungsgange zeichnet das Kind die richtige Methode vor, wie es in diese höchste Naturwissenschaft eingeführt werden muß. Es beobachtet zuerst einfach die Vorgänge, das Bedürfnis sie zu verketten und zu erklären entsteht später.

Die Eltern brauchen, um gute Lehrer für Anfänger in der Physik zu sein, nur das Kind ins Freie zu führen und seine Wahrnehmungen dadurch zu klären und zu schärfen, daß sie dieselben aussprechen lassen und berichtigen. Die Wellenringe im Teiche nach dem Steinwurfe, die Spiegelung der Bäume auf dem Wasser, der gebrochen aussehende Eisbrecher an der Brücke, der Wiederhall im Walde, das Nachschlagen des Schalles, wenn die Axt des fernen Holzhauers auffällt, — tausend solcher Merkwürdigkeiten stöbert sich das Kind auf. Der Vater braucht sich nur zu stellen, als habe er die Erscheinung nicht deutlich oder gar nicht wahrgenommen, um den Knaben zur sprachlichen Darstellung zu veranlassen, die er selber dann berichtigt. Reichen Stoff bieten besonders die atmosphärischen Vorgänge: der Tau (Tropfen, klebend am Blatt, farbig, nur nach klaren Nächten vorkommend, unter Gartenbänken fehlend), der Regen (Form und Farbe der Wolken, Staub-, Strich-, Land-, Platzregen, schrägfallender Regen) u. dgl. Wie sehr es die Kinder, und auch die meisten Erwachsenen an scharfer Beobachtung der Erscheinungen, auch der auffallendsten und schönsten, fehlen lassen, erfährt der Lehrer der Physik besonders beim Regenbogen. Der Knabe, der dessen verschiedenen Stand nach den Tageszeiten bemerkt und die Reihenfolge der Farben sich eingeprägt hat, ist eine Seltenheit. Besonders beliebt von den wässrigen Meteoren ist bei dem Kinde der Schnee. Man leite es an, den sanften Fall desselben, seine zierlichen, auf einer Schiefertafel aufgefangenen Krystalle, seine verschiedene Anhäufung auf Bäumen, seine Färbungen bei verschiedener Beleuchtung, die je nach dem Kältegrade verschiedenen Geräusche beim Darauftreten, seine Bröckligkeit oder Knetbarkeit u. s. w. genau zu beobachten.*) Das Gewitter ist besonders deshalb genau zu studieren, weil das Studium desselben, in ähnlicher Weise wie die wissenschaftliche Betrachtung einen für den großen Haufen gleichgiltigen oder widerwärtigen Gegenstand anziehend macht, auch das furchtbar Große ohne knechtische Furcht ertragen lehrt. Gewöhnt man das Kind, die Wetterwolke, die Windwirbel, die Form

*) Sigismunds Aufsatz „Der Schnee" in Masius, D. Lesebuch II.

des Blitzes, die Zwischenräume zwischen Blitz und Donner genau aufzufassen; holt man beim Hagelwetter einige Hagelsteine herbei und zerschlägt sie, um ihre Form und die Graupelkerne in ihrem Innern zu beschauen, so wird das Kind nicht in die Gewitterfurcht verfallen, die viele Erwachsene so lächerlich macht.*)

Alle Kinder studieren gern Mechanik. Das zweijährige beobachtet die Bewegungen des Spinnrades und der Weife, der ältere Knabe ist darauf erpicht, zuzusehen, wie Steinblöcke abgelöst, fortbewegt und aufgeladen werden, wie der Holzhauer das Scheit spaltet, der Zimmermann Balken aufzieht, der Müller das Rad anläßt. Der Vater möge ihnen solche Schauspiele zu verschaffen suchen und dabei streben, sie zu einem geordneten und vollständigen Schauen anzuleiten. Er spreche das Gesehene mit dem Kinde später durch, gebe ihm die Benennung der Werkzeuge und halte es an, die Vorgänge in gehöriger Ordnung nach Raum uud Zeit zu erzählen. Bespricht er mit dem Kinde das Spinnrad, so beginnt er vom Ausgangspunkte der Bewegung, vom Tritte, und rückt zur Kurbelstange (Leiermann), zum Schwungrade, zur Schnur, zum Schnurenlaufe, und endlich zur Spindel weiter. Oft wird es ihm leicht fallen, die Zweckmäßigkeit gewisser Einrichtungen auch kleinen Beobachtern einleuchtend zu machen.

Viele Kinderspiele geben Gelegenheit, einfache physikalische Vorgänge zu beobachten und die ersten Forschungen über das Warum des Geschehenden anzustellen. Der vom Boden emporspringende Ball, die schwellende farbige Seifenblase, die nach der Bewegung des Stöpfels und der Stärke des Anblasens verschieden tönende Weidenflöte, der heulende Brummkreisel (Sumstorl), die zur magnetischen Angel schwimmenden Schwäne, die zum geriebenen Siegellacke hüpfenden Watteflöckchen, sind ebenso kurzweilige Spiele, als nützliche physikalische Versuche. Eltern, die als Laien nicht zum Denken über die Ursachen der Erscheinungen anleiten können, erwerben sich schon ein großes Verdienst, wenn sie dadurch, daß sie sich die Vorgänge erzählen lassen, zu klarer, lückenloser Auffassung und Darstellung anregen.

Zum wissenschaftlichen Verständnis der Naturerscheinungen ist unumgänglich, die Kräfte je nach ihren Wirkungen zu messen, ihre Quantität zu bestimmen. Zu dieser mathematischen Anschauung der Naturkräfte gelangte die Menschheit spät; das Kind, als Erbe der Jahrhunderte, kann und soll bald seine Erbschaft antreten, und der Vater als Kurator früh zu dieser zweiten Klasse des Naturstudiums anleiten.

Als das erste Werkzeug empfiehlt sich das Thermometer, das jetzt

*) S. von Sig. „Das Gewitter und der Mensch, ein Monatsbildchen für den August.“ (Die Heimat, 1863.)

kaum in einem gebildeten Hause fehlt. Der Vater zeigt, wie das Quecksilber durch die Berührung mit der warmen Hand oder warmem Wasser bis zu einem gewissen Punkte ausgedehnt wird, und um nicht den Glauben an eine Absonderlichkeit aufkommen zu lassen, erinnert er an das Größerwerden des heißen Bügelstahls im Plätteisen, an das Überkochen des Wassers, an das Anschwellen lufthaltender zugebundener Blasen in der Wärme. Das Thermometer werde in verschiedene Flüssigkeiten getaucht, und das Kind geübt, die Wärmegrade derselben vorher durch die Hand zu erraten. Eine nähere Erklärung der dabei waltenden Gesetze ist vor der Hand nicht nötig; es soll nur als Werkzeug zum Messen der Kraft dienen, und lehren, wie das dumpfe Gefühl der Sinne zur genauen, feinen Wahrnehmung erhoben werden kann. Begnügte man sich bisher, das Kind im Keller fühlen zu lassen, daß es hier im Sommer kühler, im Winter wärmer als draußen ist, so hält man nun den kleinen Naturforscher an, den Unterschied der Temperaturen von Innen und Außen in Graden anzugeben. War man bisher zufrieden, daß das Kind den Juli als den heißesten Monat kannte, so muß es nun erproben, wie sich dessen Wärme zur Temperatur des menschlichen Körpers verhält. Besonders interessieren sich die Kinder dafür, die Temperatur ihrer Getränke und Speisen und ihres Bades zu bestimmen und später zu schätzen.

Ebenso ist für den zehn bis zwölf Jahre alten Knaben die Beobachtung des Barometers interessant und nützlich. Der Vater führe mit ihm ein Tagebuch, welches den täglichen Barometerstand mit der jedesmaligen Windrichtung und Witterung angiebt, und suche daraus auf rein geschichtlichem Wege den Zusammenhang der Bewegungen des Quecksilbers mit den Zuständen der Atmosphäre zu erforschen. Dabei bietet sich zugleich Gelegenheit, das Kind von dem Aberglauben, den es bezüglich der Wetter-Prophezeiung einsaugt, zu befreien. Hat man einige Jahre nach einander die Witterung des Weihnachts- und Osterfestes aufgezeichnet, so widerlegt sich der Volkswahn: Schwarze Weihnacht, weiße Ostern leicht von selbst. Bei solchen Studien gewinnt das Kind erfahrungsgemäß die Überzeugung, daß die zeitliche Folge einer Erscheinung auf die andere nicht immer auf eine notwendige Verkettung beider schließen lasse, und gewöhnt sich Vorsicht im Urteilen an.

Unter solchen Übungen reift der Knabe — manche schon im zehnten Jahre, vielleicht noch früher — für die dritte Stufe der Physik, welche die ursächliche Verkettung der Erscheinungen aufsucht und zu diesem Behufe gewisse einfache Ursachen oder Kräfte als die Anreger bestimmter Veränderungen annimmt.

Es ist besser für das Kind, daß es über diese höchsten Fragen der Naturwissenschaft nichts erfahre, als daß durch hohle, halbverstandene Redensarten ihm Eitelkeit eingepflanzt, seine naive Anschauung verzerrt und sein Forschersinn abgestumpft werde.

Will der Vater sein forschlustiges Kind nicht auf die spätere Zeit vertrösten, oder hat er für dasselbe einen guten Schulunterricht nicht zu hoffen, so ist es notwendig, daß er selbst über jene Theorieen

klar sei, und daß er mit dem Kinde, gleich als begönne er selbst als nichtwissender Wissender das Studium, die einfachsten Erscheinungen heuristisch betrachte, um nicht dem Kinde fertige und somit unverständliche Lehrsätze vorzusagen, sondern dieselben durch eigene Kraft finden zu lassen. Ein Beispiel möge zur Erläuterung dienen.

Das Kind spielt am Wassertroge mit einem Trinkglase, und drückt dieses, mit dem Boden nach oben, in das Wasser. So wie es seine Hand zurückzieht, hüpft das Glas empor und überschlägt sich wohl auch. Der Vater wird gefragt: wie kommt das? Antwortet er: von der Elasticität der Luft, so hat er nicht nur eine dem Kinde unverständliche Redensart, Stein statt Brot, gegeben, sondern auch dem Denkvermögen des Kindes, dem nie mit rohem Stoffe, sondern hauptsächlich mit der durch die Arbeit erworbenen Fertigkeit gedient ist, nicht im mindesten genützt, vielmehr ihm ein Faulpolster untergebreitet. Ein so abgespeistes Kind lernt sich auf hohle Phrasen verlassen und selber dergleichen auch in andern Dingen für bare Münze ausgeben. Der Vater, dem es Ernst ist um die Bildung seines Kindes, verfährt etwa so:

Das Glas ist in die Höhe gesprungen; es bleibt doch sonst ruhig stehen, wo man es hinstellt; da muß etwas anderes dahinter stecken. Wird es vielleicht vom Wasser rückwärts gestoßen, wie der Stein, den man beim Wassermännchenwerfen auf den Flußspiegel prallen läßt? Wir wollen es einmal mit Wasser füllen. Nun drücke es ein und ziehe den Finger weg! Jetzt springt es nicht. Also war das Wasser wohl auch vorher nicht Ursache der Bewegung. Du siehst, daß das Wasser, so tief ich auch das Glas in den Trog drücke, nicht ganz bis zum Boden des Glases dringt. Wir kleben ein kurzes Streifchen Löschpapier inwendig an den Boden des Glases und finden jenes, nachdem wir das Glas verkehrt ins Wasser gedrückt, trocken. Was war um das Papier? Luft. Wenn das Glas mit dem Boden auf dem Tische steht, ist es nicht leer, sondern voll Luft; drücken wir es verkehrt ins Wasser, so wird die Luft, die nicht entweichen kann, zusammengepreßt in einen kleinern Raum. Hört der Druck der Hand auf, so dehnt sich die Luft wieder so aus, wie sie früher war, und schnellt dabei, sich auf das Wasser stützend, das Glas empor. Die Ursache der Bewegung des Glases lag also zuerst im Drucke des Fingers, dann in dem Ausdehnungsstreben der zusammengedrückten Luft; dieses Streben nennt man Elastizität. Auch andere Körper äußern Elastizität. Berühren wir den Kreidefleck auf dem Tische mit dem Gummiballe, so haftet ein linsengroßer Kreideabdruck auf der Gummikugel. Werfen wir den Ball kräftig auf den Kreidefleck, so springt er empor und zeigt eine viel größere mit Kreide gefärbte Stelle. Er muß also an der Berührungsstelle beim Aufwerfen breitgedrückt worden sein, im Augenblicke aber seine Kugelform wieder angenommen haben und durch diese Ausdehnung wieder emporgesprungen sein.

So lehre man das Kind die Natur nach ihren Geheimnissen fragen. Sie gleicht einem Taschenspieler, der gern seine Künste vormacht, aber ungern erklärt, wie es damit zugeht. Der Forscher ist eine Art Untersuchungsrichter, der durch Kreuz- und Querfragen dem

zurückhaltenden Zeugen Aussagen entlockt. Das Verhör heißt Experimentieren. Am Schlusse jeder Untersuchung muß man sich damit begnügen, ein unbekanntes Etwas, eine Kraft, anzunehmen, aus der alle Erscheinungen herrühren. Um den schwierigen Begriff dieses letzten, nicht weiter zu zergliedernden Etwas dem Kinde zu verdeutlichen, verweist man es am besten auf die Muskelkraft seines Armes. Du kannst einen halben Centner heben, Du bist also Ursache, daß das Gewicht von der Erde entfernt wird. Mehr vermagst Du nicht zu heben, Deine Kraft ist also größer als das Gewicht des Steines. So gut Du die Kraft des Armes nur an ihrer Wirkung, dem Bewegtwerden des Steines, wahrnimmst, so kann man auch die Elastizität der Luft nicht an sich, sondern nur an ihren Wirkungen erkennen.

Eltern, welche solche Erörterungen, die so gut wie Sprachlehre und Mathematik eine vortreffliche Denkschule abgeben, mit ihren Kindern anstellen wollen, und dazu einer Anleitung bedürfen, ist Crügers Schule der Physik, auf einfache Experimente gegründet, und in populärer Darstellung für Schule und Haus zu empfehlen.*)

Daß das Kind, besonders der Knabe, auch in den Teil der Naturlehre, welcher die Gesetze der Stoffe erforscht, in die Chemie eingeführt werde, ist in unserer Zeit nicht bloß des praktischen Nutzens wegen, den diese Wissenschaft für jeden Stand hat, sondern hauptsächlich der großen Förderung halber, welche das Denken dabei gewinnt, unumgänglich notwendig. Muß der Vater wegen eigner Unkunde den Sohn auf die Schule vertrösten, so versäume er wenigstens nicht, ihn die chemischen Prozesse, welche täglich um uns vorgehen, anschauen zu lassen. In dem chemischen Familienlaboratorium, der Küche, muß das Kind die Operationen ansehen und äußerlich kennen lernen, welche Köchin und Wäscherin vornehmen. Das Waschen mit Seife, wozu man Fluß- nicht Quellwasser nimmt, das Entfetten der Diele mit Thon, das Sieden und Färben der Eier, das Einmachen von Früchten, die Gärung des Sauerkrautes, das Schal- und Sauerwerden des Bieres, das Gären und Backen des Teiges — diese und hundert ähnliche Vorgänge muß das Kind gesehen haben, wenn ihm die Erklärungen derselben, welche die Schule giebt, verständlich und anziehend werden sollen. Ebenso suche man durch Besprechung

*) Crüger, Grundzüge der Physik. Leipzig, Amelang, 24. Aufl. 1891. — Ferner: Wäber, Lehrbuch für den Unterricht der Physik. Leipzig, 7. Aufl. 1893. — Balfour-Stewart, Physik. (Naturwiss. Elementarbücher. Straßburg, Trübner). 5. Aufl. 1895. — Emsmann und Dammer, Des deutschen Knaben Experimentierbuch. Leipzig, 6. Aufl. 1894. — Weinhold, Vorschule der Experimentalphysik. — Experimentenkasten („Physik") zu beziehen für 20 Mark von Meiser & Mertig, Dresden-N.

der Reihenfolge der Operationen, welche der Knabe in den Werkstätten der Seifensieder, Gerber, Färber, am Meiler, am Brenn- und Schmelzofen angeschaut hat, im Knaben eine geordnete, vollständige und genaue Kenntnis der Vorgänge zu befestigen, deren wissenschaftliche Begründung der Schulunterricht erstrebt.

Väter, welche in Mußestunden sich Kunde von einer der wichtigsten und anziehendsten Wissenschaften erwerben wollen, finden dazu für Jedermann faßliche Anleitung in der vortrefflichen Schule der Chemie von Stöckhardt*), welche den Erwachsenen in den Stand setzt, lernend Lehrer zu werden. Der Vater kann gewiß seinem Sohne zum Geburtstage keine größere Freude machen, als wenn er ihm das prächtige Feuerwerk der in Sauerstoff verbrennenden Stahlfeder giebt. Der Knabe soll noch gefunden werden, der bei solchen von jedem Vater anstellbaren Experimenten nicht ebenso in Freudenlaute ausbricht, wie beim Christbaume.

---

9. Bildung des Schönheitsinnes durch das Naturstudium.

Es wird nicht selten der wissenschaftlichen Betrachtung der Natur der Vorwurf gemacht, daß sie über dem Studium der Einzelheiten nicht zur Gesamtanschauung komme und durch das absichtliche Vertiefen in bewußtes Betrachten des Details das unbefangene Gefühl für die Schönheit abstumpfe. Sieht man doch Männer, die dem schönsten Baume nur insofern einen Blick schenken, als sie Käfer im Stamme vermuten; oder andere, die auf dem herrlichsten Aussichtspunkte wohl den Versteinerungen des Felsens, aber nicht dem schönen Landschaftsbilde ihre Aufmerksamkeit widmen. Obgleich es fraglich bleiben mag, ob auf der Seite derer, die über das landschaftliche Schöne ihr: Reizend, Herrlich! ausrufen oder auf der Seite des Sammlers, der sich still an seiner Spezialität ergötzt, die Freude größer sei: so ist es doch klar, daß ein Erzieher, der seine Zöglinge über den wissenswerten Einzelheiten nicht zur ästhetischen Erfassung eines Ganzen kommen ließe, nur zu sehr dem pedantischen Stockphilologen gliche, der nicht über die Grammatik, stilistische Erläuterung und Wortkritik hinaus zur künstlerischen Anschauung des ganzen Kunstwerkes gelangt, welches er „traktiert.“

Um zu finden, wie die Erziehung den Schönheitssinn zu bilden habe, wollen wir die ästhetische Stufenleiter, welche ein in dieser

*) Stöckhardt, Die Schule der Chemie, 19. Aufl. Braunschweig 1881. — Wäber, Leitfaden für den Unterricht in der Chemie, Leipzig. — Roscoe, Chemie (Naturwiss. Elementarbücher, Straßburg, Trübner), 6. Aufl. 1897.

Hinsicht sich selbst überlassenes Kind emporsteigt, betrachten, und dabei die Gelegenheiten und Mittel andeuten, welche sich den Eltern zur Förderung des Kindes bieten.

Die ersten Eindrücke von Schön und Unschön erhält das Kind durch denjenigen Sinn, dessen Name vielleicht deshalb zur Bezeichnung der ästhetischen Auffassung überhaupt gewählt worden ist, durch den Geschmack. Dieser niedere, dumpfe Sinn bedarf beim Kinde nicht der Schärfung; der Pädagog hat eher die Pflicht, den launig vorurteilsvollen, sich anmaßend vordrängenden Sybariten im Schach zu halten. Das weit später sich äußernde Tongefühl bleibt, als Eigentum einer andern Sphäre der Erziehung, von unserer Betrachtung ausgeschlossen, und wir können uns auf die ästhetische Ausbildung des Gesichtssinnes beschränken.

Sehr früh äußert das Kind Empfindungen von angenehmen und unangenehmen Gesichtsobjekten; am ersten zeigt es wohl dieselben beim Anblicke verschiedener menschlicher Gesichter, denn vor alten häßlichen, besonders aber vor mürrischen Leuten scheut sich schon der Säugling. Kräftiger als die Form, wirkt auf das Kind, wie auf den Wilden, die Farbe. Es wendet sich grauend vor einem Engelsköpfchen weg, welches in schwarzer Bronce dargestellt ist; satt- und buntfarbige Blumen und Kleider liebt es dagegen vor allem. Vom schreiend ausgemalten Bilde wird es nicht im mindesten unangenehm berührt, und illuminiert selbst in der rohsten Art.

Man lasse dem Kinde seine Vorliebe für einfache grelle Farben, bis es die Mischfarben kennen und zusammensetzen lernt, und erstrebe später, wenn es zum Studium und zur Nachahmung von Blumen und Landschaften reif ist, das Verständnis für naturgemäße gedämpfte und harmonische Farbentöne. In Hinsicht auf die kindlichen Urteile über schön und häßlich ist strenge Überwachung notwendig, weil sonst aus zufälligen Stimmungen leicht Vorurteile und Grillen werden. Ich glaube, daß manche alberne Abneigung Erwachsener gegen gewisse Naturdinge oder Menschen aus solchen Zufälligkeiten des kindlichen Lebens abstammt. Sieht man, daß das Kind ein unbegründetes Mißfallen an einem Dinge, und namentlich an einem Menschengesichte äußert, so gilt es, den Grund davon zu erforschen und das Vorurteil zu berichtigen. Statt eines exklusiven Wohlgefallens am Schönen suche man vielmehr im Kinde jenen glücklichen Humor zu pflegen, der selbst im Rauhen und Unschönen versteckte liebenswürdige oder erfreuliche Züge findet. Das Kind wird sich mit den buschigen Augenbrauen des alten runzligen Holzhauers aussöhnen, wenn er ihm ein Spiel lehrt oder eine muntere Geschichte erzählt, so wie der häßliche Frosch, sobald er im Freien sein possierliches Wesen treibt oder die verabscheute Spinne, wenn sie kunstreich webt, in freundlicherem Lichte

erscheinen. Dieselbe Regel gilt von denjenigen Naturereignissen, welche sich so oft der engherzigsten Kritik ausgesetzt sehen, von Regen und Schnee. Das „garstige, häßliche, abscheuliche“ Wetter hat für ein tiefer blickendes Auge vieles Schöne und jedenfalls für den Denker viel Wissenswertes. Überhaupt hat die naturwissenschaftliche Erziehung viel mehr die Pflicht, das Schöne aufsuchen, schonen und lieben zu lehren, als Häßliches zu verurteilen, da es ja eigentlich, außer am Menschen, absolut Unschönes nicht giebt. Streng genommen ist ein Tier so schön wie das andere, das Pferd so gut als der Fisch, so lange es seinen Typus unverfälscht bewahrt; nur ein Einzelwesen, welches die Formen seiner Art mißgebildet zeigt, z. B. ein krankes abgehungertes Pferd, oder der Affe, der als Zerrbild des Menschen die widerwärtigsten Affekte in seinem menschenähnlichen Gesichte in roher Nacktheit zeigt, sind häßlich. (Übrigens erscheint der Affe wohl allen Kindern nicht häßlich, sondern lediglich komisch.) So wie ein Naturwesen nur mit größter Vorsicht dem Kinde für häßlich erklärt werden darf, so müssen im Gegenteil die Eltern in ihrer Anerkennung des Schönen in der Natur bestimmt und maßvoll sein.*) Es muß den ästhetischen Sinn des Kindes verflachen und verzerren, wenn es, wie so oft geschieht, eine schlichte liebliche Blume prächtig, eine ehrwürdige Eiche hübsch und reizend nennen hört. Eltern, denen die harmonische Ausbildung ihrer Kinder am Herzen liegt, werden solche ästhetische Mißgriffe so sorgfältig meiden, als sie sich scheuen, von der hübschen That des barmherzigen Samariters oder der Artigkeit von Winkelrieds Opfertod zu sprechen.

*) Über die Begriffe „häßlich“ und „schön“ in der Natur äußert sich Sigismund an anderer Stelle („Die häßlichste Pflanze“, Aus der Heimat, 1862) folgendermaßen: „In der Natur, wo alles zweckmäßig und in seiner Art vollkommen ist, wo sich jede, auch die bizarrste Form, jede den menschlichen Sinnen unangenehme Eigenschaft nicht als eine Unvollkommenheit, sondern als eine aus dem Organisationsplan notwendig folgende Thatsache herausstellt, ist Unschönes gar nicht zu finden. Das Häßliche existiert nur im Bereiche der menschlichen Kunstbestrebungen und im Gebiete der Sittlichkeit. Die Kröte ist ebensowenig unschön als der Schmetterling, denn ihre ganze Bildung entspricht vollkommen der Lebensform, welche sie in der unendlichen Wesenkette zur Erscheinung bringen soll. Die Urteile über Schönes und Unschönes in der Natur sind daher bloß Vorurteile und Idiosynkrasien des oberflächlichen Menschen. Man trete nur einem Naturwesen näher, zergliedere dessen Organismus, suche die Planmäßigkeit seiner Einrichtungen zu begreifen — und der Kinderwahn vom Häßlichen in der Natur verschwindet wie Nebel vor dem Sonnenlichte. — So urteilt der Naturforscher, welcher zu jedem Gegenstande, der ihm Anlaß zum Studium bietet, eine Art von Zuneigung gewinnt, so der Philosoph, der in der All-Einheitslehre die Harmonie aus dem Wirrsal der Erscheinungen herauszuahnen glaubt, der selbst in einer Verkrüppelung keine Unvollkommenheit, sondern eine notwendige Daseinsform erkennt.“ —

Die Schönheit der Form lernt das Kind zuerst an den einfachen geometrischen Figuren und Körpern ahnen. Später wird es beim Betrachten und Zeichnen von Krystallen, Blättern und Blumen mit den Gesetzen des Ebenmaßes bekannt gemacht. Es nimmt freudig wahr, wie der Mittelrippe des Rosenblattes zwei symmetrische Hälften mit ähnlichen Nerven und Zähnen anliegen und prüft bald Häuser und Kunstwerke nach diesem Kanon. Bald wird es dabei bemerken, wie sich die Natur in dieser starren Regel mit anmutiger Freiheit bewegt und in der ernsten Einheit die heitere Mannigfaltigkeit verwirklicht. Das Lindenblatt ist unsymmetrisch schief, und doch schön. Viel mannigfaltiger als in den Blättern sind die Gesetze des Ebenmaßes in den Blumen; und stellen sich, wie oben gezeigt ist, am klarsten in dem Grundrisse derselben dar.

Unter solchen Übungen des Formensinnes wird das Kind, je nach seiner natürlichen Begabung früher oder später fähig, von der Betrachtung der schönen Einzelheiten eines Individuums zur Würdigung des Gesamtbildes desselben überzugehen, d. h. eine Pflanze nicht mehr bloß in ihrem Blatte, sondern als Ganzes zu sehen und endlich die Gruppierung mehrerer Einzelwesen zu einer Scene oder Landschaft zu verstehen in Stand gesetzt werden.

Ein Blumenstock mit wenig einfachen Blättern und einer einzelnen Blüte, z. B. eine Tulpe oder ein Schneeglöckchen zeigt, wie die verschiedenen Teile sich in Folge ihrer Schwere neigen und beugen, und die hinter einander liegenden sich verschränken und teilweis decken. Im Winter würzt man die Spaziergänge damit, die Formen der Baumgerippe zu betrachten und läßt sie dann zu Hause zeichnen.*) Ein Stachelbeerstrauch dient später als erstes Modell, um die Umrisse und Belaubungsform der Sträucher und Bäume, wie sie von der Entfernung aussehen, sehen und nachzeichnen zu lernen. Macht man bei passend beleuchteten Bäumen auf die sich abhebenden Laubpartieen, welche die Zweige eines Hauptastes verhüllen, und ihre aus kleinen Kurven oder Zickzacklinien bestehenden Umrisse aufmerksam, so hat man schon einen Schritt zum Verständnis der Landschaft gethan, und der Knabe, der Landschaftszeichnungen sieht oder später nachahmt, begreift — was viele mechanische Abzeichner nicht fassen — die Bedeutung der kleinen Häkchen und Schnörkelchen der Vorlage. Ist der Vater nicht im stande, die charakteristischen Gerippe und Laubkronen der verschiedenen Bäume durch Zeichnung nachahmen zu lassen, so vermag er doch das Kind anzuleiten, jene Formen wahrzunehmen.

---

*) In „Naturfreuden im November“ (Die Heimat, 1862) bespricht Sigismund die eigentümlichen Schönheiten der Formen und Farben der entlaubten Bäume.

Und das geschärfte Sehen ist und bleibt ja doch der Hauptzweck der Kunststudien von Dilettanten.

Der Sinn für die Landschaft als Bild erwacht bei dem Kinde, wie bei dem zur Kultur sich emporarbeitenden Volke, spät. Die meisten Kinder, selbst viele Erwachsene, beachten bei der schönsten Landschaft nur die als Staffage angebrachten Menschen und Tiere oder höchstens auch die darauf dargestellten Häuser. Die oben geschilderten geographischen Spaziergänge werden, wenn der Vater des Kunstsinns nicht ermangelt, das Kind so weit bilden, daß es zwar kein Maler wird, aber doch an seiner Heimat, ohne sie gerade immer von sogenannten schönen Punkten aus bei einer frappanten Beleuchtung sehen zu müssen, Gefallen findet und auf einsamen Gängen stille Freuden genießt, die dem großen Haufen entgehen. Neben den Baumstudien, bei denen natürlich auch die Farbe des Stammes und des Laubes zu beachten sind, müssen die Terrainformen beachtet werden. Die Ebene, die sanft ansteigend mit dem Horizonte verschwimmt, der schattige Hohlweg mit gefurchten Wänden, das Thal mit seinen Bergkulissen, der Fels mit Moos und Brombeerstrauch, die Schlangenlinie des Baches sind Formen, die, wenn auch nicht gezeichnet, doch genau betrachtet und besprochen werden sollten. Der Tisch, dessen hintere Kante und hintere Beine kürzer erscheinen, als die entsprechenden vorderen Stücke, zeigt im Zimmer, die Allee mit ihren nach der Entfernung sich verjüngenden Bäumen im Freien das Grundgesetz der Perspektive, daß entfernte Gegenstände dem Auge kleiner vorkommen, als gleich große nahe. An einer landschaftlichen Zeichnung wird nachgewiesen, wie durch eine diesem Gesetze entsprechende Darstellung die Täuschung bewirkt wird, als vertiefe sich der Hintergrund. Später lasse man auf die Schlagschatten, welche die Zimmergeräte und Häuser, Bäume, Berge und Wolken werfen, achten, und die Zeichnungen einfacher Körper schattieren. Zuletzt werden die Farben*) studiert. Die verschiedenen Töne des Grüns von Bäumen, Wiesen, Saatfeldern, die braunen Tinten nackter Erdstellen werden verglichen und besprochen; die Abstufungen der Farben nach der Entfernung an den fernen Bergen beobachtet. Zugleich verdient die Verschiedenheit der Farbe desselben Gegenstandes bei anderer Beleuchtung studiert zu werden. Der Spiegel des Teiches bei klarem und trübem Himmel, die blaue oder graue Farbe ferner Wälder bei heiterem und dunstigem Wetter wird vom Kinde, wenn es einmal aufmerksam gemacht wurde, stets aufs neue beachtet. Auch von dem Irrtume, daß eine Winter-

*) Die „Farben" und den „Malkasten" bespricht Sigismund in zwei anmutig belehrenden Aufsätzen in der „Jugend Lust und Lehre", 1859, und zeigt im letzteren den Einfluß des Malens auf die geistige Entwickelung und die Naturerkenntnis des Knaben.

landschaft in ein eintöniges weißes Grabtuch gehüllt sei, kommt das Kind bald ab und beschaut mit Lust die Luftreflexe auf der Schneedecke. Hat der Vater mit dem Kinde die zauberische Mondnacht genossen, so möge er darauf als Kontrast im dunkeln Zimmer Weingeist, in dem Kochsalz aufgelöst ist, anbrennen, um auch einmal eine höllische Beleuchtung sehen zu lassen. Kaum bedarf es für rege Knaben der Aufmunterung, beim Illuminieren lithographierter oder selbst entworfener kleiner Landschaften ihre gesammelten Kenntnisse von der Welt der Farben zu verwerten. Ist dem Vater ein gutes Landschaftsgemälde zugänglich, so wird er dem so vorbereiteten Knaben eine glückliche Stunde bereiten; statt mittelmäßiger oder schlechter Bilder freilich beschaut man lieber die heimatliche Natur.

Nur wenige Eltern mögen im Stande sein, ihre Kinder im Landschaftszeichnen und Malen zu unterrichten; das bloß mechanische Nachzeichnen lithographierter Bäume schadet vielleicht eher als es nützt, weil es entweder zum leichtfertigen Sudeln oder zum manierierten Nachzirkeln Anlaß giebt. Aber die meisten Eltern vermögen anzuleiten, wie die schöne Natur vermittelst der Gartenkunst durch das Kind nachgeahmt und studiert werde. Sind schon alle künstlerischen Verarbeitungen der Naturdinge durch das Kind zu begünstigen, und wäre es nur Anreihen von Beeren zu Ketten, Kränze winden, und Schnitzerei: so ist ganz besonders das Anlegen von Miniaturparks als Bildungsmittel des Schönheitssinnes zu empfehlen. Dies ist eine dem Kinde so nahe liegende Kunst, daß fast alle Naturkinder darauf verfallen. Kleinere modellieren aus Sandhaufen Berge und Thäler, bestecken dieselben mit Zweigen und beleben sie mit Lauben, Hütten und Staffage; ältere Knaben legen im Hausgarten oder im Walde einen Park an, in den sie alle Herrlichkeiten der Gegend verpflanzen; reifere Mädchen errichten auf einem Blechteller des Blumentisches ein Wintergärtchen aus Tuffstein, Erde und kleinen Pflanzen. Werden solche spielende gärtnerische Nachbildungen der schönen Natur von geschmackvollen Eltern beaufsichtigt und unterstützt, so nützen sie weit mehr zur Ausbildung des Schönheitsinnes, als das häufig gedankenlose Nachzeichnen der oft faden und geschmacklosen Landschaftsvorlagen.

Fehlt auch vielen Eltern die Gelegenheit, durch die Betrachtung guter Landschaftsbilder dem Kinde zu zeigen, daß die Kunst nicht ein bloßer, auch zufällige Unvollkommenheiten sklavisch nachahmender Abklatsch der Natur ist — ein Irrtum, in dem die Ungebildeten alle befangen sind — so ist doch im Besitze jedes gebildeten Hauses ein guter Dichter, durch welchen man den Kindern fühlbar machen kann, wie sich die Natur in einer Künstlerseele spiegelt und dadurch selbst zum beseelten Wesen wird. Nur ist dabei dringend abzuraten, nicht tändelnd-kindische Gedichte, die von Diminutiven, Feen und Elfen

wimmeln, und blasse Sentimentalitäten lesen zu lassen. Sie machen verschroben, kränklich empfindsam und blasiert. Auch liebt ein gesundes Kind dergleichen nicht; es findet rechtes Gefallen nur an naiver, frischer, mutiger Ansicht der Natur. Diese bietet ihm vor allem Hebel.*) Das Gewitter, der Kirschbaum, der Sommerabend, das Habermus, das Spinnlein, und andere seiner lieblichen Gedichte sind für das Kind die beste Bildergallerie. Aber auch in den Werken, deren Ganzes nur für Erwachsene ist, finden sich einzelne Stellen, die, dem Kinde am rechten Orte vorgesagt, zauberhaft wirken. Wie packt den Knaben des Faust: „Vom Eisen befreit sind Strom und Bäche", wenn er es an einem Aprilsonntage im Freien hört! Nach Goethes Ausspruch**) ist jedes gute Gedicht ein Gelegenheitsgedicht; liegt darin nicht auch die Lehre, solche die Natur feiernden Gedichte dem Kinde in entsprechender Scenerie vorzuführen? Das müßte kein rechtes Kind sein, das beim Wasserfalle das „Es wallet und siedet und brauset und zischt", und auf dem Berggipfel Uhlands „Ich bin der Knab' vom Berge" nicht mit Begeisterung aufnähme!***) Natürlich erhöht das im Freien gesungene Waldlied die Freude erst zum rechten Hochgenusse.

So vermag denn die Natur, wie sie eine Hauptschule des Denkens in der Familie sein kann, auch den Schönheitssinn zu bilden. Das Naturstudium an der Hand der Eltern wird zwar aus den Kindern weder Naturforscher, noch Maler und Dichter machen; aber den gesunden glücklichen Sinn, der sich an der wirklichen Welt, so weit die Schönheit sich in ihr offenbart, von Herzen freut, das Schöne auch im Unscheinbaren aufzuspüren weiß und kränklichem Schwelgen in

---

*) „J. P. Hebels allemannische Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten im allemannischen Originaltext". (2. Aufl. Leipzig, 1882.) Wäre Sig. vergönnt gewesen, die von Ludwig Richter mit Zeichnungen geschmückte Ausgabe zu erleben, so würde er sie gewiß an dieser Stelle allen Eltern für ihre Kinder auf das wärmste empfohlen haben. Hebels Gedichte mit Richters Illustrationen sind auch (im gleichen Verlag) in hochdeutscher Sprache erschienen.

**) Sig. denkt an die Äußerung Goethes gegen Eckermann: „Die Welt ist so groß und reich und das Leben so mannigfaltig, daß es an Anlässen zu Gedichten nie fehlen wird. Aber es müssen alles Gelegenheitsgedichte sein, das heißt, die Wirklichkeit muß die Veranlassung und den Stoff dazu hergeben . . . Von Gedichten aus der Luft gegriffen halte ich nichts." (Eckermann, Gespräche mit Goethe. Leipzig, Reclam, Bd. I. S. 47.)

***) Es giebt mehrere Sammlungen von Liedern verschiedener Dichter, welche das Naturleben besingen, z. B. die von Grube zusammengestellten Naturlieder. Sig. — Der genaue Titel ist: Grube, Das Buch der Naturlieder für junge und alte Freunde der Natur mit besonderer Rücksicht auf die ästhetische Belebung des naturkundlichen Unterrichts. Leipzig, 1851. — Sigismunds eigene Gedichte enthalten eine große Zahl stimmungsvoller Natur-, Wald- und Wanderlieder. Einige davon sind auch schon komponiert worden.

sogenannten Idealen fern bleibt, einen lebensfrohen, frischen Realismus wird es gewiß wecken und nähren. Und ist ein solcher kindlicher heiterer Sinn, der später den Spaziergang auch des Erwachsenen in eine inhalt- und genußreiche Reise verwandelt, nicht eine köstliche Gabe?

10. Die sittliche Bildungskraft des Naturstudiums im Kreise der Familie.

Es hieße einem Studium ein schlechtes Zeugnis ausstellen, wenn man von ihm bloß sagen könnte, es sei, weil es durch ernste Beschäftigung von Müßiggang und bösen Wegen fern halte, ein negatives Tugendmittel; denn dasselbe Verdienst hat auch die Tretmühle im Zuchthause.

Daß die Betrachtung der Natur das Bewußtsein von einem Höheren weckt und befestigt, das über den eigensüchtig lebenden und sich bekämpfenden niederen einzelnen Wesen als Einheit über der Vielheit waltet, bedarf keiner Auseinandersetzung; alle Menschen stimmen ja trotz sonstigen Haders darin überein.

Daß aber die naive Betrachtung der Natur den Menschen auch an seine sittlichen Pflichten erinnert und ihm in schlichter Weise an das Herz legt, nach Vollkommenheit zu streben, erfuhr ich nie rührender, als einst, da ich mit meinem dreijährigen Knaben einer mit Jubilieren aufsteigenden Lerche stumm zusah. „Ich will auch recht artig sein!“ rief tief ergriffen das Kind. So kann ein Naturwesen, welches ganz thut was es soll, den Menschen an seine höhere bewußte Aufgabe mahnen.

Ausgewählte Aufsätze und Gedichte.

Die pädagogische Benutzung eines Blumenstöckchens.*)

Ein Geschenk zu machen, erfordert nicht bloß freundliche Zuneigung, sondern auch feinen Takt und Menschenkenntnis. Sogar Kinder zu beschenken, die doch so leicht zu erfreuen sind, ist eine nicht gar leichte Aufgabe, wenn man durch die Gabe nicht allein flüchtig zu ergötzen, sondern auch zu belehren und zu bilden wünscht.

Die höchste Freude fühlen fast alle Kinder, wenn sie „etwas Lebendiges" geschenkt erhalten. Ein Lämmchen ist dem Mädchen, ein Hund dem Knaben lieber, als das prunkendste Staatskleid, als die bilderreichste Naturgeschichte oder Robinsonade. Es ist schon viel wert, wenn das Geschenk den Schein des Lebens trägt, wenn das hölzerne Lämmchen quäkt, wenn die Puppe die Augenlider regt. Im Notfall dichtet dem ganz leblosen Dinge die Kinderphantasie Leben an und verwandelt mit ihrem Zauberstabe einen Stock in ein Pferd, einen Stiefelknecht in ein Schaf.

Wer könnte aber in unseren Kulturzuständen wagen, einem Stadtkinde ein lebendiges Tier zu schenken, obgleich der Umgang mit einem solchen im Grunde den Natursinn mehr fördert, als die geschichtenreichste Naturgeschichte? Die meisten modernen Haushalte, ohne Hofraum und Garten, haben dafür so wenig Raum, als ein Schilderhaus für ein Bett. Einen Vogel im Käfig höchstens gestatten sie; aber beileibe nicht einen frei umherflatternden, der doch allein dem Kinde die rechte Freude macht.

Und doch möchte man die Sehnsucht der Kleinen nach „etwas Lebendigem" befriedigen. Nun es giebt etwas, das dem Kinde obendrein nicht bloß ein Kamerad, sondern auch ein Lehrer und Bildner sein kann, man schenke ihm ein Blumenstöckchen.

„Ei, das geschieht ja wohl häufig genug", wird man sagen, „es ist ja eine gewöhnliche Zugabe zu den Geburtstags-Geschenken. Aber daß dem Kinde an einem solchen sonderlich viel gelegen sei, daß es ihm zum Freund und Erzieher werden könne, will uns eben nicht einleuchten. Die schöne Blume wird beim ersten Anblick freudig begrüßt, bestaunt, berochen, gestreichelt; damit ist aber auch die Anteil-

*) Aus Kornelia I. Heft 5. 1863.

nahme erschöpft, in den nächsten Tagen kümmert sich der Schenknehmer kaum noch um seinen Pflegling, und wehe diesem, wenn nicht die Mutter sich seiner annimmt, denn Vergessen werden und Verkümmern ist das traurige Los solcher armen Geburtstags-Blumenstöckchen!"

Das ist alles nur zu wahr, aber nicht allein, nicht einmal vorzugsweise die Schuld des Kindes. Eine solche Pflanze darf nicht, wie das bunte Papier bei der Zuckerdüte, bloße Zugabe, sie muß das Hauptgeschenk sein, und der Schenkgeber darf sich nicht begnügen, seine Gabe schlechtweg zu überantworten, er muß sich die größere Mühe nehmen, die beiden Lebendigen unter sich bekannt und vertraut zu machen. Die Pflanze ist ein liebenswürdiger, stummer Gast, dessen Dolmetscher die Erwachsenen vorstellen müssen, bis das Kind seine Zeichensprache versteht. Wer eine Pflanze schenkt, ohne das Kind mit ihr vertraut zu machen, handelt nicht viel besser als der Reisende, der einem Negerkönig eine Uhr verehrt, ohne ihm die Bedeutung und Behandlung derselben zu erklären.

Durch Vermittelung eines Kinder- und Blumenfreundes dagegen kann es zwischen Kind und Pflanze zu einem trauten Verkehre kommen, der für das Kind in hohem Grade ersprießlich ist. Und diese Vermittler-Rolle lohnt für ihre kleinen Mühen durch reichliche Freude. An der Naturfreude des Kindes erwärmt sich auch das Herz des kühlen Greises, bei der reinen, frischen Anschauung der Außenwelt, wie sie die Jugend übt, fühlt sich auch der nüchternste Prosamensch in seine Kindheit und wohl gar in die Urzeit des Menschengeschlechtes versetzt.

Und was hätte ein solcher Kinderfreund zu thun, der eine wahre Befreundung zwischen den beiden holden und so vielfach ähnlichen Wesen zu begründen strebt?

Zunächst die rechte Zeit zu treffen. Vor dem sechsten Jahre hat das Kind, so empfänglich es auch für den Anblick der Tiere ist, kaum regeren Sinn für Pflanzen; wohl greift es nach schönen Blumen und Früchten, betastet und beschaut sie, ohne jedoch in ein näheres Verhältnis zu ihnen zu treten. Auch die Jahreszeit ist bedeutungsvoll. Im Sommer, wenn alle Wiesen und Hecken voller Blüten sind, fehlt die rechte Sammlung für einen Pflanzenpflegling; im Winter ist die beste Zeit, eine Bekanntschaft zu schließen, die für das Leben dauern und fruchtbar werden soll.

Bei der Wahl der Blumen gilt es, eine reizende zu suchen, die eine möglichst einfache, leicht durch Anschauung zu erfassende Schönheit ist. Gefüllte oder sonst bizarre Blüten sollen, so prächtig sie auch aussehen, dem kindlichen Sinne anfangs fern bleiben. Ein Schneeglöckchen oder Leberblümchen, eine wohlriechende Tulpe, ein Stief-

mütterchen, ein Monatsröschen sind als erste Spielgefährten am meisten zu empfehlen.

Schwerer zu erfüllen als diese Rücksichten auf Zeit und Schicklichkeit sind die Pflichten, welche dem gewissenhaften Kinderfreunde nach Überreichung des Geschenkes obliegen. Dort war es nötig, Umsicht und Takt zu beweisen; hier gilt es, der Natur mit kindlichem Sinne gegenüberzutreten und das Kind zu näherem Umgange mit derselben anzureizen und zu befähigen. Der Schenkgeber soll anleiten, seine schöne Gabe zu würdigen und zu verstehen, soll auf Farben und Formen achten lehren, soll zur Vergleichung ihres Wesens mit dem anderer bekannten Gewächse anreizen, soll auf die leisen Zeichen des Pflanzenlebens achten, soll es pflegen und hegen lehren.

Lächelnd denkt wohl mancher Leser: Ja, wenn alle Menschen Botaniker wären! Was sollen wir dem Kinde an einer Pflanze zeigen, da wir von all dem gelehrten Wesen Linnés und seiner Mitforscher nichts verstehen? Wie wenige Erwachsene haben in ihrer Jugend das Glück gehabt, in der Schule auch nur die oberflächlichste Anleitung zur Naturbetrachtung zu erhalten! —

Nur nicht bange! Gelehrtes Wissen ist hierbei entbehrlich, ja oft eher nachteilig. Jeder Kinderfreund, der zugleich die Blumen liebt, ist im Stande, die nähere Bekanntschaft des Kindes und der Pflanze zu vermitteln. Und wenn er nur Ursache wird, daß das Kind die Farben näher beachtet, ihre Abtönungen unterscheiden lernt, so hat er dem Geburtstagskinde zu einer Bildungsstufe verholfen, die viele Tausende Erwachsene nie erreichen. Aber auch für das Verständnis der Formen, die für die Naturkunde weit bedeutsamer sind als die Farben, vermag der Laie segensreich zu wirken, wenn ihm nicht die Lust abgeht, mit dem Kinde zu lernen. Hauptaufgabe ist: geordnete und eindringliche Betrachtung und Übersetzen der Gesichtseindrücke in die Wortsprache, wo es irgend thunlich ist; die Einführung in die naturwissenschaftliche Schulsprache mag man getrost dem Schulunterrichte überlassen. Wenn das Kind vor der Hand nur lernt, an seinem Stiefmütterchen wahrzunehmen, daß es um die Blumen fünf spitze Blättchen hat, daß die Blume selbst aus fünf Blättern besteht, von denen vier zwei Paare bilden, während das untere fünfte, auch durch Färbung ausgezeichnete, in seiner Form abweicht, wenn es nur den Sammetschimmer der Blumenblätter, die weichen Bärtchen an zwei seitlichen Blättern wahrnehmen lernt, wenn es die junge Frucht betrachtet, sollte sie auch nur als „Vögelchen mit langem Halse“ bezeichnet werden — wenn es nur diese oder ähnliche Anschauungen an seinem Geburtstagsgeschenke gewinnt, so hat ihm sein Gönner eine wertvollere Gabe verehrt, als mit dem köstlichsten Leckerbissen, mit dem schmucksten Kleidungsstücke. Der Lehrer, der

später das Kind in der Pflanzenkunde unterrichtet, wird sogleich wahrnehmen, daß diesem Schüler die Gunst zu teil geworden ist, von einem Naturfreunde zur Naturbefreundung angeleitet worden zu sein. Und so viel vermag jeder Gebildete und Ungebildete, ja noch mehr! Oder kann nicht jedermann die drei verschiedenen Arten Blätter wahrnehmen, die sich an jeder Stiefmütterchen-Pflanze finden; die größeren, länglichen, gekerbten Blätter, die tiefzackigen kleinen Nebenblätter und die niedlichen Deckblättchen, die noch unter der Blume stehen, kann er nicht die Höhe des Stengels, die Durchmesser der Blätter und Blüten messen und schätzen lassen? Mit jeder neuen Eigenschaft aber, die das Kind an seinen Geschenken wahrnehmen lernt, empfängt es ein neues Geschenk, das die körperliche Gabe an Wert weit übertrifft.

Natürlich darf eine solche Einführung nicht aufdringlich und ermüdend sein, nicht einfach herzählen, wie die „Explikation" des Menagerieerklärers. Heute werde auf diese, morgen auf jene Eigenschaft aufmerksam gemacht und stets die wichtige Lehre im Auge behalten, daß eine selbstgefundene Wahrheit mehr erfreue und mehr fördere, als zehn andere, die man mühelos überliefert erhalten. Die Pflanze werde dem Kinde als anziehendes Rätsel vorgeführt, an dem es seine Kraft versucht; auch das einfachste Blumenstöckchen bietet für eine Reihe von Tagen Stoff zu geistiger Übung, die um so genußreicher wird, wenn mehrere Kinder an ihr teilnehmen.

Der bildende Einfluß eines Pflanzenkameraden beschränkt sich aber nicht auf die Anregung zu Übungen der Sinne und des Vorstellens, er fördert auch die ästhetischen Anlagen des Kindes. Etwas Schönes nachzubilden sind alle Kinder gleich bereit. Man lasse das Mädchen ein Blatt seiner Pflanze aus grünem Papier schneiden, eine Blume aus bunten Läppchen nachahmen; man leite den Knaben an, ein Blatt, das flach auf die Schiefertafel gelegt ist, durch Umrisse nachzubilden, man lasse ihn eine Zeichnung der Blume (am besten eine selbstgefertigte, im Notfall eine lithographische) nach der Natur ausmalen. Auch wenn der Kinderfreund im Zeichnen und Malen voller Laie ist und kaum zu urteilen, noch weniger zu berichtigen vermag, nützt er doch schon durch die einfache Anregung zum künstlerischen Nachbilden des Naturschönen.

Auch zur sittlichen Bildung kann das Geschenk des Blumenstöckchens beitragen. Das Kind lerne seine Pflanze liebhaben, warten und pflegen; wahrnehmend, wie sie das in der Unterschale dargebotene Wasser aufsaugt, wie sie nach dem Lichte strebt, wie sie in greller Sonnenglut schmachtet, soll das Kind sich bestreben, dem hilflosen Mitgeschöpfe thätige Teilnahme zu widmen. Der Pflegling muß täglich zu bestimmter Stunde getränkt, er muß, wenn er es bedarf, mit

einer Stütze versehen werden, er komme, wenn es mild regnet, ins Freie, er werde von welken Blättern auf schonende Art gereinigt. Und auch wenn die Pflanze verblüht hat, darf sie nicht verabsäumt werden; sie muß täglich ihre Nahrung bekommen, ihre jungen Blättchen, ihre winzigen Knospen müssen so gut beachtet und gepflegt werden, wie es die reizende Blüte wurde. „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“, das lernt das Kind gewiß nicht weniger als im Spiele mit Kindern oder mit Puppen im Umgange mit kleinen Schützlingen, die im vollen Sinne seinem Schutze anvertraut sind. Und lernen gewissenhaft zu sein in der Pflege eines Dinges macht auch für andere Geschäfte sorgsam und tüchtig. —

So kann ein Blumenstöckchen, das als Geburtstagsgeschenk verehrt wird, zum lieben Spielgefährten, zum fördersamen Lehrer und Erzieher werden. Mögen recht viele Kinder Gelegenheit bekommen, einen solchen Schützling zu pflegen und dabei ihre eigenen Anlagen gedeihlich zu entwickeln! Möge die Schule auch solchen Kindern, die zu Hause einen Blumenpflegling nicht erhalten, den bildenden Einfluß der Naturbefreundung dadurch verschaffen, daß sie lobenswerten Zöglingen als Prämie einen Blumentopf und den Samen zu einer schönen Zimmerpflanze schenkt!*)

*) Die sinnige Anregung, die Sigismund hier giebt, ist nicht ohne Erfolg geblieben. Siehe den Artikel „Förderer der volkstümlichen Blumenpflege“, Gartenlaube 1896, Nr. 16. — Vgl. auch Sigismunds Aufsatz: „Zimmergenossen“ (die Zimmerblumen) in Herrmann Gersons Modezeitung, 1858, und „Vögel und Blumen“ in Auerbachs Deutschen Blättern, 1863, als Probe im Auszug abgedruckt in meiner Schrift „Berthold Sigismund, sein Leben und Schaffen“ &c. (Leipzig, H. Haacke.)

Industrie-Ausstellung im Schulzimmer.

Der Lehrer hatte in der Geographie vom Londoner Glaspalast erzählt, in welchem Waren und Kunsterzeugnisse aus allen Erdteilen zur Schau gestellt waren, und hörte in der Zwischenstunde einige Knaben den Wunsch äußern, eine Industrie-Ausstellung zu sehen.

„Eure Schaulust soll befriedigt werden!“ rief er den Schülern zu. „Wir wollen die nächste Stunde dem Betrachten einer solchen Ausstellung widmen.“

Die Knaben machten große Augen, mehrere lächelten ungläubig und flüsterten sich zu, es sei nur ein Scherz.

Aber der Lehrer begann ganz ernsthaft: „In einen Glaspalast kann ich euch nicht führen, aber wohl in eine kleine Ausstellung, deren Schaustücke denkende Betrachtung verdienen, obgleich die meisten Menschen achtlos daran vorübergehen. Vier Erdteile haben zu ihr beigesteuert und Gewerbfleißige verschiedener Völker sind immerwährend darauf bedacht, sie mit neuen, zweckmäßigen und gefälligen Erfindungen zu beschicken. Der Raum für die Ausstellung ist freilich kein glänzender Bazar, auch sind die Waren nicht in reizenden Gruppen auf Schautischen lockend ausgelegt. Wir müssen sie suchen, wie die im Buchsbaum versteckten Ostereier; die Ausstellung findet statt in einem scheinbar aller Bequemlichkeiten und Luxusgegenstände entbehrenden Raume — in unserem Schulzimmer. Blickt um euch und versucht, die Gegenstände aufzufinden, welche mir ein Recht geben, unsere Schulstube mit einer Ausstellung des Gewerbfleißes und Handels zu vergleichen!“

Die Schüler ließen die Augen ringsum schweifen, aber keiner war so glücklich, etwas aufzufinden. Im Besuchzimmer des elterlichen Hauses, wo Schmucksachen aus Porzellan, Glas und Metall, wo Tapeten, Teppiche und Vorhänge prangen, wäre es ihnen wohl leicht geworden, sich in die festlich prunkenden Räume eines Glaspalastes zu versetzen; aber wer denkt in der Schulstube, die alles Schmuckes, sogar eines Spiegels entbehrt, die deshalb auf das zum erstenmal eintretende Kind den Eindruck einer befremdenden, fast öden Leere macht, wer denkt hier an eine Schaustellung von Erzeugnissen der Natur und der Kunst?

Endlich deutete ein Knabe fast ängstlich, als fürchte er verlacht zu werden, auf die Wand, wo die Schulränzchen hingen.

„Du hast recht“, sagte der Lehrer; „zwar gehört Mappe und Ranzen zu den wenigst wichtigen Stücken unserer Ausstellung, aber einen Blick verdienen sie gewiß. Beweisen sie uns doch, wie die Gewerbsleute dem Wunsch eurer Eltern, euch den Besuch der Schule möglichst beschwerdelos und angenehm zu machen, zuvorkommen. Der arme Dorfknabe bindet seine Bücher, die er wohl eine halbe Stunde weit durch Wald und Feld zur Schule tragen muß, mit einem schlichten Riemen zusammen und hüllt sie zum Schutze gegen den Regen in ein Taschentuch. Euch versorgen Buchbinder und Sattler mit hübschen Behältern, welche die Bücher schützen und bequem tragen lassen. Mehrere Läden wetteifern im Bestreben, euch schöne Waren zu liefern. Unsere Schulwand bietet eine stattliche Musterkarte. Pappe, Leinwand, Wachstuch und Leder sind aufgeboten, um wasserdichte und leichte Behälter zu bilden. Dies sind lauter Stoffe, welche aus deutschen Naturerzeugnissen hergestellt wurden; aber jener etwas gebrauchte Ranzen, der schon mehreren Brüdern gedient und wohl die meisten Schulreisen gemacht hat, der dort mit dem grünlichgrauen, braunfleckigen Fell überzogene .....“

Allgemeine Heiterkeit machte sich hörbar und die Blicke richteten sich auf den Besitzer des Ränzleins, der deshalb schamrot wurde.

„Du hast nicht Ursache, dich deines Besitztums zu schämen,“ fuhr der Lehrer fort. „Ich habe einmal, nicht zu meiner Freude, gehört, wie ein Mitschüler deinen Tornister als altväterisch verspottete. Du hättest dem Spötter entgegenhalten können: Dein Ranzen ist nicht weit her, wohl aber der meinige. Das steife Leder, aus welchem seine Kapsel besteht, wurde höchst wahrscheinlich aus der Haut eines Pferdes hergestellt, das ehedem auf den Grasfluren des Plataſtromes in Südamerika weidete; der kurzhaarige Überzug der Deckklappe ist ein Stück Seehundsfell, dessen erster Eigentümer im Polarmeere umherschwamm. Ich will euch für morgen zur Überlegung aufgeben, wie vielerlei Menschen sich in die Hände arbeiten mußten, um unsern A. mit diesem Ranzen zu versorgen.*) —

Doch mit derlei nebensächlichen Gegenständen der Ausstellung dürfen wir uns ferner nicht einlassen. Wir müßten sonst gar viele Werke der Industrie betrachten, die unsere Schulstube mit jedem Wohnzimmer gemein hat, und hätten vollauf zu thun, wenn wir nur die Bequemlichkeiten berücksichtigen wollten, welche die Kinder, die

---

*) Gern malt Sigismund diesen Gedanken des sich in die Hände arbeiten, der Vorteile der Arbeitsteilung aus, so z. B. am Schluß seiner Aufsätze über den „Malkasten“ und die „Stahlfeder“.

vor fünfhundert Jahren in die Schule gingen, — und dies waren nur einzelne bevorzugte Kinder reicher Eltern — gar nicht kannten. Stellt euch einmal die Schule vor, die Karl der Große an seinem Hofe stiftete! Die hatte keine Glasfenster, keine Fensterblenden gegen das Sonnenlicht, keinen Ofenschirm, statt der Schlaguhr verkündete nur eine Sanduhr den Verlauf der Zeit. Wie viel besser ihr daran seid als die Schüler, deren Unterricht der große Kaiser zuweilen beiwohnte, werdet ihr recht lebhaft erkennen, wenn wir die Hauptsachen betrachtet haben, mit denen die Schule durch die Industrie versorgt wird. —

Laßt uns zunächst einen Blick auf die Schreib-Materialien werfen und mit der Kreide beginnen! In manchen Ländern bildet dieser weiße, milde Kalkstein ganze Berge; namentlich auf der Insel Rügen und auf mehreren dänischen Eilanden, sowie an der Küste Englands ragen hohe, aus Kreide bestehende Felswände empor. Aber nicht jeder Fels dieser Art giebt gute Schreibkreide, welche hübsch weiß, leicht abschreibend und möglichst frei von kieseligen Teilen sein muß. Als die beste gilt die dänische Kreide. Über die Entstehungsart dieses Gesteins haben die Untersuchungen der Naturforscher wertvolle Aufschlüsse gegeben. Außer zahlreichen Feuersteinknollen trifft man in Kreidefelsen nicht selten austerähnliche Muschelschalen und versteinerte Seeigel, zuweilen besteht diese Gesteinsart zum großen Teil aus winzigen, nur durch starke Vergrößerungsgläser erkennbaren Schälchen von Wurzelfüßern, Muscheln und Schnecken. Die Kreide muß deshalb als ein verhärteter Meeresschlamm gelten, in dem die Überreste von Seetieren eingebettet liegen.

Die Kreidestücke, welche wir zum Aufschreiben an die Wandtafel benutzen, sind das rohe, vom Felsen abgesprengte Gestein. Der Zeichenstift dagegen, den ich zum Entwerfen von Figuren brauche, besteht aus geschlemmter Kreide. Diese wird so hergestellt: Man verwandelt die rohe Kreide in feines Pulver und quirlt dieses unter Wasser, so daß sich eine Art Milch bildet. Aus dieser setzen sich die schwereren kieseligen Teile zuerst zu Boden; man zapft dann die obenstehende Flüssigkeit ab, läßt sie ihren zarten Kreideschlamm abscheiden und formt aus demselben solche vierkantige Stücke. Diese haben nun drei Vorzüge vor der rohen Kreide voraus: sie kritzeln nie, lassen sich fein spitzen und schützen durch ihre Papierhülle die Finger des Zeichners vor Beschmutzung.

Die erfindungsreiche Industrie liefert uns auch buntfarbige Schreibkreide. Ihr habt erfahren, wie wesentlich sich das Verständnis verwickelter geometrischer Figuren erleichtert, wenn die Hilfslinien mit roten Strichen angedeutet werden, und wie hübsch es sich ausnimmt, wenn wir beim Entwerfen von Landkarten die Flüsse durch blaue Linien angeben. —

Welchen Gegenstand bietet nun ferner unsere Ausstellung? Ihr habt recht, gleich nach der Kreide gebührt dem Schwamm eine Stelle.

Der Waschschwamm ist wie die Kreide ein Erzeugnis des Meeres. Er ist das hornige Gerüst eines Seetieres, das der eigentlichen Organe entbehrt (das Lebendige am Tiere ist nur eine schleimig-gallertige Masse ohne feste Gestalt) und deshalb lange Zeit gar nicht als Tier erkannt, vielmehr für eine eigene Gattung von Pflanze gehalten wurde. Die Schwämme sitzen an Klippen des mittelländischen und roten Meeres. Die an der Küste Nord-Afrikas erwachsenden gelten für die geringsten; die besten, d. h. die weichsten und feinzelligsten, sollen im östlichen Winkel des Mittelmeeres und namentlich um die Insel Kreta wachsen, von welcher die Kreide den Namen hat. Um Kreta und im Archipel sammeln jährlich viele griechische Taucher, die auf kleinen Schiffen das Meer befahren, Seeschwämme und bringen sie nach dem Hauptstapelplatze dieser Ware, nach Smyrna, von woher unsere Kaufleute die Schwämme als levantinische beziehen. Die feinsten Badeschwämme, die sich indes selten in Schulen verlaufen mögen, werden an den Küsten Amerikas gesammelt. Die Schwämme sind nicht eine so wohlfeile Ware, wie die Kreide. Ein größerer, grobzelliger Waschschwamm, wie wir ihn für unsere Tafel brauchen, kostet vier bis fünf Silbergroschen, während der Centner Kreide bei uns in Mitteldeutschland nur mit etwa $^3/_4$ Thlr. bezahlt wird. Woher rührt nun wohl der hohe Preis der Schwämme? Offenbar daher, daß sie mühselig zu sammeln und zu reinigen sind und daß die Masse des von der Natur gebotenen Erzeugnisses nicht in so günstigem Verhältnis zur Zahl derer steht, welche desselben bedürfen, wie dies bei der Kreide der Fall ist. Bedenkt nur, wie viele Schwämme jährlich allein in den deutschen Schulen verbraucht werden! Wir wenden ja den Schwamm nicht blos an unserer Schultafel an, in neuerer Zeit führen auch die kleinsten Schreiber ein Schwämmchen, um die Schiefertafel zu säubern. Daß die Industrie noch nicht vermocht hat, das etwas kostspielige Naturprodukt durch ein künstliches Ersatzmittel entbehrlich zu machen, ist ein sicheres Zeichen, daß es nicht leicht ist, das lockere und doch schwer zerreißliche, wasserhaltende und leicht zu reinigende Gewebe des Schwammes künstlich nachzuahmen. —

Zu welchem Gegenstand unserer Schulausstellung sollen wir nun zunächst übergehen? Auf den Schwamm muß, schon dem Alphabet zufolge, die Tafel folgen. Die unserige ist von Holz und bietet keinen besonderen Anlaß zu Erwägungen, wenn wir nicht die sinnreiche Vorrichtung berücksichtigen wollen, durch welche sie höher und tiefer gestellt werden kann. In den meisten Schulen ist die Tafel unverrückbar an die Wand befestigt, in manchen steht sie auf einer Staffelei;

die unserige läuft, wie ein Fallfenster, in einem Rahmen und läßt sich, da ihr Gewicht durch ein Gegengewicht in der Schwebe erhalten wird, leicht auf- und abschieben. Diese bequeme Einrichtung, die ihr kaum der Rede wert findet, würde vor einem Schüler, dem sie neu ist, nicht geringe Bewunderung finden.

In manchen Schulen besteht diese Wandtafel aus einer Schieferplatte, welche den Vorzug hat, daß ihre Schwärze sich nie abscheuert.

Im Besitz einer Handschiefertafel seid ihr alle, und besitzt darin ein viel wertvolleres Werkzeug, als ihr wohl denkt. Die nicht eben zahlreichen Kinder der alten Griechen und Römer, welche so glücklich waren schreiben zu lernen, führten in der Schule Wachstäfelchen, in welche sie die Schriftzüge mittels eines metallnen oder elfenbeinernen Griffels einkritzelten; wollten sie dieselbe Tafel nochmals brauchen, so mußten sie die Wachsfläche durch ein Falzbein wieder glätten. Wie mühsam war das im Vergleich mit dem Schreiben auf Schiefer! Die maurischen Schüler, welche Mungo Park auf seiner Reise im Niger-Gebiete sah, schrieben auf dünne Brettchen, die sie den ganzen Tag an einer Schnur auf dem Rücken trugen.

Die Schiefertafeln, welche deutschen Knaben den ersten Schreibgrund abgeben, liefert meist der Thüringer Wald, namentlich die Gegend von Lehesten und Sonneberg, wo sich mächtige Felsen aus schwarzem, dünnspaltigem und glattem Tafelschiefer finden. Dort sprengt man durch Keil und Schlägel Platten ab, die sich leicht in dünne Tafeln spalten lassen, liest die tauglichen Stücken aus, schneidet sie mittels einer großen Scheere regelmäßig zu, schabt die Oberflächen mit einem Meißel eben und scheuert sie mit nassem Sande möglichst glatt. Dann kommen die Tafeln zum Rahmenmacher, welcher den zerbrechlichen Stein mit hölzerner Einfassung versieht. Sollte ein einzelner Mensch eine solche Schiefertafel herstellen, wie ihr sie für einen Silbergroschen kauft, so würde sie wohl auf das Zehnfache zu stehen kommen. Nur durch die Teilung der Arbeit, welche rasche Herstellung ermöglicht, gelingt es, dies nützliche Werkzeug auch armen Kindern erwerbbar zu machen. Es giebt in Thüringen besondere Schieferbrecher, Zuschneider, Schaber und Rahmenmacher; viele Holzhauer und Feldarbeiter arbeiten in den Feierabendstunden und im Winter nebenher im Schiefertafel-Fache; das Abreiben der Tafeln besorgen meist Kinder.

Die Industrie hat sich bestrebt, künstliche Schiefertafeln herzustellen; es giebt mit Schieferpulver überzogenes Papier (ihr habt alle dergleichen in den wohlfeilsten Taschenkalendern gesehen), dies hat den Vorzug der Leichtigkeit vor der Schiefertafel voraus; es giebt auch Blechtafeln, welche mit Schieferpulver grundiert sind, sie haben den Vorzug, weniger zerbrechlich zu sein als die gewöhnlichen Tafeln. Aber kaum wird es je gelingen, künstliche Schiefertafeln herzustellen,

welche den ursprünglichen an Wohlfeilheit gleichkommen oder sie gar in wesentlichen Eigenschaften übertreffen. —

Die zur Tafel gehörigen Griffel beziehen wir ebenfalls aus Thüringen. Dort giebt es viele Schieferfelsen, deren Masse sich durch einen Schlag in lauter säulenförmige Splitter zertrümmern läßt. Ein mürber Felsblock dieser Art zerfällt zuweilen schon, wenn man derb mit dem Fuß aufstampft, in ein Gehäufe nagelähnlicher Stücke. Aber nur wenige dieser Griffelschiefer=Felsen spalten sich in Ecksäulchen, welche lang und schlank genug sind, um sich beim Schreiben bequem handhaben zu lassen, und zugleich weich genug, um leicht abzuschreiben. Aus solchen Felsen löst der Steinbrecher größere Stücke ab; der Griffelmacher zersägt sie, während sie noch bergfeucht sind, in brett=artige Streifen und spaltet diese zu Stiften. Nicht alle beim Spalten erhaltenen Stäbchen sind brauchbar; aber auch die auserlesenen sind unregelmäßigkantig und müssen, um ein gefälliges Ansehen zu ge=winnen, gerundet werden. Dies geschah sonst dadurch, daß man sie auf das Knie legte und mit einem Messer beschabte; jetzt erreicht man die Abrundung derselben schneller und gleichmäßiger dadurch, daß man den rohen Griffel mittels eines Fallklotzes durch das scharf=randige Loch einer Stahlplatte drückt, welche im Nu alle Kanten des Stiftes abschabt.

Ihr habt mir eben einige Griffel zugereicht, welche beweisen, wie die Industrie sich beeifert, auch den schlichtesten Bedürfnissen durch kleine Zuthaten ein hübsches Aussehen zu geben. Die Kinder der Griffelmacher streichen manche Schieferstifte mit Ölfarben an oder be=kleben sie mit buntem Papier, um den Städtern, die zum Guten auch den Glanz und den Schimmer begehren, Luxusgriffel zu liefern.

Ihr führt noch andere Luxus=Geräte bei euch. Legt einmal sämtlich eure Werkzeuge zum Linienziehen auf diesen Tisch!

Welch bunte Reihe von sinnreichen und hübschen Erzeugnissen sehen wir da vor uns ausgebreitet! Manche arme Dorfkinder müssen einen Buchrand oder Ziegelspan zum Linienziehen verwenden; viele Knaben gehn mit Stolz in die Schule, wenn ihnen zum erstenmal ein rohes, vom Vetter Zimmermann gefertigtes Lineal im Knopfloche baumelt. Ihr Stadtkinder findet in den Läden Lineale jeder Art vor=rätig, lange und kurze, klingen= und balkenförmige. Einige der hier vor=liegenden sind aus fremden Holzarten gefertigt, alle sind hübsch poliert oder lackiert, auf mehreren sind kleine Kupferstiche abgedruckt. Das auffallendste von allen ist dies da; wie sollen wir es nennen? Viel=leicht das Rostlineal. Es liegen ja in einem Rahmen sechszehn kleine Lineale ähnlich eingebettet, wie die Querstäbe eines Küchen=rostes. Mit diesem Werkzeuge kann man eine ganze Seite liniieren, ohne das Lineal verschieben zu müssen, und ist obendrein sicher, daß

jede Linie genau den gleichen Abstand von ihrer Nachbarin hat, wie ihre Vorgängerin. Weniger schwerfällig sind diese Linienblätter, deren kräftige schwarze Striche durch die Seite des Schreibheftes durchscheinen, und, wenn das Schreibpapier nicht zu dick ist, dieselben Dienste thun wie das Rostlineal. Am allerbequemsten machen es euch die Fabrikanten mit den Schreibheften, in denen Doppellinien und wohl auch schräge Richtungslinien eingedruckt sind. Das sind großenteils Hilfsmittel, von denen man vor fünfzig Jahren in den Schulen nichts wußte; damals war nur das schlichte klingenförmige Lineal in den Händen der Knaben. —

Nachdem wir unsere Musterung der Lineale beendigt haben, wollen wir geschwind einen anderen Tisch unserer Schulausstellung beschicken. Reicht doch die Behälter vor, in denen ihr Stifte und Federn bei euch tragt! Da haben wir fast so viele verschiedene Arten, als Schüler da sind. Sonst trugen die ärmeren Kinder ihren Gänsekiel im Knopfloche oder im Schreibhefte bei sich; sorgsamere Schüler bargen ihre Federn in selbstgefertigten Pennalen aus Papier oder Pappe; die Söhne wohlhabender Eltern führten schlichte Köcher aus gedrechseltem Holz oder aus Weißblech. Wir haben hier eine wahre Musterkarte von Federbehältern vor uns. Die beiden Grundformen sind die des Köchers und des Schulkästchens. Aber wie mannigfach sind die Umgestaltungen! Das Material ist Zinkblech oder Holz, und zwar deutsche Tanne und amerikanischer Mahagony; aber bei keinem ist die Außenseite roh gelassen. Die Lackarten Afrikas und Ostindiens mußten dienen, um ein glänzendes Aussehen zu bewirken. Denn dies fordert der Luxus unserer Zeit auch bei den gewöhnlichen Geräten. Es ist ein erfreuliches Zeichen des gediegenen Wohlstandes, daß wir dies vermögen; aber die hochgesteigerte Industrie, die uns fast alles, was wir bedürfen, fix und fertig in gefälliger Form darbietet, hat auch eine Wirkung, die ich bedaure. Die Jugend gewöhnt sich dabei mehr und mehr entbehrliche Unentbehrlichkeiten an und verlernt die löbliche Kunst, sich selbst zu helfen. Ich habe nichts dawider, daß ihr hübsche Federbüchsen kauft; aber ich wünschte sehr, daß ihr in den nächsten Ferien versuchtet, aus eigener Kraft solche herzustellen. Wer will den Versuch wagen, ohne fremde Beihilfe einen Federbehälter zu fertigen?"

Fast alle Knaben erklärten sich dazu bereit, und der Lehrer schlug vor, die Schüler möchten ihre Arbeiten mit zur Schule bringen und zur gegenseitigen Förderung ausstellen. Der Vorschlag fand lebhaften Anklang.

„Wir dürfen indes," fuhr der Lehrer fort, „nicht länger bei den Federbüchsen stehen bleiben. Betrachten wir ihren Inhalt, so finden wir weit merkwürdigere Leistungen der für die Schule thätigen Industrie.

Vor allem die Stahlfedern, die jetzt fast die Alleinherrschaft erlangt haben. Vor zwanzig Jahren bedienten sich alle Schulknaben noch des Gänsekiels, der ein unübertreffliches Werkzeug zu sein schien. Und doch hatte er wesentliche Mängel. Selten fanden sich in den Flügeln verschiedener Vögel Federn, deren Kiele sich in ihrer Beschaffenheit leidlich glichen, und auch die künstliche Zubereitung („das Ziehen") war nicht im stande, allen Kielen gleichmäßige Härte und Federkraft zu geben. Die Schnäbel der Gänsekiele nutzten sich sehr bald ab. Wie viel Zeit mußten Lehrer und Schüler versäumen, um Federn zu schneiden, und wie ungleich wurde die Handschrift, welche durch eine frisch geschnittene und eine gebrauchte Feder entstand! Der schlimmste Mißstand aber war, daß die schreibende Welt von einer Teurung der Federn bedroht war, welche die Schulen wirklich hätte in Verlegenheit bringen können. Wie sollten für die Menge schreiblustiger Hände, deren Zahl sich täglich mehrte, Federn genug beschafft werden? In England allein wurden im Jahre 1829 über 38 Millionen Gänsekiele eingeführt, die zum großen Teil aus Deutschland kamen.

Die Erfindung der Stahlfedern die angeblich ums Jahr 1834 in England gemacht wurde, enthob uns der Besorgnis vor der Überteurung der Schreibfedern. Stahl ist ja in unbeschränkter Masse zu erzeugen, da die Erde mit Eisenerz und Kohlen reichlichst ausgestattet ist.

Ihr seid alle mit Stahlfedern ausgerüstet, die bei gehöriger Schonung viel länger brauchbar sind als die Gänsekiele. Außerdem bedürfen sie nicht des Schneidens. Jeder einzelne Mensch findet bei den Händlern eine Sorte, wie er sie für bestimmte Zwecke bedarf. Er findet lang- und kurzschnäblige, fein- und breitspitzige, lang- und kurzgespaltene, weichere und härtere Stahlfedern, Federn zum Schnellschreiben, zum Zeichnen, zum Notenschreiben, kurz die reichste Auswahl fertiger Federn, die einen glänzenden Beweis für die Erfindungsgabe des Menschen abgeben.

Mehrere von euch haben sich Sammlungen von Stahlfedern angelegt. Ich begreife wohl, daß sie euch zum Sammeln reizen, so gut wie Münzen und Siegel. Denn die Fabrikanten begnügen sich nicht mit dem Zweckmäßigen, sie überbieten sich förmlich, ihre Waren hübsch auszustatten. Die Musterkarte einer einzigen Fabrik enthält über 100 Sorten. Unter den Stahlfedern, die ihr hier ausgestellt habt, sind stahlblaue, graue, oliven- und kupferbraune und vergoldete; bei einigen geht der Kiel unmerklich in den Schnabel über, bei anderen ist er halsartig abgeschnürt; das Fenster des Schnabels ist bald ein kreisrundes, bald ein halbmondförmiges oder kleeblattartiges Loch, bald ein Dreieck, bald ein Kreuz. Noch mannigfaltiger sind

die Zieraten und Stempel, welche den einzelnen Sorten beigegeben sind. Ich bedaure nicht selbst eine Sammlung angelegt zu haben, als die neue Erfindung aufkam. Die ersten Stahlfedern, deren ich mich erinnere, waren nur schwache, unvollkommene Versuche im Vergleich mit den jetzt gefertigten. Wie hübsch wäre es, eine Sammlung vor sich zu haben, welche die Fortschritte dieser Industrie nach der Zeitfolge aufwiese! —

Ihr wünscht zu wissen, woher die Stahlfedern kommen. Der hauptsächlichste Fabrikort ist Birmingham. In England waren schon im Jahre 1846 über 1000 Menschen unmittelbar in dieser Industrie beschäftigt. Die englischen Stahlfeder-Fabriken verbrauchten in jenem Jahr über 3000 Centner Stahl und stellten daraus über 300 Millionen Federn her. Jetzt ist gewiß die Zahl der in England gefertigten Federn bedeutender. In Deutschland konnten ähnliche Fabriken nicht wohl aufkommen, weil die Engländer, welche durch mannigfache Verhältnisse begünstigt sind, diese Ware so erstaunlich wohlfeil herzustellen vermögen, daß die Deutschen nur schwierig Schritt halten können. Meines Wissens besteht bisher nur in Berlin eine Stahlfederfabrik auf deutschem Boden, welche wöchentlich über eine Million Stück liefert.*)

Ihr reckt eure Federhalter empor. Gewiß, sie verdienen einige Beachtung, denn auch in ihnen hat sich die Erfindungskraft bewährt. Zuerst klemmte man die Stahlfeder in einen Federstiel ein oder man schob ihr hülsenartiges Ende über einen Griffel; dann kamen Halter aus Rohr und Holz von mannigfaltiger Form auf. Manche eurer Halter sind wahre Luxusstücke. Hier haben wir einen Stachelschweinstachel, hier eine Federhülse aus Messing, dieser Halter besteht aus Krystallglas, und der da, der schwarze biegsame „Kautschukhalter“ liefert euch zugleich eine kleine Elektrisiermaschine. Seht, wie er Papierschnitzelchen anzieht, nachdem ich ihn gerieben! Vor allem müßt ihr die sinnreichen Verfahren beachten, durch welche man die Feder an den Halter befestigt. Hier ist sie einfach eingefalzt, wie die Tafel im Rahmen; dieser Halter ist mit einem Ring, dieser mit einem Schieber versehen; an den meisten steckt die Feder in der elastischen Klemme eines Blechrohres.

*) Hätte Sigismund nur noch ein Dutzend Jahre länger gelebt, wie würde er sich gefreut haben, diesen Satz gründlich ändern zu können! Die Hebung und Konkurrenzfähigkeit der heimischen wie überhaupt der deutschen Industrie war ein Herzenswunsch von ihm und er freute sich innig, wenn ihm irgend ein Zeichen vaterländischen Erfolges bekannt wurde. S. „Deutsche Kunst im Ausland“ im „Beobachter an der Saale“, 1860, Nr. 40, sowie „Thüringer Nippessachen“ in Paynes „Panorama“, Bd. IV, 5 und zahlreiche kleinere Artikel in der „Dorfzeitung“.

Doch ich muß euch die nähere Betrachtung dieser Dinge in einer Freistunde anraten. Wir haben noch viel wichtigere Stücke der Ausstellung zu beaugenscheinigen.

Unsere Tintenfässer sind freilich höchst schlichte Geschirre nnd an Zierlichkeit den Schreibzeugen der Damen nicht von fern vergleichbar. Aber ihr Inhalt verdient eure Beachtung gar wohl. Ist euch schon eingefallen, daß ihr bei jedem Eintauchen der Feder in das Tintenfaß Erzeugnisse von vier Erdteilen benutzt? Kleinasien liefert zu unserer Tinte die Galläpfel, Afrika das Mimosen-Gummi, Amerika das Blauholz, Europa den Eisenvitriol und das Wasser. Die Menschheit hat langer Jahre bedurft, ehe sie diese treffliche Schreibflüssigkeit erfand. Die Römer schrieben — wie die Chinesen noch heutigen Tages thun — mit Gummiwasser, in welches Ofenruß eingerührt war; in unserer Tinte ist der wesentlichste Bestandteil das gerbsaure Eisenoxyd, welches vom Gummi im Wasser erhalten wird. So unverbesserlich unsere Tinte auch erscheinen mag, die Industrie strebt unablässig, neue Mischungen auszusinnen, in welchen einzelne Übelstände der gemeinen Tinte beseitigt sind. Ihr findet in den Läden Alizarintinte, die anfangs grün, später schwarz erscheint, ihr trefft Tuschtinte von der tiefsten Schwärze und manche andere Sorten. Besonders gehen die Erfinder darauf aus, eine Tinte herzustellen, welche die Stahlfedern nicht angreift. Zur roten Tinte liefert Amerika die wesentlichsten Bestandteile, nämlich Cochenille oder das wohlfeilere Farbemittel des Fernambukholzes. Nur die blaue Tinte besteht aus lauter europäischen Stoffen.

Werfen wir nun einen Blick auf das Papier! In der Herstellung dieses Schreibmaterials sind im letzten Vierteljahrhundert große Fortschritte gemacht worden. Seht hier das Schreibheft, das ich als Schulknabe führte! Sein Äußeres ist nicht so zierlich, wie der Einband eurer Schreibbücher; dieser Mangel kommt aber auf meine Rechnung. In meiner Jugendzeit fertigte jeder Knabe den Einband seiner Hefte selbst, ihr kauft euch die eurigen fertig beim Buchbinder. Das bunte Papier, womit ich die Pappschalen meines Heftes überkleistert habe, galt damals für eins der schönsten Muster; jetzt lächeln wir freilich über dies grelle Zuckertütenpapier, da uns die Fabriken allerhand hübsche Buntpapiere liefern. Unser Schreibpapier — dies „Kanzleipapier" galt für eine edle Sorte — war nur unbeschnitten zu haben, es war nie so schön weiß, wie man es jetzt mittels der Chlorbleiche selbst aus den grausten Gewebstoffen herstellt, sondern graulich oder grünlich und bei weitem nicht so glatt, wie jetzt das gewöhnlichste Conceptpapier ist. Es war ein recht haltbares, aber unschönes Papier, auf dem die Feder nicht selten an kleinen Knötchen und Höckern anstieß und Tinte verspritzte. Mit Stahlfedern würde darauf nicht wohl geschrieben werden können. Das Papier in euren

gewöhnlichen Schulheften ist so schön, daß wir froh gewesen sein würden, dergleichen zu Probeschriften zu besitzen. Sogar eure glatten roten Löschblätter würden in meiner Kindheit einiges Aufsehen erregt haben; wir mußten uns mit einem Stück groben Tütenpapiers oder mit Makulatur begnügen. Nun gar eure Zeichenbücher, wie würden die vor dreißig Jahren in den Schulen angestaunt worden sein! Solch kerniges, schön weißes und den Bleistift leicht annehmendes Papier konnten damals nur reiche Leute aus Holland oder England beziehen; wir Schüler entwarfen unsere Zeichnungen gewöhnlich auf schlichtes Schreibpapier.

Einen fast noch größeren Vorteil besitzt ihr jungen Zeichner in den trefflichen Bleistiften, die ihr führt. Sonst waren gute Bleifedern sehr teuer, man konnte solche fast nur in England herstellen. Die ärmsten Knaben behalfen sich in der Schule, die ich besuchte, mit einem eigentlichen Bleistifte, d. h. mit einem Stück Blei, das sie in Stiftform gegossen hatten; die meisten Kinder mußten sich mit einem elenden Mittelgut begnügen, bald war eine solche Bleifeder so weich, daß sie schmierte, weit öfter jedoch so hart, daß sie ins Papier einschnitt und daß sich die meisten Schüler angewöhnten, vor jedem Strich an der Spitze des Reißbleis zu lecken, um dasselbe etwas zu erweichen. Höchst selten war das Reißblei einer Bleifeder durch die ganze Länge von gleichmäßiger Beschaffenheit. Sehr ärgerlich war, daß viele Bleistifte beim Versuche das Reißblei zuzuspitzen fast regelmäßig abbrachen. Wie viel Zeit ging dabei verloren! Ich bediente mich deshalb öfter eines Rötelstiftes, wie ihn die Zeichner häufig gebrauchten, ehe die Bleifedern erfunden wurden, was im 16. Jahrhundert in England geschehen sein soll.

Jetzt liefern auch die Fabriken, besonders die berühmte Anstalt von Faber in Nürnberg, welche mehrere Hundert Arbeiter beschäftigt, gute Bleistifte zu mäßigem Preise. Eine in die Holzfassung gestempelte Nummer zeigt den Grad der Härte und Schwärze des Reißbleis untrüglich an; es giebt Nummern, mit welchen sich so zarte grauliche Striche machen lassen wie mit Silberstiften, und andere, die so tiefschwarz zeichnen wie schwarze Kreide. Bei vorsichtiger Behandlung hat man das Abbrechen der Spitze unter dem zuschärfenden Messer fast nie zu fürchten. Kurzum, diese neueren Bleifedern verdienen in jeder Hinsicht Lob. Ihr führt in euren Federkästen Bleistifte, welche die größten Künstler wohl brauchen könnten.

Das Reißblei findet sich vorzüglich in Nordengland, in Spanien und in Böhmen. Die Herstellung wohlfeiler guter Bleistifte ist besonders dadurch möglich geworden, daß man auch die kleinen Bruchstücke zu verwerten gelernt hat. Man verwandelt das Reißblei, das sorgfältig sortiert wird, in feines Mehl, reinigt es durch Schlemmen,

verwandelt den schwarzen Schlamm durch Beimengung eines Klebmittels (wozu besonders Traganthgummi dienen soll) in einen Teig und preßt diesen durch eine gewaltige Druckkraft in Form von Stäben, welche man durch die Säge in zarte Ecksäulchen zerlegt und in zierliche Holzscheiden befestigt. Welcher Gedanke — was meint ihr wohl — leitete den Fabrikanten, als er statt walzenförmiger Holzfassungen solche vielkantige einführte? Soll das bloß eine neue Mode vorstellen oder entspricht ein solcher Stift gewissen Zwecken besser als ein runder? Nun freilich, die Walze wälzt sich, der walzenförmige Stift rollt leicht vom Tisch hinunter und bricht dabei ab; der kantige liegt hübsch still. Aber dieser Vorteil muß doch erst durch das Aufopfern einer anderen Bequemlichkeit erkauft werden; ein walzenförmiger Stift ist leichter und freier zu handhaben und erlaubt geschmeidigere Züge.

Ei, wie verstreicht die Zeit so pfeilschnell, wenn man eine Ausstellung besichtigt! Wir müssen uns sputen, um mit einer Stunde auszureichen. Indes einen Augenblick müssen wir doch noch bei dem Inhalt eurer Federkästen verweilen. Sie enthalten nämlich ein fremdländisches Erzeugnis, das erst seit etwa dreißig Jahren in den Handel gekommen ist. Was meine ich wohl?“

„Gummi!“ riefen ein paar helle Stimmen.

„Natürlich, aber Gummi solltet ihr es nicht nennen, da es von den Stoffen, die mit Recht so heißen, grundverschieden ist. Ein Gummi löst sich im Wasser, wie ihr das am Mimosen-Gummi erfahren habt, mit dem ihr den Farben eurer Tuschkästen Glanz verleiht. Unser Nothelfer beim Zeichnen, der falsche Striche verschwinden macht, heißt Kautschuk. Er entsteht durch Eindickung des Milchsaftes mehrerer tropischer Bäume. Auch im Milchsafte mancher deutschen Pflanzen, z. B. in der Wolfsmilch, im Salat und im Schöllkraut, ist etwas Kautschuk vorhanden. Die Kautschukbeutel oder Flaschen werden so hergestellt, daß man den zähen Milchsaft auf lockere Thongefäße aufträgt und diesen klebrigen Überzug im Rauche trocknet. Vom Ruße des Rauches rührt die schwarze Farbe der Außenseite her, das speckige Innere des Kautschuks ist gelblich.

Manche von euch führen noch eine andere Verarbeitung des Kautschuk bei sich; wer errät, was ich meine?

Ja, das Bändchen welches deine Brieftasche zusammenhält, besteht auch aus Kautschuk. Ich hatte aber bei meiner Frage etwas anderes im Sinne, nämlich das Radiergummi. Dies ist Kautschuk, dem feines Pulver von Bimsstein oder Smirgel beigemengt ist.

Noch haben wir eines wichtigen Bestandteiles eurer Ausrüstuug nicht erwähnt, dessen Wert ich weit höher anschlage, als den des Kautschuks. Ich meine das Reißzeug. Fast Jeder von euch besitzt ein zierliches Kästchen mit mathematischen Werkzeugen. Noch vor

dreißig Jahren war selten ein Knabe eures Alters im Besitze dieser schätzbaren Hilfsmittel zum Lernen. Damals waren die Reißzeuge viel teurer und es wurde nur in höheren Schulen Unterricht in der Geometrie erteilt. Eure Reißzeuge stammen wohl größtenteils aus Nürnberg, wo über 90 Zirkelschmiede wohnen.

Nun haben wir unsere Heerschau beendigt, soweit sie die Hilfsmittel des Schreibens und Zeichnens betrifft. Haben wir damit eine vollständige Übersicht über die Güter gewonnen, durch welche uns die Industrie das Lernen erleichtert und versüßt?

Ihr zeigt mir Radiermesser, Bleistifthalter, Bleistiftspitzer. Nun wohl, ich bestreite nicht, daß diese und manche andere Erfindungen, die wir übersehen haben mögen, ihren Wert haben; aber sie schrumpfen zur Unbedeutendheit zusammen gegenüber den Wohlthaten, welche die Schule den vervielfältigenden Künsten verdankt.

Zunächst und vor allem der Kunst Gutenbergs, ohne welche die Schule ein kümmerliches Dasein haben würde. Wie weit könnten wir es bringen, wenn ich euch das, was ihr jetzt bequem aus gedruckten Büchern lernt, diktieren müßte? Wenn wir es jetzt in mancher Hinsicht in den Schulen weiter bringen, als unsere Voreltern vermochten, so sind wir dafür zum großen Teil dem Buchdruck zu Dank verpflichtet, dessen wunderbar vervollkommnete Pressen jetzt so wohlfeile Schulbücher liefern. Vor fünfzig Jahren besaßen die Zöglinge der Bürgerschulen unseres Landes bloß Bibel, Katechismus und Gesangbuch; jetzt erfreuen sich viele kleiner Lehrbücher der Erd- und Naturkunde und der Geschichte und lernen im Lesebuch eine Blumenlese schöner Dichtungen kennen. Sie benutzen in der Rechenstunde eine Sammlung gedruckter Aufgaben und in der Singstunde ein Heft guter Lieder, denen die Noten beigedruckt sind. Die Zeit, welche sonst zum Nachschreiben der Grundzüge jener Wissenschaften, der Rechenaufgaben und Singnoten verwendet wurde, läßt sich weit fruchtbarer zur weiteren Besprechung des gegebenen Stoffes und zu Übungen verwenden.

Eine große Erleichterung und Würze des Lernens bietet der Holzschnitt, der in den letzten Jahrzehnten zu hoher Ausbildung gediehen ist. Er läßt kräftige und schöne Abdrücke in sehr großer Zahl und deshalb sehr wohlfeil herstellen. Vor dreißig Jahren hatte unter allen Schulbüchern nur die Bibel einige Holzschnittbilder, die aber so roh und unschön waren, daß sie kaum als erfreuliche Zugabe betrachtet werden konnten. Ihr besitzt in euren Lehrbüchern der Naturgeschichte und Naturlehre eine Fülle guter Holzschnittbilder, welche die Anschaulichkeit mächtig befördern. Glaubt mir, wenn wir als Kinder eine Buchhändleranzeige gefunden hätten, wie man sie jetzt

häufig zum Verpacken anwendet, wir hätten sie wegen der darauf befindlichen Holzschnittproben aufbewahrt wie einen köstlichen Schatz.

Kupferstecher und Lithographen liefern uns billige und schöne Vorlagen für das Schreiben und Zeichnen, welche dem Lehrer die Zeit ersparen, die er sonst zum Vorschreiben und Vorzeichnen verwenden mußte. Dadurch war er vielfach behindert, die Thätigkeit der Schule zu überwachen.

Steinzeichner, Kupfer- und Stahlstecher stellen uns mit bewundernswerter Kunst treffliche Landkarten her, welche fast greifbare Bilder der Erdoberfläche geben. Wie kümmerlich mußten wir uns sonst in der Geographie behelfen! Einige Nürnberger Wandkarten, auf denen sich fast nichts erkennen ließ, als ein verworrenes Gewimmel von Städtenamen, waren unsere einzigen Veranschaulichungsmittel. Jetzt besitzen wir große Wandkarten, auf denen Hoch- und Tiefländer deutlich dargestellt sind, und einen großen Globus, der ein klares Gesamtbild der Erde giebt. Viele von euch danken der Fürsorge ihrer Eltern einen trefflichen Atlas von Sydow oder Lichtenstern, dessen Betrachtung einen fleißigen Schüler unendlich fördert. Könnte ich euch zeigen, welchen großen Aufwand an Kapital, Fleiß und Geschicklichkeit die Gravierung einer einzigen Karte eures Atlas erfordert, ihr würdet erstaunen.

Ihr glücklichen Kinder des neunzehnten Jahrhunderts! Ihr tragt in euren Schulränzchen Güter, welche viele verstorbene Geschlechter entbehren mußten und viele heutiges Tages den Erdball bewohnende Völker noch immer entbehren. Land und Meer, Wald und Flur steuern Gaben zu eurer Ausrüstung bei. Gewerbfleißige Menschen aller Art: Bergleute und Schiffer, Holz- und Metallarbeiter, Papiermacher, Zeichner und Drucker, Fabrikanten und Kaufleute arbeiten sich in die Hände, um euch das Lernen zu erleichtern; Künstler und Denker bemühen sich, euch die edelsten Früchte der Kunst und Wissenschaft in geeignetster Form zu überliefern.

Ihr habt erkannt, daß unser schlichtes Klassenzimmer einen kleinen Glaspalast darstellt, dem allerlei wertvolle Erzeugnisse des Kunstfleißes übermittelt werden. Von dem, dem viel gegeben ist, wird man viel fordern; thut nun das Eure!" *)

* * *

In demselben Klassenzimmer, in dem wir neulich einer Extrastunde beiwohnten, als die für die Schule thätigen Gewerbe besprochen

*) Der nachfolgende Abschnitt bildet den Anfang eines anderen Aufsatzes: „Die Fabrikation der Stahlfedern", ist aber der engen Zugehörigkeit wegen hier angefügt worden.

wurden, war nach den Ferien eine wirkliche Ausstellung zu stande gekommen. Die Schüler hatten nämlich vor dem Beginn des Unterrichts die kleinen Handarbeiten ausgestellt, welche zufolge der Aufmunterung des Lehrers in den Ferien angefertigt worden waren. Es lagen gegen dreißig Federbehälter auf dem Tische zur Schau. Ihre Grundformen boten wenig oder nichts Neues und Eigentümliches, aber in der Ausschmückung und in der Güte der Arbeit waren sie sehr verschieden. Kein Stück war gleich dem anderen, aber auch keins gleich dem höchsten. Die vollkommensten Arbeiten waren wohl von der Güte, daß sich der Lehrling eines Buchbinders oder Tischlers ihrer nicht zu schämen gehabt hätte; daneben lagen aber auch Federbüchsen, die an die rauhen Manufakturarbeiten Robinsons erinnerten. Befand sich doch auf der Ausstellung ein Federköcher aus einem ausgehöhlten Hollunderaste, dem zwei Korke als Boden und Deckel dienten.

Die Ausstellung der Arbeitsproben war nicht ohne kleine Zwischenfälle vor sich gegangen. Einzelne geschickte Arbeiter hatten die schwachen Leistungen anderer etwas herb beurteilt; über einige allzu naturwüchsige Stücke war allgemeiner Jubel ausgebrochen; dies hatte mehrere reizbare Knaben verstimmt und bewogen, ihre Lieferung von der Ausstellung zurückzuziehen.

Der Eintritt des Lehrers glättete jedoch die etwas bewegten Wellen sogleich. Er war überrascht von dem Anblicke, den sein Tisch bot, äußerte seine Freude über die Willfährigkeit aller, sich in der Robinsonischen Selbsthilfe zu üben und bewog die Verstimmten auch ihre Arbeiten vorzuzeigen. Er musterte dann jedes einzelne Stück sehr sorgsam, fragte nach dem Namen des Verfertigers und nach den Hilfsmitteln, deren er sich bedient. Die tüchtigen Leistungen lobte er und verfehlte nicht, auf ihre Mängel hinzudeuten; die schwächeren entschuldigte er, indem er zugleich das Verdienstliche derselben hervorhob, besonders damit, daß es für einen Ungeübten gar schwer sei, aus wenig zweckmäßigem Material und mit unvollkommenen Werkzeugen tadellose und gefällige Arbeiten herzustellen.

„Dies Schubkästchen", fuhr der Lehrer fort, „ist wohlgeraten. Die Wände sind nicht ungeschickt durch Zapfen verbunden, sein Boden ist fest angeleimt, der Deckel schließt gut und ist doch leicht zu öffnen; das ganze Holzwerk ist glatt behobelt und sauber poliert. Aber unser Aussteller hat es auch nicht ganz aus eigenen Kräften hergestellt"....

Der Verfertiger beteuerte, es habe ihm niemand geholfen.

„Wohl, das glaub ich dir; aber die Hobelbank und das Werkzeug deines Vaters hast du doch benutzt; also hat dir nicht bloß dein Vater, es haben dir alle die Männer geholfen, welche eure Hobeleisen, Meißel und Sägenblätter geschmiedet haben, sowie die Leute, welche

deinem Vater Leim, Schellack und Bretter liefern. Du hast also eine Anzahl wackerer Bundesgenossen gehabt.

Unser Robinson dagegen, der den Holunderast bearbeitete, besaß als Werkzeug nur ein Messer. Und er hat es wacker benutzt. Er hat nicht nur das Innere des Rohres hübsch glatt ausgehöhlt, sondern auch die grüne Rinde mit hübschen Verzierungen in Schnitzwerk versehen. Ich erkläre der Wahrheit gemäß, daß er im Verhältnis zu den gegebenen Stoffen und Werkzeugen etwas ganz Achtbares geleistet hat. Er stand fast ganz auf sich selbst angewiesen da, während die meisten von euch die Wohlthaten der Arbeitsteilung genossen.

Diese ist ein überaus wichtiges Förderungsmittel der menschlichen Thätigkeit. Der vereinzelte Arbeiter, der ein Werk vom rohsten Anfange bis zur Vollendung führen soll, ist im Vergleich zu dem Fabrikarbeiter, der als Glied in einer Arbeiterkette wirkt, so außerordentlich im Nachteil, daß er nicht bloß nicht gleich wohlfeil, sondern auch nicht gleich tüchtig wirken kann; ja zur Erzeugung gewisser Güter ist der Einzelne ganz und gar unfähig.

Wir haben gewiß tüchtige Metallarbeiter in unserer Stadt, welche Hufeisen und Pflugschare, Messer und Scheren, Schlösser und Schlüssel, Ringe und Spangen von vorzüglicher Güte herstellen; aber eine Stahlfeder z. B., wie ihr sie alltäglich braucht, zu machen ist doch keiner derselben imstande, und wenn ihr das gleiche Gewicht Goldes dafür bötet.

Die Kunst zu sammeln.

(1863.)

Eine Sammlung zu besitzen, ist der sehnliche Wunsch vieler Knaben. Die Liebhaberei, Gegenstände der Natur oder Kunst zusammenzubringen und als Schaustücke aufzubewahren, ist sogar bei der Jugend viel häufiger als bei den Erwachsenen, welche oft, selbst wenn sie als Kinder leidenschaftliche Sammler gewesen, in reiferen Jahren andere Steckenpferde reiten, falls ihnen anders das ernste Leben Heiterkeit und Muße zu Nebenbeschäftigungen verleiht.

Der nächste Anlaß zu dieser Sammlerlust, die sich bei Dorfkindern viel seltner findet als bei Städtern, ist meist der Nachahmungstrieb. Ein Knabe, der ganz aus eigenem Antrieb zu dem Entschluß gekommen ist, merkwürdige Dinge seiner Umgebung zu einem Museum zusammenzustellen, ist ein weißer Rabe. Einem Strandbewohner fällt es kaum jemals ein, Schnecken und Seealgen heimzutragen, weil er ja täglich auf „das Zeug“ mit Füßen tritt, und da, wo die Steinhaufen an den Straßen die größten und schönsten Ammonshörner enthalten, so daß sich ein Liebhaber einen Lastwagen wünscht, um von den Herrlichkeiten zur Genüge mitzunehmen, sind die Versteinerungssammler unter der Jugend selten genug. Fängt aber ein im Orte lebender Mann eine Sammlung an oder bringt ein angesiedelter Knabe eine solche mit, gleich wachsen die kleinen Sammler wie Pilze empor, die Liebhaberei greift um sich wie eine ansteckende Krankheit.

Der eine Knabe erblickt eine Münzsammlung und ist von dem bestechenden Aussehn der in zierlichen Kästchen aufbewahrten Metallscheiben, deren Gepräge so manche anziehende Bilder und Inschriften bietet, derart entzückt, daß er sogleich auf jeden alten Kreuzer Jagd macht und, vom Sammeleifer ergriffen, Verwandte und Bekannte um verschlagene Münzen angeht, wenn er auch sonst noch so blöde war. Ein anderer wird vom Zufall zu einem Naturaliensammler geführt, in dessen Schubladen bunte Steine und Erze funkeln oder zierliche Schneckenhäuser so wundernett aussehen. Nun vollends gar, wer mit einem Schmetterlingssammler zusammentrifft. Wie reizend prangen

nicht diese zierlichsten aller Geschöpfe, die hellfarbigen Tagfalter, die langrüsseligen Dämmerungsschwärmer, die düstern Nachtvögel, die zierlichen Mottchen in ihren Schaukästen! Und die Lust, den erfahrenen Sammler auf seinen Ausflügen zu begleiten, zu sehen, wie er hier eine seltene Raupe samt ihrer Futterpflanze mitnimmt, dort Puppen ablöst, hier mit dem Hamen einen Falter erhascht! Zu dem Reize der Jagd, für welche wohl in allen Knaben eine Art Naturtrieb vorhanden ist, ja oft so mächtig waltet, daß er das Mitleid mit der erlangten Beute nicht erwachen läßt oder unterdrückt, kommt hier noch der Reiz, eine Menagerie zu halten, die Tiere eigenhändig zu füttern und dieselben obendrein wunderbare Verwandlungen durchmachen zu sehen.

Solche Begegnungen mit erwachsenen Sammlern sind für Knaben oft von entscheidendem Einfluß. Heimkehren und den Bau eines Raupenstalls, eines Schaukastens für die zu hoffenden Falter beginnen fällt gewöhnlich zusammen, und die Mutter muß sehr notwendig zu thun haben, wenn der Sohn mit seinem Gesuche um Musselin zu einem Hamen nicht sogleich dringend wird.

Fast noch ansteckender scheint die Sammlerlust zu walten, welche sich auf Dinge erstreckt, die entweder vorzugsweise oder ausschließlich von der Jugend zu Kabinetten zusammengestellt werden. Das Sammeln der Stahlfedern und besonders der Briefmarken griff fast wie ein Lauffeuer um sich. Auf Gassen und Märkten, selbst in den Schulräumen sah man gesammelte Kleinode vorzeigen, Doubletten umtauschen, Seltenheiten einkaufen, und wohl mancher Lehrer hat sich genötigt gesehen, gegen solche zur Leidenschaft gewordene Sammelneigung, die sich mit Zerstreutheit, mit der Lust am Übervorteilen und Prahlen, kurz mit manchen Fehlern verband, welche so leicht aus jener Leidenschaft hervorgehen, mit ermahnenden und strafenden Worten einzuschreiten.

Väter und Lehrer gönnen gewiß der Jugend gern die Freuden, die das Sammeln in so reichem Maße darbietet. Wissen doch die Alten meist aus eigener Erfahrung, wie wohl es thut, wenn der aus der Schule heimgekehrte Knabe seine Schatzkammer wieder und wieder beschaut, da ein Stäubchen abbläst, dort ein Kästchen in strengere Reihe stellt; kennen sie doch die Freude an einem neuen, langersehnten Erwerb, und das Behagen, mit dem man die gewachsene Sammlung beschaut und teilnehmenden Freunden vorzeigt. Was weiß man da nicht alles zu erzählen, wie groß die Schönheit dieses Stückes sei und die Seltenheit von jenem, auf wie wunderliche Art man im Besitz dieser Kostbarkeit gekommen sei, und ob es nur einmal vergönnt sein werde, auch einen Totenkopf-Schmetterling, ein Zeisig-Ei, eine Briefmarke aus dem Kirchenstaate, welche eine Papstkrone und zwei Schlüssel tragen solle, oder irgend eine andere außerordentliche Seltenheit zu

erlangen! Wissen viele Erwachsene doch auch aus eigener Jugenderfahrung, mit welcher Wonne man die selbstgefertigten Kästchen aufstellt und wie man selbst im Schlafe noch Sammlerfreuden genießt, wenn uns der Traum am Steinbruch ein Ammonshorn, groß wie ein Pflugrad, und aus purem blanken Gold bestehend, oder einen Schmetterling, größer und prächtiger als alle die in Berges Bilderbuch abgebildet sind, auf einer Riesenblume sitzend, vorzaubert. Aber selbst ein Mann, der in seiner Jugend nicht selbst die Sammlerfreuden genossen hat, gestattet den Knaben gern eine Liebhaberei, wenn sie harmlos ist und auf die rechte Art betrieben wird.

So unschuldig sind aber diese Liebhabereien keineswegs alle, so löblich werden sie gar selten ausgeübt. Mancher Knabe ist durch seine Sammlung ein zur Arbeit träger, zerstreuter Schüler, ein betrügerischer Handelsmann, ein hartherziger und grausamer Charakter geworden, der Männer zu geschweigen, die, um ihrer ungezügelten Sucht zum Sammeln von Büchern zu frönen, Raubmörder wurden.

Den jungen Lesern, von denen gewiß viele dem Sammeln zugethan sind (wir wünschen, daß sie es alle werden mögen), einige Winke über die rechte Art des Sammelns zu geben, ist der Zweck dieser Zeilen. Mögen sie den erwünschten Erfolg haben!

Zuerst bedenke der Knabe, daß das Sammeln ihn nicht von seinen Pflichten abziehen darf. Wirklicher Lebensberuf, auf den alle Zeit und Kraft verwendet werden muß, ist es nur für wenige, und zwar bloß für Erwachsene: für Forscher, welche die Gegenstände ihrer Sammlung zum ernsten Studium verwenden, für Naturalien- und Kunstsammler, welche mit den zusammengebrachten Stücken Handel treiben oder ihnen im Auftrag von Liebhabern nachstreben. Freilich erachtet sich mancher Knabe, der Feld und Wald nach Beute durchstreift, den Männern ähnlich, welche die tropischen Wälder nach seltenen Vögeln, Schmetterlingen und Blumen durchziehen und reich beladen nach Europa heimkehren. Aber der kleine Gernegroß möge berücksichtigen, daß jene Sammler unter tausend Beschwerden und Gefahren für die Wissenschaft, d. h. zum Besten aller, arbeiten, während er nur spielt und möglicherweise, aber leider nicht immer, sich einige Kenntnisse erwirbt. Der Knabe soll deshalb nur die Stunden, die er bei strengster Einteilung seiner Zeit als Mußestunden bezeichnen darf, dem Sammeln widmen, und sobald er merkt, daß ihn die Liebhaberei im Arbeiten stört, sein Kabinett oder Kleinod-Schränklein auf Wochen, ja auf Monate nicht öffnen.

Das Sammeln kann, recht betrieben, die Willenskraft üben und manche Geschicklichkeit ausbilden. Dann muß aber der Sammler beständig und ausdauernd in seinem Streben sein, keine Mühe darf ihn verdrießen, kein Berg zu hoch, kein Stein zu hart

oder schwer dünken, wenn es gilt, das Museum zu bereichern. Wer flatterhaft sammelt, die angefangene Sammlung bald vernachlässigt und verkommen läßt, öfters mit den Gegenständen wechselt, heuer Steine, im nächsten Jahre Conchylien heimträgt, der bringt es nicht bloß nie zu einer ansehnlichen Habe, er ist auch in Gefahr ein willensschwacher, thatkraftloser Mann zu werden.

„Ein rechter Schütze hilft sich selbst,“ ruft Tell dem Knaben zu, der seine Armbrust ausgebessert haben will. Dieser Zuruf gilt auch dem jungen Sammler. Wer die meisten oder gar alle Stücke seines Kabinettes als Geschenke erhalten, wer die Pappkästen vom Buchbinder, die Namenzettel vom Lithographen erkauft hat, dem wird nicht ein Zehnteil der Freuden zu teil, die ein rechter Schütze genießt, der alles selbst gesammelt oder für eigene Funde eingetauscht der alle Zubehör selbst gefertigt hat, und — was noch mehr bedeutet — der erstere entbehrt auch der vortrefflichen Übungen, die das Sammeln für das Auge und die Hand bietet. „Sammleraugen“ könnte man gleichbedeutend sagen mit Luchsaugen, denn sie sehen weit schärfer als die Augen der Laien; unter hundert Steinen eines Geröllhaufens erspähen sie einen seltnen Fund, an dem Tausende unachtsam vorübergehen, unter einem Moospolster, das ein anderer plump mit der Sohle zertritt, finden sie die zierlichsten Schneckenhäuser und Moospüppchen auf. Eine solche Schärfung des Gesichtssinnes ist aber auch dann, wenn das Sammeln nur vorübergehender Jugendzeitvertreib sein sollte, ein bleibender Gewinn. Und wie schärft das Streben, alles, was zur schönen Aufstellung des Gesammelten nötig ist, selbst zu fertigen, die Erfindungsgabe und die Handlichkeit! Hier ist für den Sprossen eines gebildeten Volkes Gelegenheit, Robinson nachzuahmen, als dessen Nacheiferer auf einer wüsten Insel sich der Knabe so gern träumt.

Mit allem Nachdruck ist zu warnen vor der Unredlichkeit, in welche Sammler leicht verfallen. Dem unkundigen Sammelgenossen eine Seltenheit für eine geringe Gegengabe abzutauschen, wohl gar einem andern ein Stück, das er — wie wohl zur Beschönigung gesagt wird — doch nicht zu schätzen weiß oder mehrfach besitzt, zu entwenden — das sind Vergehen, die leider nicht gar selten vorkommen. So gering auch manchmal der wirkliche Wert der Gegenstände ist, um den es sich handelt, so wirkt das Vergehen kaum weniger befleckend auf das Gewissen, als da, wo es sich um große Werte handelt. —

Was soll man sammeln? Dies ist eine Frage, für welche sich nur einige allgemeine Regeln, aber keine näheren Vorschriften für den Einzelnen geben lassen. Zunächst empfiehlt sich natürlich eine Klasse von Dingen, die man in der Heimat durch eigenes Bemühen erwerben

kann, ohne sie teuer kaufen zu müssen. Das Anschaffen fremder Seltenheiten, welche bedeutende Summen erfordern, ist natürlich nicht Sache des Knaben.

Dann sind besonders die Gegenstände anzuraten, durch deren Sammlung nützliche Kenntnisse zu erwerben sind. Dies kann freilich bei jeder Sammlung geschehen, wenn sie auf rechte Art angelegt und ausgenutzt wird. Aber doch eignet sich die eine mehr für gewisse Verhältnisse als die andere. Am ratsamsten ist es, solche Dinge zu sammeln, deren nähere Kenntnis für das spätere Leben von Wert ist, und für deren Verständnis man den Beirat sachkundiger Männer oder wenigstens von Büchern zu Hilfe ziehen kann. Ein Knabe, der Forstmann werden will, lege eine Holzsammlung, der künftige Bergmann ein Mineralienkabinett, der Kaufmann eine Warensammlung an. Übrigens braucht und soll man sich nicht zu eng fachmännisch abschließen; die nähere Bekanntschaft mit irgend einer Klasse von Naturdingen ist für jeden Menschen, was auch sein Beruf sei, so bildend wie erfreulich.

Zum Besten der Sammellustigen, die sich noch kein bestimmtes Fach erwählt haben, wollen wir eine Überschau der für deutsche Knaben möglichen Sammlungen halten und dabei einige Anleitung zur zweckmäßigen Anlage beifügen.

Zuerst bieten sich unter den einheimischen Naturdingen die Mineralien dar, zu deren Sammlung ein im Gebirg, namentlich in einer Bergbau-Gegend Lebender die beste Gelegenheit hat. Aber auch der Bewohner des Flachlandes geht nicht ganz leer aus; Erdarten, Geröllsteine, Bruchstücke von den aus der Ferne herbeigeschafften Bausteinen sind überall zu haben. Aber wie erfährt er die Namen und die wichtigsten Eigenschaften der Mineralien? Wohnt ein Steinkundiger in der Nähe, so wird er sicherlich dem wißbegierigen Knaben gern die Hand bieten; im Notfall genügen vor der Hand auch die im Volke gebräuchlichen oder die vom Besitzer selbst als einstweilige Bezeichnungen beigelegten Namen. Von den Steinen muß man stets Proben abzuschlagen suchen, welche höchstens an einer Seite vom Wetter entfärbt und zerfressen (verwittert) sind; wo möglich sucht man von allen Steinmassen länglich viereckige Stücke von gleicher Größe zu formen und bewahrt jede einzelne Probe in einem Pappkästchen auf, dem ein Zettel (Etikette) mit Angabe des Namens und Fundortes beizufügen ist. Manche Erze und Steine (Antimon, Bimsstein, Speckstein, Asbest u. a.) sind in kleinen Proben billig in Apotheken und Kaufläden zu erwerben. In einer Gegend, deren Berge aus Flözschichten bestehen, bieten die Versteinerungen, die man am leichtesten in Steinbrüchen und in Geröllen findet, schöne Merkwürdigkeiten; durch Tauschverkehr mit den Bewohnern einer andern Gegend kann

man ohne Geldaufwand die bezeichnenden Stücke anderer Landschaften erwerben. Fußwanderungen im Gebirge geben, auch wenn man eine Strecke nur flüchtig durchschreitet, immer Gelegenheit, einiges Gesammelte als Andenken mitzunehmen.

Das Pflanzenreich bietet so unendlich viel Sammelnswertes, daß der Knabe wohlthut, sich von vornherein auf einen engeren Bezirk desselben zu beschränken. Namentlich zu empfehlen sind: 1. Die Blätter aller Bäume und Sträucher, die zwischen Löschpapier getrocknet und etwas gepreßt, dann zwischen Schreibpapier aufbewahrt werden. 2. Die Flechten und Moose der Heimat, die man zwischen den Blättern eines großen wertlosen Buches trocknet und dann entweder auf Papier oder auf einen Felsblock oder Holzstrunk aufklebt. 3. Die Blätter und Blüten aller angebauten Pflanzen oder der zu Heilmitteln angewandten wilden Gewächse. 4. Die Holzarten. Eine Holzsammlung legt man so an, daß man sich von stärkeren Ästen oder Stämmen Stücke in Form kleiner Bücher aussägt, deren Rücken die Baumrinde darstellt. Gut ist es, wenn man auch scheibenförmige Querschnitte von Ästen oder Stämmen hinzufügt. Von Tischlern, Wagnern und anderen Holzarbeitern sind leicht brauchbare Abfälle zu erhalten und manche wissenswerte Aufschlüsse zu erlangen. Man stellt die Holzproben so auf, wie die Bücher und klebt die Etikette auf die Rinde. 5. Eine sehr hübsche Sammlung läßt sich aus den Samen der einheimischen Gewächse bilden, die man gut trocknet und in Pappkästchen aufbewahrt. Der Reichtum von Formen und Farben (man denke nur an die Spielarten der Bohnen) ist erstaunlich groß. 6. Eine erfreuliche und belehrende Sammlung läßt sich, auch wenn sie nur von kurzer Dauer ist, aus den Zweigen aller heimischen Bäume und Sträucher bilden, wenn man sie zur Frühlingszeit in einem Wassergefäße feucht und mäßig warm erhält; man kann daran die Formen der Knospen bequem anschauen. Mit der Einsammlung der Reiser hat man schon im Februar zu beginnen, da die Knospen einzelner Gewächse sich schon Ende dieses Monats öffnen. Ein tüchtiger Beobachter muß, nachdem er einmal eine solche Sammlung veranstaltet hatte, imstande sein, jedem unbelaubten Zweiglein anzusehen, von welchem Baum es stamme.

Das Tierreich bietet zwar den Museen und Kabinetten eine sehr große Fülle von Sammlungsgegenständen; für jugendliche Naturfreunde indes sind die meisten Tiere nicht geeignet, und alle Sammlungen, welche die Tötung von Tieren notwendig machen, nur unter strengen Bedingungen erlaubt.

Durchaus zu verbieten ist der Jugend das Anlegen der Eiersammlungen. Wer je die Jammerlaute vernommen, die ein Vogel ausstößt, dessen Nest von Schädigern heimgesucht wird, hat gewiß die

Überzeugung gewonnen, daß um solche Qual die flüchtige Freude des Knaben an den verschiedenen Formen und Färbungen der Eier zu teuer erkauft sei. Der Reiche sagt vielleicht zur Entschuldigung seines Sammelns: „Ich beraube nie ein Nest, ich kaufe die Eier von armen Kindern;“ ein solcher bedenke aber wohl, ob er hierbei schuldlos ausgehe.

Nicht ohne schwere Bedenken gestatten Eltern und Lehrer den Knaben das Anlegen einer Schmetterlingssammlung. Ist es erlaubt, das an sich so kurze Leben dieser schönen Geschöpfe zu verkürzen, um dem Zimmer einen nach geringer Zeit wenig beachteten Schmuck zu verleihen? Wie schwierig ist es, die größeren Schmetterlinge derart zu töten, daß ihnen ein längerer und schmerzlicher Todeskampf erspart bleibe! Sieht man doch auf den Zurichtbrettern zuweilen solche arme Geschöpfe, die mehrere Tage lang an eine Nadel angespießt fortleben, obgleich die Nadelspitze durch Tabaksaft oder andere Gifte befeuchtet worden war. Muß die Unterdrückung des Mitleids einem jungen Sammler nicht das Herz verhärten? — Fürwahr, diese Bedenken sind so gewichtig, daß man nur solchen Knaben das Anlegen einer Schmetterlings-Sammlung gestatten möchte, bei denen mit Sicherheit ein mitleidiges Bemühen, den armen Geschöpfen ihren Ausgang aus dem Leben schmerzlos zu machen, und zugleich ein wahrer geistiger Gewinn durch ernstes, wissenschaftliches Studium der Falterkunde vorausgesetzt werden kann. Nun ist aber die Lepidopterologie (Schmetterlingskunde) keineswegs eine so leichte Wissenschaft, wie die Knaben meinen. Die gewöhnlichsten Tag- und Dämmerungsfalter, sowie die großen Spinner und andere ausgezeichnete Nachtfalter sind freilich mit Hilfe der Abbildungen, welche die in reicher Zahl vorhandenen, für Knaben bestimmten Bücher enthalten, unschwer kennen zu lernen; die wissenschaftliche Bestimmung der seltneren Arten, und namentlich der Eulen- und vor allen der Kleinschmetterlinge, ist aber eine so schwierige und teure Hilfsmittel erfordernde Aufgabe, daß Knaben nicht daran denken dürfen, sie zu lösen. Überhaupt sollten nur diejenigen Knaben eine Schmetterlingssammlung beginnen, welche von einem erfahrenen Sammler die bewährtesten Verfahren, die Falter zu töten, aufzubewahren und zu bestimmen, lernen können. Ohne ein solches lebendes Vorbild bleibt das Sammeln der Jugend doch fast immer ein nur flüchtigen Reiz gewährender Zeitvertreib. Zum Ersatz für die Sammlung (die überdies — wenn nicht die Aufbewahrung eine sehr sorgfältige ist — bald ihre Schönheit verliert, durch das Licht gebleicht und durch Milben zerfressen wird) bietet sich dem Knaben, dessen Herz vor der Tötung der zierlichen Falter zurückbebt, die Raupenzucht dar. Man füttert die Raupen in einem mit Gaze oder Musselin überwölbten, vogelkäfigartigen Stalle, den man aus einer Cigarrenkiste und einigen Drähten und Stücken Pappe

leicht herstellt, beobachtet ihre Verpuppung und ihr Auskriechen und läßt dem aus seinen Windeln schlüpfenden Falter die Freiheit. Wer irgend mit Farben umzugehen weiß, findet im Abmalen der Raupen, Puppen und Falter eine sehr dankbare Unterhaltung; kaum hat ein Knabe bei andern Versuchen des Illuminierens so prächtige Gelegenheit, die schönsten Farben seines Malkastens anzuwenden, als hier. Und eine Reihe treu nachgeahmter Schmetterlinge giebt ein Album, wie man es sich kaum schöner wünschen kann. Die Fütterung ist wenig beschwerlich, wenn man die Zweige der Nahrungspflanzen in enghalsige Wassergläschen steckt, in denen sie sich mehrere Tage frisch erhalten; als Universalspeisen für Raupen, deren eigentliches Futterkraut man nicht kennt, dienen Salatblätter und das Kraut des Hühnerdarms (Mäusegeschirrs, Alsine media), eines Pflänzchens, das als Unkraut in allen Gärten wächst und oft als Gemüse für die Kanarienvögel benutzt wird. Für die Raupen, welche sich in der Erde verpuppen, bedeckt man den Boden des Kästchens mit lockerer Gartenerde. Die Freuden, welche eine solche Raupenzucht bietet, sind so groß, daß man wohl das Aufbewahren der erzogenen Falter missen kann; überdies prägt sich ein Knabe, der einen Schmetterling abgezeichnet und abgemalt hat, dessen Bild fester ein, als es einem Sammler gelingt, wenn er auch seine Schätze alltäglich beschauen sollte.

Weniger Bedenken als das Töten von Schmetterlingen hat die Tötung von Käfern, da durch das Ertränken in Weingeist das Sterben gewiß zu einem raschen und schmerzlosen Verenden wird. Die Zubereitung der getöteten Tiere für die Schaukästen hat keine Schwierigkeit, da man nur deren Fühler und Beine, solange sie noch nicht todesstarr sind, derart vom Körper abzubiegen hat, daß sie möglichst gut sichtbar werden. Überdies ist eine Käfersammlung, welche der merkwürdigen Gestalten und schönen Farben eine reiche Fülle bietet, nicht so vergänglich, wie eine Sammlung von Faltern, da die Hornflügler durch das Licht kaum, durch Milben wenig leiden. Freilich ist dagegen die systematische Anordnung derselben und das Auffinden der Namen von unbekannten neuen Funden eine ziemlich schwere Aufgabe, deren Lösung nach bloßer Anleitung von Büchern große Ausdauer erfordert. Wer darum eine Käfersammlung beginnen und nach rechter Art zu stande bringen will, muß sich von vornherein vornehmen, die Sache nicht als spielenden Zeitvertreib, sondern als ernste Arbeit zu treiben. Die gewöhnlichen, für Anfänger bestimmten Bücher leiden sämtlich am Mangel der Vollständigkeit, so daß man, selbst wenn ihre Anleitung zum Bestimmen besser wäre, als sie gewöhnlich ist, manchen Käfer der Heimat darin nicht auffindet. Der Sammler, dem es Ernst ist, die Käfer nicht nur zu haben, sondern auch zu kennen, muß sich deshalb ein ausführliches Werk an-

schaffen, als welches Redtenbachers Fauna Austriaca (die Käfer) zu empfehlen ist, welche auch für Mitteldeutschland kaum eine Art vermissen läßt.*) Man übt sich zuerst im Gebrauche der Bestimmungs-Tabellen so ein, daß man einen Käfer, dessen systematischer Name aus Bilderbüchern bekannt ist, danach herauszufinden sucht, was selbst mit Hilfe einer Lupe, die unentbehrlich ist, nicht immer leicht gelingt.

Für alle Knaben empfehlenswert ist das Anlegen einer Sammlung von Gehäusen heimischer Schnecken und Muscheln. Fast jedes Gebüsch, jedes Moospolster, jeder schattige Kalkfels, fast alle Gräben, Bäche und Tümpel bieten eine nicht geringe Mannigfaltigkeit zierlicher Formen mit hübscher Färbung dar. Wer nicht mindestens 40—60 verschiedene Arten zusammengebracht hat, der meine nicht, eine leidlich vollständige Sammlung der heimatlichen Vorkommnisse zu haben. Manche winzige Schneckchen, die im Moos und in der Erde leben, werden, weil sie kaum so groß sind wie ein Roggenkorn, häufig von den Knaben ganz übersehen. Dem ernsten Sammler ist es wohl gestattet, eine Schnecke, deren Haus er nie tierleer findet, aus ihrem Gehäuse dadurch zu entfernen, daß er sie in kochendem Wasser tötet; von den meisten Weichtieren findet man übrigens an geeigneten Orten Gehäuse und Schalen, deren Einwohner längst verwest sind.

Vielleicht ist es aufgefallen, daß zum Sammeln immer nur einheimische Naturwesen empfohlen worden sind. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß man nicht auch fremdländische hinzufügen solle, wenn man derselben ohne großen Aufwand habhaft werden könne; aber den Grundstock der Sammlung muß immer die heimatliche Natur liefern. Zuerst soll jeder das Vaterländische, dann das Ausländische sammeln und studieren. Wer Reisen macht, soll nie versäumen, in der Fremde ans Sammeln zu denken. Proben fremder Gesteine, einige getrocknete Gebirgsblumen, etliche in der Heimat nicht vorkommende Holzarten lassen sich von jeder Fußreise mitbringen, und ein solches Mitgebrachtes ist das schönste Andenken an ein fremdes Land. Besonders günstig für einen Sammler ist ein Besuch des Seestrandes, wo jede Ebbe ihr Tischchen deck dich! ruft und eine wahre Überfülle von Rollkieseln, von braungrünen und purpurroten Algen und Tangen, von Mooskorallen, deren lappige hornige Blätter mit Tausenden von winzigen Zellen besetzt sind, von fremdartigen Schnecken- und Muscheltiergehäusen, von sonderbaren Seesternen und Seeigeln und von wunderlichen Krebsen, von seltsamen haarigen und in allen Regenbogenfarben spielenden Würmern darbietet. Da gilt es aufzulesen, zu reinigen,

*) S. u. a. Wingelmüller, Das Anlegen von Käfer- und Schmetterlingssammlungen. (1,50 M) — Bau, Handbuch für Käfersammler, Handbuch für Schmetterlingssammler. — Katalog der Lehr- und Anschauungsmittel von Klodt, Frankfurt a. M.

zu trocknen, in Weingeist zu bewahren! Ein fleißiger Knabe kann sich in wenigen Tagen ein hübsches Seetierkabinett anlegen und manchen Freund durch eine Gabe erfreuen. —

Das Reich der Natur bietet also den Gegenständen, die zum Sammeln für Knaben geeignet sind, so viel Brauchbares, daß jedem reiche Gelegenheit zum Auswählen gegeben ist. Aber das Feld für Sammler ist noch viel umfänglicher, denn auch der Handel, die Gewerbe und Künste bieten eine große Fülle von empfehlenswerten Gegenständen.

Von allgemeinstem Interesse ist eine Sammlung der in den Spezereiläden verkäuflichen Kolonialwaren, Gewürze und Farbhölzer, von denen kleine Proben so wohlfeil zu erwerben sind. Die den Kästchen beizufügenden Zettel müssen nicht nur die Preise der Waren, sondern auch die Namen und die Heimatländer der Stammpflanzen, die man aus jeder Naturgeschichte erfährt, angeben.

Ebenso sehr anzuraten ist die Zusammenstellung einer Musterkarte der zur Kleidung gebrauchten Gewebe, für welche die Nähtische der Mutter und Schwestern und die Werkstätten der Schneider in den kleinen Abfällen geeignete Proben bieten. Die Namen der verschiedenen Webstoffe weiß in den meisten Fällen die Mutter anzugeben. Ich habe eine Familie gekannt, in der für jedes Glied ein Büchlein gehalten wurde, welches aufgeklebte Pröbchen von allen den Stoffen enthielt, die das Kind vom ersten Jahre an getragen; fürwahr, eine hübsche Illustration zur Lebensgeschichte, die vielleicht einen oder den andern Leser zur Nachahmung reizt, da hoffentlich kein Knabe die Kenntnisnahme von den Erzeugnissen einer so wichtigen Industrie, von deren Betrieb Millionen Familien leben, für unwichtig und weibisch halten wird.

Wer in Industrie-Gegenden lebt, kann sich leicht eine Sammlung der wichtigsten, daselbst gefertigten Erzeugnisse anlegen. Der eine mag Papierproben, der andere kleine Schaustücke der Eisen-Industrie (Nägel, Stahlfedern u. dgl.), ein dritter Nippfigürchen aus Porzellan, ein vierter kleine Glaswaren zusammenzustellen suchen.

Ein hübsches Andenken, das dereinst den Mann angenehm an seine Kinderjahre erinnern wird, ist eine Zusammenstellung der in der Heimat gebräuchlichen Spielzeuge, besonders derer, welche sich die Kinder mit eigener Hand anfertigen. Noch weit wertvoller aber ist ein anderes Museum, an dessen Anlegung die Knaben leider sehr selten denken, eine Sammlung von Gegenständen, die von der Jugend, sobald sie keinen unmittelbaren Gebrauch davon zu machen weiß, in die Winkel geworfen, zerrissen und verschleudert werden; dies sind — die Schulbücher, nicht bloß die gedruckten, sondern auch, und zwar hauptsächlich, die Schreibhefte. Vielleicht genügt, um den

Wert solcher Andenken an die Jugendzeit, solcher Illustrationen des geistigen Fortschrittes einleuchtend zu machen, die Erwähnung, daß ein Mann wie Lessing seine Übungshefte aus der Gymnasialzeit aufbewahrte und öfter wieder durchsah. Möchten doch alle Knaben bedacht sein, diese für ihr späteres Leben unschätzbaren Andenken sorgsam zu bewahren, und möchten sie dafür sorgen, daß sie später ohne Scham und Reue auf diese Zeugnisse von ihrem Jugendstreben zurücksehen können! —

Es wurde oben angedeutet, daß der Knabe auch Erzeugnisse der Kunst sammeln könne. Ei, werden die jungen Leser sagen, dazu gehören doch wohl mehr Mittel, als in unsern Sparbüchsen aufgespeichert sind; das müssen wir wohl den Erwachsenen und unter diesen wieder den Reichen überlassen!

Gewiß, gute Ölgemälde und Bildsäulen zu sammeln, ist nur wenigen Kindern des Glückes gestattet. Aber ein kleines Surrogat einer Bilder-Gallerie kann sich jeder Knabe begründen. Er braucht nur (so wie Whittington, der aus einem bettelarmen Waisen Lord-Mayor von London und in England zur sprichwörtlichen Bezeichnung eines braven upstart [Emporkömmlings] geworden ist, Bindfadenendchen sammelte) solche Werke der vervielfältigenden Künste aufzuheben, welche gegenwärtig zu äußerst billigen Preisen oder ganz umsonst zu haben sind. Eine Sammlung der besten Münchener Bilderbogen und einiger von L. Richter illustrierter Kinderbücher giebt eine hübsche Übersicht der Leistungen des Holzschnittes nicht nur, sondern auch eine Auswahl tüchtiger Zeichnungen von wahrem Kunstwert. Und wie sehr läßt sich die Sammlung bereichern, wenn der kleine Whittington die Holzschnitt-Abdrücke sammelt, die in Bücheranzeigen, in Makulaturbogen und in zerstreuten Zeitungsblättern ganz unentgeltlich zu haben sind und meist ihr Dasein auf Kehrichthaufen beschließen. Ich kenne einen Mann, der aus solchen, gewöhnlich dem schmählichsten Untergange geweihten Bildern, die er auf starkes Papier klebte, seinen Kindern eine Sammlung geschaffen hat, durch welche ihnen in den Tagen des Unwohlseins viele angenehme Stunden bereitet worden sind. Man erzählt von den Türken, daß sie jedes Blättchen von beschriebenem oder bedrucktem Papier auf der Straße aufheben, weil ja vielleicht eine Stelle des Koran daraufstehe. Fürwahr, ein wenig von dieser Ehrfurcht für die Erzeugnisse des Druckes wäre auch der deutschen Jugend zu wünschen. Der Knabe, der solche Abschnitzel nicht für eigenen Gebrauch sammeln will, weil ihm wohlhabende Eltern genug schöne illustrierte Bücher schenken, könnte ein armes Kind höchlich erfreuen, wenn er ihm eine solche Sammlung verehrte.

Zu den Gegenständen der Kunst gehören auch die Briefmarken und Siegel, zwei von vielen Knaben gesammelte Dinge. Der

geringe Kunstwert der ersteren wird einigermaßen ersetzt durch das geographische Interesse, das sie bieten; ist doch der Anblick einer holländischen oder nordamerikanischen Marke für manchen kleinen Sammler die erste Nachricht, daß es auch außerhalb Deutschlands Staaten gebe, wo Posten hin und her gehen. Die Siegel haben zweierlei anziehende Eigenschaften, zuerst insofern, da sie Zeugnisse sind für die Kunst der Stempelschneider, die so zierliche Figuren in hartes Metall und in festen Stein zu ritzen und zu schleifen verstehen, dann aber als Offenbarungen der Charaktere der Petschaftsbesitzer, die durch die Wahl des Sinnbildes oder Wahlspruches oft so sprechend zum Vorschein kommen.

Selten trifft man jugendliche Sammler, welche sich die Aneignung von Schriftproben (Autographen) zur Aufgabe machen. Dies Sammelfeld ist indes der Jugend nicht so ganz verschlossen, als es scheinen sollte. Die Handschriften berühmter Männer zu erwerben, müssen freilich die Knaben, da zu deren Erwerb weitreichende gesellige Verbindungen oder ansehnliche Geldmittel nötig sind, den Erwachsenen überlassen; aber können sie nicht die Handschriften von Verwandten und Bekannten, von Geschäftsfreunden ihrer Eltern zusammenstellen und aus der Form der Züge ebenso gut Mutmaßungen auf die körperlichen und geistigen Eigentümlichkeiten der Schreiber machen, wie es die erwachsenen Autographen-Sammler zu thun pflegen? Gelegenheit, Proben von Handschriften zu sammeln, wie sie in früheren Jahrhunderten üblich waren, ist nicht selten in Kaufläden, wo alte Schriften und Tüten verwendet werden und in den Speichern von Papiermühlen, in welchen alte, zum Einstampfen bestimmte Aktenbündel aufgestapelt liegen, die obendrein durch manche altertümliche Siegel locken.

Den Schluß unserer Aufzählung der zum Sammeln geeignetsten Gegenstände mache eine Klasse von rein geistigen Erzeugnissen, die erst durch den Sammler sichtbar gemacht und fixiert werden. Vielleicht ist noch kein Knabe auf deren Sammlung verfallen, und doch hat sie für einen sinnigen Beobachter des Volksgeistes hohen Reiz und ist auch für Knaben ausführbar und interessant. Ich meine die Aufzeichnung der in der Heimat üblichen, volkstümlichen Sprichwörter und Idiotismen, d. i. der eigentümlichen Ausdrücke und Redewendungen, die nur in der mündlichen Volkssprache einer Landschaft, nicht aber in der Schriftsprache vorkommen. Unter jenen Erzeugnissen des Volksgeistes, die von vielen Gebildeten und Halbgebildeten übersehen oder verachtet werden, sind eine gute Anzahl treffender, kerniger Bezeichnungen und manches Ergebnis kluger Erfahrung, manche Äußerung lustiger Laune; bei aller Roheit, die manchen anhaftet, sind sie für das Volkstum einer Gegend so wichtig, wie die daselbst vorkommenden Pflanzen als Charakterzeichen des

Klimas, und niemand darf sagen, er kenne seine Heimat ordentlich, der nicht auch von diesen, oft uralten, geistigen Erbstücken einer Bevölkerung Kenntnis genommen hat.*) Freilich weiß nur der, der behufs der Sammlung solcher Raritäten schon die Zwiegespräche von schlichten Leuten belauscht hat, welche Freude es macht, wieder und wieder einen sonderbaren Fund in das Notizbuch eintragen zu können; freilich weiß nur ein solcher Sammler, wie oft der Weg über eine langweilige Strecke durch die Unterhaltung mit einem biderben Holzhauer, der von urkräftigen Ausdrücken überströmt, zum kurzweiligsten Wege wird. Für Knaben wäre eine Sammlung solcher Stücke des volkstümlichen Sprachschatzes dann von bildendem Werte, wenn sie sich bestrebten, in dem angelegten Wörterbuche den wahren Sinn der oft schwer verständlichen Wörter und Phrasen zu ermitteln und verwandte Ausdrücke des Hochdeutschen danebenzustellen.

Was zu sammeln sei, ist nun wohl zur Genüge erörtert. Die Wahl des Sammelfeldes für die eigene Bearbeitung muß jedem Einzelnen überlassen bleiben. Wir besprechen zum Schluß nur noch kurz die wichtige Frage: wie soll gesammelt werden, damit die oft als bloßer Zeitvertreib angesehene und vom Jünglinge verachtete Knabenliebhaberei zur fruchtbringenden, bildenden Beschäftigung werde?

Die Aufstellung des Gesammelten sei dem Gegenstand angemessen und so sauber und zierlich als möglich! Die appetitliche Nettigkeit, mit der Kaufleute ihre Warenproben zusammenstellen, kann Vorbild sein. Wer sich etwa rühmen sollte, auf derlei Äußerlichkeiten als kleinliche Schrullen des Eigensinns herabzusehen, wer seine Schmetterlinge verstauben, seine Siegel zerknittern läßt, der denke an Goethe, der ein eifriger Sammler von Mineralien, von Kunstgegenständen und Zeitungsblättern der von ihm durchreisten Gegenden war, und lasse sich von einem, der des Dichters Haus besucht hat, beschreiben, mit welcher kunstsinnigen Rücksicht, mit welchem pünktlichen Eigensinn dort alles angeordnet ist!

Noch bedeutsamer als die schonende und hübsche Aufbewahrung ist die zweckmäßige Anordnung des Gesammelten, das Gruppieren der vielen Einzelheiten zu einem planmäßigen Ganzen, zu einem System, dessen Einteilungsgründe aus dem eigentlichsten Wesen der Gegenstände hergeleitet sind. Anfänger stellen ihre Stücke oft ganz planlos oder nach rein oberflächlichen, bedeutungslosen Merkmalen zu-

---

*) Sigismund war selbst ein solcher Sammler und zwar ein ebenso verständnisvoller als glücklicher, wie ein Einblick in den ersten Teil seiner Landeskunde zur Genüge zeigt. Auch hielt er seine Schüler — wie ich von mehreren derselben durch direkte Mitteilung weiß — gern zu derartigen Sammlungen an, oder fragte sie über ihre heimatlichen Beobachtungen aus. Erwähnt sei hier auch sein Aufsatz: „Inschrift und Sinnspruch“ (Deutsche Blätter, 1863).

sammen; so sieht man Siegelsammlungen, in denen ein Blatt die kleinen, ein anderes die großen, eins die grünen und blauen enthält. Offenbar sind das schlecht gewählte Einteilungsgründe. Ein tiefer Überlegender würde die Siegel, welche nur Namenszüge, die, welche Wappen oder andere Sinnbilder, und endlich die, welche einen Wahlspruch enthalten, zu besonderen Gruppen verbinden.

Die Herstellung einer strengen und wohldurchdachten Systematik ist aber deshalb dringend anzuraten, weil sie nicht bloß das Auffinden jedes einzelnen Stücks sehr erleichtert, sondern — und dies ist die Hauptsache — weil sie Anlaß zur Übung des Verstandes im Unterscheiden und Gruppieren giebt.

Am meisten ist dies der Fall bei der Aufstellung von Naturdingen. Man übe sich hier an den einfachsten! Man versuche z. B. eine systematische Anordnung der getrockneten Pflanzenblätter oder der Schneckenhäuser. Bei jenen wird man leicht die Gruppen der einfachen und zusammengesetzten, der einfachen und gelappten, fiederspaltigen u. s. w., der eiförmigen, rautenähnlichen herausfinden. Bei den Schneckenhäusern ist — wie überhaupt bei der Betrachtung von Naturdingen — weit mehr Nachdruck auf die Formen als auf die Farben zu legen. Einige Schnecken derselben Art tragen rötliche, andere weiße Gehäuse, die Bandstreifen des Hauses sind oft bei Tieren, die sonst in allem übereinstimmen, von verschiedener Färbung. Die hauptsächlichsten Eigenschaften sind deshalb: die Zahl, Größe und Form der Windungen, der Umriß des Mundloches, die Gestalt des Nabels u. s. w.

Aber — könnte man einwenden — eine solche, nach den Grundsätzen der Wissenschaft herzustellende Ordnung durchzuführen, ist nur einem Knaben möglich, der über den zu behandelnden Sammlungskreis den Beirat eines Fachkenners oder wenigstens die Anleitung eines leichtverständlichen Buches genießt. Gewiß, durch solche Beihilfe wird die Aufgabe sehr erleichtert und der Anfänger ist des Gelingens von vornherein mehr sicher, als wenn er selbst tastende Versuche anstellt und oft schon nach kurzer Zeit, weil die unterdes gewachsene Zahl seiner Erwerbungen neue Rücksichten gebietet, umstellen und nach anderm Plan ordnen muß. Indes liegt gerade in dieser Nötigung zu neuem Ordnen ein großer Gewinn, da sie zu gründlicher Betrachtung Anlaß giebt. Ein Knabe, der seine Sammlung, sie sei von welcher Art sie wolle, nach selbstersonnenem, wohlüberlegtem Plane geordnet hat, ist dadurch zu einem hübschen Fortschritt im systematischen Denken und planmäßigen Handeln gelangt. Als förderliche Geistesübung ist dabei anzuraten, daß der Eigentümer sich bemühe, für jedes Stück seiner Habe einen recht bezeichnenden, kurzen Namen zu gewinnen. Ist es nicht möglich, den von der Wissenschaft fest-

gesetzten und in allgemeine Geltung gekommenen System-Namen zu erfahren, so versuche man getrost, dem namenlosen Ding eine einstweilige Bezeichnung zu geben und wähle zur Namenbildung dasjenige Merkmal, durch welches sich der Gegenstand von ähnlichen am meisten unterscheidet. Dies ist für Knaben keineswegs so schwer, als es scheint. Schon die kleinen Briefmarken-Sammler schaffen sich aus eigenem Trieb eine ganz entsprechende Terminologie, wenn sie beim Tauschen sagen: Ein Braunschweig, rund, drei; ein Baden mit Wappen; ein Baden, rosenrot, neun; ein Hannover, rund, blau, mit Brustbild u. s. w. Ältere Knaben lösen oft weit schwierigere Aufgaben der Terminologie recht preiswürdig. So trifft man junge Sammler, welche die Schneckenhäuser ihres Kabinettes gar treffend und hübsch mit selbstgeschaffenen Namen versehen haben. Es schadet nichts, wenn diese auf eigene Faust geschaffenen Ausdrücke nicht mit der Namengebung der Systeme übereinstimmen; lernt man später die wissenschaftlichen Namen der Naturdinge kennen, so werden dieselben dem Sammler, der sich zuvor eine einstweilige Benennung geschaffen, nicht schwerer, sondern leichter behaltbar.

Ist nun eine Sammlung möglichst vollständig ausgestattet und in guter Ordnung sauber aufgestellt, so hat der Besitzer noch immer nicht völlig Feierabend; denn wenn er den vollen Gewinn aus seiner Habe ziehen und sich als würdiger Eigentümer bewähren will, so muß er das Feld, auf dem er sammelt, auf das gründlichste kennen lernen, um über alle Stücke der Sammlung befriedigende Aufschlüsse geben zu können. Deshalb muß er nicht nur die Eigenschaften seiner Besitzstücke immer von neuem studieren und sich einzuprägen suchen, sondern auch streben, ihre Entstehungsgeschichte genau zu erfahren. Der Sammler von Holzproben muß wissen, an welchen Standorten die einzelnen Bäume am besten gedeihen, wie hoch und dick ihre Stämme werden, welche Form die Kronen besitzen, zu welchem Behuf die Hölzer am meisten Verwendung finden. Der Sammler von Schneckenhäusern soll angeben können, wo die zugehörigen Tiere leben, wann sie ihren Winterschlaf antreten, wann sie im Frühling erwachen u. s. f. Selbst dem kleinen Sammler von Briefmarken und Stahlfedern ist ein näheres Studium seiner Lieblinge nicht zu erlassen; er soll lernen, von welchen Ländern die meisten Marken in seiner Heimat vorkommen, wie dies wohl zugehe, auf welche Art z. B. so viele amerikanische nach Deutschland gelangen, er soll die den Marken aufgeprägten Wappen zu beschreiben wissen, wenn er seine Musterkarte nicht vor Augen hat. Und so hat jeder Sammler die Verbindlichkeit, die Gegenstände, auf welche seine Neigung gefallen ist, nicht bloß zu haben, sondern in jeder Richtung geistig zu verarbeiten. Eine Sammlung, die nur dazu dient, daß sie der Besitzer zuweilen

flüchtig besieht oder sie mit dem Stolz von Raritäten-Schwärmern andern vorzeigt, ist ein toter Schatz; eine Sammlung dagegen, die zur Übung der geistigen Thätigkeit verwertet wird, ein fruchtbares Kapital, selbst wenn sie nur aus abgenutzten, wertlosen Briefmarken bestände.

Möge denn jeder junge Sammler seine Erwerbnisse auf die rechte Art ausnutzen, mögen die, welche der Liebhaberei noch nicht gehuldigt haben, sich ein Sammelfeld auswählen, das ihnen reiche Ausbeute verspricht nicht bloß an seltenen und seltsamen Exemplaren, sondern hauptsächlich durch die Gelegenheit, ihre Mußestunden zur Gewinnung nützlicher Fertigkeiten und Kenntnisse zu verwerten!

Die Familie als Schule für das öffentliche Leben.

(1862.)

(Eine Erinnerung an England.)*)

Dem Deutschen, der von dem wunderbar großartigen öffentlichen Leben Englands an Ort und Stelle Anschauungen gewinnt, fällt dabei nichts mehr auf, als das frühzeitige Verständnis der gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse, das er bei der Jugend findet, als das Geschick, mit dem die nur eben mündig Gewordenen so sicher und rüstig in die staatsbürgerliche Wirksamkeit eintreten.

Wie pflanzt sich nur — so fragt man sich verwundert — der „öffentliche Geist“ in die junge Generation über? auf welchem Wege erwirbt diese so rasch Kenntnis der wichtigsten Thatsachen des sozialen und politischen Lebens? wie erlangt sie das neidenswerte Geschick in der Behandlung öffentlicher Angelegenheiten?

In den Schulen, welche übrigens in Lehre und Zucht vielfach hinter den deutschen zurückstehen, finden sich einige Einrichtungen, welche beitragen mögen, der englischen Jugend jenen Vorsprung zu geben. Solche Fördernisse sind unter anderem: die täglichen Ballspiele, bei denen die Knaben Parteien bilden und nach festen Kampfregeln des fair play (des ehrlichen Spiels) ihre Kräfte messen lernen; die Beredtsamkeitsstunden, welche besonders die Musterreden britischer Staatsmänner kennen lehren und die Debattier-Vereine, in welchen sich die Jünglinge auf eigne Faust im Stegreif-Reden und Verhandeln üben. Sonst aber entsprechen die Schulen gar wenig dem Plane, nach welchem unser hochverdienter Trotzendorf († 1556) die Knaben zur Selbstregierung zu erziehen strebte. — Das wichtigste Bildungsmittel, die wahre Vorschule für das öffentliche Leben lernt nur der Besucher Englands kennen, dem die hochzupreisende britische Gastfreundschaft den Einblick in das stille Leben des Hauses ermöglicht.

---

*) Während seines Aufenthalts in England (Sept. 1844 — Ende Juli 1845) hatte Sigismund gute Gelegenheit, die erfreulichen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Inselreiches mit den damals so unfertigen und unbefriedigenden deutschen Zuständen zu vergleichen.

Der Hauptvorzug der englischen Sitte liegt darin, daß der Hausvater seine Erholungsstunden gewöhnlich im Kreise der eigenen oder einer befreundeten Familie zubringt und daß in solchen Stunden der Grund zur Erziehung der Jugend für das öffentliche Leben gelegt wird.

Eine um den Kamin sitzende Familie des englischen Mittelstandes, die in heimeliger und würdiger Weise bedeutungsvolle Fragen der Zeit bespricht, erschien mir als die schönste Sehenswürdigkeit des reichen Insellandes. Schlicht und traulich entspinnt sich die Unterhaltung, zuerst flattert sie als leichte Plauderei um Alltagsvorfälle, aber ungesucht schwingt sie sich im Laufe des Abends empor zu einer Unterredung, welche zu ernstem Mit- und Nachdenken anregt. Bald ist ein Artikel der Zeitung, bald der Beschluß eines Meetings oder der Erfolg einer Wahl, bald die Rechenschaftsablage einer Gemeindebehörde oder milden Anstalt, bald der Wahrspruch einer Jury Anlaß zu einem solchen Gespräch, das sich völlig ungezwungen, wie von selbst entspinnt. An die Erwähnung einer Thatsache knüpft sich ein Wunsch, ein Meinungsaustausch, auch wohl ein Kampf der Ansichten. Dann strebt jeder, die Übereinstimmung seiner Meinung mit den großen Grundsätzen der Volkswirtschaft oder des englischen Staatslebens nachzuweisen, und aus dem Kreise der eignen und fremden Erfahrung Thatsachen als Beweise anzuführen. Mit der Geschichte des Heimatlandes ist jeder gebildete Engländer vertraut, in keiner Hausbibliothek fehlen die wichtigsten historischen Werke der heimischen Klassiker; deshalb wird zuweilen ein solches herbeigeholt, um Zeugnis zu geben. Neue und tiefe Gedanken bekommt man freilich nicht gerade häufig zu hören, oft klingt ein Leitartikel der Parteizeitung vernehmlich durch; aber immer ist die Diskussion verständig, ruhig, gutgelaunt, sich an das Gegebene und Mögliche haltend und achtungsvoll für die Grundsätze (principles) des Gegners.

Häufig wird auch eine praktische Frage verhandelt. Man erörtert das, was in einem ausgeschriebenen Meeting besprochen werden soll, vor einer Wahl werden Fähigkeiten und Charaktere der Bewerber abgewogen. Dann ähnelt der um den häuslichen Herd versammelte Kreis einem beratenden Ausschuß, dessen Verhandlungen — zufolge der Gegenwart von Frauen und Kindern — mit sorgfältigster Beobachtung des parlamentarischen Anstandes geführt werden.

Die Frauen weichen einer solchen Unterhaltnng der Männer keineswegs aus, sie nehmen vielmehr regen Anteil; bald erbitten sie sich Erläuterungen, bald suchen sie durch milde Einrede die oft schroffen Gegensätze der Männer zu versöhnen. Auch die älteren Kinder verraten durch ihre Mienen und einzelne Fragen, daß sie dem Gespräch mit Aufmerksamkeit folgen, was gewiß die Sprößlinge anderer Völker

auch thun würden, wenn ihnen so treffliche Gelegenheit geboten wäre, vom sicheren, traulichen Elternhause aus Blicke in das brausende, wogende Leben des Volkes zu thun.

Diese häuslichen Gespräche sind die wahre politische Vorschule für den jungen Briten. Hier saugt er den „öffentlichen Geist“ ein, der ihn zu steter Aufmerksamkeit auf das Staatsleben und zur eigenen Thätigkeit für das, was er für gut und recht hält, zur Selbstregierung antreibt; hier sammelt er viele der Kenntnisse leicht und spielend ein, welche die Kinder anderer Nationen spät und mühsam gewinnen; hier wird er zu der Bescheidenheit erzogen, welche ihn vor ikarischen Anläufen, vor Gymnasiasten-Verschwörungen und Studenten-Putschen sichert.

Verläßt der Knabe das Elternhaus, um in eine auswärtige Schule oder in die Lehre zu treten, so wird ihm regelmäßig eine im Heimatbezirk erscheinende Wochenzeitung unter Kreuzband zugeschickt, worin er die Artikel, welche den Eltern besonders wichtig erscheinen, angestrichen findet. Dadurch wird er nicht nur in Kenntnis von dem Laufe der Ereignisse seiner Heimat und des Vaterlandes erhalten, er wird auch in den politischen Grundsätzen der Partei, welcher sein Vater angehört, befestigt.

So ist der Familienbrauch in den Mittelklassen des englischen Volkes. Das Hausgespräch ist die Elementarschule für das öffentliche Leben. Bei uns aber geschieht in vielen, wohl den meisten Familien nichts, gar nichts, um den Jüngling für das öffentliche Leben vorzubereiten. Wie selten sind bei uns Familienkreise, wo der aufgeweckte Junge Gespräche der Eltern unter sich und mit guten Freunden lauschen kann, durch welche er die Vorschule des jungen Engländers genösse! Weder der Schulunterricht, wenn er auch Heimatskunde und Landesgeschichte umfaßt, noch das Lesen von Büchern, noch das gelegentliche Aufschnappen einzelner Thatsachen können jene häusliche Schule ersetzen.

Darum erreichen gar viele Deutsche das Alter der Mündigkeit, ohne von der Verfassung und Verwaltung der Gemeinde ihres Geburtsortes, von den volkswirtschaftlichen und politischen Zuständen des Heimatlandes, von der Frage der deutschen Einheit, die dem Deutschen nie zu früh ans Herz gelegt werden kann, klare, thatsächliche Kenntnisse zu haben; darum halten sich so viele junge Männer in dumpfer oder stolzer Vereinsamung vom allgemeinen Leben fern; darum begehen nicht wenige Jünglinge lächerliche oder unheilvolle Mißgriffe, wenn sie traumhaften Idealen nachjagen.

Man wendet vielleicht ein, daß die frühzeitige Kenntnisnahme von öffentlichen Dingen die Jugend zerstreuen und von ihren Aufgaben abziehen werde; aber das Verhalten der englischen Jünglinge

beweist die Unbegründetheit dieser Furcht. Oder sollte man gar wähnen, es sei besser, den Jüngling so lange in glücklicher Abgeschiedenheit zu lassen, bis ihn der Beruf dazu treibt, sich im wirklichen Leben zu bewegen? Sollte die unterirdische Erziehung, wie sie Jean Paul einen seiner Romanhelden durchmachen läßt, in diesem Sinne Muster sein? Aber eine solche ist in der Gegenwart nicht bloß unangemessen, sie ist auch unmöglich. Kein Jüngling, ja kein Knabe gebildeter Eltern bleibt heutzutage, wo ein öffentliches Leben sich auch in Deutschland zu entwickeln angefangen hat, ganz ohne Kunde von dem, was in Gesellschaft und Staat vorgeht, und sicher ist es besser, daß er die ersten Begriffe, die so oft für das ganze Leben entscheidend sind, im Kreise der Familie gewinnt, als aus dem, was er auf der Gasse oder aus kindischen Gesprächen mit Altersgenossen oder aus oft mißverstandenen Bruchstücken von Drucksachen auflieſt.

Auf der Jugend beruht die Zukunft und wir Deutsche, deren nationale Arbeit dem Wüstenzuge der Israeliten gleicht, sind leider verurteilt, unsere berechtigtsten Hoffnungen auf die Zukunft zu verschieben, auf eine Zukunft vielleicht, wo die meisten der jetzt rüstigsten Männer werden dahingeschieden sein. Darum gilt es für uns ganz besonders, tüchtige Nachkommen zu erziehen. Und dazu kann und soll die deutsche Familie nach dem Vorbild der englischen mitwirken.

Am Rande des Kornfeldes.

(Ein Julibildchen.*)

Wie wohl es thut, am Ackerraine zu ruhen, das fühlen in vollem Maße nur Pflüger und Schnitter, die ihre müden Glieder auf das von Quendel duftende Lager strecken. Doch auch müßigen Spaziergängern, die keine Scholle Land ihr eigen nennen, ist der Ackerrain ein lieber Rastort, wenn sie nämlich Gefallen daran finden, das Kleinleben der Natur zu beachten und sich in stillem Sinnen zu ergehen.

In jedem Monate des Frühlings und Sommers bietet das Roggenfeld neue Reize. Im April ist sein grüner Teppich, in dem das Auge nur ganz in der Nähe eine zarte Stickerei von blauem Ehrenpreis und goldenem Gilbstern gewahrt, das erste Hoffnungszeichen, über welches die Lerche und das Menschenherz jubiliert. Schöner noch ist es im Mai, wenn die rasch emporschossenden Halme, vom sanften Lufthauche gefächelt, sich in kleinen Wellen kräuseln, unter deren Oberfläche die kürzlich heimgekehrte Wachtel ihren hellen Ruf erschallen läßt. Am allerschönsten ist das Kornfeld im Juni, wenn es sich mit den prächtigen Blumen der Raden und Klatschmohnen, der Rittersporne, Kornblumen und Winden schmückt, wenn die jungen, kaum an das Tageslicht getretenen Ähren, die, schon seit dem Frühjahre vorhanden, tief verhüllt und unfertig ein halbes Leben leben mußten, dem durch die wogenden Gassen wandelnden Menschen durch einen herben Duft schon von ferne das Reifen verkünden, das der von ihnen verstreute goldene Staub deutlich offenbart; wenn auf den Kornfeldern ein geheimnisvolles Leben und Weben waltet; wenn der trotz aller Forschungen immer wunderbare Vorgang stattfindet, durch welchen Millionen Samenknospen zu Trägern jungen, selbständigen Lebens, zu Forterhaltern und Mehrern eines Reiches werden, welches für die Geschichte der Menschheit von größerer Bedeutung ist, als das Weltreich Alexanders und Napoleons gewesen. In dieser Jahres-

---

*) Dieser Aufsatz gehört, gleich dem folgenden, zu den zwölf Monatsbildern, die Sigismund, zur Förderung des Natursinnes und der Freude am Naturleben, vom Oktober 1862 ab bis September 1863 für das Dresdener Unterhaltungsblatt „Die Heimat“ schrieb.

zeit geht dann auch niemand achtlos am Kornfelde vorüber. Das spielselige Kind übt das reizende Kunststück, eine Ähre durch einen Kuß zum Blühen zu bringen; der Abergläubische zieht eine Ähre durch die Lippen, um sich vor Zahnschmerz zu behüten; der auf Haus- und Volkswirtschaft Bedachte erwägt, ob die Kornblüte ein gesegnetes Jahr verspreche, und wer der unscheinbar blühenden Ähren nicht achtet, der pflückt sich wenigstens ein Sträußchen von den holden Blumen, die zwischen den Halmen prunken.

Aber auch im Juli ist das Kornfeld, wenn sein Grün auch schon stark zum Fahlen neigt und manche seiner Zierblumen eingebüßt hat, gar sehr wert, daß man sich ein Stündchen zu ihm setze, um mit ihm Auge in Auge zu verkehren; ja vielleicht verdient es jetzt die Teilnahme des Menschen mehr als je. Ist es doch jetzt in der verdienstvollen Thätigkeit begriffen, die früher so kleinen, milchigen Körnlein großzuziehen, welche dem Menschen als das nützlichste Gold ausgehändigt werden sollen, ist es doch vielleicht das letzte Mal, daß wir die Augen laben an dem dämmerigen Halmendickicht, aus dem die purpurnen Blüten des Erdnüßchens und die goldenen Sterne der Kamille hervorleuchten. Schon sind ja die Sicheln gedengelt, welche diesen reizenden Wald mähen, schon sind die Seile gedreht, welche die Schwaden zu Garben binden sollen. Noch einige Wochen — und statt des wogenden Ährenmeeres starren uns traurige Stoppeln entgegen.

Und was ist es denn, was solche Rainlagerer am sommerlichen Kornfelde ergötzt?

Ja, wäre der Roggen eine ausländische, bloß im Gewächshause gedeihende Pflanze oder erreichte er die stockwerkhohe Statur wie seine tropischen Vettern, Mais, Zuckerrohr oder gar Bambus — da würde niemand ihm die Bewunderung versagen. Diese schlanken Stämme, in regelmäßigen Entfernungen durch holzige Knoten, wie durch Eisenzwingen verstärkt, diese in gefälligen Neigungen abstehenden und hangenden Blätter, diese wunderbar schönen Ähren, die — wenn sie nunmehr auch ihre goldgelben, auf schlaffen Fäden geschaukelten Staubbeutel und die zierlichen Federbüsche ihrer Narben abgeworfen haben — dem Formensinnigen eine wahre Augenweide gewähren, verleihen der schlichten Roggenpflanze hohen Reiz. Denke dir nur einmal diese Gräser so hoch, das der Mensch unter ihnen wandeln könnte, wie unter Bambusgräsern, stelle dir die am Halm emporrankenden Ackerwinden so groß vor wie die Liane — und du bist in den märchenhaften Urwald eines tropischen Landes versetzt.

Aber auch ohne derlei phantastische Würze ist die Beschauung des Kornfeldes anziehend genug. Welch ein Kunstwerk ist die einzelne Ähre! Biegt man eine solche zu einem Sprenkel, so bemerkt man an der gewölbten Seite der Spindel deutlich die zahlreichen Ährchen,

aus denen sie besteht. Auf jeder Seite der Spindel sitzen deren zehn bis fünfzehn. Und jedes dieser, von zwei kleinen, pfriemenförmigen Blättchen umschrankten Ährchen enthält zwei Blüten, deren jede ein Samenkorn auszubilden strebt. Schon ragt dasselbe aus seinen Hüllen hervor; die größere, langbegrannte und die innere, zarte Spelze haben sich auseinander gethan, um dem jungen Korne Luft und Licht zu gönnen, damit es schwelle und reife.

Nicht einer einzigen Ähre ist es geglückt, all ihre Kinder am Leben zu erhalten und groß zu ziehen; fast alle Eltern müssen dem Tode Tribut zahlen. In jeder Ähre bleiben mehrere Körner unentwickelt, ja in jedem Ährchen verkümmert regelmäßig eine dritte Blüte zu einem winzigen Knöpfchen. Und selbst die bis jetzt des Lebens teilhaftigen Kornsamen erfahren noch mancherlei Schicksale. Jene Halme dort, die hoch über die andern ragen und ihr Haupt so stolz recken, daß sie beim Volke Junkerähren heißen, haben mit ihrer Nachkommenschaft weniger Glück, als diese demütig gebeugten, welche ihren Kindersegen kaum tragen können. Viele Halme strotzen von gesunder Kraft, andere sind welk und schlaff; aus den Spelzen einzelner Ähren ragt der durch einen Schmarotzerpilz zu einer unförmlichen, bläulichen Masse, zum Mutterkorn, verunstaltete Fruchtknoten hervor. So zeigt fast jede der Tausende von Ähren, die vor unserem Blicke sich wiegen und schaukeln, irgend eine Besonderheit, durch die sie von ihren Nachbarn sich auszeichnet.

Ein besonderer Reiz des Kornfeldes ist das Unnahbare, Geheimnisvolle seines Halmendickichts. Die uralten Dichtungen, in denen der Volksgeist dies Gefühl ausgesprochen hat, die Sagen von der Roggenmuhme, die im Innern des Kornfeldes verborgen schafft und nur zuweilen in stiller Mittagstunde sich vom Menschen erblicken läßt, dieser schöne, vielleicht aus der heidnischen Naturreligion überlieferte Glaube an eine persönliche Gotteskraft, die für das „liebe Brod" sorgt, wie die Demeter und Isis, sowie der düstere Wahn vom zauberischen Binsenschneider,*) der mit Sicheln an den Knöcheln die Felder anderer durchschreitet, um von allen Grundstücken, auf denen er sich eine Gasse gemäht, seinen ihm vom Teufel zugesagten Anteil zu erhalten — diese und alle ähnlichen Dichtungen des Volksgeistes sind uns lange zu wesenlosem Aberglauben geworden. Wir lächeln darüber, daß die von Hasen gebahnten Steige im Korn einem Zauberer zugeschrieben werden konnten, wir erwähnen die Roggenmuhme nur im Scherz, um ein Kind vom Eindringen in das durch Blumen lockende Ährenfeld zurückzuhalten. Aber trotzdem empfinden

*) S. Sigismunds Aufsatz: „Der Aberglaube in der Volksbotanik" in Roßmäßlers naturwiss. Volksblatt „Aus der Heimat", 1859.

wir, auch wenn wir uns am hellen Mittag auf dem Rain eines Kornfeldes niederlassen, jenen Zauber des Geheimnisvollen, der unsere Altvordern zum Dichten anregte.

Kaum hat man sich auf einige Minuten in stilles Sinnen verloren, so wird man durch leises Lispeln und Knistern, durch seltsames Flüstern und Rauschen von neuem angeregt, in das Gewirr der dicht zusammengedrängten Halme zu schauen. Was hat sich da wieder geregt in diesem Dickicht, das, wie ein heiliger Hain des Altertums, von keinem Menschenfuße betreten werden darf? ... Bald war es nur das Geflüster der Blätter, die ein kühlendes Lüftchen erzittern machte, bald hat ein Laufkäfer bei dem Tigersprunge, den er nach einer Beute machte, geraschelt; bald ist eine Grille, die bisher unermüdlich auf ihrer Geige klimperte, nach Eichhornart von einer Ähre zur andern gehüpft; bald hat sich leise summend ein Marienkäfer abgeschwungen, um einen andern Teil seines großen Jagdgebietes abzusuchen; bald ist ein Mäuschen dahin gehuscht oder eine Wachtel- oder Rebhuhnmutter hat ihre verirrten Jungen zusammengerufen: so vergeht kaum eine Minute, ohne daß man zu neuem Lauschen und Spähen in das geheimnisvolle Innere des Kornfeldes angeregt wird. Das dicht verwachsene Grasgebüsch ist eben ein Wald im kleinen und wer Sinn hat für das Kleinleben eines Halmenwaldes, findet hier fast soviel zu beobachten, wie der Vogelsteller im Gebirgsforste.

Indes übt das Kornfeld, gleich dem Walde, noch einen andern mächtigen Einfluß auf den Menschen, einen Einfluß, durch den es fast unmöglich wird, den bloßen nüchternen Beobachter zu machen: der am Ackerraine Ruhende verfällt unwillkürlich ins Träumen und Sinnen. —

Diese Graspflanzen, die für die Kulturgeschichte der Menschheit von höherer Bedeutung gewesen sind, als irgend ein anderes Gewächs oder Tier, die als Erzieher der Völker größere Erfolge bewirkt haben, als Pulver, Lettern und Eisenbahnen — woher stammen sie? Von Weizen und Gerste fehlt alle Kunde über ihre Urheimat, ihr Anbau verliert sich im Dämmer der Vorzeit. Eine dunkle Sage meldet, die Hunnen haben den Roggen mitgebracht; Plinius nennt ihn ein abscheuliches Ackergewächs der Barbaren in Alpenländern, dessen Brod sauer schmecke und Grimmen erzeuge. Und schon dreihundert Jahre nach Plinius führt der kaiserliche Tarif den Roggen als dritte Ackerfrucht nächst Weizen und Gerste auf, und wir möchten ihn nicht vertauschen gegen irgend eine andere Brodfrucht. Wie sehnt sich ein in England oder Frankreich lebender Deutscher danach, einmal wieder echtes, heimatliches Schwarzbrot zu essen, das allein rechte Kraft und vollen Wohlgeschmack hat! Und woher stammt diese hochwichtige Pflanze? In der kaspischen Steppe wächst angeblich eine Spielart

des Roggens wild; sollten unsere Urahnen auf ihrer Westfahrt aus der arischen Urheimat dies Getreide erst unterwegs kennen gelernt und mitgenommen haben? Hätten wirklich erst die Europa überflutenden Nomadenhorden den Roggen, als ihr eigentliches Steppengetreide, mitgebracht? . . .

Zum Glück weckt uns eine vorüberflatternde Goldammer aus dem Nachsinnen, das doch zu nichts führt, da uns die Urheimat der wertvollsten Kulturhülsen der altüblichen Getreidearten und der Haustiere wohl für immer ein Rätsel bleiben wird.*) —

Aber von neuem geraten wir in Sinnen und Grübeln. Das Rauschen eines Wasserfalles schläfert ein; hat etwa das Lispeln des Halmenhaines die Kraft, Träumereien hervorzurufen? —

Welchen unermeßlichen Erziehungseinfluß hat die Vorsehung diesen schlichten Gräsern zugeteilt! Sie sollten den Menschen arbeiten, in die Zukunft blicken, sparen, sich gesellschaften lehren. Jagd und Fischerei sind keine rechten Arbeiten, eher eine Art Sport und Krieg, als stilles, langfortgesetztes Schaffen; und sparen lernt dabei selten einer. Viehzucht allein — da kommt der Mensch nicht zur vollen Seßhaftigkeit, nicht zu höherer Bildung. Aber gelangen denn beim Ackerbau alle zu solcher Bildung? Müssen nicht viele Glieder jedes Kulturvolkes dem höheren Geistesleben entsagen, um ausschließlich als Nährstand zu wirken? Wie viele Tausende von Ackersleuten kommen über der Feldarbeit nicht dazu, sich geistig weiter zu bringen, als die Knabenschule sie gebracht, wie viele verlernen sogar das wieder, was sie in der Jugend gekonnt! Wie anders, wenn Korn und Weizen nicht einjährige, sondern ausdauernde Pflanzen wären, die gleich dem Obstbaum in jedem Sommer knospeten und fruchteten, was wäre da den Menschen für Plackerei erspart! . . .

Pah! Pah! ruft eine Wachtel aus dem Kornfelde, als wollte sie müßiges Spintisieren verspotten, und wir lächeln über die Knabenhaftigkeit unserer Träumereien. „Bück den Rück! Bück den Rück!“ fügt der Vogel mit heller Stimme hinzu, wie wenn er alle zu heilsamer Handarbeit in freier Flur aufforderte. — Fürwahr, unsere Gedanken waren auf einen Holzweg geraten. Ist nicht das Pflügen, Säen und Ernten zugleich eine den Geist in Thätigkeit haltende Arbeit? Muß nicht der Ackersmann aufpassen, wie ein Kupferstecher, der in seine Platte zarte Linien furcht, bedarf nicht der Säemann

*) Über den Ursprung des Brotgetreides wissen wir auch heute noch nichts Gewisses. Der Weizen, dessen Kultur in Ägypten schon im 4. Jahrh. vor Chr. in Blüte stand, stammt jedenfalls aus Central-Asien, der erst später in Aufnahme gekommene Roggen aus den Gegenden zwischen den Alpen und dem schwarzen Meer. — S. u. a. Solms-Laubach, Weizen und Tulpe und deren Geschichte. Leipzig, 1899.

so kunstvoll geregelter Bewegungen, wie der Musiker und Tänzer, muß nicht der Schnitter und Garbenbinder so sorglich sammeln und einheimsen, wie der Folianten exzerpierende Gelehrte, muß nicht der Landmann so gut berechnen und planen, Denken und Wollen anstrengen, um sein Feld tüchtig zu bewirtschaften? Fürwahr, auf die Halme dieses Ackers, von denen übers Jahr kaum eine Spur mehr vorhanden sein wird, ist eine Summe von menschlicher Thätigkeit, von körperlicher und geistiger Arbeit verwandt worden, die in Erstaunen setzt, und doch gehören sie nicht einem „lateinischen Ökonomen,“ sondern einem schlichten Bauer. —

Und wird der Ertrag die große Mühe lohnen? Reichen Geldgewinn wirft eine wahrhaft der Kulturgeschichte dienende Arbeit selten ab; ein kalifornischer Goldgräber erwirbt mehr als ein Geolog höchsten Ranges und ein Friseur mehr als ein Schullehrer. Aber selbst der bescheidene Lohn, mit dem sich ein Landwirt zufrieden giebt, wird er ihm werden? Vielerlei Fährlichkeit bedrohen die zarten Samenkörner; manches wird von Insekten benagt, andere sind Schmarotzerpilzen preisgegeben, sehr viele verkümmern durch Nahrungsmangel, vielleicht zerstört alle ein Hagelwetter.

Doch das Unglück des Einzelnen ist immer zu verschmerzen. Aber wenn nun unheilvolle Einflüsse die Getreidefelder großer Länder, ganzer Erdteile unfruchtbar machten, wenn die Vorratskammern fremder Fluren, die jetzt durch Dampfwagen und Schiffe die Bedürftigen freundnachbarlich versorgen, sich leerten, wenn Hungersnöte, wie sie in früheren Zeiten einzelne Länder mit der furchtbarsten Härte gedrückt haben, auch die Gegenden heimsuchten, die seit Menschengedenken wohlversorgt waren! . . .

Ja, die Ruhe am Feldraine, die die Seele zum stillen Sinnen einladet, weckt auch düstre Träume, Ugolino-Phantasieen,*) wie sie Dante und Byron kaum grausiger gedichtet haben.

Lasse sich aber niemand bangen! Wie die Gespenster vor dem Hahnenschrei verschwinden sollen, so weichen alle düsteren Gedanken von der Seele, sobald der Lockruf der Wachtel oder der Gesang einer Lerche zum Ohre dringt. Man blickt wie aus einem Traum erwachend in den Halmenwald, betrachtet die darin ohne alle Nahrungssorgen hausenden Tiere, und vertrauensvoll des schönen Spruches gedenkend von dem, der die Raben nährt und die Lilien kleidet, streichelt man die Ähren, die über unser Haupt dahinwogen und kehrt heiteren Mutes vom Ackerraine heim, nicht ohne dankbare Erinnerung an die gute Mußestunde, die uns dort geboten ward.

---

*) Ugolino Gherardesca starb 1288 im Hungerturm zu Pisa.

Die Wiese.

Ein Monatsbildchen für den September (wie er sein soll).

Ich bin so hold den stillen Tagen, — dieser weiche Uhlandsche Vers klingt einem jetzt unwillkürlich durch die Seele, als solle er nunmehr, wo kein Vogelsang die Geheimnisse der Natur verdolmetscht, die Stimmung des Frühherbstes austönen. Wer wäre nicht hold den stillen, klaren Septembertagen, den freundlichen, leider nur zwölf Stunden langen Tagen, wo die weißen Wolkenschäfchen stundenlang behaglich auf derselben Stelle des kornblumenblauen Himmels ruhen; wo eine milde, heitere Sonne herablächelt und die schon herbstlich angehauchten Wälder mit goldigem Schimmer überzieht; wo in der lauen, klaren Luft tausend zarte Mettenfäden schweben, die, von sanften Strömungen geschaukelt, prächtigen Silberglanz spielen lassen; wo die Schwalben ihre Herbstmanöver halten, um sich marschfertig zu machen und immer noch den Tag der Abreise verschieben, weil es ihnen im Sommerquartier so gar gut gefällt?

„Sie prangt nicht mehr mit Blüt und Fülle,
All ihre regen Kräfte ruhn,
Sie sammelt sich in süßer Stille,
In ihre Tiefen schaut sie nun."

Die Natur ähnelt einem heitern Greise, der nach wohlvollbrachtem Leben behaglich ruht und mit stillem Lächeln zurückschaut in die Vergangenheit, mit gelassener Ergebenheit in die Zukunft, die sobald der schönen, freundlichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens ein Ziel setzen wird.

Und nirgends fühlt man diese „süße Stille," diese behagliche Ruhe und schöne Ergebung in das Los alles Irdischen, den wohligen Frieden, welchen jetzt die Natur atmet, reiner und wohlthuender, als wenn man sich der sanften Stimmung hingiebt, in die ein Gang über die Wiesen versetzt.

Die Glanzzeit dieses bedeutsamen Teiles der Landschaft, den unsere weniger glänzende Heimat vor den Mittelmeerländern voraus hat, ist nunmehr vorüber. Im Frühling, wo ihr kurzflaumiger, tiefgrüner Sammet mit Maßliebchen, Schlüsselblumen und Löwenzahn-

sternen bestreut war, glich die Wiese dem fröhlichen Kinde; im Mai, als zwischen den üppig sprießenden Halmen purpurne Blüten der Orchis und Kuckuksnelken, goldene Butterblumen und blaue Salbei prangten, war sie der frischen, aufblühenden Jungfrau gleich; im Juni, da ihr grüner Teppich, über dessen buntem Grunde Tausende von vollwüchsigen Ähren und Rispen schwankten, von Blauglöckchen und Skabiosen, von gelben Blüten der Platterbse und des Labkrautes, vom Purpur und Weiß der Kleeblumen prächtig geschmückt war, da durfte man sie der Braut vergleichen und jetzt — der liebenswürdigen Matrone, welche im Kreise ihrer Kinder und Enkel die goldene Hochzeit feiert.

Der Wiesenteppich, zum zweitenmal durch die Sense übermäht, prankt nicht in der reichen, saftigen Farbe des Frühlings, aber sein sanftes, bescheidenes Grün wirkt neben den kahlen Feldern fast wohlthuender als die mailiche Jugendfarbe, die doch vom lebhafteren Grün der Saaten Einbuße erlitt. Die herbstliche Wiese trägt einen gar bescheidenen Blumenschmuck von blaßrötlichen Zeitlosen, hier und da eine verspätete Blüte des Blauglöckchens oder die weißliche Dolde der Bärenklau, gleichsam als Reliquien aus ihrer fröhlichen Jugendzeit; aber wie freundlich treten in der blumenarmen Zeit diese schlichten Kinder Floras dem Menschen entgegen! Sie gewinnen ihm als letzte Blumen denselben oder fast noch höheren Beifall ab als die ersten des Frühlings. Wer hätte nicht schon die bleiche, blattlose Blume der Zeitlose verwundert angeschaut und sich gefragt: Wie vermag nur diese zarte Blüte das harte Erdreich, in dessen tiefem Schoße sie entsproß, zu durchbrechen? Wie wohl thut sie, ihre junge Frucht nicht mit emporzunehmen, sondern sie im warmen Grunde zu überwintern! Ist das nicht eine Pflanze, der man eine Voraussicht, eine Wintersorge zuschreiben möchte, wie den Winterschläfern des Tierreichs?

Einen besonderen Reiz erhält die Wiese im September dadurch, daß sie nun durch mancherlei Staffage belebt wird. Im Sommer war ihr Grashain zwar von vielen kleinen und winzigen Geschöpfen bevölkert: es wimmelte von Käfern, Schnecken, Fliegen und Faltern; mancher Vogel, besonders der laut knarrende Wachtelkönig und der trillernde Pieper, baute darin sein Nest, und Mäuse, Maulwürfe und Wiesel trieben darauf ihr heimliches Wesen. Aber alle diese Insassen der Wiesen blieben dem Menschen, dem von Walpurgis an das Betreten des Grasteppichs verboten ist, fast ganz verborgen und die weite grüne Fläche erschien ihm von der Ferne leicht wie eine einödenartige Steppe.

Welch ein reges buntes Treiben gestaltet sich nun auf dem herbstlichen Wiesenplane! Hier wimmelt es von grasenden und ruhenden

Schafen, zwischen denen Staare umherflattern und sich oft zu einem beherzten Ritt auf dem wolligen Rücken eines Widders anschicken; dort sind in malerischen Gruppen Rinder verstreut, welche ihre volle Schönheit nur dann entfalten, wenn sie sich ungebunden auf der Weide umhertreiben; dazwischen spielen die Hirtenknaben, welche jodelnd das Echo wecken und gegen Abend das lustige Feuerchen schüren, dessen Rauchwolken so zierlich über dem Boden schweben, als wollten sie es den Mettenfäden des Altweibersommers nachthun.

Somit ist denn der September die rechte Zeit, um die Schönheit der Wiese und ihre Bedeutung für die deutsche Landschaft zu erkennen. Im Frühling und Sommer spielte sie im vollen Chore der Natur nur eine bescheidene Füllstimme; jetzt wird ihr die obligate Stimme zugewiesen, die sie erst im Oktober an den prächtigbunten Wald abtritt. —

Im Voigtland und am Fichtelgebirge führen viele Ortschaften den Gattungsnamen „Grün,“ weil sie auf einer Wiesenfläche angelegt sind. Das Grün erschien also dem Natursinne des Volkes so sehr als wesentliche Eigenschaft der Wiese, daß man die Farbe zur Bezeichnung ihres Trägers brauchte. Und in der That liegt die wahre Wirkung dieses Flurteiles für das Landschaftsbild in seinem steten heiteren Grün, das neben den einen großen Teil des Jahres braun oder fahl daliegenden Feldern, neben den über sechs Monate hindurch kahlen Laubwäldern und neben dem düstern Immergrün des Nadelholzes so wohl thut, wie der Bowling-Green*) (der Rasenplatz) im Garten. Wie traurig würden unsere Fluren aussehen, wenn man ihnen diesen ästhetisch so bedeutsamen Teil schmälerte oder ganz entzöge!

Und ist das nicht ein Ereignis, das manche Gegend nicht bloß bedroht, sondern schon betroffen hat? Der Ackerbauer bevorzugt, soweit er kann, das Feldland. Jährlich fallen viele tausend Morgen blumiger Prärieen Amerikas dem Pflug als Opfer, und auch in Deutschland hat sich im Laufe des letzten Menschenalters das Areal der Wiesen an vielen Orten vermindert. Kleebau, Stallfütterung, Verwandlung des Wiesenlandes in Saatfeld — das ist die Losung der Ackerwirte.

Nun, ganz werden sie die Wiesen kaum irgendwo ausrotten. Überall, besonders in gebirgigen Gegenden, giebt es Berghänge und der Überschwemmung ausgesetzte Thalsohlen, die man immer als Wiesewachs bestehen lassen wird. Aber selbst bei einer bloßen Verkleinerung der Wiesenfläche beklagt der Naturfreund, daß auch hier

*) Bowling-Green, in den englischen Gärten der ebene Rasenplatz, der zum Bowlingspiel dient, einem Kugelspiel mit einseitig beschwerten Kugeln, welche in Kurven laufen.

das Nützliche der Feind des Schönen ist. Sogar die viel gepriesene Wiesenkultur betrachtet ein solcher nicht ohne Bedenken.

Der Landwirt strebt, die Naturwiese in eine Kunstwiese zu verwandeln, die ihm möglichst hohe Erträge an Heu liefere. Ist damit nicht auch der echten, deutschen, bunten Wiesenmatte der Krieg erklärt, der an mannigfaltigen Kräutern reichen Wiese, wie wir sie seit unserer Kindheit lieb haben? Schon haben einzelne Grundbesitzer die Herbstzeitlosen durch Ausgrabung der Zwiebeln ausgerottet; werden sie nicht allmählich auch die andern „Unkräuter“ befehden und dem Prachtteppich eine bunte Stickerei nach der andern auszupfen?*) Woher sollen dann die Kinder ihre Orakellose zum „Edelmann, Bettelmann, Bauersmann, Koch?“ nehmen, wenn die große Gänseblume (Chrysanthemum) fehlt, die durch Goethes Gretchen die Kunstweihe empfangen hat? Wovon sollen sie Ketten flechten, wenn der Löwenzahn ausgerottet ist? Woher sich musikalische Instrumente verschaffen, wenn es keine Schlüsselblumen zu Trompetchen und keine Doldenstengel zu Fagotten mehr giebt? Woher sollen sie sich Honig beziehen, wenn es keine Salbei-Blüten mehr auszusaugen giebt? Woher soll sich der arme Mann sein Gewürz beziehen, wenn ihm der Wiesenkümmel abgeschnitten ist, und mit welchem Blumenstrauß sein Fensterchen schmücken, wenn die Wiese blütenlos geworden? —

Wehmütig stimmt ein Gang über die herbstliche Wiese, weil wir da das letzte Glimmen der Schöpferkraft des Jahres erblicken und fast noch wehmütiger der Gedanke, daß die steigende Kultur diesen urtümlichen Bestandteil der Flur mehr und mehr beschränkt und umwandelt. Die „sauere“ Wiese mit ihren abenteuerlichen Riedgräsern, ihrem sonderbaren Sonnentau, ihrem schönblumigen Fieberklee, muß schon überall der Drainierung weichen; werden unsere Enkel noch Gelegenheit haben, eine Naturwiese zu sehen in ihrer bunten Pracht? ...

Ein Glück, daß die Hirtenjungen am Feuer uns durch ihr jodelndes Jauchzen aus dem Sinnen und Träumen wecken. Noch ist ja die schöne Wiese der echten alten Art vorhanden; laßt uns sie fröhlich genießen und der Zukunft ihre Sorgen anheimgeben!

---

*) Ähnlich klagt Sigismund, der wie ein besorgter Vater seine Blumenkinder liebte, in dem Aufsatz: „Die Umwandlungen der Flora“ (Aus der Heimat, 1860).

Winterschläfer, Winterflüchtlinge und Winterhelden.

I.

Der Winter ist für die Tiere so gut wie für die unbemittelten Menschen eine Zeit der Entbehrung und des Leidens, denn er entzieht ihnen außer der Luftwärme auch die Gelegenheit, sich leicht und reichlich diejenigen Mittel zu erwerben, welche die innere organische Temperatur unterhalten, nämlich die Nahrungsmittel. Niemand friert und erfriert leichter als der Hungrige. Da nun aber im Winter die Pflanzenwelt keine neue Nahrung erzeugt und die meisten genießbaren Früchte und Wurzeln entweder verbraucht oder unzugänglich sind, so würden fast in jedem Winter einzelne Tiergeschlechter aussterben, wenn nicht Anstalten vorhanden wären, um die Tiere, wie in einer Arche Noah, über die Notzeit hinwegzubringen.

Freilich ist es anmutiger zuzuschauen, wenn im Sommer die Tiere an vollen Tischen schmausen, zechen und jubeln; aber die Beobachtung des Winterlebens, welches sie bei knapper oder ganz mangelnder Kost wenig freudig verbringen, ist nicht bloß ein notwendiges Gegenbild, sondern sie bietet auch des Anziehenden und Tröstlichen nicht wenig. Anziehend, weil man findet, daß jedes Wesen nicht ohne Erfolg strebt, sich die herbe Zeit so erträglich als möglich zu machen und ihr wohl gar einige Comforts abzugewinnen; tröstlich deshalb, weil man im voraus weiß, daß, wenn auch Einzelne leiden oder gar erliegen, doch im Frühjahr alle Geschlechter zu frischem, fröhlichem Leben erwachen und das vergangene Leid leicht vergessen.*)

Die Überschrift giebt das verschiedene Verhalten an, das man an den Tieren im Winter beobachtet. Bei weitem die Mehrzahl gehört zu der ersten Abteilung der Winterschläfer. Die meisten unserer ein=

*) Sigismund behandelt dieses interessante Thema in verschiedenen seiner Aufsätze, so in: „Naturleben im Winter“, worin er schildert, wie Pflanzen und Tiere den Winter überstehen (Auerbachs Volkskalender, 1865); in „Das Winterleben der deutschen Tierwelt“ (Illustr. Familien=Journal, 1863); sowie zum Teil in „Der Schlaf“ (Aus der Heimat, 1859). — Vgl. auch Barkow, Der Winterschlaf nach seinen Erscheinungen im Tierreich. Berlin, 1846.

heimischen Tiere, welche den Herbst überleben, scheinen sich ihren Wahlspruch aus Goethe gewählt zu haben:

„Hast du die böse Zeit geruht,
Thut Dir die gute doppelt gut!“

Sie verschlafen die böse Zeit, wie die Menschen ein Unwohlsein verschlafen.

Unter der Zahl der Winterschläfer ist kein einziger Vogel, (denn die Erzählungen von Rauchschwalben, die in Sümpfen überwintern, beruhen auf leicht erklärlichen Täuschungen,) wohl aber nicht wenige Säugetiere. Der Hamster liegt im Winter in seiner Kammer, deren Zugänge er wohl verstopft hat, zusammengekugelt, wie scheintot; man merkt fast keinen Atem und sein Herz schlägt selten und äußerst leise. Wahrscheinlich erwacht er beim Mildwerden der Witterung zeitweilig, um etwas von seinen Vorräten zu genießen. Der grämliche Dachs ruht in seinem reinlichen mit Laub gepolsterten Kessel: er ißt nichts (wenn er im Winter einmal den Bau verläßt, soll er nur trinken) und zehrt buchstäblich von seinem Fette. Der Igel scharrt sich, wenn im Herbste die Luftwärme auf etwa + 6° fällt, unter einer Hecke eine Höhle, streut Laub darein und deckt sich beim Schlafengehen dicht zu. Ich fand einmal in einem Graben einen solchen Schläfer, um den das Laub zu einer brotlaibähnlichen Masse zusammengefroren war. Stach ich ihn, so äußerte er keinen Laut, sondern rollte sich nur etwas fester zusammen; öffnete ich sein Augenlied, so sank es wieder zu, ohne daß das trübe Auge Lichtempfindung zeigte; hielt ich ihm Ammoniak vor die Nase, so bewegte er, ohne zu erwachen, den Kopf weg. Sein Atem war fast unmerklich, zuweilen stand er längere Zeit ganz still. Als ich ihn ins warme Zimmer brachte, streckte er sich, gähnte, öffnete blinzelnd die Augen und bewegte sich anfangs unsicher, fast taumelnd. — Die zierliche Haselmaus schläft vom Oktober an, in einen Knäuel gerollt, zwischen den Steinen einer Mauer oder in einem hohlen Baume, und erwacht, wie der Igel, wenn das Wetter mild wird, um bei neuer Kälte wieder in Starrsucht zu verfallen. Die Fledermäuse, welche ihren Winterschlaf in hohlen Bäumen oder Gebäuden und Höhlen halten (ihre Blutwärme soll von 24° auf 4° sinken) zeichnen sich durch die sonderbare Haltung aus, die sie im Schlafe einnehmen. Sie hängen sich nämlich kopfunter an den Krallen der Hinterfüße auf. In den Fugen des Gemäuers einer Wohnung, wo sie ziemlich warm stecken, hörte ich sie wiederholt noch im November zwitschern; dann aber, wenn die Kälte so stieg, daß die Straßen wasserhart wurden, verstummten sie. — Dies sind Winterschläfer unter unsern Säugetieren, an denen die Wissenschaft schon manches gelernt und noch viel zu erforschen hat.

Unsere Reptilien sind sämtlich Winterschläfer. Schlangen und

Eidechsen schlafen in Felsspalten oder unter dem Laube, Frösche, Molche und Salamander im Schlamme der Teiche, in denen man schon Frösche festgefroren fand und doch wieder zum Leben brachte. Diesen Tieren kommt gewiß das Einschlafen am leichtesten an, da sie auch im Sommer bei sonnlosen Tagen starr und träg sind und im wachen Zustande monatelang hungern können.

Fast unzählich ist die Zahl der Winterschläfer unter den Insekten. Vielleicht die meisten Arten dieser Klasse überleben den Winter in der allerleisesten Form des Lebens, im Eizustande. Auffallenderweise vermag der Lebenskeim in vielen Fällen mehr zu ertragen als das ausgebildete Wesen; Pflanzensamen und Insekteneier halten unbeschädigt Temperaturen aus, denen die daraus hervorgehenden Wesen erliegen würden. Die überwinternden Insekten liegen in einer wahren Todesstarre (Lethargie). Sie haben die Beine eng an den Leib gezogen, manchmal brechen dieselben eher ab, als sie sich beugen lassen. Das starre Insekt äußert keine Empfindung; und doch kehrt es, wenn man es kräftig anhaucht oder in ein warmes Zimmer bringt, rasch aus seinem scheinbaren Zustande der Verwünschung oder Verzauberung zum Leben zurück, es regt Fühler und Beine und fängt an zu zappeln. — Die meisten Insektenschläfer versorgen sich im Winter mit trefflichen Bettchen unter Baumrinden, im Holze mulmiger, hohler Bäume, im Moose, in Erdlöchern, in kleinen Höhlen unter den Steinen von Mauern und unter Geröll. In einer „Steinrütsche" (wie man in Thüringen die Haufen der von den Feldern abgelesenen Steine nennt) findet man unter dem einen Steine einen erstarrten Laufkäfer, dort eine haarige Raupe oder Puppen verschiedener Art, unter einer andern Steinplatte sieht man einen ganzen Staat kleiner gelber Ameisen, die ich schon bei + 1 °R. starr fand. Tief im Moose begegnet man zuweilen einer erstarrten weiblichen Hummel, welche der schönen Zeit der Stachelbeer-Blüte entgegen schläft, um dann einen neuen Staat zu gründen. Wasserkäfer gefrieren nicht selten mit dem Wasser ihres Tümpfels ein, ohne daß dadurch ihr Leben erlischt. Manche Schmetterlinge benutzen als außerordentlichen Glücksfall die Innenwand einer Höhle, einer Scheune oder eines Gartenhauses zur Schlafstätte und überstehen so den Winter, dem sie im Freien erliegen müßten. Das Pfauenauge und der Frühlingsherold sind diejenigen Falter, welche von solchen Winterasylen am häufigsten Gebrauch machen, um uns in den ersten schönen Tagen des Mai als holde Vorboten der Veilchen zu umflattern. Die größte Kälte erträgt der Frostschmetterling, der gegen Ende Oktober, in meiner Heimat regelmäßig um das Reformationsfest, in der Abenddämmerung um Baumstämme flattert, um das flügellose Weibchen aufzusuchen. Ich sah im Jahre 1858 nach den kalten Novembernächten, die uns durch Fröste

von 17° R. Schlittschuhbahn brachten, einige an milden Abenden flattern.

Gewähren viele Winterschläfer Interesse durch die Kunst, mit der sie die Erdwärme und den Schutz schlechter Wärmeleiter aufsuchen, so sind doppelt anziehend diejenigen Schnecken, welche sich nicht nur unter Steine und Moose verbergen, sondern auch ihr eigenes tragbares Haus durch einen Deckel luftdicht verwahren. Sie schwitzen im Herbst ein Kalkplättchen oder eine von Kalk durchdrungene Schleimhaut aus, welche die Mündung ihres Gehäuses so gut verschließen, wie die beste Thür den Eingang einer menschlichen Wohnung.

Die niederen, den Klassen der Würmer und Infusorien angehörigen Tiere, welche im Wasser oder in der Erde leben, verbringen wohl sämtlich den Winter im Scheintode.

Während unter den Winterschläfern, deren Leben jährlich eine Pause macht, kein einziger Vogel sich befindet, bilden von der zweiten Abteilung, welche die Überschrift nennt, die Vögel die Mehrzahl. Als eigentliche Winterflüchtlinge haben wir nur die Vögel. Denn die Ortsveränderungen mancher Säugetiere, z. B. des Fuchses, der im Winter aus den Gebirgsforsten herabrückt, kann man nicht Wanderungen, sondern höchstens Berufsgänge nennen.

Die Wandervögel zerfallen in zwei Klassen. Die Strichvögel vertauschen nur die rauheren gebirgigen Gegenden ihres Vaterlandes mit niedriger gelegenen, milderen Landschaften. So kommen im Spätherbst von den Höhen des Thüringer Waldes mancherlei Meisen scharenweise in die Fluren des Gebirgsfußes; so begeben sich viele Baumrutscher und Spechtmeisen an die Bäume der Obstgärten und der Alleen milderer Fluren.

Die Zugvögel entfernen sich nicht nur von ihrer Heimat, sondern auch von ihrem Vaterlande; auch reisen sie nicht in kleinen Tagemärschen, wie die Strichvögel, welche sich gleich stromernden Handwerksburschen an jeder hübschen Station so lange aufhalten als die Nahrung reicht und das Wetter erlaubt, sondern wie Eisenbahnreisende, die täglich viele Meilen im Fluge zurücklegen und nur so lange rasten, als zu des Leibes Notdurft unentbehrlich ist. Wenn man einen keilförmigen Zug von Saatgänsen oder Kranichen hastig und lärmend dahinsausen sieht, wird man unwillkürlich an die Züge der Eilreisenden erinnert, die sich im Bahnhofe fast so hastig und ängstlich erquicken, als die Saatgänse nachts auf einem schneefreien Saatfelde thun.

Die Zugvögel teilen wir, von unserem Standpunkte der heimatlichen Naturbeobachtung aus, in zwei Abteilungen: in solche. die nach Deutschland ziehn und in solche, die von Deutschland auswandern. Die ersteren sind nordische Winterflüchtlinge, die den deutschen Winter

für Spaß halten im Vergleich zu dem ihrer Heimat, und deshalb als Wintergäste in Deutschland einkehren, das ihnen so mild=bewintert erscheint, als uns etwa Nizza vorkommt. Mancher dieser Wintergäste finden sich bei uns alljährlich ein, z. B. der Krammetsvogel und der Quäker (Fringilla montifringilla). Andere, wie der Zetscher oder Leinfink (Fringilla linaria) kommen in manchen Jahren selten oder bleiben wohl einmal ganz aus; zuweilen dagegen — die Vogelsteller meinen irrig, daß sie feste 3=, 5= oder 7 jährige Zeiträume innehalten — kommen sie in Scharen. Noch andere Wintergäste erscheinen weit seltener und nur in ungewöhnlich strengen Wintern. Dazu gehört der schönbefiederte Seidenschwanz. Zuweilen treffen nordische Gäste bei uns ein, die wahre Seltenheiten sind und seit Menschengedenken sich nicht eingefunden haben. Außer mancher seltenen Entenart verflogen sich in meine Heimat schon isländische Möven (Larus tridactylus), die Spornammer (Plectrophanes nivalis) u. a. Den Bewohnern des unwirtlichsten Nordens mag unser Land selbst in seinem traurigsten Zustande immer noch schön genug erscheinen. Wie lassen sie sich die deutschen Früchte schmecken! Wachholder= und Ebereschen=Beeren (Vogelbeeren), Erlen= und Birkensamen, wie betrachten sie die als Leckerbissen! Der Seidenschwanz verzehrt sogar die Beeren des Faulbaums und Weißdorns, welche von so vielen andern Vögeln ganz verschmäht werden. Die armen Nordländer müssen für die genossene Gastfreundschaft leider meist sehr teuer bezahlen; man rupft sie nicht nur, (wie man das wohl russischen Badegästen thut), man tötet und verzehrt sie auch in so großer Menge, daß oft kaum der zehnte Teil heimkehrt in die heimatlichen Einöden.

II.

Manche Flüchtlinge der nordischen Gegenden und fast sämtliche deutsche Zugvögel brechen viel entschiedener mit dem Winter als die Strichvögel, die sich einen nur etwas milderen Aufenthalt suchen. Die Zugvögel machen, gleich reichen Touristen, große Reisen, um dem Winter in einem warmen Lande ganz auszuweichen. Sie ziehen über Deutschland weg, überfliegen die Alpen und zwar gewöhnlich längs der Pässe, durchstreifen Italien (wo außerordentlich viele, auch von denen, die von deutschen Vogelstellern nie getötet werden, z. B. Schwalben und Grasmücken, gefangen und verzehrt werden) und schwingen sich zuletzt über das Mittelmeer, um in den warmen Küstenländern oder selbst tiefer landeinwärts in den unbekannten Quellgegenden des Nils eine Zuflucht zu suchen. Am weitesten nach Süden scheinen vorzudringen der Kuckuck, die Schwalben, die Wachtel, der Schnärz (Wachtelkönig), der Storch, Pirol, Wende=

hals und manche kleine Sänger. Sie gelangen in Gegenden, die noch nie ein Europäer durchforscht hat. Am frühesten verlassen uns Kuckuck, Wachtel und Wachtelkönig, am spätesten verlassen uns die Kraniche und Saatgänse, die letzteren fliegen oft erst im Dezember über unsern Häuptern dahin. Fast nie verspäten die Winterflüchtlinge ihre Abreise, sie verlassen ihre Sommerheimat immer zeitig genug, um den Unannehmlichkeiten der gefürchteten Jahreszeit zu entgehen: aber bei der Wiederkehr müssen — mit Ausnahme der am frühesten reisenden und am spätesten zurückkommenden Kuckucke, Wachteln und Wachtelkönige — gar manche den Winter doch noch schmecken. Ein „Lerchenschnee", der nicht selten spät im Frühling die schon grünenden Auen dicht bedeckt, lehrt die Winterflüchtlinge die Not kennen, welche ihre Brüder, die durch das Band der Heimatsliebe gefesselt ausharren, nicht selten zu erdulden haben.

Die Wanderungen der Zugvögel gehören zu den schwierigsten Fragen der Tierkunde. Was veranlaßt diese Tiere, ihre Reise zu einer bestimmten Zeit anzutreten? Wenn die Mehrzahl abreist, ist es keineswegs kalt und ein wirklicher Nahrungsmangel noch nicht vorhanden. Der Kuckuck verläßt den schöngrünen Wald, der gewiß noch viele Raupen darbietet. Was leitet die Zugvögel auf ihrem Wege über Land und Meer? Manche halten Jahr für Jahr dieselbe Straße ein; die Wachteln ruhen fast alljährlich zu Tausenden auf der Insel Capri bei Neapel aus. Was bewegt sie, aus dem ununterbrochen warmen, südlichen Zufluchtsorte heimzukehren? Wir können noch nicht eine einzige dieser Fragen genügend beantworten. Mit der bloßen Nennung des Naturtriebes (Instinktes) ist nichts erklärt. Wahrscheinlich ist diese wunderbare Erscheinung eines der Naturgeheimnisse, die der Mensch nie zu entschleiern vermögen wird. Der einzige Weg, auf dem man der Lösung sich etwas annähern könnte, wäre die genaue Beobachtung der Wanderungen und der Naturverhältnisse des Aufenthaltsortes in der letzten Zeit vor der Abreise. Solche Beobachtungen seien jedem Leser für seine Heimat bestens empfohlen.*) Es gewährt hohes Interesse, die Kalender verschiedener Jahrgänge zu vergleichen, in denen man den Abgang und die Ankunft der Winterflüchtlinge aufgezeichnet hat; man lebt in der Woche, wo, nach dem Mittel früherer Beobachtungen, die gefiederten Sommergäste zu erwarten sind, fast in so freudiger Spannung, als wenn man dem angemeldeten Besuche lieber Freunde entgegensieht.

*) Durch neuere Forschungen über die Wanderungen der Vögel ist vieles, was Sigismund noch geheimnisvoll erscheint, in einfacher Weise erklärt worden. Erfahrung und Gewohnheit scheinen hier die Hauptrolle zu spielen. Vgl. u. a. Palmén, Die Zugstraßen der Vögel, Leipzig 1877. — Weismann, „Über das Wandern der Vögel, Berlin 1878.

Außer den bisher erwähnten Winterschläfern und Winterflüchtlingen giebt es unter den bei uns heimischen Tieren eine Anzahl, welche vor dem Winter weder dumpf erstarren noch mutlos fliehen, sondern mit männlicher Tapferkeit den Beschwerden und Leiden der strengen Jahreszeit Trotz bieten. Diese braven Tiere sind unsere „Winterhelden“.

Als der erste Winterheld verdient ein Tier genannt zu werden, das sonst wegen seiner Furchtsamkeit zum Sprichwort geworden ist, nämlich der Hase. Mühselig sucht er seine Nahrung, die oft kümmerlich genug aus dürren, der Schneedecke entragenden Halmen oder bittern Baumrinden besteht, und verkriecht sich, sobald er sich leidlich gesättigt und oft wohl auch mit leerem Magen, unter einem Busche in sein Lager aus Laub, in dem er sich einwühlt. Meist ist es so eingerichtet, daß der Wind darüber weggeht, oft ist es fast ganz von Schnee überwölbt. Durch viele „Absprünge“, die er die Kreuz und Quer macht, sucht er zu verhindern, daß er durch die Fährten im Schnee verraten werde. In diesem Lager verschläft er nun manche lange, bittre Nacht. Warum er aber nicht, gleich seinen nahen Verwandten, dem Murmeltier und der Haselmaus, einen wahren Winterschlaf hält, ist aus dem Baue seiner Organe durchaus nicht zu erklären; sein dichteres Winterhaar, das vielleicht von manchen als ein Grund angegeben werden dürfte, weshalb er wach der Kälte trotze, erklärt nichts, denn ein solches sproßt im Spätjahre auch manchen Winterschläfern.

Von den Nagetieren sind noch mehrere im Winter munter. Das wilde Kaninchen verläßt des Nachts seinen Bau und dringt nicht selten in Gärten und Gebäude ein. Das Eichhorn baut sich auf einem Baum ein sehr zweckmäßiges, rings geschlossenes Winterhaus, dessen Thür es dem Winde unzugänglich macht; bei sehr rauhem Wetter hält es sich darin tagelang verborgen. Die Feldmaus gräbt zwischen Schnee und Erde, um junge Saat zu schmausen oder Baumrinden anzunagen, sie schleicht sich auch wohl in Gebäude ein. Die Waldmaus trippelt oft auf dem Schnee umher, sucht sich Höhlen und verbeißt junge Buchenpflanzen. Die Wasserratte soll sich durch öfteres Emportauchen bestimmte Stellen der Wasseroberfläche eisfrei zu erhalten suchen.

Auch manche Spitzmaus ist im Winter, wie die Feldmaus, so keck, in Gebäude einzudringen. Der Maulwurf wühlt auch unter dem Schnee die gefrorene Erde auf; es mag dem gefräßigen Tiere schwer genug werden, Würmer und Insektenlarven genug aufzutreiben, die er im Winter in tieferen Erdschichten zu suchen hat.

Alle Raubtiere, vom niedlichen Wiesel an bis zum schlauen Fuchse, werden durch den Winter verwegener gemacht; sie wagen

sich jetzt öfter in die Nähe der menschlichen Wohnungen, in die sie bei Nacht einbrechen. Die Fischotter wandert im Winter zuweilen flußaufwärts in Gegenden, die sie im Sommer wegen der dort häufigen Störungen durch den Menschen meidet, und fischt in Eislöchern.

Wirklich wilde, nicht durch den Menschen gefütterte Hirsche haben im harten Winter oft eine ärmliche Kost. Wenn die Saatfelder dicht verschneit sind, äst der Hirsch Baumknospen, Baumrinde (in manchen Forsten sind viele Fichten von Hirschen geschält und auf Lebenszeit beschädigt) und im Notfall Beerkraut und Heide. Auch das Reh hält sich an ähnliche Kost. Kaum hat der Holzhauer eine Buche gefällt und ist noch mit Zerkleinerung des Stammes beschäftigt, so knuspern zuweilen Rehe an den Knospen der Krone.

Gleich den Säugetieren werden auch die Vögel im Winter kecker, und nähern sich den menschlichen Wohnungen, um Almosen zu sammeln und gelegentlich einen Hungerdiebstahl zu begehen.

Manche im Sommer menschenscheue Bewohner der freien Fluren werden zu ständigen Wintergästen in den Dörfern. Goldammer, Haubenlerche und Rabe lesen neben Scheunen und Ställen allerlei Abfall auf. Den scheuen Schwarzspecht sah ich im Winter öfters an den Lehmwänden der Ställe eines stillen Dörfchens klopfen.

Sonderbar ist es, daß Arten einer und derselben Gattung, ja sogar Angehörige derselben Art sich im Winter so verschieden benehmen. Der Haussperling ist Standvogel und weiß immer Mittel aufzufinden, sich durchzuschlagen, ohne sein Leben zu gefährden; der Feldsperling ist Strichvogel, aber einige Feldsperlinge bleiben auch im Winter in ihrer Heimat. Die meisten Edelfinken ziehen im Winter fort; aber in nicht zu rauhen Fluren bleiben in der Nähe bewohnter Orte immer einzelne Finken (so viel ich sah, nur ältere Männchen) zurück, die von den Almosen der Menschen leben. Wer doch einmal dem Selbstgespräch zuhören könnte, mit dem sich ein solcher Finke an dem Tage, wo seine Angehörigen sich zur Abreise anschicken, zum Dableiben entschließt! Welche Gründe bestimmen ihn wohl? Ist der alte Herr zu träg zum Reisen und der fremden Länder überdrüssig, baut er fest auf die mildthätigen Deutschen oder hofft er, daß vielleicht die Bangigkeit seiner Genossen vor dem Winter nur ein angeborenes Vorurteil sei? Wie oft wünscht man nicht die Vogelsprache zu verstehen!

Den Frost empfinden unsere befiederten Winterhelden lange nicht so bitter, als wir uns oft vorstellen. „Das Gänschen läuft barfuß und hat keine Schuh", singt das Kind und sieht mitleidig die roten Füße, die auf dem Schnee ausruhen. Aber die Vögel sind durch rasches Atmen, schnellen Blutumlauf und dichtes Gefieder trefflich gegen die Kälte geschützt. Auffallend ist es, daß die wilden Vögel im Winter keinen Gebrauch von ihren Nestern machen, die ihnen doch

einigen Schutz gewähren könnten, während sie so mit aufgebauschten Federn in Hecken und auf Bäumen übernachten. Daß sie des Nahrungsmangels halber die Stellen ihrer Nester verlassen müssen, erklärt es nicht; denn auch Elstern und Raben, die ganz nahe an dem Baume, auf dem ihr Nest stand, übernachteten, sah ich nie ihr Nest als Bett brauchen.

Mehr als durch den Frost werden die Standvögel durch den Nahrungsmangel belästigt. Mancher Gutschmecker lernt nun sich mit schlichter Kost begnügen. Die Ebereschenbeeren, die bis zur Schneezeit trotz ihrer prächtigen Scharlachfarbe unberührt gehangen, werden nun z. B. von dagebliebenen Edelfinken benagt. Der Rabe wird in meiner Heimat jeden Winter zum Fischer, er watet an seichten Stellen der Saale, um Flußmuscheln zu holen, die er am Ufer verzehrt.

Die tapfersten Winterhelden des Waldes sind die kleinsten Vöglein, die Goldhähnchen, die mit Tannen- und Kappmeisen in Gesellschaft auf den Ästen der Nadelholzbäume umherhüpfen, und die Zaunkönige, welche sich mehr am Boden umhertreiben. Nie sieht man sie traurig und verzagt still hocken, wie die Goldammern; immer sind sie beweglich und thätig. Es ist fast ein Wunder, wie diese Insektenfresser ihr Leben fristen können; jedenfalls werden sie im Winter auch Sämereien nicht von sich weisen dürfen.

Ein recht fröhlicher Winterheld ist der Kreuzschnabel. Der nistet und brütet um das Neujahr auf einer dicht mit Schnee bedeckten Fichte.*) Die Nahrung geht ihm im Winter nicht aus, denn die Fichtenzapfen enthalten noch ölige Kerne genug und reichliches Fett schützt den Vogel vor dem Froste.

Von unsern Hausvögeln ist das aus Afrika stammende Perlhuhn gegen Kälte ziemlich empfindlich; fast noch mehr aber das gewöhnliche Haushuhn, welches leicht schneeblind wird, den Kamm erfriert und gewöhnlich an kalten Tagen kläglich auf einer geschützten Stelle kauert und gar nicht aus dem Stalle geht. Es kann also seine Abstammung aus dem Süden nicht verleugnen, obgleich es schon so lange gezähmt ist, daß man seine Urheimat nicht sicher ermitteln kann. Daß der Truthahn, der in den nordamerikanischen Wäldern wild lebt, die Kälte nicht scheut, dünkt uns natürlich; aber daß der Sohn des heißen Ostindiens, der Pfau, so wetterfest geworden ist, um in einer kalten Winternacht lieber auf einem Dachfirst als in einem Stalle zu übernachten, nimmt uns billig wunder. Die Sage behauptet, er versage sich die Bequemlichkeit eines warmen Nachtquartiers aus Furcht, seinen Schwanz zu bestoßen; wäre dem so, so würde das

*) Sigismund hat diesen Winterhelden in seinem Gedicht: „Armer Leute Wappenvogel" besungen.

eine Aufopferung für die Schönheit sein, die man auch dem eitelsten Menschen nicht zumuten dürfte. —

Den höchsten Rang unter den Winterhelden nehmen diejenigen Tiere ein, welche sich in der schlimmen Zeit nicht bloß behelfen, so gut es geht, sondern in der guten Zeit für die schlimme sorgen. Wir wollen sie die Wintersparer nennen.

Solcher wirtschaftlicher, für die Zukunft bedachter Tiere giebt es nur wenige. Kein Vogel gehört dazu. Die einzige Äußerung von Spartrieb, die ich bei Vögeln sah, bestand darin, daß Spechte und Baumläufer Eicheln und andere Samen in die Borke von Kiefern eingeklemmt hatten, augenscheinlich, um sie bei Gelegenheit zu verzehren. Dies sah ich aber nie im Winter, nur in der besseren Jahreszeit.

Von den Säugetieren gehört zu den Wintersparern: das Eichhorn, die Feldmaus, der in Deutschland sehr selten gewordene Biber und der Hamster. Im Spätjahr trifft man in Baumhöhlen oder in Rindenlücken nicht selten Vorräte, die ein Eichhorn gesammelt; häufig scheinen sie aber vom Eigentümer vergessen zu werden, ich fand manchen Schatz von Haselnüssen u. dgl. noch im Frühjahr unberührt.

Der edelste Wintersparer, der durch gemeinsame Arbeit mit den Genossen Erstaunliches leistet, ist ein Insekt, das einzige seiner Klasse, nämlich die Biene. Kein anderes Insekt sammelt für den Winter. Ameisen, Wespen und Hummeln, welche im Sommer zu Neste tragen, verzehren ihre Vorräte vor dem Winter und sterben im Herbste oder verbringen den Winter in Starrsucht. Die Biene hingegen versorgt sich so wohl, daß sie, wenn nicht vom Menschen zu hart besteuert, ihr gutes Auskommen hat. Sie ißt sehr wenig. Ein genauer Beobachter seiner Pfleglinge, der die Bienenkörbe oft wägt, teilte mir seine Berechnung mit, wonach eine Biene, die im Sommer durchschnittlich ein viertel Lot Honig einträgt, im Winter nur ein achtel Lot genießt. Die Bienen halten keineswegs, wie manche glauben, Winterschlaf. Sie halten sich ziemlich warm; das in einen gesunden, volkreichen Stock gebrachte Thermometer zeigt, wenn außen 0° ist, oft innerhalb des Strohkorbes + 24° R. Werden kalte Tage durch warme unterbrochen, so zehren die Bienen stärker; wenn die Sonne lockt, fliegen sie über den Schnee hinweg ins Freie, um die blühenden Haselkätzchen nicht unbenutzt zu lassen, fallen aber häufig unterwegs erstarrt nieder auf den beschneiten Boden und büßen ihre Arbeitslust mit dem Leben.

Überblicken wir das Verhalten der einheimischen Tiere gegen den Winter, so finden wir, daß die vernunftlosen Wesen sich gegen Gefahren und Leiden ebenso verschieden verhalten wie die Menschen. Dem apathischen Menschen, der sein Leiden stumpfsinnig und wie

betäubt erträgt, entspricht der Winterschläfer; dem Bequemen und Ängstlichen, der sorgfältig jeder Gefahr ausweicht, ähnelt der Winterflüchtling; den mutigen Menschen aber, die das harte Schicksal gefaßt erwarten und tapfer bestehen, gleichen die Winterhelden. Und wem die Wintersparer? den edlen Menschen, die für die Zeit des Leidens nicht bloß Geld, sondern auch ein gutes Gewissen und einen Schatz wahrer Bildung sparen.

Acht Tage in einer Thüringer Waldhütte.

(1860).

Glück auf! Da ist meine Sommerfrische.*) Die Hütte sieht nicht einladend aus mit ihrem bemoosten Schindeldach und dem grauen Brettermantel. Vor der Thür wachsen Nesseln wie vor einem verwunschenen Schlosse. Im Stübchen ist die Luft so dumpfig, daß ich sogleich Feuer anzünde, um sie zu verjagen. —

Jetzt kommt mir die Waldhütte schon nicht mehr wie eine öde Karawanserei vor. Meine Gesellschafter sind angekommen, nämlich Bücher und Mikroskop; der beste Gefährte freilich, der Förster, ist noch durch Geschäfte im Dorfe zurückgehalten. Ein Leintuch über das Strohlager, ein Blumenstrauß im Fenster, ein Bildchen der Meinen an der Wand, wie das eine Stube gleich so wohnlich macht! Die Küche ist in gutem Stande; das Einsammeln von Leseholz macht wenig Mühe, Reisig und Fichtenzapfen liegen umher wie gesäet; einen Quirl muß ich selbst schnitzen.

Die eigenhändige Zubereitung einer Mahlzeit hat so viel Reiz, daß man den alten Feldherrn Curius begreift, der sich auf dem Lande seine Rüben selbst kochte. Alle Ehre der Teilung der Arbeit, die den Fortschritt in Gewerben, Künsten und Wissenschaften so sehr befördert! Sie hat uns aber auch mehr verwöhnt, unwissend und ungeschickt gemacht. Wie wenige Großstädter verstehen es, sich im Notfalle eine Suppe zu kochen! Die englischen Soldaten in der Krim wußten nicht einmal den Kaffee zu rösten. Unsere Knaben sollten den Robinson nicht bloß lesen, sondern ihm gleichzukommen streben.

Das erste Mittagsmahl ist leidlich geraten. Stockschwämme sind eine treffliche Suppenwürze, eine nicht geringere das stolze Gefühl: Selbst ist der Mann. —

Um den Sitz unter der Buche würden mich Tausende beneiden.

---

*) Die Waldhütte stand auf dem Wurzelberg, der sich an der oberen Schwarza zwischen den Schwarzburgischen Ortschaften Katzhütte nnd Scheibe ausdehnt. Ein Schwager Sigismunds, der Oberförster Liebmann, hatte jenes Revier, den Katzhütter Forst, zu verwalten, sein Forsthaus stand am Fuße des Berges in Katzhütte.

In den Thälern ist es jetzt drückend heiß; hier labt der von Lichtblicken durchwirkte Schatten und ein sanftes Lüftchen, das die Düfte eines Erdbeerschlags zu bringen scheint. Das Quellwasser ist rein und köstlich frisch. Und dazu lebe ich im Schoße der unverkünstelten Natur. Hier wächst keine Pflanze, die nicht von uralters her heimisch ist, kein Tier — halt! Es scheinen doch zwei neue Ansiedler eingetroffen zu sein. Ich sah zwei Stare, die ich auf dem Gebirge sonst nie bemerkte und hörte auf einem Schlage Laute, die ich für den Ruf der Rebhühner halten muß.

Die Hütte liegt auf einer von hohen Fichten und Tannen umschlossenen Wiese, die den Scheitel eines 2500 Fuß hohen Berges krönt. Ich stelle im Lande jetzt die Spitze der Gesellschaft dar, denn mein Quartier ist die höchste Wohnung; sie ist über eine Stunde von den nächsten Ortschaften entfernt. Aussicht habe ich vom Fenster wenig, aber einige hundert Schritte von der Hütte öffnet sich ein schöner Rundblick. Sanfte waldige Höhen reihen sich so neben- und hintereinander, daß alle Thäler verdeckt sind. Freilich fehlt deshalb auch der Anblick des fließenden Wassers. Ein einziger Berg des Gesichtskreises ist kahl, aber dieser entschädigt durch schöne Form und sanften, rötlichen Farbenton beinahe für das Bedauern, daß er durch schlechte Wirtschaft waldlos geworden ist. Nur auf einzelnen Höhen sind zwischen den Forsten kleine Feldfluren und graue Schindelhäuser zu sehen. Hat man sich die Formen der Landschaft eingeprägt, so gewährt die Beobachtung ihrer Farben täglich neue Freuden. Eine Gegend hat je nach der Beleuchtung eine ganz verschiedene Miene.

Noch deutlicher als durch die Farbenhaltung spricht die Landschaft durch die Vögel aus, wie es ihr zu Mute ist. Die Vögel sind die Dolmetscher der Natur. Kein Wunder, daß der Waldmann im Freien mehr das Ohr als das Auge genießen läßt. Gegen Abend stimmen Singdrossel und Amsel ihre Flötentöne an, später setzt die Misteldrossel ein, am längsten hält das Rotkehlchen aus. Sein zartes Lied ertönt noch, wenn der Wald finster wird. Die Glanzzeit des Gesanges ist jetzt im Juli schon vorüber, der Juni stellt für den Gebirgswald den Mai vor. Im August ist aller Gesang verstummt, nur Meisen zwitschern, Häher krächzen, Tauben rucksen und allerlei abgebrochene Lockrufe sind dann noch zu hören.

Die erste Nacht auf dem Strohlager kann ich eben nicht loben. Ich erwachte öfter, aber das war gut. Sonst hätte ich einen Genuß verschlafen, der mir sehr wert ist. Eine Nachtlerche sang zum Entzücken. Nachtlerchen nennt man nicht eine besondere Art Vögel, sondern diejenigen Individuen der Baumpieper, welche des Nachts schlagen. Es sind in jedem Forste nur wenige vorhanden. Was bewegt wohl das Herz eines solchen Tierchens, dann zu singen, wenn

seine Brüder schlafen? Ist die Nachtlerche ein betrübter Witwer oder ein schwermütiger Dichter? —

2. Juli. Das Rotkehlchen begrüßte zuerst das Morgengrauen. Als ich zur Quelle ging, erschreckte ich zwei auf der Wiese schäkernde Hasen. Während ich unter der Buche lese, bekomme ich mancherlei zu sehen und zu hören. Ein Schwarm junger Finken fliegt in die Bäume und versucht sich in dem Schlage, den sie von ihren Vätern gehört. Noch sind ihre Leistungen sehr mittelmäßig. Es wäre hübsch, die Fortschritte junger Vögel im Singen gründlich zu beobachten. Bei den Singvögeln wirkt das Vorbild fast so stark wie bei dem Menschen. — Dann knurrt und schackert ein Eichhorn auf den Fichten. Eichhörnchen und Kreuzschnäbel gibt es dies Jahr die Menge; das kommt daher, daß voriges Jahr die Fichten so reich gefruchtet haben. Die Bevölkerung der Wälder hat so gut ihre statistischen Ebben und Fluten wie die Bevölkerung der Dörfer und Städte. Der schlimmste Würgengel für die gefiederten Scharen ist nicht das Raubtier, sondern der Mensch. Tausende von Kreuzschnäbeln wurden heuer getötet und im Herbste nicht weniger Krammetsvögel, Bergfinken und andere durchziehende Auswanderer. Ich sah heute den Kreuzschnabelfang. Die arglosen Burschen flattern blindlings in die Sprenkel und auf die Leimruten, neben denen ein Lockvogel piept. Treibt sie bloße Neugierde in die Falle? Die Stimme eines Genossen ist für den Vogel weit verführerischer als die reizendste Lockspeise. Ist es nicht auch beim Menschen? — Im Buchenwalde belauschte ich eine Auerhenne mit ihrer Kinderschar. Zwei Junge zankten sich um ein verscharrtes Körnchen; die Mutter wurde nicht fertig mit Lehren und Wehren. Sie hat die Sorge um die Kinder allein auf dem Halse, der Papa ist kein Kinderfreund. In der Balzzeit geberdet er sich wie toll vor Liebe; aber vor dem Kinderlärm zieht er sich zurück und verkehrt lieber mit seinesgleichen; der Herr Gemahl hat seine eigenen Geschäfte und Erholungen. Es soll auch in Städten und Dörfern eine ähnliche Art Auerhähne geben.

Ich suchte Holzmacher auf, die heute, am Sonnabend, ins Dorf wandern und trug ihnen auf, den Förster in meinem Namen zu bitten, daß er bald komme. Sie waren beim Kochen und bereiteten mir eine rechte Freude. Zwei Burschen lernten, während sie den kochenden Mehlbrei abwarteten, an den Noten, die ihnen der junge Lehrer im Orte, der Stifter des Singvereins aufgeschrieben hat. Sie sind voll Eifer und freuen sich auf den Sonnabend, der sie ins Dorf führt, um so mehr, weil da Verein gehalten wird. Schade, daß man auf dem Lande nur den Männerchor schult! Die Mädchen im Gebirge haben so gute Stimmen und feines Gefühl für die Harmonie, daß ein Leichtgläubiger meint, das sonderbare Mittel, das hier und da

angewandt wird, sei nicht ohne Wirkung. Man giebt nämlich kleinen Mädchen ein gesottenes Lerchenei zu essen, damit sie gute Stimmen bekommen. — Als ich eben mit den Holzhauern sprach, gingen zwei Mädchen mit schweren Holzbürden vorüber. In einiger Entfernung ruhten sie. „Wie du aussiehst!“ erscholl plötzlich ein heller Jodelruf. und bald stimmten sie an: „Treue Liebe bis zum Grabe schwör' ich dir mit Herz und Hand, was ich bin und was ich habe, dank' ich dir, mein Vaterland.“ — „Das haben sie unserm Verein abgelernt,“ sagte ein Holzhauer, „die schnappen gleich alle neuen Lieder auf.“ Das ist recht erfreulich, wenn gute Lieder sich verbreiten. Unter den gewöhnlichen Volksliedern ist vieles Leere und Unschöne, was kaum besser ist als die Operntexte. Wie schön wäre es, wenn ein Verein für gemischten Chor gestiftet würde, der für den gesitteten Verkehr der Jugend weit besser zu wirken im stande wäre als Tänze und Abendspaziergänge.

Die heimkehrenden Holzhauer begleiteten mich zum Floßteiche, aber keiner wollte mit baden. Sonderbar, daß der Waldmann, der alles im Freien zu benutzen weiß, das Labsal des Bades nicht kennt! Selbst der Köhler, dessen Stätte nahe am Teich liegt, badet nicht. Ich wende alle Künste der Überredung an, sie zur Teilnahme zu bewegen. Vielleicht entschließt sich doch später einer oder der andere; dann habe ich etwas Gutes im Walde gestiftet. Aber die Menschen zum Genusse der Güter zu bereden, die nichts kosten, ist gar schwer. Versuche es einer, die Waldleute, die doch wissen, was reine Luft ist, zum Lüften ihrer heißen Wohnstuben zu bringen, in deren Öfen auch im Sommer gekocht wird! —

Auf den Waldwiesen steht die Johannisblume (Arnica) noch in voller Blüte. Sie gilt für vorzüglich heilkräftig, wenn sie in der Mittagsstunde stillschweigend gesammelt worden ist. Dieser Glaube ist jedenfalls ein Rest aus der alten germanischen Feier des höchsten Standes der Sonne; er ist überall auf dem Gebirge in Geltung. Dagegen gibt es andere abergläubische Gebräuche, die sich auf einen einzigen Ort beschränken. Einen solchen lernte ich vor kurzem kennen. Wenn die Kinder in Meura in die Heidelbeeren gehen, sagen sie: „Otter, Otter, beiß mich nit, ich bring' dir auch ein paar Beeren mit,“ und legen beim Heimkehren einige Beeren auf einen Stein. Nirgends anderwärts zahlen die Kinder ein solches Schutzgeld als in dem einen Dorfe, obgleich es in allen Gegenden, wo viel Laubwald ist, an Kreuzottern nicht fehlt. —

Auf einer andern Waldwiese sah ich ein Reh, das mit seinem Kälbchen graste. Die Beobachtung der possierlichen Sprünge des Tierchens, das sich wie ein übermütiges Zicklein geberdete, verspätete mich so, daß es ganz finster war, als ich durch den Hochwald meinem

Obdach zuschritt. Eine Eule schrie kläglich, das Dickicht war schaurig finster, manche Bäume glichen schwarzen Ungetümen, und als etwas zwischen den Bäumen knisterte und prasselte, schritt ich unwillkürlich eiliger der Hütte zu. Eine kleine Nachwirkung der schauerlichen Märchen und Sagen, die man als Kind gehört, wird man selten ganz los. Wahrscheinlich hat mich der große Hirsch erschreckt, nach dem die Förster öfter pürschen gehen. — Ich schlief übrigens diesmal herrlich auf dem Strohlager.

Sonntag. Heute, wo die Menschen im Hinblick auf die alles umfassende Liebe sich des werkeltäglichen, eigennützigen Strebens entschlagen, hat auch der Wald einen Tag des Friedens. Kein Baum wird gefällt, kein Tier durch den Menschen getötet. Wenn man es doch den Tieren begreiflich machen könnte, daß heute all' Fehd' ein Ende hat und der Gottesfriede gilt! Ich suchte beim Frühstücke Vögel herbeizulocken, aber keiner traute mir. Nur eine Ameise war mein Gast, sie knusperte und leckte an einem Krümchen Zucker. Ich habe in Darwins Reise um die Welt gelesen, daß die Vögel auf den menschenleeren Galapagosinseln so zutraulich sind, daß man sie mit dem Hute fangen kann. Je höher die Gesittung in einem Lande steigt, desto mehr lernt der Mensch dem Menschen vertrauen (oder steigt nicht in unserer Zeit trotz allem Schwindel der Kredit mehr und mehr?), aber desto mehr mißtraut das freilebende Tier dem Menschen. Und dieses Mißtrauen trifft den, der nie eine Flinte auf ein Tier abgefeuert hat und sehnlich wünscht, sich mit einem Genossen der Einsamkeit zu befreunden, so gut, wie den Jäger und Vogelsteller.*) —

Durch die stille Luft klang, fast vom Grillenschwirren und Hummelsummen übertönt, das Läuten einer Glocke im nächsten Dorfe. Ich las in meinem Reisebreviere, einem Überreste der Bibel, die ich als Schulknabe gebraucht. Es sind nur wenige Blätter, die ich aus dem zerfallenen Buche noch besitze, aber sie enthalten die Bergpredigt. —

Es geht auf Mittag und ich sehne mich, Menschen zu sehen. Ich will die Köhler aufsuchen, dort, wo sich hinter der Bergwand schwacher Rauch aufkräuselt. Sie feiern im Sommer nie einen vollen Sonntag (nur einer von den dreien der Kameradschaft kann wechselweise zum Sonntage ins Dorf), aber, da sie heute keinen neuen Meiler bauen, haben sie doch halb und halb Feiertag. Sie fegen am Sonnabend ihre Hütte und bedecken die Bänke mit frischem Tannenreisig, damit es bei ihnen sonntäglich aussehe.

In der Hütte fand ich ein artiges Bild. Auf der einen Bank

*) Vgl. hierzu Sigismunds Aufsatz „Die Menschenscheu der Vögel“ (Masius, Der Jugend Lust und Lehre, 1862).

saß der schwarze Meister neben seiner Alten, die ihm Lebensmittel gebracht hatte; ihnen gegenüber der Sohn neben seiner Frau; er hatte seinen Erstgeborenen auf dem Schoße und ließ ihn tanzen. Der Säugling war kein solcher Hasenfuß, wie Hektors Söhnlein, das sich vor dem schwarzen Helmbusche scheute, er griff herzhaft nach dem schwarzen Gesichte des Vaters und jauchzte.

Ich wurde zu Gaste gebeten und steuerte aus meiner Waldtasche zum Mahle bei, so daß es ein mannigfaltiges Picknick gab. Wir hatten eine gute Köhlersuppe aus Mehl, Stockschwamm und Schafgarbe. Beim Kaffee, den wir aus berußten Töpfen tranken, rauchten wir die Friedenspfeife. Dabei ließ ich mir viel erzählen.

Die sogenannte Waldromantik ist diesen Leuten unbekannt, sie wissen nichts von Waldweibchen, von verzauberten Schlössern und vom wilden Heere. Gruseln empfinden sie nur an dem Teiche, wo sich vor vielen Jahren einer ertränkt hat.

Auch bei den Köhlern ertönt die Klage, daß es sonst besser gewesen. Ihr Gedingelohn ist zwar derselbe wie vor dreißig Jahren, aber weil sie jetzt nur geringere Hölzer zum Verkohlen bekommen und dieselben aus größerer Entfernung zusammenfahren müssen, — eigentlich geringer als sonst; ganz abgesehen von den jetzigen höheren Preisen der Lebensmittel. Es werden auch der Köhler immer weniger; denn die Hammerwerke können den Lohn nicht erhöhen, weil sie der Mitbewerbung der Koaksöfen fast erliegen. Viele alte Eisen- und Blechhämmer sind schon eingegangen, die Holzkohle wird von der wohlfeileren Steinkohle aus dem Felde geschlagen. Daß doch keine Erfindung, auch nicht die heilsamste, ins Leben tritt, ohne gewissen Menschen wehe zu thun! Die Industrie gleicht freilich dem Speere des Achilleus, der die Wunden wieder heilt, die er geschlagen; aber wie lange bluten und schmerzen sie!

Den Abend verlebte ich bei den alten Tannen, den Veteranen des Gebirges, hochschaftigen, riesigen Bäumen voll ernster Majestät. Sie werden geschont, aber fast jedes Jahr finde ich einige der mehr als dreihundertjährigen Greise nicht mehr am Leben. Noch sind es etwa hundert, die hoch über die Buchen hinausragen. Ihre Schäfte sind kerngesund, aber ihre Kronen stark beschädigt. Manche ist wipfellos, eine andere durch Reifanhang und Sturm auf der einen Seite entastet. Als diese Bäume jung waren, etwa zu Luthers Zeit, überschattete unbenutzter Urwald die ganze Gegend; alle Dörfer des Umkreises bestanden noch nicht, sie erwuchsen später aus den Ansiedlungen von Köhlern, Glasmachern und Hammerschmieden. Nur ein Jäger, der sich einen Bären zu bestehen zutraute, betrat diese Einöden. Wären die Tannenpatriarchen beseelt, so müßte ihnen traurig zu Mute sein, wie dem Urbewohner Nordamerikas, der die weißen

Männer um sich wirtschaften sieht. Ihresgleichen wird hier wohl nie wieder erwachsen, denn hundert Jahre ist das höchste, was der Mensch den Kindern des Waldes vergönnt; die Zeit der Riesen ist vorüber.

Mein Freund, der Förster, hat an mehrere dieser ehrwürdigen Bäume Täfelchen geheftet, die den Namen verdienter, alter Forstleute tragen. Dieses Jahr hat er auch Humboldt eine Tanne geweiht.*) Wir wollen einmal ein Fest für die Waldarbeiter veranstalten und ihnen dabei Humboldts Leben erzählen. Dann wird ihnen die Humboldtstanne erst recht ehrwürdig werden; sie haben Respekt vor einem, der etwas von der Natur versteht und lauschen aufmerksam, wenn man ihnen Pflanzen und Tiere erklärt. — Lebensbeschreibungen großer Männer für das Volk, für weniges Geld auf dem Jahrmarkte zu haben, wie man sonst die sechs schönen neuen Lieder bekam — wäre das ein unmöglicher frommer Wunsch?**) Unser Volk kennt seine Helden und Wohlthäter gar zu wenig. —

Abends nach Sonnenuntergang sang der Wald sein Abendlied schöner als je. Die Vögel waren verstummt, kein Lüftchen regte sich. Da ließ sich von fern ein leises Murmeln hören, wie ein ernster Männerchor; die tiefen Töne wogten in schwankenden Akkorden auf und nieder, wie wenn eine Windharfe rauscht, endlich schwollen sie

*) Diese alten Tannen auf dem Wurzelberg sind die stärksten und ältesten Weißtannen Deutschlands. Viele derselben sind seit der Zeit, wo Sigismund sie besuchte, durch Dürrwerden, Windbruch und Blitzschlag gesunken, darunter auch die Humboldttanne. Die stärkste der noch erhaltenen gesunden Tannen, die Königstanne, hat, bei einem Alter von etwa 480 Jahren, eine Höhe von über 44 Meter, einen Umfang (in Brusthöhe) von 7 m und sie würde gefällt ca. 96 Raummeter Scheitholz liefern.

**) Diesen Gedanken hat Sigismund in seiner „Jahrmarktsbetrachtung" (Deutsche Blätter, 1863) weiter ausgeführt. Einige Sätze aus dem Schlußteil mögen hier Platz finden:

„Wer, wie ich, gesehen hat, wie vor einem Menschenalter auf schlichten Markttischen „sechs schöne neue Lieder" und die Volksbücher von der Genoveva und dem hörnenen Siegfried auslagen und immer Käufer fanden, der wünscht, daß die Buden der Buchbinder, welche Schulbücher, Landeskalender und geringe Ausmalbilder führen, eine hübsche Auswahl recht wohlfeiler Volksschriften darböten (an Stelle der auf den Jahrmärkten feilgebotenen Mordthatbeschreibungen und Traktätchen). An Abnehmern würde es nicht fehlen. Die Lust am Lesen, die Freude am Besitz eines Holzschnittbildes ist so allgemein .... Die Wochenschriften, so wohlfeil sie sein mögen, sind noch immer vielen Haushalten unerschwinglich, ... aber sie könnten dazu dienen, diese Litteratur für die Armen zu pflanzen und zu nähren. Die Verleger brauchten nur Einzelabdrücke gewisser, für alle anziehender illustrierter Aufsätze ihrer Zeitschrift in wohlfeilsten Broschürchen herauszugeben, so wäre ein Anfang gemacht. Kurze, mit kräftigen Zügen entworfene Lebensbilder bedeutender Männer, besonders solcher, die sich durch eigene Kraft emporgearbeitet haben; Berichte über die von den neueren Entdeckungsreisenden bestandenen Abenteuer; kleine kulturgeschichtliche Bilder,

zum Brausen einer vollen Orgel an. Es tönte wie ein ernster, feierlicher Gesang, gleich als wolle der Wald das tiefe Geheimnis aussprechen, das in allem Lebenden und Wachsenden verschleiert liegt.*)

Montag. Auch bei Tagesanbruch fing die Waldorgel ihren Choral wieder an. Es sind die sanften Strömungen von flußartig umgrenzten, kühleren Luftmassen, welche die Blätter leise rühren. Die sanfte Schwingung vieler tausend Blätter und die Stille der Nacht machen dies Geräusch so eindrucksvoll. In der nüchternen Morgenhelle, — wenn man die an verschiedenen Orten aufgehängten Thermometer beobachtet hat, — erklärt man sich die Erscheinung so, aber am nächsten Abend, wenn die Natur und das Herz stille wird, erbaut man sich doch wieder daran, und sucht dem Waldbrausen Worte unterzulegen, wie man es bei dem Tosen des Meeres versucht.

Ich brach in Jubelruf aus, als mein Freund heute Morgen kam. Nein, das Einsiedlerleben auf die Dauer — liebe es, wer mag, ich nicht. Man überrascht sich nicht selten beim Lautreden, wenn man nur einen Tag allein ist, so sehr ist das Aussprechen Bedürfnis. Eine ganz abgeschlossene Seele wird stockig und moderig, wie die Luft eines verschlossenen Zimmers.

Ich habe mit dem Förster einen Teil seines großen Reviers begangen. Ein solcher Forstgang ist auch für den Laien sehr erfreulich. Man lernt eine Gärtnerei kennen, welche die riesigsten

---

naturgeschichtliche Belehrungen — o, es giebt tausenderlei Gegenstände, welche sich für solche Jahrmarktsheftchen eignen. Außerdem ist hier, wenn irgendwo, erlaubt, eine Blumenlese zu veranstalten; ein Druckbogen voll Uhlandscher Balladen, ein solcher mit zehn bis zwölf lustigen Geschichten von Hebel — dadurch würde erst das Gute unserer Litteratur zum allgemeinen Volksgute. Die Buchläden sind zu vornehm und zu teuer für den armen Mann; von solchen in der Kalenderbude feilstehenden Schriftchen dagegen würden viele gern etwas kaufen, um es Kindern und Patchen, Geliebten und Freunden als Jahrmarktsgeschenk mitzubringen". — Sigismund macht schließlich den Vorschlag, es möge ein Verein sich bilden zur Gründung einer solchen billigen und nützlichen Volkslitteratur. Auch das Ideal einer echten Volksbühne schwebt ihm vor, wo nicht das Herabsteigen sondern das Emporheben Lebensregel der Kunst sein soll. — Wie er über die Bedeutung und die wünschenswerten Eigenschaften eines guten Volkskalenders dachte, kann man aus seiner Skizze „Der Volkskalender" (Preußische Jahrbücher, 1861) ersehen. — In einem gewissen inneren Zusammenhang mit der „Jahrmarktsbetrachtung" steht eine andere Anregung, die Sigismund in dem Aufsatz „Die Naturwissenschaft auf Volksfesten" (Aus der Heimat, 1862) giebt. Da auf Jahrmärkten und Schützenfesten in Menagerieen und anderen Schaubudem dem ungebildeten Publikum oft grobe Täuschungen, unsinnige naturgeschichtliche Erklärungen und wertlose, falsche, die Anschauung verwirrende Naturschaustücke vorgeführt werden, so fordert er die Gebildeten auf, durch Hinweise und Berichtigungen im Lokalblatt ihre Landsleute aufzuklären und vor Täuschung zu bewahren.

*) S. Sigismunds Gedichte „Stimmen des Waldes" und „Stimmen der Nacht".

Pflanzen erzieht und erst ein Jahrhundert nach der Aussaat erntet. Im Pflanzbeete sind die Fichten und Tannen zarte, kaum zwei Zoll hohe Pflänzchen, die der kleine Sauerampfer fast überwuchert, wenn man ihnen nicht zu Hilfe kommt; jene ins Freie gepflanzten Bäumchen beschatten eben ihren Bodenraum, andere haben schon die Größe eines stattlichen Christbaumes. Hier treffen wir die Fichten als luftiges jünglingsfrisches Stangenholz, oder als düstres Dickicht, das nur der Hirsch und Fuchs durchdringt; dort wird ein Bestand eben durchforstet, die unterdrückten Bäume werden den kräftigeren zuliebe ausgemerzt; auf dem Schlage endlich werden hundertjährige Stämme umgesägt, ihre fallende Krone beschreibt sausend einen großen Bogen, bis sie schmetternd zu Boden fällt.

Der größte Teil der hiesigen Berge ist mit Fichten bewachsen, doch giebt es auch einzelne reine Tannen- und Buchenbestände, und glücklicherweise auch einige Strecken gemischten Waldes, wo die Bäume bunt durcheinander wachsen, wie sie im Urwalde gewohnt waren. Das sind die schönsten Teile des Waldes. Vielleicht werden die Mischwaldungen mit der Zeit häufiger, denn man beobachtet, daß die Bäume in denselben kräftiger und gesunder aufwachsen, als in den künstlichen, reinen Beständen. Wie Vielerlei giebt es über die Formen und Kronen der Stämme, über den Höhen- und Dickenzuwachs, über Einfluß des Bodens, der Meereshöhe, der Pflanz- und Durchforstungs-Verfahren zu beobachten!

Doppelt anziehend ist eine Heerschau im Forste, wenn man dasselbe Revier mehrere Jahre nach einander besucht. An der einen Stelle freut man sich über das fröhliche Gedeihen, die Gipfeltriebe der Fichten sind ellenlang und die jungen Pflanzen wahre Muster schöner Christbäume. An einem andern Orte dagegen sind Verheerungen durch Frühlingsfröste, durch Käfer und Raupen, oder durch den Schneedruck zu beklagen. Recht tröstlich berührt die Heilkraft der Natur, die statt des erfrorenen oder abgeknickten Gipfels, Seitentriebe heranzieht, daß sie die Gipfelknospe vertreten. Haben doch einige der uralten Tannen einen Nebengipfel statt des abgestorbenen getrieben.

Alle Erscheinungen des Waldes beachtet der Förster sorgfältig. Ist auch sein Revier so eingeteilt, daß die Bewirtschaftung auf hundert Jahre hinaus vorgezeichnet ist, so muß er doch häufig genug den Wirtschaftsplan nach den Verhältnissen umgestalten. Ein Windbruch reißt oft den schönsten Forstplan so um, wie eine Schwenkung des Feindes einen Schlachtenplan. —

Wir kamen erst spät Nachmittag in unsere Hütte zurück, und als wir unser Mittagsbrot fertig hatten, war es ein Abendessen geworden, aber ein köstliches. Die Forellen, die uns ein Holzhauer gefangen, prangten mit ihren Scharlachpunkten so schön in der irdenen

18*

Schüssel, daß auch ein Kaiser hätte Appetit spüren können. Unsere Schüssel trug freilich eine Inschrift, die an sich sehr gut, aber für die Essenszeit nicht recht am Orte ist, nämlich die:

Die Schüssel ist von Sand und Thon,
Das Menschenkind ist auch davon.

Dienstag. Was ich neulich gehört, war wirklich der Laut eines Rebhuhns. Wir trafen heute ein ganzes Völkchen, und hörten von einem Köhler, daß sie den ganzen Sommer im Walde gelebt haben. Welche Überlegungen mögen diese Bewohner des freien Feldes bewogen haben, sich hier anzusiedeln? Seit etwa zwanzig Jahren sind mehrere Tiere, die sonst nur in sanfteren Gegenden des Gebirges lebten, hier eingezogen; dazu gehört der Hase und das Rebhuhn. Ursache ist die wiederholte Ausrottung von Wald zur Vergrößerung der Feldfluren, die von mehreren rasch wachsenden Industrie-Dörfern dringend begehrt wurde. Freilich sind hier weit mehr Tierarten ausgestorben, als aufgekommen, seit der Mensch unbeschränkter Herr des Waldes geworden ist. Auch der Auerhahn wäre längst vertilgt, wenn man ihn nicht schonte.*)

Im tiefschattigen Buchenwalde fand ich etliche Pflanzen einer seltenen Orchidee, die wohl in der ganzen Umgegend nur hier vorkommt. Leider sind ihre Tage gezählt. Wenn einmal dieser Buchenbestand kahl abgetrieben wird, erlischt hier das Geschlecht Listera und ist für unsern Teil des Gebirges auf immer verschwunden. Und so ergeht es ganzen Völkerstämmen. Die Erde ist ein wahrer Saturn, Kinder gebärend und Kinder verschlingend. —

Wir begegneten einer Rinderherde. Auf der Waldweide sind die Kühe weit beweglicher und munterer, als auf den fetten Thalwiesen. Sie gewinnen etwas Hirschartiges. Jedes Tier hat seine Glocke; alle Glocken, Glöckchen und Schellen sind so zusammengestimmt, daß nur selten ein nicht ganz reiner Zusammenklang entsteht. Nun setzt der Zufall aus all diesen Klängen immer neue und immer schöne Tongefolge zusammen, die anmutiger erscheinen als die künstlichen Melodieen, welche das Glockenspiel mancher Städtetürme erklingen läßt. Jedenfalls gehört das Herdengeläute mit zu den größten Reizen des Waldes.

Mittwoch. Heute war Anweisetag. Meilenweit waren die Städter und Dörfler herbeigekommen, um Holz zu kaufen. Vom armen Schachtelmacher an, der eine Karre Werkholz begehrt, bis zum

*) Über den Auerhahn und andere Bewohner des wilden Forstes (Fuchs, Wildschwein) hat Sigismund in anziehender Weise in den Zeitschriften „Der Feierabend“ (1857) und „Illustr. Familien-Journal“ (1863 und 1864) geschrieben.

Großhändler, der Hunderte von Stämmen auf seiner Sägemühle schneiden läßt, waren sie alle kauflustig und mehr begehrend als sie erhalten konnten. Der Förster muß es gut einteilen, damit alle möglichst befriedigt werden. Vor hundert Jahren war das Holz hier im Überflusse und von erstaunlich geringem Werte; jetzt steht es trotz der Mitbewerbung der vorweltlichen Vorräte, die in den Steinkohlenlagern gehoben werden, in hohem Preise und reicht kaum für die Bedürfnisse hin.*) Viele Hunderte, ja Tausende von Menschen verdanken diesem Forste Beschäftigung und Nahrung. Mit Recht nennt der Förster die Fichte den Brotfruchtbaum des Gebirges.

Abends zogen einige blaulippige Kinder an uns vorüber; noch sind nur wenige Schwarzbeeren reif, aber bald werden täglich Scharen von Kindern kommen, um Töpfchen und Kröpfchen zu füllen. Im Herbste trägt die Jugend ganze Körbe eßbarer Pilze heim, dann wird der Wald auch zum Gemüsegarten. Bei allen solchen Waldgängen geht es nie ohne Jauchzen und Singen ab. Arm sind die Gebirgsbewohner an Feld und Geld, aber reich durch frohen Sinn.

Donnerstag. Seit Mitternacht trappeln die Tropfen auf das Schindeldach, es wird auch wohl fortregnen, denn „der Himmel ist wie Löschpapier und die Hirsche rauchen Tabak.“ So sagt ein Holzhauer, der vorüber geht und deutet auf den Nebelqualm, der aus den Forsten aufsteigt. Die Vögel sind still, Nachbar Zaunkönig allein ist gutes Mutes, er sitzt unter dem Schutze eines Busches und singt sein hübsches Liedchen mit dem schnurrigen Kehrreim.

Ein gutes Buch macht auch einen solchen Tag in der Waldhütte erträglich.

Mein Kamerad wandert trotz des Regens hinaus, um den Wald nicht ohne Schutz zu lassen. Als er triefend nach Hause kam, erklärte er sich für ganz befriedigt. Er hat zwei Frevler gepfändet, die sich bei solchem Wetter sicher wähnten. — Wohl in keinem andern Punkte ist das sittliche Gefühl des Volkes schlaffer als in Bezug auf den Wald. Eine strenge Forstpolizei wird nie überflüssig werden; aber das leidige Raubrittertum, das eine Plünderung im Walde, selbst die zweckloseste Verstümmlung eines Baumes, für nichts Unehrenhaftes und Sündliches hält, wird doch hoffentlich verschwinden, wenn die Schulen bei Erklärung des 5. und 7. Gebotes die Achtung vor dem

*) Einen interessanten Vergleich zwischen der Waldwirtschaft voriger Jahrhunderte und der heutigen Forstwirtschaft liefert der (mir von Herrn Oberförster Liebmann in Paulinzella mitgeteilte) Abschluß einer Forstrechnung des Katzhütter Reviers aus dem Jahr 1624. Die Einnahme dieses über 2000 ha großen Waldgebietes betrug damals 1227 Thlr. 5 Sgr. 7 Pf., die Ausgabe 571 Thlr. 4 Sgr. 5 Pf. und demnach der Reinertrag 656 Thlr. 1 Sgr. 2 Pf., wohingegen dieser jetzt durchschnittlich über 75000 Mark beträgt.

Walde einschärfen und eindringlich nachweisen, was wir ihm verdanken. —

Kürzlich waren zwei junge Forstleute aus Finnland und Norwegen hier, um die Forsten und ihre Bewirtschaftung kennen zu lernen. Sie studieren die Forstwissenschaft auf deutschen Anstalten. Das ist eine der jüngsten Wissenschaften, und — darauf können wir stolz sein — eine rein deutsche, in Deutschland geboren und großgezogen. Die romanischen Völker haben ihre Wälder zum großen Teile verwüstet, sodaß ihre Berge kahl und dürr dastehen, und lassen die noch bestehenden ohne sorgliche Pflege. Die ersten Waldpfleger waren Deutsche. Schon bemerkt man in Skandinavien mit Bangen die Abnahme des Waldes; wie lange wird es dauern, so müssen auch die Nordamerikaner Zöglinge nach Deutschland senden, um den Waldbau zu lernen! Schirm dich Gott, du schöner Wald!

Freitag. Mein letzter Tag im Walde ist ein prächtiger Sonnentag. Gräser und Bäume sind erfrischt, die Vögel jubilieren von allen Zweigen. Nun will ich noch einmal umherwandern, um Abschied zu nehmen. Nie erfährt man so, was ein geliebtes Wesen unserm Herzen ist, als wenn man sich trennt. Lebe wohl, du lieber Wald!

Ein mitteldeutsches Waldrevier.

(1862.)

Sonst und Jetzt.

„Die gute alte Zeit!"

Aus dem Munde deutscher Bauern vernimmt man heutzutage diesen Ausruf fast nie; ja sie würden, wenn nicht der Volksglaube das Loben als gefährliche Herausforderung des neidischen Schicksals betrachtete, vielmehr die neue Zeit als die gute preisen. Dagegen lassen die Bürger kleiner Städte und noch häufiger die Bewohner solcher Gebirgsdörfer, für deren wirtschaftliches Leben der Wald den Acker an Bedeutsamkeit überwiegt, nicht selten jenen Stoßseufzer hören.

„Die gute alte Zeit!" So klagt der schlichte Gebirgsmann. „Da war das Holz spottwohlfeil, Schnitzer und Sägemüller, Eisenhämmer und Glashütten erhielten zu geringem Preise Stämme und Scheite, so viel sie begehrten; da wurde es im Forste nicht so genau genommen, man durfte nach Belieben Leseholz und Streu sammeln und nach Herzenslust Vögel fangen, der Arme bekam ein Stück Waldboden zur Rodung, um sich ein Äckerchen zu erwerben. Das ist alles anders geworden, der Wald ist arm und der Förster karg und streng." —

„Die gute alte Zeit!" so seufzt auch der Freund der wilden, urkräftigen Waldnatur. „Sonst wechselten im Forste Staatshirsche, deren dreißigendige Geweihe den Saal eines Königsschlosses schmücken würden; sonst prasselten Eber durch die Dickichte und der Jäger konnte ein Abenteuer mit Bären und Wölfen bestehen. Frischgrüne Kronen von Buchen und Eichen mischten ihr Säuseln in das Brausen der dunkeln Wipfel von Fichten und Tannen, im tiefen Schatten erwuchs die düstere Eibe. Wie nüchtern ist es jetzt im Walde! Unzählbare Fichtenwipfel drängen sich zum einförmigen Fichtenmeere zusammen, die Tanne ist selten geworden, nur spärlich ragt ein Laubbaum zwischen dem Nadelholz empor, die Eibe ist ausgestorben. Der Forst ist in eine zahme Baumschule umgewandelt. Nirgends hallt mehr das Hifthorn, selten hört man das Orgeln eines Hirsches; das Schrecken eines Rehbockes ist fast schon ein Ereignis im stillen Walde. Der Förster, der jetzt statt der Flinte einen Zollstab, statt des Hirschfängers

ein Pflanzeisen trägt, ist kein echter Weidmann mehr. Wo sind sie hin, die wohlgemuten Erbförster, jene stahlfesten, franken, immer fröhlichen Weidmanns-Naturen? Die heutigen Forstleute sind schreibende, rechnende und messende Beamten, viel gebildeter, aber auch viel verweichlichter als ihre Vorfahren. Sah ich nicht in einer Pirschhütte, wo man zur Balzzeit übernachtete, unter der Pritsche Gummiüberschuhe stehen, die sich der Gehilfe bereit hält, wenn er über das feuchte Moos schreiten muß? Gummischuhe bei einem jungen Jäger — die Alten würden sich im Grabe umwenden, wenn sie es erführen und seufzen: Hin, auf ewig dahin ist die gute alte Zeit!"

In der That sind diese Seufzer über das Jetzt keineswegs grundlos. Die gute alte Zeit des Waldes ist wirklich dahin. Der Forst ist kein Urwald, der Förster kein Weidmann mehr; das Mittelalter, das sich im Walde weit länger erhalten, als in Feld und Flur, in Dorf und Stadt, ist für die meisten deutschen Gebirge in den letzten Menschenaltern zu Grabe gegangen.

Der geneigte Leser, den es anzieht, diese Wandlungen der deutschen Forsten zu verfolgen, wird zum Besuch eines mitteldeutschen Revieres eingeladen.*)

Vor dreihundert Jahren waren die sanften Bergrücken und steilen Hänge der vielgewundenen Thäler unseres Gebirges von buntem Urwald bedeckt. Keine menschliche Ansiedlung war in dem meilenweiten Gebiete zu finden, als etwa eine armselige Herberge an der alten Handelsstraße, welche über den höchsten Gebirgsrücken hinweg aus Süddeutschland nach Norden führte. Den Nürnberger Fuhrleuten mag es vor der mühseligen Wegstrecke gegraut haben, die meilenlang durch öde Forsten führte, in deren Dunkel Bären und Luchse hausten. Das Innere der Waldungen betrat nur selten ein abenteuernder Weidmann. Oft war das Durchdringen eines Forstbezirkes

*) Gemeint ist das Thüringer Waldgebiet an der oberen Schwarza, wo auch das Revier des schon erwähnten Försters Liebmann in Katzhütte sich befand.

Bezüglich der nachfolgenden Schilderungen und Ausführungen sei auf die umfangreichen Aufsätze hingewiesen, die Sigismund über diesen Teil des Thüringer Waldes in Gutzkows Unterhaltungen am häuslichen Herd (1857), in der Leipziger Zeitung (1857) und in der Gartenlaube (1859—60) veröffentlicht hat und die, neben dem Abschnitt „Forstwirtschaft" in der „Landeskunde" (I. S. 112 ff.) hierzu eine wertvolle Ergänzung liefern. — Über das „Forstwesen Thüringens im 16. Jahrh." hat Dr. O. Kius in Weimar eine auf eingehenden archivalischen Studien beruhende Arbeit geliefert (in Hildebrands Jahrb. f. Nationalökonomie, Bd. XI, S. 81—198). Interessante, auf fleißigen Aktenstudien aufgebaute Schilderungen aus dem 15.—17. Jahrh. enthält auch das 1898 erschienene Büchlein von H. Heß, Der Thüringer Wald in alten Zeiten. Wald- und Jagdbilder. Gotha, Perthes. — Über den heutigen Stand der Thüringischen Waldwirtschaft findet man Näheres in Prof. Regels geogr. Handbuch „Thüringen", III, S. 60—77.

schier unmöglich, da vom Sturm umgerissene Bäume dichte Verhaue bildeten.

Die ersten Menschen, welche in den Thälern der Landschaft einen längeren Aufenthalt nahmen, waren Goldwäscher, die, angelockt von den geheimnisvollen Lobpreisungen wandernder Venetianer, Flüsse und Bäche durchsuchten und die ersten Bäume des Urwaldes fällten, um sich Blockhäuser zu erbauen. Mehrere Jahrhunderte lang wurde wiederholt Kraft und Geld auf den Gewinn des lockenden Metalles verwandt, zur Bearbeitung der Gruben sogar Mannschaften aus Ungarn verschrieben; aber die Ausbeute lieferte bloß einige Denkmünzen, die teuer genug kamen, und das Unternehmen blieb ohne nachhaltigen Einfluß auf die Urbarmachung des Gebirges. Nur die Namen der ehemaligen Seifenbäche und einige mit Brombeeren überwachsene Halden blieben als Reste des gehofften Goldlandes.

Dauernden Einfluß auf die Zustände des Gebirges gewannen dagegen die Seigerhütten, Blauöfen und Eisenhämmer, welche im 16. Jahrhundert von fremden Kaufleuten angelegt wurden. Wahrscheinlich hatten die Diener reicher Kaufherren auf ihren Reisen längs der Gebirgsstraße die Gelegenheit erspäht, reiche Forste gewerblich auszubeuten. Die Landesherren nahmen die willkommenen Ansiedler freundlich auf und gewährten ihnen wertvolle Vorrechte. So erhielt ein Unternehmer im Jahre 1566 für sein Hüttenwerk ungemessene Mengen Brennholz zu einem Groschen die Klafter zugesichert.

Neben diesen Werkstätten entstanden im 17. Jahrhundert auf dem Gebirgsrücken mehrere Glashütten durch eingewanderte Böhmen und Schwaben, von denen mehrere ihre Heimat wegen Religionszwang verlassen hatten. Freudig sangen sie jeden Morgen ihre Chorale vor dem glühenden Ofen der Glashütte, um welche bald ein Dörflein von Schindelhütten erwuchs. Pottasche und Brennholz lieferte der Forst in reichlichem Maße; die Umgebung des Dorfes durfte in Wiese und Feld verwandelt werden.

Zu Anfang des dreißigjährigen Krieges, da schon alle jetzt vorhandenen Dörfer bestanden, waltete hier ein reges, frisches Leben. Bergknappen, Hüttenleute und Glasbläser hatten vollauf zu thun, die Grundbesitzer wünschten noch mehr gewerbliche Unternehmer herbei, um die ungehobenen Schätze ihrer Wälder auszunutzen. Allein durch den unseligen Krieg kamen, wenngleich die Söldnerhorden nicht in diese entlegenen Bezirke drangen, viele Gewerbe ins Stocken, und der Bergbau verfiel, um nie wieder zu regem Leben zu erwachen.

Anfangs stand diesem Waldgebiete, das mehrere Geviertmeilen umfaßte, ein einziger Förster vor; erst im 17. Jahrhundert fand man nötig, das große Ganze in mehrere Reviere zu teilen.

Treten wir durch die Thür eines durch seine Giebelgeweihe

kenntlichen Forsthauses, um das Leben der damaligen Förster kennen zu lernen!

In der Hausflur hängen und lehnen wunderliche Netze, Tücher und Fallen, die Wände der Stube sind mit Geweihen, Adlerfängen und anderen Siegeszeichen geschmückt, neben altväterischen Gewehren hängt das blanke Hifthorn. Der Förster ist auf der Pirsch, der Lehrling „arbeitet“ Hunde zu Schweißhunden zu.

Der arme Junge, der aus Lust am Weidmannsleben den grünen Rock angezogen, hat eine saure Lehrzeit zu bestehen. Zu Hause muß er allerlei Knechtsdienste verrichten, Weidmannssprüche und Hornsignale auswendig lernen und vor allem die Hunde warten und dressieren. Macht ein Leithund im Walde dumme Streiche, so wird oft der Lehrling härter gestraft, als der Verbrecher. Trost und Glück findet der Jüngling auf der Pirsch, wo er trotz üblem Wetter und bittrem Hunger die Weidmannskünste zu erlernen strebt. Endlich ist die dreijährige Lehrzeit abgelaufen. Der „Lehrprinz“ hält vor den eingeladenen Weidwerksgenossen eine Anrede. „Nachdem ich gegenwärtigen N. N. drei Jahre lang im edlen Weidwerke exercieret, selbiger auch darinnen ziemliche Fundamente gelegt, als habe ich denselben nach altem Weidmannsgebrauch seiner Lehrjahre nunmehr entlassen und hiermit wehrhaft machen wollen.“ Er giebt seinem Zöglinge einen Backenstreich und spricht zu ihm: „Dies leidest du jetzo von mir, aber hinfüro nicht von mir, noch von einem andern mehr!“ Dabei überreicht er ihm den Hirschfänger. Dann blasen die versammelten Jäger ein Stück auf dem Hifthorn, wünschen Glück und setzen sich zum Schmause.

Der Jägerbursch, ausgerüstet mit einem künstlich verschnörkelten Lehrbriefe, suchte nun „seine Fortun“ bei einem Förster oder noch lieber bei einem hochadligen Herrn Jägermeister, dem er als Livreejäger oder Büchsenspanner dienen konnte. Ein tüchtiger Weidmann wußte „erstlich sein Hirschgerecht, zweitens Jagdgerecht, drittens Holzgerecht.“ In den beiden ersten Fächern war der Jägerbursch meist wohlbeschlagen. Er wußte die zweiundsiebzig Zeichen, an denen man die Fährten und Spuren des Feisthirsches von denen eines Tieres unterscheiden wollte, er verstand den Pirschgang, konnte das Wildpret kunstgerecht aufbrechen und zerwirken und kannte die besten Witterungen und Fallen. Auch in die weidmännische Geheimlehre war er eingeweiht. Er wußte, wie man ein Gewehr vor dem Behexen durch Kreuzwurzel sichert, mit der man den Stein füttert; ein verderbtes Rohr vermochte er durch Auswischen mit einem Sperlingskopfe, der in die Esse gehängt wurde, zu entsühnen, er konnte machen, daß ein Gewehr rasch töte, er ließ nämlich eine Blindschleiche im Laufe verenden und schoß sie in die Luft. Um holzgerecht zu sein, bedurfte

es wenig genug. Unter den zweiundzwanzig notwendigen Eigenschaften eines Weidmanns, die ein altes Buch aufzählt (sie heben mit der Gottesfurcht an und schließen mit der Liebe zu den Hunden und der Sorge für gute, reinliche Gewehre) kommt die Liebe zum Forste gar nicht vor. Die Bäume galten den damaligen Förstern nicht mehr, als die Wellen dem Fischer. Der Wald ist unerschöpflich, so war der allgemeine Glaube, man braucht nur Gassen hineinzuhauen, dann wächst er um so stärker, wie ein oft geschorener Bart. Deshalb war der Jägerbursch nicht karg mit dem Anweisen von zu fällenden Bäumen. Sein Sold bestand hauptsächlich aus Anweise-, Fang- und Schußgeldern. Der Dienst war sauer genug. Der Bursch mußte dem Förster Pferd und Stiefel putzen, und Tag für Tag in den Forst gehen. Im Sommer und Herbst verbrachte er jeden Morgen auf der Pirsch, im ersten Frühling schlief er alle Nächte in einer Holzmacherhütte auf Reisig, um die balzenden Auerhähne zu verhören, die der Förster oder ein gnädiger Herr schießen wollte; ganze Winternächte mußte er in einer eiskalten Fuchshütte zubringen, um den Feind der Hasen und Auerhähnchen zu erlegen.

Hatte sich nun ein Jägerbursch in mehrjährigem Dienste als geschickter Weidmann bewährt, hatte er besonders bei einer großen Jagd durch Anstelligkeit und Eifer das Wohlwollen eines Jägermeisters gewonnen, so erhielt er eine ledig gewordene Försterstelle, auf der er sein früheres Leben nur etwas bequemer fortsetzte und gewöhnlich einen oder mehrere Söhne für das edle Weidwerk erzog.

Das Hauptstreben eines Försters war auf die Erhaltung einer guten Wildbahn gerichtet. Besaß er eine solche in seinem Revier, so konnte er glückliche Pirschgänge halten und den hohen Herrschaften mit einer guten Jagdlustbarkeit aufwarten. Er war deshalb stets den Wildschützen auf dem Dache, die sich zuweilen aus weiter Ferne in sein Revier einschlichen; tief im Forste soll ein Baier verscharrt liegen, der seine Jagdlust mit dem Tode büßte. Daß die Feldfluren dem Wilde als nächtlicher Weideplatz dienten, fand ein Jäger der alten Schule ganz in der Ordnung, die Felder waren ja ursprünglich nur Waldrodungen gewesen; daß man sich aus dem Zorne der Bauern nichts machte, zeigt folgender Weidmannsspruch:

> Ho, ho, ho, ho, mein lieber Weidmann,
> Was hat der edle Hirsch heut zu Felde gethan? —
> Ho ho ho, mein lieber Weidmann,
> Das will ich dir wohl sagen an,
> Er hat geäset den Hafer und das Korn,
> Das erwecket dem Bauer manch großen Zorn.

Der Zorn muß aber in den Gebirgsbauern sehr wohl begründet gewesen sein; fand man doch für einige von Wald umschlossene Güter wegen des argen Wildschadens keine Pächter mehr. Wie die Flur, so

galt auch der Wald fast nur insofern etwas, als er Wohnung und Nahrung für das Jagdwild bot. Ein Förster der Umgegend, der in der Mitte einer vom Winde gefährdeten Bergwand einen bedenklichen Kesselhieb angelegt hatte, verantwortete sich mit dem Ausrufe: „Wo sollen sich denn meine Hirsche trocknen, wenn sie sich des Nachts im Felde ernäßt haben?"

Die Festzeit des Jahres war für den Förster die Woche, welche die hohen Herrschaften im Reviere verlebten, obgleich er dann die unbequeme Gala-Tracht fast nicht vom Leibe bringen durfte. Gewöhnlich führte er die Herren zu Pirschgängen auf Hirsche, die er vorher „bestätigt" hatte, und freute sich höchlich, wenn der hohe Jagdliebhaber glücklich war und seine Hunde belobte. Dabei hatte der Förster, wenn er auch nicht zur Tafel gezogen wurde, doch Gelegenheit zu manchem kostbaren Trunke. Zuweilen wurden große eingestellte Treibjagden veranstaltet, bei denen die Förster und Dorfbewohner mehrerer Reviere mitwirken mußten. Hunderte von Menschen trieben mit Hilfe kostspieliger Vorrichtungen von Tüchern und Netzen ganze Rudel Wild in einen „Lauf" zusammen, so daß die geängsteten Tiere dicht vor den unter einem Schirm stehenden Jägern vorüberrennen mußten. Zu Dutzenden fielen die Hirsche, manche rannten lahmgeschossen oder mit heraushängenden Eingeweiden umher, bis sie ein Weidmann abfing. Wir entrüsten uns über die Stiergefechte der Spanier, deren grausames Spiel wenigstens Mut erfordert, und bedenken nicht, daß unsere Großeltern solchen großen Jagden gern zusahen und den davon meldenden Berichten mit höchster Spannung lauschten. Nach dem Halali fand ein Gericht über die Jäger statt, welche sich wider die Weidmannssprache vergangen hatten. Die Schuldigen mußten sich über einen Hirsch legen und erhielten „drei Pfund" mit dem Weidmesser. Beim ersten Schlag rief man: „Das ist für den durchlauchtigsten Fürst," beim zweiten: „Das ist für Ritter, Reiter und Knecht," und beim letzten: „Das ist für das edle Jägerrecht." Dann erhub man ein Waldgeschrei und der Bestrafte bedankte sich mit einer Verbeugung. Der Verkehr der vornehmen Herren unter sich und mit den Forstleuten war bei solchen Gelegenheiten ziemlich ungezwungen, zuweilen ließ man alles Hofceremoniell fallen. Gewöhnlich hatten die Prinzen und ihre Kavaliere bei solchen Jagdlustbarkeiten vereinbart, sich mit erdichteten Namen anzureden; bald trugen sie die Namen von Himmelszeichen, Vögeln oder Pflanzen, bald die von Artusrittern und berühmten Forstleuten; einmal stellten sie die Führer der amerikanischen Revolution vor und ließen sich La Fayette und Washington rufen.

Von dem Geiste, der unter den Jägern der Vorzeit herrschte, mögen einige Stellen aus der einst berühmten Jäger-Praktika Döpels vom Jahre 1746 zeugen.

„Da nun die Fürsten hier auf Erden Götter sind, auch selbst in der Schrift so genennet werden, so kann es nicht anders sein, als daß Sie ein besonders ausnehmendes, von den gemeinen und täglich vorfallenden Ergötzlichkeiten gantz abgesondertes Vergnügen sich zueignen, und sind diejenigen böse, undankbare, ungehorsame und strafbare Unterthanen, die Sie in der durch ihre Regiments-Sorgen erleichternden Anmut stöhren und hindern oder ihnen dieses Plaisir rauben und entwenden wollen."

Die Dehnbarkeit der standesgemäßen Sittlichkeitsbegriffe erhellt aus folgendem Ausspruche: „Es ist zwar bekannt, daß die Sommerhitzigen Tage, deren der Weidmann auch viele ausstehen muß, den Menschen zu vielem Trinken Anlaß geben. Jedennoch muß er sich dergestalt zu mäßigen wissen, daß er sich nicht beständig toll und voll saufe." —

In der Ausnutzung der Wälder hatten die Forstleute mit dem Anfang des 18. Jahrhunderts rasche Fortschritte gemacht. In der ältesten Zeit galt die Plenterwirtschaft; man hieb aus den Beständen einzelne Bäume heraus, die man gerade bedurfte. Bald fand man die Kahlhiebe viel bequemer und ergiebiger. So wohlfeil auch das Holz war, so gab doch eine abgetriebene Bergwand einen schönen Erlös, und Förster und Jägermeister erhielt von jeder Klafter einen Groschen Anweisegeld. Ein Förster, der viel schlagen lassen konnte, erwarb sich nicht bloß ein Belobungsschreiben wegen guter Waldwirtschaft, er vergrößerte auch sein Einkommen beträchtlich und hatte fast keine Mühe dabei. Jeder Kauflustige durfte sich die Stelle im Revier aussuchen, wo er Holz wünschte; es kam vor, daß man dem Hammerwerksbesitzer die Anlegung von Schlägen völlig überließ und sich mit der Meldung begnügte, wie viel Klaftern sie bezogen hätten. Da trotz des Verbrauches der Hämmer und Hütten, trotz der Pottaschensiederei und Teerschwelerei im Lande nicht genug Holz zu verwerten war, so wurden dem fernen Niederlande, wo schon hier und da, weil die Bauern ihre Holzgelänge zu stark angegriffen hatten, Holzmangel herrschte, viele Tausende von Klaftern zugeflößt. Für den Wiederanbau kahlabgetriebener Flächen geschah nichts, höchstens ließ man etliche Samenbäume stehen. Die mittelwüchsigen Fichten wurden von den Harzscharrern, welche die Nutzung um einen Spottpreis in Pacht hatten, schwer angegriffen; oft sah man Fichten, die sich aus acht bis zehn mannslangen Anrissen verbluteten und dadurch verkümmerten, wie die von Hirschen geschälten Bäume der Tiergärten. Zu all diesen Beeinträchtigungen des Forstes kamen unheilvolle Naturereignisse, gewaltige Windbrüche und Waldbrände.

Da mußte endlich auch den blödesten Augen deutlich werden, was Fernsichtige schon lange geahnt hatten: der Forst war überhauen.

An die Stelle des dichten Hochwaldes, der einst alle Berge bekleidete, waren an vielen Orten klägliche Scharten und Blößen getreten, und man mußte hier und da Mittelhölzer angreifen, um die Flöße zu beschicken. Die Wildbahn war gut, der Forst schlecht bestellt. Oberflächliche Vermessungen und Besichtigungen durch fremde Forstleute, welche durch die Oberbehörde veranlaßt wurden, bestätigten nur, was vielen Laien schon lange geahnt hatte.

Aber trotz der traurigen Gewißheit der Waldverwüstung gelangte man nur sehr allmählich zu einer sparsamen, geregelten Wirtschaft. Mit nichts lernt einmal der Mensch so schwer haushalten, wie mit einem Lotteriegewinn und einem Walde. Selbst der geizige Bauer, der sich seinen Kindern zuliebe keinen Trunk Bier gönnt, kann sich schwer entschließen, seinen Nachkommen Waldbäume aufzusparen. Als Helfer in der Not entstand eine junge Wissenschaft, ein Kind der bösen Zeit, das eine bessere herbeizuführen bestimmt war. Nach den unbeholfenen Versuchen, welche Flemming, Beckmann, Oettelt und andere für Abschätzung und nachhaltige Bewirtschaftung der Forsten gemacht, schufen Burgsdorff, Hartig und Cotta — lauter Forstleute, welche beim Dienste von untenauf den Wald kennen gelernt und lieb gewonnen hatten, — die Forstwirtschaftslehre, eine Wissenschaft, die mehr als irgend eine andere eine rein deutsche Schöpfung ist.

Das Bedürfnis und Streben nach Verbesserungen der Forstwirtschaft lag, wie jeder große in einem Zeitalter keimende Gedanke, gleichsam in der Luft; selbst ohne Aufgabe von obenher fingen wackere Förster an, Heilungsversuche zu machen. Mit der Anpflanzung von Blößen ging in dieser Gegend ein Nachbarforst voran. In unserm Revier legte ein tüchtiger Förster von ungewöhnlicher Bildung den Grund zur bessern Wirtschaft. Er war noch ein Weidmann der alten Schule, der einen Lehrling unbarmherzig ohrfeigte, wenn er gegen Weidmannssprache und -Sitte verstieß; einen Knaben, der beim Beerensammeln jauchzte, einen Fuhrmann, der im Walde klatschte, einen Jäger, der bloß zur Übung im Walde schoß, strafte er eigenhändig wegen der Störung der Wildbahn ab. Aber neben der Jagd, die annoch reich bestellt war (er erzählte von Rudeln von siebzig Hirschen, die er in seiner Jugend beisammen gesehen), lag ihm die grüne Welt am Herzen. Er folgte seinem Nachbar in der Auspflanzung von Blößen und führte, zuerst unter seinen Berufsgenossen der Heimat, im Jahre 1780 eine regelrechte Saat aus, deren Stätte noch heute den Fremden gezeigt wird.*) Im Anfang des neuen Jahrhunderts

*) Es war der Förster Röhm von Katzhütte; sein Nachbar war der Förster Kämpf von Neuhaus, der um 1770 mit der Auspflanzung der Blößen begann.

maß und schätzte er aus eigenem Antrieb seinen Forst. Mit edler Uneigennützigkeit (er starb ohne Vermögen zu hinterlassen) widersetzte er sich übermäßigen Angriffen der Bestände. „Ich bin Förster, und das geschieht nicht!“ so rief er entrüstet aus.

Als eine streng geregelte, auf sichere Nachhaltigkeit zielende Forstwirtschaft durch allgemeine Maßregeln für alle Reviere des Landes eingeführt wurde, fand mancher alte Herr, der seine Schule im vorigen Zeitalter gemacht, die Neuerung, wenn nicht unnötig, doch lästig. Sonst war man nicht mit viel Schreibereien und Zahlenwerk geplagt gewesen, jetzt galt es Betriebspläne durchzudenken, Berichte zu entwerfen, Rechnungen zu führen. Das wurde einzelnen, die lieber die Büchse als die Feder führten, weidlich sauer. Ein Veteran öffnete, wenn er einen Bericht abfaßte, stets das Fenster neben sich, um nicht zu sehr in die Hitze zu geraten; mit der immer wechselnden Orthographie, die er noch stärker haßte als die neuen französischen Moden, fand er sich dahin ab, daß er da, wo harte und weiche Laute in Frage kamen, stets gemischte Doppelbuchstaben schrieb, da mochte sich jeder Leser wählen, was ihm am besten däuchte.

Weit schwerer als die Förster gewöhnten sich die Dorfbewohner an die neue Ordnung. Die Ansicht, daß der Wald unerschöpflich sei und daß es im Forste nach altem Brauch nicht so genau genommen werden dürfe, war allgemeiner Glaube geworden. Nun sollten Triftrechte und Waldnutzungen jeder Art streng geregelt und überwacht werden, die Holzpreise stiegen und man konnte nicht einmal für sein schweres Geld so viel beziehen, als wie man wünschte. War das nicht ein schreckliches Jetzt im Vergleich mit dem reichen Sonst? So kam es, daß die Amtleute an den Forststraftagen vollauf mit Frevlern zu thun hatten und daß zu der Zeit, wo sich hier und da auf kurze Zeit alle gesetzlichen Bande zu lösen schienen,*) verbrecherische Angriffe auf die Forsten und ihre Hüter stattfanden.

Indes schienen nunmehr die Verständigen sich von der Notwendigkeit der neuen haushältigen Einrichtung überzeugt zu haben. Die **Forstfrevel** haben sich — wohl zum großen Teil durch das rasche mündliche Gerichtsverfahren — so bedeutend gemindert, daß wir, wenn diese erfreuliche Thatsache ebenso von andern Feldern des Rechtslebens gälte, mit Stolz auf unser Zeitalter blicken dürften. Die Waldungen sind in der trefflichen Pflege gebildeter Männer, von denen viele ihren Beruf mit wahrer Begeisterung üben; die Wildbahn freilich ist bis auf geringe Reste zusammengeschwunden, aber der Forst gedeiht auf das beste, so daß wir, trotz der außerordentlich vermehrten Zahl derer, die Holz begehren, bei weiser Sparsamkeit hoffen dürfen, den

*) Anspielung auf die Vergangenheit des Jahres 1848.

Nachkommen ihr eisernes Kapital unversehrt, ja verstärkt zu hinterlassen.

Und dieses tröstliche Bewußtsein entschädigt für manchen Wegfall, den der Liebhaber alter „Waldromantik“ im heutigen Forste vermißt. Wer die urtümliche wilde Natur des Waldes anschauen will, muß jetzt freilich wenigstens bis zu den Karpathen reisen; wer sich aber am freundlichen Verkehr mit einem schauerlosen Walde begnügt und seine Freude daran hat, zu erkunden, wie der Mensch gelernt hat, „das höchste Geschenk, das die Götter dem Menschen verliehen“ (so bezeichnet Plinius den Wald), dankbar zu bewahren und weise zu verwerten, der findet in jedem deutschen Forste Gelegenheit zu erquicklichen Anschauungen und, falls er das Glück hat, einen mitteilsamen Forstwirt zu treffen, reichen Stoff zu genußreichem Lernen.

Besucht man ein Revier im tiefen Winter, so trifft man wahrscheinlich den Förster daheim mit Plänen und Rechnungen beschäftigt. Gern zeigt er uns die Karte seines Forstes, auf der die Bestände nach ihren Altersklassen wie kleine Provinzen abgeteilt sind, und erklärt, wie nur aus der genauen Vermessung und Schätzung des Waldes ein ordentlicher Betriebsplan abgeleitet werden konnte. Für den gesamten Forst ist ein hundertjähriger Betrieb angeordnet. Deshalb ist der Baumvorrat in fünf Perioden verteilt, deren Flächen und Erträge möglichst unter sich übereinstimmen, so daß für jeden dieser Zeiträume ziemlich gleich viel Bäume der einzelnen Altersklassen vorhanden sind. Aus einer solchen Periode darf jedes Jahr nur eine bestimmte Holzmasse geschlagen werden, deren Betrag sich aus der Fläche und dem mittleren Jahreszuwachs auf dem Acker bestimmen läßt. Unser Gastfreund ist kein Liebhaber großer Schläge, obgleich sie für die Beaufsichtigung und Abräumung manchen Vorteil bieten. Er entnimmt die jährlich fällige Holzmenge lieber an verschiedenen Orten der Periode, wobei die grüne Hülle der Berge nicht so große Lücken bekommt. Wir hören, wie er mit dem Zuwuchse seines Forstes zufrieden ist, wie er es ohne Benachteiligung des Haushaltes bestreiten kann, die armen Bewohner der eingeforsteten Dörfer mit Reisigstreu und mit unentgeltlich zu sammelndem Leseholz zu versorgen, wovon eine Familie durchschnittlich über vier Klaftern einträgt. Nicht ohne einiges Zögern gesteht er, daß die Jagdnutzung, die noch vor hundert Jahren hier und da als Hauptertrag der Forsten galt, selbst in seinem Reviere, das einen verhältnismäßig guten Wildstand besitzt, höchstens $^1/_{500}$ des Wertes der Holznutzung betrage. Dann zeigt er uns, wie der wohl überdachte Wirtschaftsplan leider gar oft durch Schneedruck, Windbrüche und andere Ereignisse gebeugt wird und umgestaltet werden muß.

Gern begleitet uns der Förster auf einem Ausflug in den Forst,

soweit die Schneekruste hart genug ist, um uns zu tragen. Wir besuchen Bestände, die vom Winter schwer gelitten haben. Die überglasten Fichtenwipfel, die auf dem Pfade umherliegen, hat ein Nordwestwind abgeknickt, als sie vom Ost mit krystallenem Rauhreif überzogen waren; in dieser jungen Pflanzung erliegen Hunderte von jungen Bäumchen dem Drucke der Schneemassen, die sich lawinenartig darauf gehäuft haben. Da wird im Frühjahr manche lückenhafte Reihe zu ergänzen sein. In der Nähe des Floßbaches treffen wir Holzhauer, welche den mit Scheiten schwer beladenen Schlitten geschickt den Berghang hinablenken und seine Last dort absetzen, von wo sie im Frühjahr zu den holzbedürftigen Bewohnern des Niederlandes schwimmen soll. An der sonnigen Wand eines milden Vorberges sehen wir einzelne Arbeiter beim Baumfällen und belauschen das Reh, das nahe an den sägenden Männern die Knospen einer umgestürzten Buche knuspert.

Rechtes Leben erwacht im Gebirgsforst erst dann, wenn die Misteldrossel zu flöten anfängt, wenn der schmelzende Schnee die Bäche und Sammelteiche schwellt, und wenn die trübe Flut die glasigen Zieraten der Wasserfälle wie unnützen Tand hinwegfegt. Dann beginnt die Flöße. Die besteht im Gebirge nicht, wie auf dem Flusse des sanften Thales, aus ruhig dahinschwimmenden Häringsschwärmen von Scheiten; hier hetzen und poltern die Schwimmer hastig und wild im felsigen Bette des Gebirgsbaches hinab, der durch die Vorräte des Sammelteiches mächtig verstärkt ist; manches Holzstück prallt in kühnem Lachssprunge wieder in die Höhe und schnellt an die Ufer. Mehr als hundert Menschen sind beschäftigt, Scheite in den Bach zu werfen und die strandenden durch Stöße mit Stangen und Haken flott zu machen. Das Brausen des Baches, das Poltern der springenden Scheite, das Rufen und Jauchzen der in allerlei kühnen Stellungen auf Felsblöcken und Uferrändern aufgestellten Menschen macht die Gebirgsflöße zu einem unvergeßlichen Schauspiele.

Wenn der Frühling weitere Fortschritte macht, die Wiesen zu grünen anfangen und die Lärchenbäume ausschlagen, beginnt die lustigste Forstarbeit, die einzige, an der Mädchen und Frauen teilnehmen, das Pflanzen. Mehr als hundert Menschen vom Knaben- bis zum Greisenalter sind beschäftigt, die zarten, dem Beet entnommenen Pflänzchen an die Standorte zu versetzen, an denen einzelne zu riesiger Höhe erwachsen, weit zahlreichere Mengen dagegen durch Käferfraß oder Krankheit in früher Jugend oder im mittleren Alter durch die rücksichtslose Mitwerbung ihrer Nachbarn eingehen werden. Die Bäume, an deren Stätte diese Pflanzen treten, haben das Jahr 1789 und die folgenden inhaltschweren Jahre durchgemacht; was werden diese Neulinge in den nächsten drei Menschenaltern erleben?

Beim Pflanzen eines Baumes wird man solche Zukunftsgedanken nicht los. Möge ihre Ernte durch so fröhliche Menschen besorgt werden, wie heute ihre Versetzung! Häufig erschallt aus den regen Gruppen der Pflanzleute helles Lachen über einen glücklichen Spaß, bald stimmt eine frische Kehle eine Weise an, in die viele Sänger einfallen; selbst der grauköpfige Holzhauer brummt das Lied mit, das er als Knabe von seiner Mutter gelernt hat. Kommt die Mittagsstunde, so drängt sich alles zum Feuer, das ein vorsorglicher Alter aus einem langen Walle von Reisig und Spänen geschürt hat. In Hunderten von Töpfchen siedet und brodelt das schlichte Mittagsgericht, an dem sich die Arbeiter laben wollen. Der Förster erklärt uns indessen die Gründe, warum er seine Pflanzungen in Reihen von diesen Entfernungen anlegt, er erzählt die Streitigkeiten der „Lichtfreunde und Dunkelmänner“ über weites und dichtes Pflanzen und zeigt, welche Rücksichten auf die Örtlichkeit zu nehmen sind. Dann führt er uns zu früheren Kulturen, deren buschige Stämmchen schon ihren Bodenraum beschatten und dadurch das sie umringende üppige Unkraut vernichten, hierauf zu dichten Reihen schlanker Pflanzen, zwischen denen schon die Herden weiden dürfen, weiter zu kranken, vom Rüsselkäfer benagten Fichtenpflanzen, dann zum jungen Dickicht, in dem schon durch den Schatten der jungen Kronen die untersten Äste der Stämmchen abzusterben beginnen und endlich in ein Stangenholz, das in diesem Jahre zum erstenmale durchforstet werden soll. Wir beschauen dabei eine wahre Stufenleiter der Baumalter, ein ergreifendes Abbild des Menschenlebens.

Etwas später im Frühling wird das Säen vorgenommen. Tannensamen und Bucheln sind schon im Herbst in die Beete eingebettet worden, wo sie unter dem Schatten alter Bäume heranwachsen sollen. Heute beaugenscheinigen wir die Aussaat von Fichten und Kiefern und von verschiedenen Laubbäumen, die ein schönheitssinniger Forstmann, wenn ihm auch nicht vergönnt ist, große gemischte Bestände zu erziehen, wenigstens an den Säumen des dunkeln Nadelholzwaldes als Schmuckbesatz anpflanzt.

Rückt das Frühjahr höher an den Bergen empor (leider wird es oft vom Norstostwind und von Schneeschauern wieder zurückgetrieben), so mehren sich die Geschäfte des Försters im Walde von Tag zu Tag. Die Bewohner der Gebirgsdörfer, deren Fluren klein und ärmlich sind, könnten schwerlich bestehen, wenn ihnen nicht der Forst als Wiese diente. Hier weiden ihre Herden vom Mai bis September, hier rupfen und mähen sich die armen Frauen Winterfutter für ihr Melkvieh. Nun verlangen die Hirten, daß ihnen der Förster Triftplätze anweise. Da gilt es gemessene Erlaubnis erteilen und strenge Aufsicht führen, damit nicht junge Bestände leiden. Von nun an sehen wir jeden Morgen große Herden brauner, rehartig schlanker

Kühe und mutwilliger Ziegen bergan ziehen und hören ihre harmonischen Glocken und Schellen im Walde widerhallen.

Spätestens im Mai ersuchen die Köhler den Förster um Anweisung von Meilerstätten und von Bauholz zu ihren wetterfesten Blockhütten, in denen sie sechs Monate lang hausen wollen. Sie bedürfen eines windstillen Ortes in der Nähe einer Quelle und erhalten meist einen so schönen aussichtreichen Bauplatz, daß man gern mit ihnen siedeln möchte. Zur Verkohlung erhalten sie gegenwärtig meist nur geringe Hölzer, welche tief in den Hinterbergen liegen, so daß sie als Scheite und Stöcke nur schwierig abzufahren wären.

Gegen Ende des Mai beziehen auch die Harzscharrer ihr Arbeitsfeld. Diese Nomaden des Forstes wandern obdachlos umher, um Fichten anzuritzen und den erstarrten balsamischen Saft in Rindengefäße zu sammeln. Die Nächte verbringen sie im Freien, indem sie sich in ein Dickicht verkriechen; nur am Sonnabend besuchen sie ihr Dorf und schlafen einmal auf weicherem Lager, als ihnen sonst das Waldmoos bietet. Der Förster hat sorgsam zu überwachen, daß sie nur solche Fichten anreißen, die bald zum Abtriebe kommen sollen, und daß sie keinen Stamm durch zu viele und zu tiefe „Lachen" verwunden. Wir freuen uns, vom Förster zu erfahren, daß diese und andere Vasallen des Waldes sich höchst selten einer Übertretung der Forstpolizei-Gesetze schuldig machen.

Weit öfter als die Köhler und Harzscharrer besucht der Förster die eigentlichsten Ernteleute des Waldes, die Holzhauer. Im Frühjahr stellt er ältere erfahrene Männer zur Durchforstung an, damit sie aus den dichten Stangenhölzern, deren Boden nie von einem Sonnenstrahle getroffen wird, die überzähligen Stämmchen ausmerzen, um durch Beseitigung der Schwächlinge den kräftiger wachsenden Fichten größeren Spielraum zu gewähren. Eine schwerere Arbeit haben die anderen Holzhauer, denen das Fällen der vollwüchsigen Bäume übertragen ist. Vom Morgendämmern bis zum Grauen der Nacht handhaben sie die wuchtige Axt und die kreischende Säge, um am Sonnabend in ihren Arbeitsbüchern eine wackere Anzahl von Klaftern eintragen zu können. Aber so sauer ihr Geschäft ist, wir müssen ihnen recht geben, wenn sie es dem Leben in dumpfen Stuben der Hütten oder in dunstigen Fabrikräumen vorziehen. Reine Gebirgsluft, vom Hauche des Harzwaldes und der Erdbeeren durchduftet, köstliches Quellwasser, ein stetes liebliches Konzert von Drosseln und Baumlerchen, ein erquickliches Ruhestündchen zu mittag, eine leidlich wetterfeste Schlafhütte unter einem Rindenzelt und wöchentlich zwei Besuche des Heimatdorfes, wo ihn die kleinen Bequemlichkeiten seiner Hütte doppelt anmuten, dabei ein zwar nicht ansehnlicher, aber auch fast ununterbrochener Verdienst — dies sind die Lichtseiten seines

Berufes, die uns der heitere Holzhauer aufzählt, während er sein bescheidenes Mittagsmahl bereitet, welches Tag für Tag aus einfacher Suppe, Kartoffeln oder Mehlbrei besteht. Im Juli ist gewöhnlich die größere Hälfte des Jahreswerkes vollbracht, die Stämme liegen als Blöcke darnieder, Wipfel und Äste sind in regelmäßigen Klaftern aufgespeichert, der Förster hat die vorhandenen Holzvorräte mit dem Waldhammer gestempelt und numeriert. Nun schreiten die Holzhauer zu der mühseligsten Arbeit ihres Berufes, welche ihre Voreltern noch nicht geübt haben. Sonst, wo Brennholz in Überfülle vorhanden war, ließ man die Stummel der abgesägten Stämme samt ihren Wurzeln unbenutzt verwesen. Noch ragen in vielen jungen Beständen die halbvermoderten Stumpfe alter Stämme, in deren lockerer Baumerde junge Fichtenpflanzen üppig erwachsen. Jetzt werden die brennstoffreichen Stöcke sorgsam ausgegraben und zerkleinert. Das ist eine Arbeit, deren Mühseligkeit zum Sprichwort geworden ist. Weniger bekannt ist aber, daß sie auch viel Überlegung und feinen Schick erfordert. Nur ein Arbeiter, der sich in die wunderlich knorrige Verästelung der Wurzeln verschiedener Baumarten einstudiert hat, vermag rasch und wirksam einem Stocke beizukommen.

Zur Zeit der Weinlese findet im Forste, wenn die Bäume nicht ein ganz unfruchtbares Vorjahr hatten, die Samenernte statt. Dies ist eine so gefährliche Arbeit, daß es dem Neulingszuschauer dabei fast mehr graut, als wenn er den Schieferdecker einen Turm erklettern sieht. Der Kustelsteiger (meist ein im Klettern besonders gewandter Holzhauer) erklimmt auf einer rohen Waldleiter, die aus einem an Aststummeln reichen Stämmchen besteht, die Krone der Nadelbäume und pflückt die an den schwankenden Zweigen sitzenden Zapfen ab. Manche Tannenzapfen kann er nur dadurch erlangen, daß er sie mit einem Säbel abhaut und durch seine Knaben auflammeln läßt. Ist ein Samenbaum abgeleert und ein anderer in der Nähe, so nimmt sich der Kustelsteiger nicht die Zeit, herab- und wieder hinaufzuklettern; er setzt den Wipfel, an dem er sich anklammert, so lange in pendelartige Schwingungen, bis dieser dem Nachbarwipfel nahe kommt und erfaßt denselben mit einer Kühnheit, die dem Zuschauer das Haar sträubt, um sich darauf überzusiedeln. Die gesammelten Zapfen werden in einer geheizten Stube getrocknet und durch Schütteln in einem Rade von den geflügelten Samen befreit.

Mit dem Oktober sind die hauptsächlichsten Geschäfte des Försters im Walde beendigt. Er weist noch die Stellen an, wo die grünen Fichten- und Tannenäste abzuschneiden sind, welche die armen Dörfler begehren, um ihre Hütten mit einem warmhaltenden Wintermantel zu verhüllen und durchschreitet den Forst nach allen Richtungen, um die Leseholzsammler zu überwachen, die durch die Nähe des holz-

fressenden Winters zu Übergriffen verleitet werden könnten. Gewöhnlich bekleidet sich schon in diesem Monate der Gebirgsforst mit seinem Schneegewande.

Nun ist der jährliche Kreislauf der Forstgeschäfte vollendet, der den Förster auf Hunderten von Gängen durch alle Teile seines Reviers geführt hat. Dabei lernt er seine Wälder gründlich kennen, er findet sich in finstrer Nacht auf den unwegsamsten Steigen zurecht, er ist nicht bloß mit den Felszinnen und den durch Alter oder sonderbare Bildung ausgezeichneten Bäumen vertraut, er hat auch von jeder Pflanzung, von jeder Altersklasse seiner Bestände so treue und genaue Anschauungen gewonnen, daß er beim Vorüberschreiten im Nu erkennt, wenn sich durch Naturereignisse oder durch Frevel etwas verändert hat.

Natürlich ist unser Förster zugleich Weidmann. Er geht im Frühjahr auf den Schnepfenstrich und auf die Balz der Auer- und Birkhähne, er pirscht im Sommer und Herbst den Rehbock und verfolgt im Winter die eingeschneiten Hasen und Füchse. Aber die Jagd ist ihm nicht Lebensaufgabe, sondern nur gelegentliche Erholung, wie wenn ein Gärtner nebenher Schmetterlinge für seine Sammlung fängt.

Das Dichten und Trachten eines echten Försters ist auf den Forst gerichtet, dessen Schätze er zu erhalten und zu mehren sucht, ohne daß ihn die Aussicht auf Gewinn leitet. Denn er ist zum Verwalter eines Gutes bestellt, an dessen Erträgen er keinen Anteil hat. Was den Wald beeinträchtigt, seien es schädliche Tiere, Vogelsteller oder Holzfrevler, verfolgt er mit unnachsichtiger Strenge und fürchtet nicht den Ruf eines rauhen und harten Beamten, wenn es das Wohl seiner Bäume gilt. Mit Eifer erkundet er aus Zeitschriften und aus den Verhandlungen der forstlichen Vereine, welche ihn zu seiner Freude öfter mit Gesinnungsgenossen im grünen Rock zusammenführen, wie man es in anderen Gegenden treibt, und sucht das, was für die Verhältnisse seines Revieres paßt, zu verwerten.

Aber so innig er seine Bäume liebt, er ist kein geiziger Liebhaber, der seine Pflanzen nur deshalb erzieht, um sich an ihrem Wachstum zu erfreuen und auf die Erfolge seiner Pflanzen stolz zu thun. Der Wald ist ihm ein Nutzgarten, der seine Eingeforsteten mit Nahrung, Wohnung und Heizung versorgen soll.

Zunächst liegen ihm seine Waldarbeiter, die Vasallen des Forstes, am Herzen. Es ist keine leichte Aufgabe, die Forstarbeiten so zu verteilen, daß all die arbeitslustigen Männer (der ständigen Holzhauer hat er allein gegen achtzig im Revier) keine erzwungenen Feiertage haben, und durch Gedinglöhne zu bewirken, daß der Fleißige den gebührenden Verdienst erhalte. Oft beschäftigt ein Förster beim Pflanzen und Säen und bei Wegbauten mehrere Hundert Menschen. Nur selten, und zwar dann, wenn die Fabriken außerordentlich gut

gehen, fehlt es an Arbeitern und müssen aus der Nachbarschaft Gehilfen bezogen werden; meistens ist das Angebot stärker als der Bedarf. In Jahren der Geschäftsstockung erscheinen fast täglich Arbeitsuchende in der Forstei. Wenn es irgend möglich ist, gewährt der Förster solche Gesuche und nimmt, soweit es das Budget erlaubt, Arbeiten vor, die sonst wohl noch jahrelang verschoben worden wären; aber zuweilen kommt er auch in die traurige Notwendigkeit, zu vertrösten oder abzuweisen.

Dem Laien, der zum erstenmal in einem der gastfreundlichen Forsthäuser weilt, erscheint der Förster wie ein Kaufmann, den die Kunden derart bestürmen, daß er nicht alle befriedigen kann. Allstündlich klopft jemand, der ein Anliegen hat. Der eine möchte Reisigstreu haben, der andere Stockholz, der Holzarbeiter bittet um gutspaltiges Werkholz, ein vierter will Zaunpfähle, ein anderer Hopfenstangen, und jeder ist des Gewünschten so bedürftig, daß er kaum die Zeit bis zum Tage der Abpostung erwarten kann. Der Herr Förster wird gebeten und gedrängt von allen Seiten. Da erscheint es oft schwer, in kühler Ruhe den Haushaltungsplan im Auge zu behalten und das in einem Jahre zu Veräußernde nach Billigkeit zu verteilen. Erleichtert wird die oft undankbare Aufgabe durch die gesetzlichen Einrichtungen, daß für den Bezug gewisser Erzeugnisse ein Schein der Ortsbehörde erfordert wird, der das Bedürfnis erhärtet. Aber in den meisten Fällen würde der Förster, der sich durch jahrelange Amtsverwaltung mit den Verhältnissen fast aller Eingeforsteten vertraut gemacht hat, einen solchen Nachweis gar nicht bedürfen. Im Frühling postet er die Bau- und Werkhölzer ab; die Sägemüller erhalten im Juli und August ihren bestimmten Satz, nachdem die Schwefelholz-, Schindel-, Schachtel- und Kistenmacher nach Kräften versorgt sind; im August werden die Brennhölzer an die Gemeinden, später an die Eisenhämmer und Fabriken verteilt. Die Armen dürfen manche Walderzeugnisse unentgeltlich oder zu ermäßigten Preisen beziehen. Im Sommer sammeln fröhliche Kinder Körbe voll Beeren, die als Zukost und Handelsware dienen, im Herbste tragen sie Pilze ein, die leckere und nahrhafte Speisen geben.

So ist denn unser Forst ein Arbeitgeber und Versorger von mehreren Tausend Menschen und der Förster der Gegenwart stellt den getreuen Haushalter dar über all die Schätze, welche die gütige Natur den Bewohnern des rauhen Gebirgslandes zugeteilt hat. Das ist gewiß eine so edle, würdevolle Stellung, daß sie den heutigen Forstwirt für manchen Wegfall alter Waldromantik entschädigt. Sonst war der Förster ein rauher Jäger, dessen Wirken nicht viel höher stand als das eines kupferbraunen Elk- und Büffeljägers; jetzt stellt der Förster einen Baumpfleger und Schatzverwalter dar, der eine

milde Stiftung der Natur zum Frommen der Gesellschaft wahrt und verwaltet, so daß ihre Zinsen in jeder ferneren Zukunft wie heute den Bedürftigen zu gute kommen.

Die Stellung des Försters, dessen Leben im frischen grünen Walde und im Verkehr mit schlichten, offenherzigen Menschen manchen beneidenswerten Reiz hat, ist indessen nicht ohne Schattenseite. Vielleicht die dunkelste Stelle derselben ist die, daß die große Menge den Wert des Waldes und die Notwendigkeit des strengen Forst-Haushaltes nicht erkennt. Zur Verbreitung gesunder volkswirtschaftlicher Kenntnisse beizutragen, ist aber nicht Aufgabe bloß der Schriftsteller und Lehrer, sondern aller Gebildeten des Volkes. Und fürwahr, kennten viele das Leben und Walten der Forstleute der Gegenwart näher aus eigener Anschauung, so würde es nirgends an Freiwilligen mangeln, die sich angelegen sein ließen, jung und alt zur Wertschätzung und Schonung der Wälder zu erziehen.

Das wäre gewiß einer der schönsten Vorzüge, die wir der Gegenwart im Vergleich mit der Vergangenheit nachrühmen könnten, wenn wir sagen dürften: Bei uns ist der Forst, den uns die Voreltern vermacht, dessen Nutzen wir alle genießen, den wir der Nachwelt als ungeschmälertes Erbe hinterlassen sollen, ein Heiligtum, über das die Volkssitte ihre schirmende Hand breitet! Sobald wir das sagen dürfen, dann hat der Forst seine gute neue Zeit.

Weltgeschichte im Dorfe.

(1861.)

„O wie manche feine Geschichten und Sprüche sollten wir itzt haben, die in deutschen Landen geschehen und gegangen sind, der wir itzt gar keins wissen; das macht, niemand ist da gewesen, der sie beschrieben, oder ob sie schon beschrieben gewesen, niemand die Bücher behalten hat."

Diese Worte Luthers gelten besonders von den deutschen Dörfern. Einige bedeutungslose Nachrichten von Mißwachs, Wasserflut, Feuersnot, Seuchen und Kriegsleiden, Nachrichten der Art, wie man sie in Turmknöpfen aufbewahrt, sind für viele ländliche Orte die einzigen Erinnerungen der Vorzeit; dagegen ist meist alle nähere Kunde erloschen von den Aussprüchen und Thaten der Männer, die sich unter ihren Zeitgenossen hervorgethan; verschollen sind die genaueren Nachrichten über die Fortschritte des Feldbaues und mit Nacht verhüllt ist die Geschichte des Gemeindelebens, das doch, durch tausend Adern und Nerven mit dem großen Ganzen verbunden, ein kleines Abbild des Vaterlandes darstellt.

Diese Geschichtlosigkeit der Dörfer ist bitter zu beklagen nicht bloß für die Wissenschaft, welche dadurch manche für die Sittengeschichte wertvollen Thatsachen einbüßte, sondern auch, und zwar am allermeisten, für die Bauern selber, die nun der erhebenden oder betrübenden, immer aber lehrreichen Kunde der Vorzeit entbehren und deshalb in dumpfer Abgeschiedenheit von Vaterland und Menschheit dahinleben.

Freilich haben wenige Bauernschaften durch Heldenruhm verklärte Ahnen wie die Friesen, Dithmarschen und Schweizer; aber einen bescheidenen Anteil an der weltgeschichtlichen Arbeit, welche dem erhabenen Ziele edlen Menschentumes nachstrebt, hat ein jedes Dörflein, wenn nicht durch große Thaten, doch durch zähes Dulden auf sich genommen, und dieses Verdienst der Vorfahren sollten die Nachkommen kennen und beherzigen.

Wie schön und förderlich wäre es doch, wenn am Feierabend unter der Linde sitzende Greise dem jungen Volk erzählten von der alten Zeit, die sie mit eigenen Augen geschaut oder aus den Berichten ihrer Väter kennen; wenn der Lehrer und der Geistliche beim Flurzug und bei der Kirchweih im Freien an historischen Stätten

Kunde gäben von den Ereignissen, die sich an jene knüpfen und dabei auf die Fäden hinwiesen, durch welche diese dörflichen Vorfälle mit den Geschicken des Vaterlandes zusammenhängen! Und solche historische Stätten bietet fast jede Flur, sei es nun ein Hünengrab oder ein Opferplatz, eine Thingstätte, die noch durch ihren Flurnamen meldet, daß hier freie Männer getagt, eine Ritterburg oder ein Schwedenkreuz am Feldraine, oder auch nur ein Halseisen an der Dorflinde.

Die folgende Geschichte eines Dorfes,*) die nach glaubwürdigen Zeugnissen, unter anderem nach den Aufzeichnungen eines bäuerlichen Geschlechtes, das wegen seiner Schriftkundigkeit den Hausnamen „Studentens“ erworben hat, Wahrheit ohne Dichtung berichtet, ist freilich nicht eine „feine“ im Sinne Luthers zu nennen. Es treten in ihr nicht bedeutende Menschen hervor, die „Sonderliches geredet oder gethan haben“ und die Schicksale des Dorfes sind im wesentlichen dieselben, wie sie viele andere Dörfer erfuhren, welche lange Zeit, und nicht ohne einige Verkümmerung zu erleiden, die Puppenhülse des Mittelalters getragen haben.

Aber trotz ihres Mangels an Außerordentlichem ist die Geschichte dieses Dorfes der Beachtung nicht unwert. Sie giebt ein anschauliches Bild früherer Zustände, die manchem Jetztlebenden nicht zur Anschauung gekommen sind; sie erklärt und entschuldigt manchen Charakterzug der deutschen Bauern, der einem ihrer Geschichte Unkundigen rätselhaft erscheint; sie stärkt und festigt die tröstliche Hoffnung, daß die deutsche Geschichte trotz aller zeitweiligen Stillstände und Rückschritte doch ein stetes Vorwärtsdringen zum Besseren ist. —

Unser Dorf liegt abseits von den Landstraßen auf einem hohen breiten Bergrücken, aber im flachen Ursprung eines Thales versteckt. Am oberen Ende des Ortes beschattet eine alte Linde das bescheidene Kirchlein; am unteren Ende ragt zwischen Pappeln und Kastanienbäumen ein Junkerhof mit steilen, geschweiften Giebeln und malerischen Treppentürmen, welcher auf den stolzen Titel eines Schlosses Anspruch macht. Zwischen diesen Grenzpunkten liegen die Häuser und Hütten des Dörfleins, fast verhüllt von den Obstbäumen der Grasgärten. Es wohnen im Orte die Besitzer von zwölf unteilbaren Gütern, welche darauf halten, Anspänner betitelt zu werden, einige Hintersassen und zehn Kleinhäusler, die sich als Handwerker und Taglöhner nähren.

---

*) Gemeint ist das südlich von Saalfeld auf hohem Bergrücken gelegene schwarzburgische Dörfchen Eyba, wo ein Schwager Sigismunds Pfarrer war. (Vgl. über Eyba Landeskunde II, S. 210). Wegen der herrlichen Aussicht, die sich oberhalb des Dorfes nach verschiedenen Richtungen eröffnet, verdient das idyllisch gelegene Eyba mehr als bisher von Wanderern besucht zu werden.

Den Liebhaber der „ständischen Gliederung“ mag es erfreuen zu hören, daß in der Gemeinde erst drei Hintersäßler oder fünf Häusler zusammen die Lasten und Rechte eines Anspänners haben und daß diese ärmeren Dörfler Sonntags der Reihe nach die Orgelbälge in Bewegung setzen müssen. Die Wohnungen und Gehöfte sind in gutem Stande, manche Häuser tragen sogar ein schmuckes Ansehen. Reiche Bauern sind aber hier nicht zu finden. Die Flur ist klein, ihr steiniger Boden wenig ergiebig, das Klima rauh und das Folgende wird lehren, wie wenig die Gemeinde von den Einflüssen begünstigt worden ist, welche als die Witterung der Weltgeschichte bezeichnet werden kann. Auch die wohlhabendsten Anspänner besitzen nur gerade genug, um schlicht und recht zu leben; nie hat einer ihrer Söhne gewagt, über die Lebenskreise seiner Vorfahren hinauszustreben, auch „Studentens“ haben nie einen Sohn studieren lassen. Aber es ist auch noch kein Dorfgenoß nach Amerika ausgewandert, denn bei rührigem Fleiß und großer Genügsamkeit gelingt es jedem, sich redlich zu nähren. Und dieses schöne Zeugnis darf man weitaus den meisten ausstellen.

Aber ein Musterort voll liebenswürdiger, kindlicher Menschen, wie die otahitischen Dörfchen vor dem Eindringen der „Civilisation“ gewesen sein sollen, oder ein durch Bemühung des Gutsherrn oder des wunderbar einflußreichen Lehrers zu einem Mildheim oder einem Goldmacherdörfchen*) umgezauberter Ort ist unser Dorf keineswegs. Auch ein ruhiger Beurteiler, der an die unvollkommene Menschennatur keine überschwenglichen Ansprüche macht und mit dem Dichter**) seufzend bekennt: „Untröstlich ist's noch allerwärts,“ auch ein solcher findet neben manchen löblichen Eigenschaften des deutschen Bauerncharakters dessen Schwächen und Mängel gerade hier greller hervortretend als an manchen Nachbarorten. Die Geschichte wird vieles begreifen und verzeihen lehren.

Zahlreiche Reste uralter Zeit leben hier in Glauben und Sitte mit staunenswerter Zähigkeit fort. Ein Freund des Volkstümlichen könnte ein Buch füllen mit urväterlichen abergläubischen Ansichten und seltsamen Gebräuchen. Man kann indes dem alten Volkstum von Herzen zugethan sein, man kann hohen Wert legen auf jedes schöne Erbteil der Vorväter, auf den Weihnachtsbaum, die Pfingstbirke und die Johannisblume, man kann sich sogar herzlich ergötzen an alten sinnlosen Kinderreimen und harmlosen Possen; hier lernt man doch eingestehen, daß unser Volk an vielen dieser Überlieferungen auch wahre Sklavenketten schleppt, die es vielfach hemmen und am

*) Zschokke, Das Goldmacherdorf.
**) Uhland: 18 Oktober 1816.

Rechten und Guten hindern. In diesem Dörflein hat ein Seelsorger, ein Lehrer und Arzt in der That einen unkrautreichen Boden zu bearbeiten. Hier sind nur zu viele schaurige Schatten der alten Nacht geblieben, die in allen unerklärlichen Vorgängen der Natur und Geschichte tückische, nur durch Zauber zu bannende Geister fürchten läßt. Es herrscht ein so trüber Aberglaube, daß eine reine, heitere Anschauung des Lebens, daß die Kunst, das arbeitsvolle Leben durch edle Erholung zu würzen, daß die frische Kraft, die sich mannhaft dem drohenden Ungemach entgegenstellt, nur schwer aufkommen kann. Die Weltanschauung mancher Dorfbewohner ist in der That eine fast so düstere wie die armer Polarbewohner, deren Gemüt von den Schrecken des langen Winters und der monatelangen Nacht mit Schauern umhüllt ist. Eine große Schuld an dem zähen Fortleben solcher Wahngespenster trägt gewiß der Krieg, aus dessen gräuelvollen Kämpfen die Glaubensfreiheit hervorgehen sollte; die Gemüter sind der Eindrücke von seinen Schrecken nie ganz ledig geworden.

Dagegen ist unser Ort arm an guten und heitern alten Liedern, sehr arm an erquicklichen Sagen aus der ritterlichen Zeit und noch ärmer an geschichtlichen Nachrichten aus dem Mittelalter. Keine Kunde ist geblieben von der Zeit, wo der Bauer als freier Mann seine Felder bebaute und auf dem Thing und beim Hegemahle tagte. Vielleicht sind diese rauhen Waldgegenden erst zu der Zeit besiedelt worden, wo in den meisten Gauen die Freien schon zu Adels-Unterthanen geworden waren. Keine Nachricht meldet, in welchem Jahre Luthers Lehre Eingang gefunden und ob Einwohner dieses Dorfes Anteil an den Kämpfen der „armen Leute" genommen, die als kettenbrechende Sklaven gegen Schlösser und Klöster anstürmten. Wie sonderbar, daß selbst in Nachbarsdörfern, deren Bewohner nach zuverlässigen Urkunden Münzers Ruf gefolgt und in schwere Buße verfallen waren, keine Spur einer Überlieferung aus jener Zeit erhalten blieb! Kaum läßt sich die öde Lücke im Volksgedächtnis anders erklären als durch den grauenvollen Krieg, der ganze Gemeinden hinwegmähte und die Überlebenden fast mehr verwildert hinterließ als die verödeten Fluren.

„Im Jahre 1630," so hebt eine Chronik unseres Ortes schaurig an, „wurde die große Wehklage*) gehört." Die gellende Stimme des unheilverkündenden Gespenstes weissagte furchtbare Nöte. Jahrzehnte lang, am unheilvollsten im Jahre 1640, wütete der schrecklichste aller Kriege in dieser Gegend. Mehrmals mußten sich die bedrängten Bauern monatelang in Wäldern und Wüsteneien verkriechen, Plünderung,

*) Anmerkung. Die Wehklage ist nach dem Volksglauben ein weißgekleidetes Kind, das wimmernd vor Unglück warnt. Sig.

scheußliche Gewaltthat und Mord erfüllten auch den entlegensten Ort mit Entsetzen, Recht und Menschlichkeit war durch die rohste Barbarei verdrängt; zuletzt starb das Dorf bis auf zwei Einwohner an der Pest hinweg.

Lange mögen nach dem Kriege viele Felder unbebaut, viele Hütten im Schutte gelegen haben. Es gelang endlich dem Junker, neue Ansiedler herbeizuziehen, wohl heimatlose Unglückliche, vielleicht aus einer der vielen Wüstungen der Umgegend stammend, die sich nur durch den Namen ihrer Stätte und einzelne Trümmer als ehemalige Wohnstätten kund gaben. Die sechs ursprünglichen Güter der Flur wurden in zwölf Gütchen geteilt, was vom Edelmanne jedenfalls deshalb vorgenommen wurde, weil keiner der Ansiedler die Mittel aufbringen konnte, um ein ganzes Gut zu bearbeiten. Im Laufe der Zeit gewann der Junker auch einige Laßleute, die ihm für ein Obdach und den Nießbrauch einiger Äckerchen Handdienste zusagten.

Jedes folgende Jahrhundert verhängte neue Kriegsleiden über die armen Bauern des Dorfes. Im siebenjährigen und in den französischen Kriegen wurden sie mit schweren Lieferungen und Kriegssteuern belastet, häufig verübten ungebetene Gäste Druck und Raub. Manchmal hatte ein Bauer wochenlang zwanzig Soldaten zu bewirten und verlor beim Spanndienste Geschirr und Wagen. Schweden, Italiener, Franzosen, Russen, Kroaten und Deutsche aus allen Gauen lagen hier im Quartier. Leider fühlt sich ein „Student" gleich den Berichterstattern anderer Orte gedrungen zu erklären, daß Franzosen und Italiener sich artiger betrugen als die deutschen Rheinbundsoldaten, „die ein schlechtes Angedenken hinterlassen haben." Wie mild lauten gegen solche Nachreden, welche die Deutschen im Dienste des fremden Eroberers als die schlimmsten Dränger ihrer Landsleute darstellt, Sittenschilderungen wie die folgende. „Der Russe" — sagt jener Student — „ohnerachtet man sie öfter beten sieht, so ist es doch ein rohes und wildes Volk; wenn sie sich betrinken oder sonst Vergehungen ausüben, bekommen sie erstaunliche Stockschläge, dennoch trinken sie Branntwein wie Wasser, stehlen auch."

Das Trübseligste der Berichte über alle diese Kriege, was nicht bloß in unserm Dorfe kläglich hervortritt, ist die Thatsache, daß kein Chronist, kein mündlicher Erzähler in diesen Kriegen für das eine oder das andere Heer Partei nimmt. So stumpf und so verwirrt war der Sinn des Volkes durch den Mangel eines einheitlichen Vaterlandes und durch die häufigen Bündnisse deutscher Machthaber mit dem Auslande, daß der schlichte Mann gar nicht darauf verfiel, der einen Partei Sieg zu wünschen. „Möge der liebe Gott bald Frieden schenken," das ist das einzige Gefühl, das sich Luft macht; und „Gott der Herr geht zu Gericht" der einzige Gedanke, der nach

dem Brande von Moskau sich regte. Nur Friede, Aufhören der Drangsale ist das stete Sehnen; um welchen Preis er geschlossen werden solle, kümmerte die armen Leute nicht. Ihr glücklichen Norddeutschen, die ihr durch Napoleon vielleicht Härteres erdulden mußtet, aber eure Last nicht trugt ohne männlichen Grimm, eure Leiden los wurdet durch kräftiges Dreinschlagen!

Unser Dörflein kann sich leider keines Helden rühmen, der auf dem Felde der Ehre begraben liegt oder ehrengeschmückt heimgekehrt ist und den Heimatgenossen unter der Linde von den großen Thaten deutscher Brüder hat erzählen können. Der einzige Mann, den unser Ort auf das Kriegstheater sandte, spielte sogar eine klägliche Rolle, von der nur deshalb erzählt werden soll, weil auch daraus eine ernste Lehre hervorgeht. Als der Ort einen Soldaten zum Rheinbundheere stellen mußte, kaufte die Gemeinde für 270 Thaler einen Burschen, der sich ausbedang, vom Dorfe verpflegt zu werden, wenn er als Krüppel heimkehren solle. Die Erzähler klagen über diese Last, nicht aber über den Zweck, um dessenwillen dieser Söldling fechten sollte. Allein dieser fühlte tiefer, wenn nicht die Schmach seiner Sendung, doch die Gefahr der Gemeinde und seine eigene. Freilich wußte er wohl, was er wagte; denn noch lebt im Dorfe die schaurige Kunde von einem Soldaten der gegen den „alten Fritz“ zu Felde gezogenen Reichsarmee, der auf der Dorfgasse Spießruten laufen mußte. Und doch riß unser Rheinbündler aus, gelangte nach Hause und ist auch glücklich, sogar ohne verspottet zu werden, durchgeschlüpft.

Auch nach dem glorreichsten deutschen Kriege kamen hier die Gemüter nicht in höheren Schwung. Man schürte keine Oktoberfeuer, man schwelgte nicht in großen Hoffnungen, selbst nicht in der frohen Aussicht, die — wie wir erfahren werden — nach der Schlacht bei Jena aufgegangen war, auf entschiedene Besserung der Eigentums-Verhältnisse.

Nur in einer Hinsicht bietet unser Dörflein einen erhebenden Anblick, nämlich durch die rüstige Arbeitskraft und löbliche Haushaltungskunst, welche, selbst ohne die Gunst der Natur, die furchtbarsten Schädigungen des Krieges heilte. Diesen Ruhm teilt unsere Gemeinde mit allen deutschen Dörfern. „Sire, Sie glauben gar nicht, was ein Volk aushalten kann!“ rief der Generalintendant Daru Napoleon zu, als dieser neue Auflagen für unthunlich erklärte. Daru hatte seine Erfahrungen besonders in Deutschland gemacht.

Diese Genesung von den Kriegsleiden wurde indes unserm Dörflein gewiß schwerer, als sie manchem anderen geworden, denn seine Flur ist arm und die Bauern blieben noch länger als ein Menschenalter in dem Banne der Zustände, die der edle preußische Minister Stein beseitigen wollte, um dem deutschen Volke gerecht zu werden,

das sein Blut für das Vaterland opferte. Unser Dörfchen stellte nämlich ein einziges feudales Staatchen im Staate oder, wenn man einen bezeichnenden Ausdruck vom Englischen entlehnen darf, einen „verrotteten Flecken“ *) aus dem Mittelalter dar.

Seit uralter Zeit besaß dieselbe Familie das hiesige Rittergut. Ihr „Schloß“ erweckt in einem Beschauer, der die Vorzeit kennt und nicht die „gute alte Zeit“ in Verblendung preist, manches herbe Gefühl. Nur wenige Gutsherren, vielleicht sogar bloß eine Gutsherrin, die als Witwe hier lebte, haben wegen ihrer Leutseligkeit und wegen der Schonung, mit der sie ihre Vorrechte geltend machten, sich ein gutes Andenken gestiftet, das die pomphaften Inschriften ihrer Grabsteine nicht Lügen straft. Wenn man die Gründe erfährt, weshalb sie solch edlen Nachruhm genießt, dann erkennt man, wie gar leicht sich die Gutsherren die Dankbarkeit der Bauern hätten gewinnen können. Die meisten Schloßbesitzer dagegen leben nur unter dem wenig schmeichelhaften, schattenartigen Gattungsbegriffe: „gestrenge Junker“ fort. Das traurige Ende des Geschlechtes stimmt als eine Art Sühne zur Milde. Seine alten Wappenschilder sind vom Thore des Schlosses entfernt: die reiche, alte Familie versank in Schulden, das Gut wurde mit gerichtlichem Beschlag belegt, der letzte Sproß starb in kläglicher Armut und Verlassenheit. —

Doch wir sehen ab von persönlichen Schicksalen und erwähnen nur eines Vorfalles im Bereiche des Schlosses, der einen verödeten Grabhügel an der Kirchhofmauer zur Stätte des Mitleides und des Grauens macht.

Ein kinderloses adliges Paar erbot sich, eine Tochter des Pfarrers an Kindesstatt anzunehmen und ihr das Gut zu vererben. Wie mögen sich die Eltern an dem Glücke gefreut haben, das ihrem Kinde zu Teil werden sollte; wie gern und froh mag die Jungfrau in das Schloß gezogen sein, das sie vom Fenster des ärmlichen Pfarrhauses angestaunt hatte! Doch gereichte ihr dies große Glück zu kläglichem Unheil. Ihre Eltern hatte sie verlassen, ihrem Geliebten wollte sie nicht entsagen. Aber als Fräulein sollte sie kalt und stolz vor ihm, dem Verwalter, wie vor anderen Dienstleuten vorübergehen. Das brachte sie nicht über das Herz. Sie kam verstohlen mit ihm zusammen, wurde entdeckt, hart getadelt, streng abgesondert. Da verfiel sie in Schwermut und flehte den Geliebten an, mit ihr aus dem Leben zu scheiden. Die Leidenschaft bethörte auch den Jüngling, er bedachte nicht, welch Herzeleid er den armen Eltern, welche Schuld

*) Borough bezeichnet in England einen Wahlflecken, einen Ort mit städtischer Verwaltung, welcher einen Vertreter in das Parlament senden darf; rotten borough heißt in der Parlamentssprache ein Wahlbezirk, der seines Stimmrechtes verlustig gegangen ist.

er seinem Gewissen aufbürde, er erschoß seine Geliebte und sich selbst. —

Freundlicher Verkehr zwischen Edelhof und Pfarrhaus, der in diesem Falle so traurige Folgen hatte, war übrigens nicht Regel, sondern seltene Ausnahme. Die Ortsgeschichte ist überreich an kleinlichen Plänkeleien und Kriegen zwischen den weltlichen und geistlichen Spitzen, und diese Fehden erscheinen um so kläglicher, als sich der Edelmann öfter gar unritterlich benimmt. Einer droht, „die Gnadenklafter“ zurückzuziehen, weil „das Pfarrweib sich nicht respectueuse genug benehme;“ einmal weigert sich ein anderer, „da der Pfarrherr den Patron nicht nach Gebühr respektiere, fernerhin die Zinsen im Betrag von $2\frac{1}{2}$ Gülden auszuzahlen, welche sein Vorgänger im Jahre 1666 „aus sonderbarer Affektion und Liebe gegen das allein seligmachende Wort Gottes und dessen reine Lehrer und Prediger, abersonderlichen aber wegen des sehr schlechten und geringen Pfarrdienstes,“ den Geistlichen seines Ortes vermacht und für die Zukunft in einer „mit adlichem Pittschaft corroborirten“ Urkunde gesichert hatte, die allen Verkürzern dieser Stiftung Gottes Zorn droht. Aber das alles war dem rachsüchtigen Junker kein Gegengrund, hatte doch der Schenkgeber den Lehensfolger nicht um Genehmigung gefragt. Die im Jahre 1682 geschriebene „Gegennotdurft“ des betroffenen Pfarrers zeigt niederschlagend die gedrückte Stellung eines Patronat-Seelsorgers jener Zeit. „Und habe,“ so schließt dieselbe — „aus gedachtem Schreiben nicht ohne viel Thränen und herzliche Seufzer ersehen müssen, daß mir will beigemessen werden, als wäre ich ein solcher, der seinen Patronum nicht wisse der Gebühr nach zu respektieren, worinnen doch der allsehende Gott meine Unschuld weiß, dem ich's auch als meinem Obersten und besten Patronat will anbefohlen haben.“ —

Das Patronat verlieh dem Edelmanne eine glänzende Würde, die, weil sie den Bauern allsonntäglich ins Gedächtnis gerufen wurde, zur Erhaltung des weltlichen Ansehens von großem Einfluß war. Das Erbbegräbnis am Altar und der mit Wappen geschmückte Kirchenstand mahnte zur Ehrfurcht; nach jedem Gottesdienst betete der Geistliche für den gnädigen Herrn und seine hohen Anverwandten besonders; bei einem Sterbefall in der gutsherrlichen Familie mußte wochenlang auf Kosten der Gemeinde geläutet werden. Dies waren Vorrechte die im Grunde weit mehr besagten als der Einfluß des Patrons bei der Anstellung des Pfarrherrn.

Ob solchen Vorrechten die Verdienste der Patrone um die Kirche entsprachen, wird der Leser aus Folgendem entscheiden. Die Gemeinde war ursprünglich in ein Nachbardorf gepfarrt, dessen Priester zuweilen in der hiesigen Kapelle Messe las. Der Gutsherr, dem der Kirch-

gang über sein Gebiet hinaus nicht bequem und standesgemäß erscheinen mochte, setzte es im 15. Jahrhundert nach hartem Kampf mit der Mutterkirche durch, einen eigenen Geistlichen in seinem Dorfe anzustellen, dem er ein Haus und einige Felder vermachte, die indes kaum so viel eintrugen, wie ein kleines Spanngütchen. Wie unzureichend diese Ausstattung schon in der alten Zeit gewesen, beweist die oben angeführte Äußerung eines Junkers in seinem Schenkungsbriefe vom Jahre 1666. Indes scheinen sich seitdem die Gutsbesitzer durch „die guten Werke" der Ahnen für abgefunden gehalten zu haben; zum Bau der neuen Kirche und Pfarrwohnung fühlten sie sich nicht verpflichtet beizutragen und ließen bei dem Kirchenbau nur die Malerei, die natürlich ihre größte Kunst an den Wappen des adligen Standes entfaltete, „aus bloßem guten Willen" allein herstellen.

Weit weniger noch als für die Kirche, im Grunde gar nichts thaten die hiesigen Patrone für die Schule. Edle Kinderfreunde, wie Rochow auf Rekahn,*) dürften wohl auch anderwärts seltene Erscheinungen sein. Ein Pfarrer fing im 17. Jahrhundert an, einige Schulstunden freiwillig zu geben. Gesegnet sei das Andenken des wackeren Mannes; gesegnet seien die Bauern, welche die junge Schule mit Vermächtnissen beschenkten! Darunter ist auch ein Schäfer und eine Magd, die je einen Gülden beisteuerten. Vielleicht gilt diese kleine Liebesgabe in den Augen dessen, der das Scherflein der Witwe pries, mehr als manche Stiftung, die der Kirche um den Preis des Patronates gemacht wurde. —

Der Kirchenpatron war zugleich Gerichtsherr seiner beiden Dörfchen, er konnte in alter Zeit durch seinen Gerichtshalter sogar über Leben und Tod aburteilen lassen. Wiederholt genoß er das zweifelhafte Glück dieses souveränen Vorrechtes. Auf dem Galgenhügel, der noch heute diesen Namen führt, ist einer enthauptet und ein anderer mit Zangen „gezwickt und dann gerädert" worden. Den Bauern konnte schon deshalb wenig daran liegen, solche Schauspiele in der Nähe zu haben, weil sie den Gefangenen im Kerker unentgeltlich bewachen mußten. Einmal machte ihnen der Gerichtsherr eine noch härtere Zumutung, sie sollten die Kosten der peinlichen Fälle allein tragen. Das brachte jedoch die duldsamen Leute in Harnisch. Sie strengten einen Prozeß an und führten ihn, obgleich er schweres Geld kostete, so lange, bis der Junker, nach seinen Worten indes „lediglich aus unterthäniger Devotion gegen seinen gnädigsten Herrn," sich zum Vergleich bequemte. — Von der Art, wie in früherer Zeit

*) Über Rochows Verdienste um das Landschulwesen und seine pädagogischen Schriften s. den Artikel „Rochow" in Reins Encyklop. Handbuch der Pädagogik, Bd. 5. (Langensalza, 1898).

die patriarchalische Gerechtigkeit schaltete, gibt folgender Fall eine Probe. Ein fremder Maurer, unzufrieden mit dem Lohne für Herstellung eines gutsherrlichen Ofens, hatte „räsonniert“, er wurde eingefangen, in Ketten geschlossen ins Dorf gebracht und in hartem Arrest verwahrt, bis er nach einigen Tagen samt den Ketten entsprang. Da die Überlieferung diesen Fall eher mit heiterer Laune über den spaßigen Ausgang, als mit Entrüstung meldet, so hat es wohl nicht an ähnlichen Vorkommnissen gefehlt.

Schwer lasteten auf dem Dorfe die feudalen Lasten, „die fatalen Lasten“, wie der Volksmund aussprach. Bei jeder Beerbung mußte zehn vom Hundert Lehngeld entrichtet werden, die Anspänner hatten jährlich beträchtliche Getreidezinsen an den Gutsherrn zu geben. Doch wurde über diese Lasten kaum geklagt; es hegt wohl niemand eine größere Achtung vor dem Herkömmlichen, als der deutsche Bauer. Widerstand riefen die Vorrechte des Edelmanns erst dann hervor, wenn sie erweitert werden sollten oder der Verbesserung des Landbaues allzu hemmend in den Weg traten.

Durch die Trift, welche hier mehr schadet als der Wildstand, wurde nicht bloß die Viehzucht, sondern auch der Ackerbau des Landmanns sehr beeinträchtigt. Nur von Walpurgis bis Michaelis war Hegzeit, die Äcker wurden von der gutsherrlichen Herde beweidet, sobald die letzten Garben entfernt waren. Eine Dornhecke auszurotten oder einen Rain urbar zu machen, bedurfte der Genehmigung des Edelmannes, der sich dabei stets den Widerruf vorbehielt und eine Entschädigung ausbedang. Als man anfing, die Wiesen zu düngen und zu bewässern, widersetzte sich der Junker dieser Neuerung, welche seine Trift beschränke, er verlangte wenigstens „Laßwasserzins“ und suchte ihn durch Prozesse zu erzwingen. Die Berieselung der Pfarrwiese gestattete der Patron erst nach langem Streit und einzig „aus Devotion gegen höchsten Befehl.“ Seine ärmlichen Brachäcker durfte der Bauer nur alle zwölf Jahre besäen, um die Trift nicht zu verkürzen; zum Trotz ließ man sie endlich ganz unbeackert liegen, so daß Kiefern anflogen. Als der künstliche Futterbau Eingang fand, verbot der Junker, die Kleeäcker vor dem ersten Schneefall zu düngen, weil seine Schafe im Herbst darauf weiden müßten; als er den unterthänigen Gehorsam, den er erwartet, nicht fand, strengte er auf einmal dreißig Prozesse gegen die Widerspenstigen an, wegen jedes Ackers einen Prozeß. Die Bauern ließen sich aber nicht einschüchtern, sie führten den Streit durch und gewannen ihn, wobei sie zugleich freie Benutzung der Brachfelder und Wiesen erlangten.

Unter solchen Verhältnissen konnte der Feldbau nicht rasche Fortschritte machen. Wer dürfte den Bauer deshalb tadeln? Wer darf ihm das geringe Zartgefühl, das er — fast wie ein die Pfiffig-

keit (Smartness) als edle Eigenschaft preisender Yankee — in Handel und Wandel zeigt, vorrücken? Wer darf ihm seine verbissene Streitlust, die ihn nur zu oft den gefürchteten Advokaten aufsuchen ließ, zum Vorwurf machen? Was wäre aus dem Charakter solcher gedrückten Leute geworden, wenn nicht ihr edler deutscher Glaube: „Recht muß doch Recht bleiben", durch die Obergerichte, welche neue Belastungen nicht zugaben, wäre aufrecht erhalten worden? —

Die drückendste aller „fatalen Lasten" war die Frone. Alle Dörfler waren bei den land- und forstwirtschaftlichen Arbeiten des Edelhofs zu Diensten verpflichtet. Die Anspänner mußten mit ihrem Geschirr pflügen, einernten, das Korn zu Markt fahren, Bausteine und Holz herbeischaffen, den Wein aus entfernten Städten holen und selbst die Kutsche des Junkers bespannen. Die letztgenannte Verpflichtung war — nach Angabe der Bauern — erst ziemlich spät und durch die Schuld ihrer Väter aufgekommen, die einigemale für Geld und gute Worte die Karosse des Junkers bespannt hatten. Als später mehrere Bauern statt der Pferde Zugstiere anschafften, mußten sie dem Junker, der doch seine mit dem Wappen geschmückte Kutsche nicht durch Ochsen fahren lassen konnte, eine neue Abgabe, „die Kutschenfrone", entrichten. Darf man wirklich über die kleinliche Ängstlichkeit der Bauern, die stets besorgt sind, eine jemand erwiesene Gefälligkeit möge zum harten Muß werden, so bitter spotten?

Alle Einwohner ohne Ausnahme hatten Jagdfrone zu thun und nachts den Schloßhof, bei Abwesenheit des Junkers auch das Innere des Schlosses zu bewachen. Hintersättler und Kleinhäusler waren frei von Spannfrone und nur zu Handdiensten verpflichtet. Die Fröner mußten, sobald und so oft sie aufgefordert wurden, unweigerlich erscheinen; die Bewohner des Nachbardorfes, die man durch ein Sprachrohr rief, hatten sich binnen zwei Stunden einzufinden. Die Säumigen belegte der Fronherr mit willkürlichen Strafen. Oft waren die Bauern genötigt, bei drohender Witterung die eigene Ernte preiszugeben, um die Garben des Gutsherrn bergen zu können. Daß man sich bei solchen Fronarbeiten trotz der Aufsicht des Hofmeisters nicht übereilte, und daß dabei Freudigkeit und heiterer Sinn nicht bestehen konnte, ist natürlich.

Zur Beköstigung erhielten die Fröner eine Morgensuppe, Vor- und Nachmittags ein Pfund Brot und einen halben Käse, zu Mittag das, was gerade auf dem Küchenzettel des Hofgesindes stand; indes wurde — wie ein „Student" bemerkt — nie an Tagen, wo es in der Gesindestube Fleisch und Klöße gab, zur Frone gefordert, oder umgekehrt. Das ließ man sich als alten Brauch gefallen; als aber die Portionen geschmälert wurden, entstand ein Rechtsstreit, den das Gericht dahin entschied: „Der Junker solle den Frönern, was all-

hiebevor üblich gewesen, billig reichen, im sonderlichen die Käse in voriger Größe."

Wiederholt suchten und fanden die Bauern auch in betreff der Fronen bei den landesherrlichen Gerichten Schutz gegen ungebührliche Zumutungen des Edelmannes. So wurden sie freigesprochen von der ihnen angesonnenen Verpflichtung, das Heu einer vom Junker neu erworbenen, weit entlegenen Wiese einzufahren und an Sonntagen — das Wild zur Jagd zusammenzutreiben. „Freilich" — erklärt der Student — „kosteten solche Prozesse immer Geld und wenigstens Zeit."

Die erste Aussicht auf Besserung der traurigen feudalen Verhältnisse, die sich wie eine ewige Krankheit fortschleppten, gab seit Luthers und Münzers Zeit — Napoleon. Es schien, als solle der Kanonendonner den Himmel klären. Der Junker trug nach der Schlacht bei Jena (wie man glaublicher Weise erzählt, aus Besorgnis, die französische Gesetzgebung werde eingeführt und das feudale Gebäude zertrümmert werden) der Gemeinde die Ablösung der Fronen an. Die Bauern boten 5000 Thaler. Dafür wollte indes der Gutsherr wohl auf die gewöhnlichen Dienste, nicht aber auf die Baufronen verzichten; die Bauern jedoch bestanden auf „Ablösung bis auf die kleinste Wurzel." Für derlei Verhandlungen ist der Bauer so gewiegt wie ein Diplomat, er weiß, daß aus kleinen Würzelchen große Dornhecken erwachsen können. Aber diesmal hatte die Klugheit nicht den erwarteten Erfolg. Der Code Napoléon kam nicht, der Gutsherr faßte wieder Vertrauen auf den Fortbestand der alten Verhältnisse und wollte von der Ablösung nichts mehr wissen. Erst im Jahre 1825 gelang es den Anspännern, ihre Spann- und Handfronen um 6150 Thaler abzulösen.

Die Lasten der Hintersättler und Häusler dagegen blieben „wie allhiebevor" und wurden jetzt natürlich um so schwerer empfunden. Öfter kam es von nun an zur Widersetzlichkeit. Die wirksamste war die Auflehnung eines Webers. Wegen Fronverweigerung gefänglich eingezogen, verschmähte er Speise und Trank und wurde, als man eines Morgens seinen Kerker öffnete, tot gefunden. Da erhob sich ein Wehgeschrei im Dorfe. Der Gutsherr, der neben dem Mitleiden auch einige Bangigkeit vor übler Nachrede empfinden mochte, äußerte: „Wenn er gewußt, daß sich's der arme Schelm so zu Herzen nähme, so würde er ihm wohl Strafe und Frone erlassen haben." Da that der Weber seinem Gerichtsherrn den Gefallen, zu erwachen; der Schlaukopf hatte sich totgestellt und hielt nun den Herrn beim Wort. — Über einen Käfer, der sich beim Anrühren tot stellt, mag man lächeln; der sich totstellende Fröner bestärkt nur die traurige Thatsache, daß die „patriarchalischen Verhältnisse" das Gefühl für persönliche Menschenwürde nicht eben erhöhen konnten.

Und dennoch — das ist ein Ehrenzeugnis für die Bravheit seines Wesens — dennoch bewahrte der Bauer zu einer Zeit, wo gleichsam durch einen Zauber die alte Ordnung gelöst, das Herkommen gebrochen, wo ein an verhaßten Einrichtungen und Personen ausgeübtes „Lynchgericht“ erlaubt erschien, seine persönliche Würde und erhielt sich rein von Thaten der Rache. Freilich waren auch hier die Gemüter stürmisch erregt und derbe Äußerungen über die „fatalen Lasten“, die man bisher als unvermeidliche Übel ruhig getragen, wurden laut; aber der rechtliche Sinn der ehrbaren Gemeinde hielt auch solche, die sich zu strafbarer Rache geneigt zeigten, in den gesetzlichen Schranken.

Die neue Gesetzgebung hob die Patrimonial-Gerichtsbarkeit auf; sie beseitigte, nachdem den Handfrönern vom Gutsbesitzer vorher ihr Dienst unentgeltlich erlassen worden war, die mittelalterlichen Lasten der Trift, der Lehne, der Zinsen und Fronen durch billige Ablösung, in welche die Bauern freudig eingingen, so daß nunmehr der Landmann als selbständiger Eigentümer oder wie mancher mit stolzer Freude sagt, als Freiherr auf seinem Erbe sitzt; eine neue Gemeinde-Ordnung gestattet die freie Wahl des Ortsvorstandes, während der frühere „Hofschulze“ fast nur ein Diener des Junkers war, und verleiht größere Selbständigkeit in der Verwaltung der allgemeinen Angelegenheiten des Dorfes. „Nun sind wir und unsere Nachkommen frei von Zins und Lehn und Frone. Nun ist das Joch ihrer Last und der Stecken ihrer Treiber gebrochen, wie zur Zeit Midians. Wie ist es mit dem Treiber so gar aus, und der Zins hat ein Ende.“ So schrieb ein Bauer des Ortes im Jahre 1851 in seinen Kalender.

Die Gunst der neuen Zeit, die wie ein freundlicher Morgen für die Bauern aufging, hat das wirtschaftliche Leben sichtlich gefördert. Selbst der Gutsherr muß, falls er nicht sein Urteil durch den Verdruß über die Entbehrung eitler und unhaltbarer Vorrechte trüben läßt, sich der neuen Zeit erfreuen, wenn er seine Felder statt von verdrossenen Frönern von rüstigen Taglöhnern bearbeitet sieht und den höheren Ertrag berücksichtigt, der durch bessere Bearbeitung des Bodens und durch die infolge des gehobenen Gewerbfleißes und Handels entstandene Preiserhöhung erzielt wird.

Aber nicht bloß für das wirtschaftliche, auch für das höhere Leben ist ein schöner Tag herangebrochen.

Noch ist auf dem Acker des Geistes mehr, weit mehr zu reuten, zu säen und zu pflegen, als auf der irdischen Scholle. Noch ist der leidige Bauernstolz auf Hab und Gut weit mehr verbreitet, als das edle Selbstgefühl des freien Mannes; noch wurzelt dumpfes Mißtrauen gegen das Neue und gegen alles, das höheren Bildungs-

kreisen entstammt; noch hat sich neben der rührigen Sorge für den eigenen Vorteil kein thätiger Gemeinsinn entwickelt, der, ohne des Amtsspornes zu bedürfen, für Dorfweg, Kirchhof und Schule mit demselben Eifer sorgt, wie für das eigene Gehöft und Feld; noch waltet in der Gemeinde ein starrer Geist der Ausschließlichkeit, der ohne Wahl jeden fremden Einzügler fern zu halten strebt und lieber eine wilde Ehe mit ihren bösen Folgen aufkommen läßt, als daß einer braven unbegüterten Fremden die Aufnahme gewährt würde;*) noch immer mangelt vor allem fast gänzlich der nationale Sinn, der über Flur= und Landesgrenze hinaus am Leben des großen Vaterlandes herzlichen Anteil nimmt und für dessen Wohl und Ehre einzustehen freudig entschlossen ist.

Doch regt sich mancher Keim des Besseren. Freilich übereilt sich der Frühling auch auf dem geistigen Gefilde keineswegs. Aber hier und da schimmert hoffnungsvolles Grün, manche edle Knospe des deutschen Volksgeistes, die bei rauhem Wetter in tiefem Schlaf befangen oder rettungslos verkümmert schien, beginnt zu schwellen oder läßt sogar schon ein grünes Säumchen aus den Winterdecken hervorblicken. O welch ein anderes, frischeres, edleres Leben sollten wir auf den deutschen Dörfern haben, wenn ihnen nur ein Menschenalter lang eine ungestörte Entwickelung vergönnt wäre!**)

Aber ein solches Glück scheint nicht beschieden zu sein. Wie vor dem Unheile des dreißigjährigen Krieges läßt sich die schaurige Stimme der „großen Wehklage" hören. Durch Mark und Bein dringt ihr furchtbarer Ruf: „Wehe, wehe! Der Feind ist vor den Thoren, und ihr seid ratlos und zerfahren, uneinig und machtlos! Wehe! der Widersacher ist stark und der Verräter schamlos. Wehe dir, deutsches Land! Wehe dir, Dörflein auf dem Bergesrücken! Wehe, wehe! —"

Die Wehklage ist kein schwarzes Gespenst, das in tückischer Schadenfreude durch die Kunde unvermeidlichen Elends erschreckt; sie ist ein weißgekleideter Schutzgeist, der warnt, um zu bessern, und droht, um zu retten. Sollte ihr Warnungsruf nicht Gehör finden, so würden wir im Unglück nicht einmal den Trost unverschuldeten Leidens empfinden. Möge dies unselige Los dem Vaterlande fern bleiben! Möge es erstarken und gedeihen und seine schirmenden Flügel über Städte und Dörfer breiten!

---

*) In einem seiner Artikel in der Dorfzeitung (1864, Nr. 275) „Freizügigkeit und Armenwesen" wirft sich Sigismund gleichfalls als Anwalt der Freizügigkeit auf.

**) Sigismund hat leider den nationalen und wirtschaftlichen Aufschwung nach dem Jahre 1870 nicht erlebt. Die obige kulturgeschichtliche Skizze wurde über zehn Jahre früher abgefaßt.

Betrachtungen eines Genesenden.

(1863.)

Nach schwerem Leiden zu frischem Wohlgefühl erwachen, wie neugeboren die „schöne freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens“ wieder antreten — kann wohl der Mensch einen Zustand erfahren, in dem die Wonne des Lebens voller und seliger empfunden wird?

Einen Freund gewinnen und erproben, das Schöne und Wahre fühlen und erkennen, für einen großen Gedanken leben, leiden und sterben: das ist mehr als Glück, das ist Seligkeit.

Aber unter den irdischen Glücksgaben strahlt die Genesung als die köstlichste hervor.

„O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun armes Herze, sei nicht bang,
Nun muß sich alles, alles wenden!“

Dies holde Frühlingsgefühl, das Verjüngung verheißend, die Brust höher atmen, das Herz erregter schlagen läßt, die jubilierende Freude des Entronnenseins aus Elend und Todesgefahr, welche dem Fühlen und Denken Flügel verleiht, so daß auch ein Vielgeprüfter und oft Enttäuschter fröhlicher Hoffnung und frischen Mutes voll wird — wer hat das erlebt ohne tiefe Rührung, ohne das dankbare Bekenntnis: diese Tage der Genesung waren die schönsten meines Lebens? —

Aber ist das nicht schwärmerische Überschätzung, die der Gesunde insgeheim belächelt, wenn er gleich aus Zartgefühl dem genesenden Freunde zustimmt? Funkelt nicht vielleicht ein Halbedelstein bloß deswegen diamantartig, weil sein schlichter Glanz vom schwarzen Grunde vorangegangenen Leidens gehoben wird?

So triftig dieser Einwand auch erscheinen mag, so werden doch Genesende in ihrer Überzeugung kaum erschüttert werden. „Auch wir“ werden sie sagen — „haben uns vordem vollen Wohlseins erfreut und hoffen das kostbare Gut wieder zu erlangen, das allein zum vollkräftigen Wirken befähigt; aber dennoch stellen wir das Gesundwerden so hoch über das Gesundsein, wie das Fest über den

Werkeltag; denn nur im Genesen liegt das wahre Genießen des Daseins, so wahr bloß die bewußte Freude eine rechte Freude ist."

Das Lebensbehagen des Gesunden ist fast immer von der dämmerigen Unbewußtheit umfangen, womit er die Thätigkeit der Organe, die er stolz die seinigen nennt, als eine selbstverständliche Frone mit so kühler Nichtachtung hinnimmt, wie der Pflanzer den Dienst seiner Neger. Der Rüstige atmet, geht, hantiert, denkt und redet, wie wenn sich für den Herrn der Erde das alles von selbst verstände, und kommt selten oder nie zum erkenntlichen Bewußtsein der unendlich reichen Ausstattung auch des schlichtesten Menschenlebens.

Ganz anders empfindet der Genesende, der „von sanfter Wollust seines Daseins glüht," nachdem er nicht ohne Demütigung erfahren, welch hilfloses, armseliges Geschöpf der Mensch sei, wenn jene angestammten Diener seines Ich in ihrem aufreibenden Dienst erliegen. Mit inniger Beschämung über sein früheres herrisches Wesen fängt er an, jene treuen Gehülfen, die ihm jahrelang aufgewartet haben, ohne geschont und beachtet zu werden, teilnehmend zu beachten, er nimmt ihre Dienste voll zarter Rücksicht in Anspruch, und erkennt mit dankbarer Rührung, wie viele kostbare Begünstigungen ihm huldvoll beschert sind, durch die allein das arme Ich seinen Rang in der unendlichen Kette von Wesen zu behaupten vermag.

Selbst feinfühlige Gesunde kommen selten zum klaren Innewerden dieses Glückes. Gar manche Dichter haben den Kahn, der sie auf dem See geschaukelt, das Roß, das sie pfeilschnell über das Blachfeld getragen hat, besungen; wie einzeln steht dagegen unser Mörike da, der in seiner „erbaulichen Betrachtung" mit köstlicher Laune den Dienst zweier Beweger besingt, die allen Menschen so viel leisten und kaum jemals beachtet werden.

„So schau' ich hier an des Gehölzes Schattenrand
Bei kurzer Rast auf meiner eignen Füße Paar
Hinab nicht ohne Rührung im gewissen Sinn.
Zum erstenmal, so alt ich bin, betracht ich sie
Und bin fürwahr von ihrem Dasein überrascht . . . .
Wie manches Lustrum, ehrliche Gesellen, schleppt
Ihr mich auf dieser buckeligen Welt umher.
Gehorsam eurem Herren jeden Augenblick,
Tag oder Nacht, wohin er nur mit euch begehrt!
Sein Wandel mochte thöricht oder weise sein,
Den besten Herrn, wenn man euch hörte, trugt ihr stets" . . . . .

Solche dankbare Beachtung unseres kostbarsten persönlichen Eigentums findet sich fast nur bei den Genesenden. Welcher Gesunde würdigt je seine Hände eines teilnehmenden Blickes?

Der Genesende wird durch ein ergreifendes Erlebnis belehrt und bekehrt. Mit unbeschreiblicher Empfindung nahm er, da ihm das

Bewußtsein wiederkehrte, seine welken und wachsfarbigen Hände wahr, die kaum vermochten, die geringste Bewegung zu vollführen; als er sie dem Sonnenstrahl entgegenhielt, der das Krankenlager mit goldenen Lichtern umspielte, war nicht, wie sonst, ein purpurner Schimmer, sondern fahle, gespenstische Blässe zu schauen. Wie freut er sich nun, wenn er zum erstenmale am Fenster sitzen darf und das Sonnenlicht wieder ruhig durch die Fingerspitzen scheinen sieht! Wie ist er dankbar gerührt, wenn die Hand aufs neue zum Handeln bereit ist, wenn sie voll Beflissenheit darzuthun scheint, daß sie nichts verlernt habe und zum früheren Dienste bereit sei; wenn er zum erstenmal wieder Feder und Zeichenstift führt oder nach langer Entbehrung die Tasten seines Klaviers anschlägt! O, das sind Ereignisse, welche stille Tage der Genesung in frohe Hausfeste verwandeln.

Aber nicht bloß in solchen Gedankenfreuden, die ein Rüstiger nicht kennt und wohl gar als Empfindsamkeiten belächelt, sondern auch in den Sinnesgenüssen, welche von den Vollgesunden anerkannt und erstrebt werden, ist die Genesung der Gesundheit überlegen.

Der Gutschmecker spricht mit fettem Lächeln vom ersten Spargel, vom frischen Austerngerichte der Jahreszeit, von einem köstlichen Tropfen edlen Weins; der jugendliche Wanderer, der mit federkräftigen Schritten ein schroffes Berghaupt erklettert und sich in den kühlen Fluten des Flusses badet, jauchzt sein Wohlgefühl in Jubelrufen aus.

Wir wollen gegen solche Lustgefühle nicht ungerecht sein; aber was sind sie im Vergleich mit dem leckeren Genusse, mit dem ein Genesender, der Wochen lang nur fade Speisen und widrige Arznei über die Lippen gebracht, die erste Erdbeere, das erste Scheibchen Apfel genießt! Was sind jene Wanderfreuden im Vergleich mit dem staunenden, freudetrunkenen Blicke, den ein Genesender durch das Fenster wirft, mit dem ersten kleinen Gang ins Freie, auf welchem der Hausgarten wie ein Königspark, das unscheinbarste Blümchen wie ein Wunder der Schöpfung erscheint, das schlichteste Vogelzwitschern wie Himmelsmusik ergötzt! Das sind Stimmungen, von denen ein Mensch, der lebenslang wohlauf war, kaum eine blasse Ahnung gewinnt.

Wertvoller freilich, als solche Freuden der Genesung sind zwei Genüsse, die der Gesunde voraus hat, nämlich das Vollgefühl der wackeren Tüchtigkeit, mit dem er seinen Lebensberuf erfüllt, und das wohlige Behagen der Erholung, das ihn nach der Anspannung seiner Kräfte belohnt. Das sind in der That Segnungen, die der Genesende sehnsüchtig herbeiwünscht, wenn er rührige, rüstige Leute wirken und schaffen sieht, wenn er den bestaubten Handwerksburschen, den müden Ackersmann am Raine rastend trifft; kaum jemand empfindet ja die Heiligkeit und das Glück der Arbeit, die Würde auch des schlichtesten Arbeiters tiefer, als wer zu unfreiwilligem Nichtsthun verurteilt ist.

Jenes herrliche Gefühl der Rüstigkeit, jenes stolze Bewußtsein, in der unübersehbaren Reihe von Arbeitern, die für Familie, Gemeinde und Staat wirken, ein taugliches Mitglied zu sein, geht dem Genesenden allerdings ab; er kann sich desselben nur in der Hoffnung erfreuen, die mit den schönsten Farben vormalt, wie auch er bald wiederum in die Reihen der Thätigen eintreten, mit frischem Eifer und junger Kraft das Versäumte nachholen und sich am eigenen Thun ergötzen werde. Zum Ersatze schenkt ihm jedoch die gütige Natur ein anderes Wohlgefühl, das der Gesunde kaum empfindet oder nicht würdigt und das sich zu jener stolzen Freude des Vollkräftigen etwa so verhält, wie das hoffnungsvolle Werden des Frühlings zur reifen Vollendung der Sommerzeit. Der Genesende fühlt nämlich mit fröhlicher Ermutigung das Aufleben der Kräfte, die im Banne eines winterähnlichen Feindes gebunden danieder lagen.

Der Kranke war vom engsten Gesichtskreis umfangen, er hatte nur die Falten des Bettumhanges oder das Pendel einer Uhr vor Augen, im günstigsten Fall konnte er ein Stück blauen Himmel oder eine Baumkrone beobachten. Und wie sich ein Gefangener wohl mit einer Maus befreundet, oder die Strohhalme seines Lagers einzeln belebt, um die lästige Langeweile zu verscheuchen, so hat der Bettlägerige die Formen seines engen Sehfeldes wieder und wieder durchmustert, hat die einförmigen Schwingungen des Uhrpendels mit fast gleicher Aufmerksamkeit betrachtet, wie sonst das Schaukeln der Blätter einer schönen Baumkrone oder die flimmernden Wellenkräuselungen eines Wasserspiegels. Aber selbst dieser spielende Zeitvertreib wurde bald mehr zur Beschwerde als zum Genuß; denn kaum hatte sich das Auge in den Faltenwurf des Vorhanges vertieft, kaum die schönen Linien des Baumgeästes mit Wohlgefallen aufgenommen, so gewann die überreizbare Phantasie die Oberhand, welche im Muster des Kattuns neckisch zudringliche Rätselschriften, in den Zwischenräumen der Baumäste abenteuerliche Menschen- und Tierfratzen erscheinen ließ, so daß der erschrockene Beschauer die Augen schließen mußte, um die gespenstischen Ungestalten los zu werden und wieder ins leere Nichtsdenken zu versinken.

Welche Freude nun, wenn der Genesende soweit gekräftigt ist, daß er seine erstarkten Sinne frisch und frei eröffnen und die schöne heitere Außenwelt in sein Inneres einströmen lassen darf! Jeder winzige Fortschritt im Wahrnehmen und Betrachten erscheint ihm dann als bedeutende Errungenschaft, jeder Sinneseindruck von taufrischer Neuheit! der erste Umblick durch die Fensterscheibe, der uns die altgewohnte Umgebung in neuem, verklärendem Lichte zeigt; das Anhören der ersten Musik, deren Klänge uns mit wahrer Zauberkraft durchbeben und bis zu Thränen rühren; das erste Lesen in einem

werten Buche, wobei wir uns in den Geist des Dichters so vollkommen einleben, wie es sonst nie möglich war; der erste Ausflug vor das Thor, der uns die Welt so unendlich groß und schön erscheinen läßt, wie dem Knaben, der die erste Wanderschaft antritt — das sind Hochgenüsse, welche die schönste Weihe tragen, die Weihe des Wiedersehens nach langer, sehnsüchtiger Entbehrung.

Doch ist das Glück des Genesenden nicht auf solche Freuden beschränkt; die edelste Frucht, die ihm aus der bitteren Wurzel des Leidens erwächst, ist die, daß er inniger zu lieben gelernt hat. Den Gesunden läßt die abstumpfende Gewohnheit selten zum klaren Bewußtsein gelangen, wie viele köstliche Liebesgaben jeder Mensch täglich da empfängt, wo man bloß den kühlen Austausch von Leistung und Gegenleistung zu erblicken wähnt, wie unendlich reich selbst der ärmste Mensch sei, wenn er eine Seele sein nennt auf dem Erdenrund. Der Genesende dagegen erkennt mit dankbarer Rührung in der gefälligen Handreichung seiner nimmermüden Pflegerin, in der Blume, die ihm ein Freund mitbringt, in der teilnehmenden Frage eines Bekannten, selbst im flüchtigen Gruß eines Fremden, die erquicklichen Beweise der edeln Menschlichkeit, die so hilfreich und so gut ist; er fühlt beschämt, wie wenig er zur Vergeltung bieten kann, und freut sich der Zukunft, die ihm gestatten werde, durch die That dankbar zu sein. Dann waltet eine wunderselige Stimmung in seiner Brust:

„Es reget sich die Menschenliebe,
Die Liebe Gottes regt sich nun.“

Und mit der Liebe zieht die Hoffnung ein, die Hoffnung nicht bloß auf ein neues glückliches Dasein für das eigene Selbst, sondern auch die feste Zuversicht auf den Sieg des Guten und Schönen im großen Leben des Volkes und der Menschheit. Der Genesende glaubt an das Besserwerden, an eine schönere Zukunft nicht bloß deshalb, weil es mit ihm besser geworden ist, weil er die feste Zuversicht gewonnen hat, daß, wenn ein Einzelwesen, das verloren schien, gesunden könne, der große Organismus eines Volkes um so leichter eine höhere Daseinsstufe zu ersteigen vermöge; vielmehr glaubt er an den Fortschritt im großen Ganzen besonders deshalb fester als je, weil sein geistiges Auge geschärft ist für die Wahrnehmung der unzähligen edeln Züge, welche die Menschheit in allen ihren Lebensformen birgt.

„Gebt mir einen großen Gedanken, daß ich mich daran erquicke!“ rief der kranke Herder seinen Freunden zu. Solche Erquickungsgedanken findet der Genesende ungesucht in manchen schlichten Wahrnehmungen, die von vielen kaum beachtet werden, in manchen scheinbar kleinen Zügen der Tagesgeschichte.

„Untröstlich ist's noch allerwärts!“ sagte achselzuckend der Freund, der um Mitteilung der Weltneuigkeiten gefragt wurde; „noch ist Deutschland, wie es war, das sagt dir alles; erlaß mir die Erzählung, denn du wirst bald einsehen, daß du als Nichtwissender nichts versäumt hast.“ Endlich darf der Gesunde wieder lesen und greift nach seiner Zeitung mit derselben Wißbegierde, mit der ein aus fremdem Lande Heimgekehrter die während seiner Abwesenheit vorgefallenen Ereignisse der Heimat erforscht. „Wie neigen doch die Gesunden zum Schwarzsehen!“ spricht er lächelnd, während er das Blatt mit manchen Pausen der stillen Betrachtung überblickt. „Ruft uns nicht die erstarkte öffentliche Meinung, das Gedeihen so vieler werkthätiger Vereine, diese Sammlungen für Zwecke der Mildthätigkeit und der nationalen Dankbarkeit, rufen uns nicht hundert edle Thaten tröstlich zu, daß in unserm Zeitalter, das so oft als das materielle gescholten wird, der Geist edler Menschlichkeit der die Einzelnen zu Genossen für gute Werke macht, thatkräftiger waltet als je? Bürgt nicht der hochherzige vaterländische Sinn einzelner Fürsten, die warme Teilnahme so vieler eifrigen und besonnenen Männer am Gedeihen des großen Ganzen dafür, daß die Geschicke Deutschlands sich zum Bessern wenden, und daß wir trotz alledem und alledem vorwärts kommen? Freilich, das entzückende Hochgefühl der wunderbaren Genesung, wie es unsere Väter nach dem Sturze der fremden Gewaltherrschaft auf kurze Zeit empfanden, ein Hochgefühl, das einen Abschnitt des Volkslebens zu einem Jubelfest erhöht, ist uns nicht beschieden. Wir stehen erst im Vorfrühling der Genesung, wo die berstenden Knospen öfter von Schneestürmen überschauert werden, wo viele Kleinmütige vor dem Rückfall in die Zustände des winterlichen Siechtums bangen; aber möge man auch die Stimmung der Genesenden als hoffnungstrunken belächeln, sie wittern in der Gegenwart einen verheißenden Frühlingshauch; sie fühlen sich vom sicheren Bewußtsein getröstet und gehoben, daß auch im Leben der Völker und der Menschheit eine alle Hemmnisse durchbrechende Naturheilkraft waltet, welche das Dasein einer Gesamtheit vom Siechtum befreit und mit dem holden Gefühle der Genesung beseligt.

Und diese fröhliche Zuversicht macht die Wiederaufnahme der Geschäfte des Berufes, welcher — so schlicht und engumgrenzt er auch sein möge — ein Mitwirken zum Besserwerden des großen Ganzen gestattet, zum höchsten Freudenfeste in der sonnigen Reihe der Genesungstage.

Zeitvertreib für Genesende.

(1863.)

Ein Beitrag zur Diätetik.

I.

Bei Gesunden ist die Klage über Langeweile fast immer eine leichtfertige und verdient als einzige Antwort die strenge Mahnung: Arbeite! Anders ist es bei langwierig Leidenden und Genesenden, deren körperlicher Zustand keine ernste Thätigkeit gestattet, deren Geist aber eine leichte, die träge Zeit des Stubengefängnisses hinwegtäuschende Beschäftigung oft dringend erfordert. Für sie ist der Zeitvertreib nicht bloß ein erlaubter Genuß, sondern ein wahres Heilmittel, dessen Einfluß sich kühn mit dem jedes anderen diätetischen Mittels messen kann.

Für die Frauen, denen die Natur als den edelsten Teil ihres schönen Berufes die Krankenpflege übertragen hat, bei welcher sie ihre herrlichsten Eigenschaften am glänzendsten bewähren können,*) ist die Aufgabe, den Leidenden die Zeit ihres Unwohlseins kürzer erscheinen zu lassen, fast so wichtig wie die, sie wirklich abzukürzen. Sie wissen ja, daß die Dauer des eigentlichen schweren Krankseins kaum so lästig wird wie die Zeit der kleinen Nachwehen, die deshalb länger und peinlicher erscheinen, weil sie mit hellem Bewußtsein empfunden werden; sie wissen auch, daß eine heitere Stimmung, wie sie durch ergötzliche Zerstreuung hervorgerufen wird, zur Förderung des Genesens fast so viel beiträgt wie der laue Westhauch zum Siege des Frühlings. Darum strebt jede teilnahmvolle Pflegerin, ihrem Pflegebefohlenen sobald als möglich diesen geistigen Labetrunk zu reichen, und fühlt sich reich belohnt, wenn er mundet und die gewünschte Wirkung äußert.

Zum Glück sind die Frauen mit all den edeln Eigenschaften, die zur Barmherzigen Schwester gehören: mit unerschöpflicher Geduld,

*) Vergl. Sigismunds Gedicht: Die Frauen.

mit sanfter Heiterkeit, mit schöner Erfindungsgabe und einem bewundernswerten Scharfblick, die Eigenheiten des Pfleglings zu erkennen und zu berücksichtigen, reichlichst ausgestattet, so daß sie der oft schwierigen Aufgabe meist vortrefflich entsprechen, obgleich sie dazu so gut wie keine Anleitung empfangen haben. Weder die Haushaltungsbücher noch die Anweisungen zur Krankenpflege (unter denen die Schrift der durch ihre aufopfernden Dienste in den Spitälern des Krimkriegs berühmt gewordenen Miß Florence Nightingale*) hervorragt) unterrichten ja ausdrücklich in der edeln Kunst des Zeitvertreibs; auch der behandelnde Arzt überläßt in der Regel, wenn er um Aufschluß gefragt wird, das meiste dem „Takt" der Frauen, welcher denn auch, besonders wenn die Ratsuchende das Glück genossen hat, sich nach dem Muster ihrer Mutter zu bilden, sich vortrefflich bewährt.

Aber dieser Takt ist, wenn er auch wirklich angeboren sein sollte, keineswegs allen beschert worden, und gar manche liebende Pflegerin, welche um Zeitvertreib angefleht wird, fühlt sich in die Lage jener persischen Hofleute versetzt, welche ihr König auf das dringendste bat, ihm ein neues Vergnügen auszusinnen, weil ohne ein solches sein Zustand unerträglich sei.**)

Deshalb erscheint es nicht als unnütz, einige Hauptregeln jener Kunst des diätetischen Zeitvertreibs zusammenzustellen, und die geehrten Leserinnen werden ja wohl dem Verfasser diesen Versuch zur Theorie einer Kunst, in welcher die Frauen die größte Virtuosität erreichen, wenigstens aus dem Grunde verzeihen, weil er aufrichtig gesteht, das meiste Gute der Praxis der Frauen abgelauscht zu haben.

Die Kunst des diätetischen Zeitvertreibs, welche wie durch Zauberei die langen Stunden des Siechtums oder der Genesung kürzt und erheitert, besteht wesentlich darin, Sinn und Geist des Pfleglings in leichtester Art anzuregen und spielend zu beschäftigen.

Zuerst ist das Wann zu ermitteln, wo Zeitvertreibmittel angewandt werden dürfen. Nicht selten wird es zu früh versucht und wirkt dann, wie unzeitig gereichter Wein, mehr aufreizend und erschöpfend als erquicklich. Zulässig ist der Zeitvertreib erst dann, wenn der Pflegling selbst nach einem solchen verlangt und durch sein Befinden sicher

*) Als barmherzige Schwester zu Kaiserswerth ausgebildet, leitete sie ein Krankenhaus für Gouvernanten in London und war im Krimkriege (1854—55) in den Hospitälern zu Skutari und Balaklawa aufopfernd thätig. Sie schrieb Notes on Hospitals und Notes on Nursing.

**) Das aus Indien stammende Schachspiel soll auf solche Weise ersonnen worden sein.

hoffen läßt, daß er ihn vertragen werde. Das einzige sichere Kennzeichen von allgemeiner Giltigkeit, welches für die Rechtzeitigkeit bürgt, besteht darin, daß der bisher geistig unthätige und verstimmte Leidende angefangen hat, in gewohnter Weise an der Außenwelt Anteil zu nehmen, ohne dadurch merklich angegriffen zu werden. Selten, und im Anfang nie, darf man ein Zeitvertreibsmittel gegen Abend anwenden; denn statt der sanften, wohligen Bewegung, in welche der Geist durch ein solches am Tage versetzt werden würde, treten zur Nachtzeit leicht stürmische Wallungen auf, welche Schlaflosigkeit oder einen Fledermausschwarm störender Träume erzeugen. Abendunterhaltung vertragen meist nur die in der Genesung weit Fortgeschrittenen.

Gleich jedem Stärkungsmittel ist auch der Zeitvertreib anfangs nur in kleinsten Gaben zu verabreichen und allmählich reichlicher zu gewähren. Für einen Genesenden ist oft ein viertelstündiges Gespräch, auch wenn er sich dabei mehr als Zuhörer verhält, fast so ermüdend wie für die Gesunden eine vierstündige Oper. Indessen versäumt gar oft ein solcher Ermüdeter, teils aus Lust am Genießen, teils aus zarter Rücksicht auf die teilnehmenden Freunde, das „Genug!“ auszusprechen; deswegen muß die Pflegerin nach eigenem Ermessen am Zeitvertreibe streichen und kürzen wie ein ängstlicher Regisseur am Theaterstück.

Natürlich muß der Zeitvertreib dem Alter, dem Charakter und der Bildungsstufe sorgfältig angepaßt werden. Darüber sind jedoch allgemeine Vorschriften unmöglich, zum Glück auch meist unnötig, da ja die Frauen, nach des Dichters Wort, am besten herausfinden, was sich ziemt. Erwähnung verdient indessen die Thatsache, daß man bei der Wahl der Unterhaltungsstoffe öfters zu hoch greift als zu tief. Auch der ernste Mann ist, wenn er des Zeitvertreibs bedarf, leicht befriedigt und vergnügt sich oft mit einer Unterhaltung, die er in gesunden Tagen lächelnd der Jugend oder weniger Gebildeten überläßt. Schiller, der als Leidender, um die lange, schlaflose Nacht hinwegzutäuschen, mit seiner Wärterin Karte spielt, ist ein belehrendes Beispiel, wie auch der Genius sich in solcher Lage herabläßt.

Von großer Wichtigkeit ist die richtige Abstufung der Zeitvertreibsmittel. Man fange mit den leichtesten, am wenigsten aufregenden an, steige allmählich zu solchen, welche aus dem Spiel in die Erholungsarbeit übergehen und schließe mit kleinen Anfängen in der Berufsthätigkeit.

Unter allen Sinnesorganen ist das Auge das erste, welches Zeitvertreib verlangt und verträgt. Die Ergötzlichkeiten, welche man dem Geruch und Geschmack durch Blumensträuße und Leckerbissen bereitet, sind wegen ihrer kurzen Dauer kaum zum Zeitvertreib zu

rechnen; die Beschäftigung des Gehörsinns durch Musik aber ist nur in den späteren Zeiträumen, wo die Genesung fast in völliges Gesundsein übergegangen ist, zu gestatten, da der Reiz der Töne am meisten angreift und oft in schädlicher Weise rührt und erschüttert. Besser vertragen wird das Anhören von leichtem, in leiser Stimme geführtem Gespräch, an dem aber nur zwei oder höchstens drei Personen betheiligt sein dürfen; indessen ist auch dieser Ohrenschmaus nicht ohne große Vorsicht zu gewähren.

Zu Nutz und Frommen von Pflegerinnen, welche trotz ihrer Erfindungsgabe zuweilen in Verlegenheit kommen, wenn es gilt, einem Leidenden auf die Dauer Zeitvertreib zu beschaffen, seien hier einige Genüsse angeführt, die man dem Auge früh bieten darf.

Eine ergötzliche Augenweide bietet das Beschauen von Pflanzen. Ein grüner Zweig, eine schlichte Wiesenblume, eine hübsche Frucht, ja selbst ein vom Winter entblätterter, aber mit Knospen versehener Baumzweig gewähren, zumal wenn die Überbringerin versteht, auf einzelne feinere Züge in Bau und Färbung hinzuweisen, eine liebe Unterhaltung, die sinnigen Menschen manche Viertelstunde anmutig ausfüllt und sie mit dem Stillleben der holden Pflanzenwelt oft inniger befreundet, als es sonst durch lange Spaziergänge geschah. Es ist ratsamer, einzelne Pflanzen zu überreichen als ganze Sträuße, weil die Menge der Blüten gar oft die innige Vertiefung in das Schöne hindert. Sehr zu empfehlen ist, dem Leidenden durch einige Zimmerpflanzen Unterhaltung zu gewähren. Für den Winter ist die Zucht rasch wachsender Zwiebelgewächse, namentlich der Schneeglöckchen, Narzissen, Tulpen und Hyazinthen zu empfehlen; die Tränkung derselben und das Beobachten der von Tag zu Tag deutlich wahrnehmbaren Entwickelung gewährt so viele Freuden, wie sie kaum ein leidenschaftlicher Blumist, der immer wohlauf ist, empfindet. Für die meisten bildet die Pflege einiger Moose, die man in feuchten Schalen zwischen den Doppelfenstern hält, eine um so anziehendere Wintererholung, weil wenige Laien diesen zierlichen Gewächsen, die meist in den rauhen Jahreszeiten den Höhepunkt ihres Lebens feiern, in gesunden Tagen beachtet haben und nun mit freudigem Staunen sich die schöngrünen Blätter und die niedlichen Urnenkapseln anschauen. Schon das Betrachten eines Moosherbariums ist deshalb ein köstlicher Zeitvertreib; wer es irgend anwenden kann, sollte dem Leidenden Freude mit einer solchen Sammlung, die man so billig kaufen kann, machen.

Eine lebendigere Anregung als das Beschauen der stillen Pflanzen übt die Beobachtung von lebenden Tieren aus. Daß der treue Hausfreund und lustige Spaziergefährte, der Hund, täglich einen kurzen Besuch im Zimmer des Genesenden machen dürfe, versteht sich

von selbst. Aber auch für Leute, die in den Tagen der Gesundheit sich nicht mit solchen Geschöpfen befreundet haben, ist die Gastrolle, die ein munteres Tierlein im Zimmer giebt, ein ergötzlicher Zeitvertreib. Ein junges Kätzchen, das mit einem Knaul Garn spielt, ein Kaninchen, das appetitlich an einem Kohlblatt schnuppert und knuspert, oder gar ein Eichhörnchen, das in seinem Käfig die ausgelassenste Lustigkeit äußert — das sind Sehenswürdigkeiten, welche den ans Zimmer Gefesselten mehr erfreuen als sonst der Besuch der größten Tierbuden. Wer eins oder das andere solcher Tierchen auf einige Zeit leihen oder das Aquarium eines Bekannten für etliche Tage zur Ausstellung im Zimmer bekommen kann, wird dem ans Lager Gefesselten eine reiche Unterhaltung bieten. Selbst ein schlichtes Fischlein oder ein Schwimmkäfer in einem Wasserglase ist für den von der freien Natur Abgeschiedenen ein erwünschter Zeitvertreib. Die erfreulichsten Zimmergenossen sind aber von allen Tieren die Vögel. Wie strahlt das Gesicht des kränklichen Kindes, wenn die Mutter einen Korb mit einer Schar junger Gänschen oder Küchlein ans Bett stellt, die so lustig piepen, sich so zierlich bewegen und sich so gern füttern lassen! Wie ergötzt sich nicht jung und alt an dem possierlichen Treiben eines Kreuzschnabels, eines Stars und vor allem an dem übermütig lustigen Gebaren von Meisen, die im Zimmer umherflattern dürfen und bald hier und dort picken und naschen, bald zutraulich mit seitlich gewendetem Köpfchen den Kranken anstaunen, mit dem sie sich bald befreunden! Eine Finkmeise, die den an einem Faden hängenden Nußkern umflattert und diesen schwankenden Leckerbissen anpickt, belustigt den ans Zimmer Gebannten oft mehr als sonst die kühnsten Salti der Clowns im Zirkus. Langwierig Leidende mögen sich an dem Genfer Franz Huber († 1831) ein Beispiel nehmen, wie man unfreiwillige Muße angenehm und nützlich ausfüllen könne. Als Jüngling erblindet, wußte er dennoch die Naturwissenschaft wesentlich zu fördern; er studierte nämlich mit Hilfe seiner Frau, seiner Freunde und Diener die Lebensweise der Insekten, besonders der Bienen. Die Beobachtung eines Bienenstocks, den eine eingesetzte Glastafel dem Auge zugänglich macht, gewährt einem Leidenden, auch wenn er nicht über das Bereich des Hausdaches gehen darf, eine Fülle herrlichen Zeitvertreibs.

Ein Hochgenuß ist für alle Genesenden das Beschauen von Bildern. Dabei ist indessen große Mäßigkeit im Genießen und sorgfältige Auswahl der Abbildungen, besonders hinsichtlich der Gegenstände, ernstlich geboten. Eine Viertelstunde zu viel erzeugt denselben Schwindel wie beim Gesunden das dreistündige Durchlaufen einer noch nicht gesehenen Galerie, und ein grasses Mord- und Schlachtbild füllt zuweilen, so schnell man auch das Blatt um-

gewendet hat, die Seele mit Schauern, die im Traum als grausige Verzerrungen aufleben. Die Illustrationen von Kaulbachs „Reineke“, von Grandvilles „Fabeln“, von L. Richters und O. Pletsch' Bilderbüchern bieten für das Genesungszimmer einen wahren Schatz von köstlicher Labung und man darf solche Genüsse in allem Ernst zu den kräftigsten Stärkungsmitteln für Genesende rechnen. Der günstige Einfluß dieses Zeitvertreibs ist wirklich so groß, daß man wünschen möchte, jede Stadt besäße eine Leihbibliothek solcher illustrierten Werke für Genesende oder die Familien träten zu einem gegenseitigen Leihvereine zusammen. Wer jemals gesehen hat, wie man ein leidendes Kind durch das Geschenk eines schlichten Bildchens erfreuen kann, der sammelt gewiß jeden Holzschnitt, und wäre er nur ein Stück des zur Bücherhülle dienenden Makulaturbogens, für solchen Zweck. Nur mit großer Vorsicht ist dagegen das Betrachten von Stereoskopen zu gewähren, welches Augen und Hirn mehr angreift als das einfache Beschauen von Bildern.

II.

Wenn der Leidende so weit erstarkt ist, daß er aufsitzen und Augen und Hände einigermaßen zu spielender Arbeit gebrauchen kann, dann ist es Aufgabe für die Pflegerin, ihm zuweilen eine kleine, leichte Beschäftigung vorzuschlagen, welche unterhält, ohne zu ermüden. Leichter ist es, für Kinder eine solche Spielarbeit zu ersinnen als für Erwachsene; indessen stelle man sich die Sache nicht zu schwierig vor, da auch der ernste Mann, der sonst nur wuchtige Arbeiten vornimmt, im Krankenzimmer es nicht unter seiner Würde findet, zum Zeitvertreib eine Haushaltungsarbeit zu unternehmen, bei welcher er sich sonst wie Herkules am Spinnrocken erscheinen würde. Sieht man doch genesende Männer, die in gesunden Tagen wahre Cyklopenarbeiten besorgen, mit aller Behaglichkeit Bohnen enthülsen oder Federn schleißen. Für Kinder ist eine Lieblingsbeschäftigung das Aufräumen und in Ordnungbringen des Inhalts von Kästen und Schubläden, besonders wenn dieselben mannigfaltigen alten Tand enthalten, mit dem sie sonst gespielt und gekramt haben; vielleicht ist es auch möglich, Erwachsenen durch Zuteilung ähnlicher schlichtender und ordnender Arbeiten einen heilsamen Zeitvertreib zu verschaffen. So wäre für Sammler das Ordnen ihrer Schätze, für andere die chronologische Anordnung der angehäuften Briefe zu versuchen.

Über das Genesungsmittel, welches in seiner Heilkraft über die Chinarinde gestellt zu werden verdient, über das Lesen, giebt die treffliche Schrift der Miß Nightingale — auf welche man die Buch-

händlerreklame: „Sie sollte neben Ammons „Mutterpflichten“ *) auf dem Büchertische keiner Hausfrau fehlen“, mit vollem Recht anwenden darf — eine Reihe trefflicher Ratschläge. Die hohe Wichtigkeit dieses Zeitvertreibs gestattet wohl, einige Nachträge, welche von Nutzen sein dürften, beizufügen.

Man meint gewöhnlich, diesen Genuß für Leidende dadurch weniger angreifend zu machen, daß man ihnen lieber vorliest, als sie selbst lesen läßt. Damit wird aber häufig gefehlt; man schont zwar die Augen, greift aber das Denkorgan des Pfleglings mehr an. Das Lesen eines durch Krankheit Geschwächten darf nicht dem einer Eisenbahnfahrt zu vergleichenden Überfliegen der Seiten gleichen, wie es ein Gesunder treibt, um sich rasch des Stoffes zu bemächtigen; vielmehr muß es einem behaglichen Spaziergang ähneln, bei dem es nicht darauf ankommt, wie weit man gelangt, auf dem man recht oft ausruht, um die Eindrücke verklingen zu lassen oder in süßes Träumen zu versinken, wie man es wohl im Mai auf einer Gartenbank mit halbgeschlossenen Augen zu thun pflegt. Nun ist aber der Vorleser, wenn er auch neben den Zeilen noch so aufmerksam die Mienen des Zuhörers beachtet, nicht imstande, zu beurteilen, wann für diesen der Zeitpunkt einer kleinen Rast, eines ruhigen Rückblicks eingetreten ist; der Hörer aber läßt sich durch die Furcht, unzart zu erscheinen, oft abhalten, sich einen Ruhepunkt zu erbitten und schadet sich dabei durch das zu Rasch und zu Viel.

Strenges Gesetz sei, nicht im Liegen und nicht bei künstlichem Licht zu lesen, ehe die volle Gesundheit eingezogen und befestigt ist.

Ebenso wichtig als schwer ist die Wahl des zu Lesenden, welche sich natürlich nach dem Bildungsgrade des zu Versorgenden und nach den zu Gebote stehenden Mitteln richten muß. Leider ist in vielen Familien die litterarische Hausapotheke, wie sie der Arzt und die Pflegerin wünscht, gar dürftig bestellt, und mancher Arzt wird wohl, gleich dem Schreiber dieser Zeilen, den frommen Wunsch gefühlt haben: Jeder Ort sollte aus öffentlichen Mitteln eine Bibliothek stiften, welche auch für die Bedürfnisse dieser dankbarsten Klasse von Lesern sorgte. Als allgemeine Regel gilt: Die zu solchem Zweck brauchbare Schrift sei leicht verständlich, weder den Verstand noch das Gemüt in seinen Tiefen erregend; sie sei mehr objektiv erzählend als betrachtend und vor allem sei sie heiter und gut gelaunt. „Jedes Buch ist gut, ausgenommen das langweilige“, hat Voltaire gesagt; aber in unserm Fall nimmt man lieber ein wenig Langeweile in Kauf

*) Das wertvolle und liebenswürdige Buch „Die ersten Mutterpflichten“ des Dresdener königl. Leibarztes Friedr. Aug. von Ammon († 1861) hat mit Recht eine hohe Zahl von Auflagen erlebt.

als geistreichen Seiltanz, bei dem es dem Leser immer etwas „gruselig" zu Mute wird, oder gar als wilden Sturm und Drang, als die grause Romantik des Melodramas. Lieber Rabeners und Gellerts Briefe als die der Charlotte Stieglitz; lieber die Biographie Heims als die Nikolaus Lenaus; lieber „Hannchen und die Küchlein" als ... doch wozu einen Index librorum prohibitorum abfassen?*) Versuchen wir vielmehr einige der empfehlenswerten Bücher zu nennen, obgleich die Liste natürlich auch nicht den geringsten Anspruch auf Vollständigkeit machen kann.

Einzelne Kritiker haben die Kategorie: „Gesunde und pathologische Dichtung" aufgestellt, eine ästhetische Kategorie, die wie die meisten andern nicht selten mit Unverstand und Ungerechtigkeit angewandt worden ist. Am erträglichsten ist sie noch für unsern Fall. Ein Buch, das in die Hand der Genesenden passen soll, muß gesund sein, d. h. es muß den erfrischenden und erheiternden Eindruck machen, wie ihn eine normale, wohlgemute, klare Natur auf uns macht, die da weiß, was sie will und mit guter Laune auch durch Hindernisse und Widerwärtigkeiten zum Ziele lossteuert; ein solches Buch muß uns plan und frisch ansprechen wie ein lieber Bekannter, der in das Krankenzimmer gleichsam den Duft des Waldes und der unverkünstelten Natur mitbringt; der uns nicht als titanischer Streber, sondern als tüchtiger, wackerer Mann anheimelt und um so lieber wird, je heiterer und gutgelaunter er bei allem ernsten Wollen bleibt. Mit dieser Bewegung der „gesunden" Litteratur ist natürlich nicht eine Wertabwägung im Sinne der Ästhetik gemeint; der Diätetiker wählt sich das für ihn Brauchbare, mag es auch an Größe und Bedeutsamkeit von andern Kunstwerken so weit überragt werden als ein Heilkraut, wie der Löwenzahn, von der majestätischen Ulme.

Besonders brauchbar als Genesungs-Lesebücher sind Reisebeschreibungen, unter deren großen Schar es fast keine schädlichen und recht viel heilsame giebt. Den Vorzug verdienen die von einem gutgelaunten Reisenden geschriebenen, welche im Leser das Gefühl erregen, als überwinde er selbst mit Leichtigkeit Widerwärtigkeiten und Gefahren oder genieße die reizende Außenwelt mit der frischen Empfänglichkeit eines Kerngesunden. Ein Genesender, der etwa Mendelssohns „Reisebriefe", Bayard Taylors „Reise nach Lappland" oder Kanes „Polar-

*) Gottlieb Wilh. Rabener, satirischer Schriftsteller, † 1771 in Dresden. — Charlotte Stieglitz, Gattin des lyrischen Dichters Heinr. Stieglitz, gab sich aus edlen, aber überspannten Motiven 1834 selbst den Tod. — Ernst Ludw. Heim, „der alte Heim", berühmter menschenfreundlicher Arzt in Berlin, † 1834. — „Hannchen und die Küchlein", ein Idyll von Chr. A. Eberhardt († 1845).

reise“ liest, wird dabei sicher einen Tag verleben, der so genußreich ist, wie irgend einer des gesunden Alltagslebens war.

Anzuraten sind ferner gute Lebensbeschreibungen und Briefwechsel bedeutender Männer, wenn das darin geschilderte Leben ein solches ist, daß seine Anschauung erfrischend und belebend wirkt wie die Luft des freien Feldes. Dem Gebildeten ist Goethes „Wahrheit und Dichtung“, auch wenn er dasselbe schon öfter gelesen, immer wieder eine genußreiche und wie edler Wein erwärmende Lektüre.

Auch viele populäre naturwissenschaftliche Werke eignen sich recht wohl für Genesende. Tschudis „Tierleben der Alpenwelt“ z. B. wird jung und alt zusagen und gleichsam einen Hauch frischer Bergluft in das Zimmer wehen. Zu widerraten sind dagegen solche Schriften, deren Naturanschauung eine süßlich-empfindsame ist oder die sich in naturphilosophischen Theorien ergehen und dem armen Leser, der an sich schon hinlänglich erfahren hat, wie sehr das menschliche Fühlen und Denken vom leiblichen Zustand abhängt, gar noch mit Triumph zu beweisen meinen: der Stoff sei alles und das ganze Leben ein physischer und chemischer Prozeß.

Aus dem Gebiet der Geschichte sind solche Werke auszuwählen, welche Kulturzustände darstellen, ohne durch Schilderungen von sicilianischen Vespern, Bartholomäusnächten und Hexenprozessen in Schauder zu versetzen.

Dichterische Werke zu lesen ist erst in der gesicherten, fast schon Gesundheit zu nennenden Genesungszeit zu gestatten, und selbst dann sind nur solche zu erlauben, welche erheitern. Denn Dichtungen, welche die tragischen Gefühle des Mitleids und Schreckens erregen, sind nicht geeignet für ein Gemüt, das durch Leiden überempfindlich geworden ist. Das Märchen, die Idylle, die humoristische Novelle, der komische Roman sind die Dichtungsgattungen, welche für unsern Zweck dienen können.*) Grimms „Hausmärchen“, Mörikes „Reise Mozarts nach Prag“, „Die Pickwickier“, Fritz Reuters Erzählungen — das sind Bücher dieser Klasse, welche ihre Wirkung nie versagen.

Es ist übrigens durchaus unnötig, daß der Genesende stets ein ihm neues Buch zum Lesen erhalte. In keiner andern Lage des Lebens ist man geneigter, das gute Bekannte nochmals zu genießen; ja es liegt im Wiederlesen sogar ein eigener Reiz, der nicht blos in dem dadurch vermittelten Tiefereindringen in Stoff und Form, sondern zugleich in der Erinnerung an die frühere Zeit liegt, in der man die erste Bekanntschaft mit diesem Geisteswerke gemacht hat.

*) Vgl. den Artikel „Das Lesen guter Humoresken — ein diätetisches Heilmittel“ von Dr. Jul. Lang in der „Neuen Heilkunst“, 1898.

Welche Fülle von Erinnerungen liest sich nicht zwischen den Zeilen, wenn wir bei Ruhepunkten an die Zeit denken, in der wir als Knaben oder Jünglinge mit jugendlicher Spannung und wärmster Teilnahme uns an diesem Buche labten, an die Stimmung, in die es uns versetzte, an die Gefühle und Entschlüsse, die es in uns hervorrief! Ist doch dies stille Versenken in die frühere Zeit des eigenen Lebens, mögen wir sie auch ebenso oft belächeln als bedauern müssen, ein gar lieber Zeitvertreib für den Einsamen, der von rüstigem Arbeiten abgehalten ist. Lessing las zu Zeiten, wo er sich zum Schaffen unfähig fühlte, in seinen jugendlichen Arbeiten, sogar in den unreifen Aufsätzen, die er als Knabe geschrieben. Fürwahr, das ist ein Zeitvertreib, der jedem Genesenden als Ergötzung und Mittel zur Selbsterkenntnis dringend zu empfehlen ist!

Von gleichem Range, ja in gewisser Hinsicht noch wirksamer als das Lesen ist für Genesende das Hören des lebendigen Wortes. Der bloße Klang einer Menschenstimme ist für einen von der Geselligkeit Abgeschiedenen so anziehend, daß er zuweilen vom interessanten Buche wegblickt, um zu lauschen, wär es auch nur dem gewöhnlichsten Geplauder spielender Kinder. Wie erquickt nun vollends die trauliche Rede eines Freundes, der zum Besuch kommt und den rechten Ton zu treffen versteht, welcher für solche Unterhaltung angeschlagen werden muß! Die Ansprache eines Freundes, der in das leichte Tagesgespräch einen Gedanken einzuflechten weiß, aus welchem sich der Leidende Mut und Hoffnung schöpft! Ein Arzt, der die glückliche Gabe hat, zu erzählen und in herzlicher Teilnahme sein Talent am Krankenbett verwertet, besitzt darin eine Heilkraft, die er kühn neben die der berühmtesten Arzneien stellen darf. Wie viele gedrückte Seelen mag der lustige alte Heim durch seine frischen Späße erheitert und in der Genesung gefördert haben! Die Kunst, eine solche Unterhaltung passend einzuleiten und glücklich zu führen, ist aber eine nicht leichte, und gar manche wohlmeinende Freundin, welche zum Besuch kommt, wirkt ihrer guten Absicht entgegen, indem sie entweder in der Wahl des Stoffs oder in der Dauer der Unterhaltung fehlgreift. Leider muß auch in diesem Felde fast alles dem geheimnisvollen Tausendkünstler, den man „Takt“ nennt, anheimgestellt werden. Es giebt Menschen, die darin so reich ausgestattet sind, daß man geradezu wünschen möchte, sie machten die Unterhaltung der Genesenden ihrer Bekanntschaft oder gar eines Krankenhauses zu ihrer Lebensaufgabe. Eine solche ärztliche Spezialität, ein Doktor als Gemütserheiterer, wird freilich, selbst in unserer Zeit der durchgeführten Arbeitsteilung, ein frommer Wunsch bleiben. Aber die Pflegerin wird wohlthun, für einen langwierig Leidenden, dem es schwer wird, sich Zeitvertreib zu verschaffen, solche Talente zu

Hilfe zu rufen. Ein alter Invalide, der gern von seinen Kriegsfahrten erzählt, ein greiser Handwerksmann, der die Abenteuer seiner Wanderschaften launig zu berichten liebt, oder ein ausgedienter Jäger und Vogelsteller, der in Pirsch- und Vogelherderlebnissen unerschöpflich ist — diese und ähnliche Charaktere sind für solchen Zweck höchst erwünschte Gehilfen. Für Kinder ist eine gute Märchenerzählerin ein so liebes Wesen, daß sie manchmal wünschen, bald einmal wieder krank zu sein, um aufs neue so schöne Geschichten zu hören.

Der Traum.

(1860.)

„Der Schlaf hat seine Welt,
Ein Reich von wundervoller Wirklichkeit.
Die Träume haben Worte, Schmerzen, Thränen
Und einen Hauch von Freude. Schwer belasten
Sie unser waches Denken, sie erlösen
Den Menschen von der Arbeit sauren Bürde . . .
Wie Geister schreiten sie an uns vorüber,
Verkünden, gleich Sibyllen, unsre Zukunft,
Beherrschen unsre Freuden, unsre Schmerzen,
Und wandeln uns nach ihrem eignen Willen.
Sie ängsten uns mit lang verblich'nen Bildern
Verschwundner Schatten . . ."

In diesen Versen giebt der an Weltschmerz kranke Byron seine düstern Anschauungen vom Traumleben kund; andere Dichter schildern mehr die heitern, lächelnden Züge des Traumes, wie er als Fee Mab*) possenhafte Zauberspiele treibt. Aber alle Dichter stimmen darin überein, daß sie das traumhafte Walten des Geistes als eine schöne, vielleicht sogar die edelste Blüte des Menschendaseins preisen. Es wäre unbillig, mit ihnen darüber zu rechten. Sie dürfen alles mit dem verklärenden Lichte des Idealen beleuchten, sie dürfen im Urteilen der Stimmung des Augenblicks folgen, und warum sollten sie nicht einen Zustand preisen, der mit der fieberhaften Erregtheit des schöpferischen Dichtergeistes so manche Ähnlichkeit hat? Verliert doch der Poet, dessen Auge nach Shakespeares Wort im schönen Wahnsinn rollt, über den Gefühlen und Bildern, die seine Seele füllen, das klare Bewußtsein seiner Persönlichkeit fast so sehr, wie der Träumer; waltet doch im Dichter die Phantasie ebenso mächtig über die andern Geisteskräfte vor, wie in der Seele des Schläfers.

In ganz verschiedenem Licht erscheint der Traum dem nüchternen Naturbeobachter. Freilich giebt es eine ansehnliche Zahl von Seelenforschern, welche, in der Wertschätzung des Traumlebens fast die Dichter überbietend, meinen, der schlafende Mensch entfalte Fähigkeiten,

---

*) Sigismund hat die berühmte Schilderung in Shakespeares „Romeo und Julia" I, 4 im Sinn.

welche weit über die des wachen Lebens hinausreichen.*) Sie gehören zu der Schule, die es liebt, nach Art der Dämmerungsfalter, in den „Nachtseiten der Natur" zu schwärmen, die mit doktrinärer Phantastik in das dunkle Reich noch mehr Wunder hineingeheimnißt. Nach ihren Schilderungen erscheint der Träumende wie ein Besessener, in dem höhere Geister eingezogen sind und die wunderbarsten Thaten thun; er steht da wie ein mächtiger Dichter, ein Denker, dem große Gedanken wie geschenkt zufliegen, ein Fern- und Hellseher, der Raum und Zeit nicht mehr als Schranken seiner selbst fühlt, und als Prophet.

Allein solchen Darstellungen fehlen alle wesentlichen Eigenschaften der wissenschaftlichen Erkenntnis: unbefangene Beobachtung, strenge Kritik und Freiheit vom Gängelbande des Systems. Wer über den Traum nicht träumen, sondern klar und sicher denken will, kann nicht nüchtern genug zu Werke gehen.

Die folgenden Mitteilungen sind die Ergebnisse von fortgesetzten Beobachtungen, bei denen als Grundsatz galt, jene unbefangene Nüchternheit zu behaupten. Dies ist freilich schwerer, als es beim ersten Anblick erscheint. Denn während des Träumens ist eine bewußte Beobachtung unmöglich, und die aus dem Traum in den wachen Zustand sich forterhaltenden Erinnerungen sind selten klar und sicher. Indes gelingt es, wenn man die Seelenerscheinungen mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt, doch dann und wann, die Gesetze zu erkennen, nach denen wir uns im Irrgarten des Traumes bewegen.

Um möglichst unbefangen zu berichten, wurde als Grundsatz festgestellt, frei von allen Schulansichten zu bleiben. Daß für das Traumleben die Zustände und Thätigkeiten der leiblichen Organe von Einfluß sind, wird auch der Spiritualist, der den Menschen als eine Einheit von zwei durchaus verschiedenen Urbestandteilen ansieht, zugeben. Aber weder er, noch der Materialist, ist imstande, aus seiner Hypothese auch nur eine kleine Reihe der Erscheinungen als notwendige Folgerungen herzuleiten; darum verdienen die beiden Grundansichten noch lange nicht den Namen wissenschaftlicher Hypothesen, sie gehören in das Bereich des Glaubens, nicht in das des Wissens. Wir wollen sie deshalb ganz beiseite liegen lassen und einfach die Thatsachen berichten; nur der Gebrauch einiger uralten psychologischen Bezeichnungen, die nicht zu entbehren sind, möge verstattet sein!

„Nur der erste Schritt ist schwer", sagte ein Witzkopf von jenem Enthaupteten, der nach der Sage seinen Kopf unter den Arm nahm und fortwanderte. Das gilt auch vom Verständnis des Traumes. Nimm dem wachen Geistesleben seinen Kopf, das helle Selbstbewußt-

*) Unter den neueren Mystikern dieser Art ist du Prel zu nennen.

sein, und laß es ohne dieses fortarbeiten, so hast du den Traum. Aber wie kann sich jenes so verstümmeln und doch fortwirken? Darüber bleiben wir ganz im Dunkeln; die Grenze der beiden Zustände, zwischen denen der Geist schwankt, nämlich das Entschlummern, entzieht sich aller Selbstbeobachtung. Wir fühlen zwar in der Schläfrigkeit, die mit dem Rausch und der Ohnmacht Ähnlichkeit hat, das nebelhafte Verschwimmen der Sinneseindrücke und das Erlöschen unsres klaren Selbstbewußtseins und Willens, wir gewahren das Überdämmern des geistigen Tageslichtes in ein mattes, graues Zwielicht und in immer dichtere Finsternis; aber das Wiederaufleben unseres Bewußtseins in anderer Form, gleichsam als Mondschein, im Traume bemerken wir nie. Am kleinsten erscheint die dunkle Kluft zwischen dem Bereiche des wachen und traumhaften Denkens bei einem leichten, kurzen Tagschläfchen; hier glauben wir öfter die Anknüpfung des letztern an das erstere zu gewahren, ohne daß ein Zwischenreich stattfindet. Das wache Denken waltet eine Zeitlang fort, allmählich mischt sich der phantastische Traum in die Regierung und gewinnt unmerklich die Alleinherrschaft.

Ein helleres Bewußtsein als von dieser Thatsache, die den Schlüssel zum Verständnis des Traumlebens bietet, aber nie aushändigt, haben wir von einer zuweilen das Einschlafen begleitenden, seltsamen Erscheinung. Wir ertappen uns nämlich, besonders in der Jugend, dabei manchmal über einer Täuschung, die an den Wahnsinn grenzt: wir faseln oder halluzinieren. Der Knabe sucht, nachdem schon das Sandmännchen wiederholt eingestreut hat, mit Mühe dem Gespräch anderer zu folgen und schaut mit gewaltsam offen erhaltenen Augen in die Kerzenflamme, die bunte Strahlen schießt; plötzlich umnebelt sich dieselbe mit einer Wolke und diese gerinnt zu einer gespenstischen Gestalt, welche sich als zauberhafte Wirklichkeit aufdrängt. Bald ist es nur ein formloses Durcheinanderwimmeln von farbigen Flecken, bald ein arabeskenähnlicher Zierat, die sich beständig umgestaltet, in seltneren Fällen täuscht sich uns die phantastische oder auffallend treue Gestalt eines Menschen vor. Man glaubt sich der Erscheinung gegenüber wach und ist doch nicht Herr seiner Sinne; indes läßt oft ein bloßer Wechsel der Körperhaltung das Gespenst verschwinden. Zuweilen faselt auch das Ohr; man vernimmt ohne äußeren Sinnesreiz Töne, die beim Schütteln des Kopfes verschwinden. In einzelnen Fällen entsprechen diese Sinnestäuschungen des schläfrigen denen des wachen Zustandes, etwa den schönen Farben, die dem vom Sonnenlichte geblendeten Auge vorschweben, oder dem Nachklingen einer Melodie, die man gar nicht los werden kann und die man sogar unbewußt mitsingt oder pfeift. Öfters aber sind diese Vortraum-Phantasmen so beschaffen, daß sie nur mit den Faseleien des Rausches, des fieberischen

Irreseins oder des Wahnsinns verglichen werden können. Alle Erklärungsversuche scheitern. Wollte man auch das oft mit Frösteln verbundene Einschlafen dem Fieber vergleichen, in dem das Gehirn durch Blut von unregelmäßiger Mischung zu wirrer Thätigkeit angeregt wird, so bliebe immer die Frage offen, wie läßt es sich erklären, daß ein chemisch veränderter Saft solche Dinge thue? Wir stoßen bei jedem Schritt an das Unerforschliche. Vielen Menschen kommen solche Trugbilder nie vor, während andere sie häufig wahrnehmen. Zu den letzteren gehörte Goethe, der meist schöne rosettenartige Formen erwachsen sah.

Während des festen Schlafes scheint das geistige Leben öfter vollkommen erloschen zu sein. Wir erwachen, ohne uns des geringsten Traumes zu erinnern, die Nacht liegt hinter uns wie ein grauses Wüst und Leer. Bei manchen Menschen scheint dies Regel zu sein, sie behaupten, äußerst selten zu träumen.

Und doch ist wahrscheinlich, daß das geistige Leben im gesunden Schläfer nie auf längere Zeit gänzlich erlischt. Beobachtet man einen Schlafenden, so gewahrt man von Zeit zu Zeit Regungen im Mienenspiel und in den Bewegungen der Arme, die deutlich zeigen, daß hinter dem Vorhange gespielt wird, und doch behauptet er am Morgen, nicht geträumt zu haben. Der Traum hinterläßt meistens keine deutlichen Gedächtnisspuren. Wir erwachen öfter am Morgen mit dem vollen Bewußtsein geträumt zu haben und können uns trotz aller Anstrengung nicht auf den Inhalt des Traumes besinnen; manchmal verhilft uns ein Zimmergenoß, der uns einige Worte ausstoßen hörte, durch die Erwähnung eines solchen Stichwortes auf die Spur. Am deutlichsten werden wir uns der Lückenlosigkeit des Geisteslebens in dem Traum einer kurzen Tag-Siesta bewußt. Nach einem Mittsommertags-Träumchen, wie es den Wanderer unter einem Baume am Wege heimsucht, erinnert man sich zuweilen aller Glieder der Kette von Vorstellungen, welche die träumende Seele knüpfte. Solche Träume, die überdies fast nie von den albernen Schrecken gestört sind, unter denen wir nachts so oft leiden, sind die dankbarsten für das Studium des Traumlebens.

Die Träume der Morgenstunden gelten allgemein für die lebhaftesten. Diese Ansicht ist indes mit Rücksicht auf den Tagtraum unrichtig und auch sonst nur halbwahr. Daß man um Mitternacht ebenso lebhaft träume wie gegen Morgen, weiß jeder, der öfter von der Nachtklingel geweckt wird. Wer freilich ununterbrochen schläft, erinnert sich am Morgen nur des letzten Traumes, da die Wellenringe der späteren Träume die der früheren verwischt haben. Je leiser und um das Aufwachen zu bestimmter Stunde besorgter man schläft, desto mehr Spuren bleiben dem Gedächtnis eingedrückt von

den Elfentänzen der Nacht, denn beim jedesmaligen Erwachen ist wenigstens ein blasser Schatten von dem Akt übrig, der eben ausgespielt hat. Ein ungewohntes Zimmer, eine ungewöhnliche Beleuchtung, z. B. der auf das Gesicht des Schläfers fallende Mondschein, begünstigen meist ein lebhaftes, d. h. besser erinnerliches Träumen. Wer zum erstenmal in der Nähe eines Wasserfalles oder auf dem Schiffe schläft, wo das Meer durch die dünne Bretterwand uns schaurige Märchen zuraunt, ist sicher, von lebhaften Träumen heimgesucht zu werden.

Wohl nie setzt der Geist nach einem Zwischenakte des Wachseins die frühere Traumfabel so fort, daß sich alles ohne Lücke zusammenfügt, vielmehr beginnt er stets ein neues Stück, das oft dem vorigen verwandt, aber nicht eine bloße Weiterspinnung desselben ist. Es ist eine wesentliche Eigentümlichkeit des träumenden Geistes, daß er nicht „bei der Stange bleibt", sondern beständig abschweift. Auch dem wachen Geiste fällt dieses Geleishalten sehr schwer, selbst der an strenges Denken gewöhnte Mann wird nur gar zu leicht durch einen Sinneseindruck oder durch eine zufällige, gleich einer Sternschnuppe hereinplatzende Vorstellung zum Irrlichtelieren verführt. Aber dem Träumenden ist es geradezu unmöglich, er ist nie Herr seiner Gedanken, die Rosse gehen mit dem Lenker durch.

Selten (manche behaupten mit Unrecht nie) erinnert man sich, wenn man eine Nacht ohne Unterbrechung verschlafen hat, zweier in dieser Zeit gehabten Träume; meist ist es nur möglich, den letzten ins Gedächtnis zurückzurufen. Es ergeht dem Träumer, wie einem Ungebildeten, der in rascher Folge mehrere Geschichten gelesen oder eine Bildersammlung flüchtig durchlaufen hat; das Vielerlei der oberflächlichen Eindrücke verschwimmt zu einem wirren Nebel.

Beachtet man die einzelnen Geisteskräfte, die im Schlafe wirksam sind, so befremdet vor allem das tiefe Darniederliegen der Urteilskraft. Träumende nehmen alle Vorspiegelungen der Phantasie, nicht nur die grellsten Unwahrscheinlichkeiten, sondern auch die handgreiflichsten Widersprüche so gläubig und kritiklos hin, wie ein Kind, das Märchen hört. Auch der gewiegteste Denker gleicht, wenn er träumt, dem Bauernknaben, der zum erstenmale einer Zauberoper zusieht, er staunt über läppischen Hokuspokus, er ängstigt sich über Dinge, die ein waches Kind als leere Popanze auslachen würde. Der schreckhafte Träumer erinnert an das Pferd, das zuweilen vor dem harmlosesten Gegenstande scheut und mit Entsetzen zurückprallt.

Trotz dieser Verblendung ist die Urteilskraft im Träumer nicht ganz erloschen. Meistens ist er freilich vollkommen ratlos und stutzt in Lagen, aus denen sich jedes wache Kind leicht heraushilft; indessen wählt er doch manchmal, um einer vorgespiegelten Gefahr

zu entgehen, zweckmäßige Mittel, ja zuweilen glaubt er ganz besondern Scharfblick zu bewähren und wirklich geniale Gedanken zu schaffen. Aber er glaubt es nur, solange er sich durch die Traumbrille beobachtet. Erwacht man von einem Traume, in dem man eine wissenschaftliche Aufgabe gelöst oder eine Strophe gedichtet zu haben meint, so glaubt man wohl eine Zeitlang einen wahren Schatz zu besitzen; ernüchtert sich aber der Geist und versucht den Fund näher zu betrachten, so zerrinnt derselbe, wie so mancher Schatz in dem Märchen, zu nichts oder erweist sich im besten Fall als ein Alltagsgedanke, so wertlos wie eine abgegriffene Scheidemünze, und noch öfter als blühender Unsinn. Ebenso wertlos sind auch die Schätze, welche die sogenannten Hellseher, Tischklopfer und Psychographen — Figuren, die zu Humboldts Zeitalter noch weit schlechter passen, als die Hexen zu Galileis Zeit — zu Tage fördern.

Dieser Darstellung — so wird vielleicht eingewendet — widersprechen die wohlbegründeten Erzählungen von Männern, die wirklich im Traume wissenschaftliche oder künstlerische Aufgaben gelöst haben. Es laufen ja darüber gar seltsame Anekdoten um. So wird erzählt, Klopstock habe zu seiner Messiade wenn nicht die erste, doch die wirksamste Eingebung im Traum empfangen. Indessen beruhen wohl alle diese Angaben entweder auf bloßer Erdichtung, oder auf einer verzeihlichen Selbsttäuschung. Man schreibt dem Traume zu, was dem Wachen angehört. Die Seele, welche im wachen Zustande von einer Gedankenreihe lebhaft erregt war, wirft deren Elemente im Traume regellos wie Würfel unter einander und ist von dieser Fügung des Spieles so ergriffen, daß ihr dieselbe im Wachen zu einem neuen Ausgangspunkte dient. Das Beste muß stets der wache Geist hinzuthun; die Eingebungen des Traums sind nur etwa den halb genialen, halb tollen Lichtblitzen Geisteskranker zu vergleichen, und es gilt vom Traume, was Goethe vom Pöbel sagt: „Urteilen gelingt ihm miserabel.“

Dagegen leistet der Traum Bedeutendes im Erinnern. Daß Schlafende zuweilen ganze Lieder vollkommen richtig absingen, befremdet uns schon, obgleich sie darin eben nichts Außerordentliches vollbringen. Weit mehr verwundert man sich mit Recht darüber, daß wir manchmal im Traume das Gesicht eines längst Verstorbenen oder das Bild einer vor langen Jahren besuchten Gegend mit solcher Lebhaftigkeit erblicken, wie es uns im wachen Zustande nicht gelingt. Bisweilen überdauert ein solches Phantasiebild die Schlafzeit, es bleibt uns nach dem Erwachen vor der Seele schweben und ersetzt das verblichene Erinnerungsbild, das wir früher in uns trugen. Diese Virtuosität des Traumes ist gewiß seine liebenswürdigste Seite; er ängstet uns nicht bloß, wie der schwarzsehende Byron sagt, mit lang verblichenen Bildern, er führt uns auch für Augenblicke das verlorene

Glück zurück und ist der freundliche Bote, der uns Grüße von denen bringt, welche der Rasen deckt. Schade, daß nicht Shakespeare, der die neckischen Foppereien der Fee Mab, die uns hänselt, und das furchtbare Walten der Traum-Nemesis, durch welche Lady Macbeth gestraft wird, so herrlich schildert, auch diese holde Traumfee gefeiert hat!

So sehr wir aber auch Grund haben, dem Traum als dem Genius der Erinnerung dankbar zu sein, müssen wir uns doch hüten, seine Leistung zu überschätzen und dabei ungerecht zu werden. Der wache Geist vermag in dieser Hinsicht nicht nur dasselbe, sondern noch mehr. Wir gönnen ihm nur unter den Zerstreuungen des Taglebens zu wenig Zeit und Ruhe, um in dieser Sphäre thätig zu sein. Wer dann und wann einsame Dämmerstunden der eignen Vergangenheit widmet und sich mit rechter Sammlung in dieselbe versenkt, wird oft durch Erinnerungsbilder überrascht, die den besten des Traumes gleichkommen. Da fallen uns Züge ein, die lang verweht schienen, da gewinnen die Nebelgestalten der Vorzeit feste Gestalt und Farbe. Das erfahren am besten Greise, die im Armstuhl ihrer Kindheit gedenken, sie schildern ihre Erinnerungen mit so frischen, hellen Farben und so durchgebildeten Umrissen, wie es dem Traume wohl nie gelingt.

Der Wille liegt im Traum ebenso sehr danieder wie die Urteilskraft. Zwar vollbringt man zufolge der Traumvorstellungen einzelne Körperbewegungen, die zu dem Affekte des Augenblicks passen, aber sie sind unkräftig, täppisch, automatisch, kaum von dem Werte, wie das Blinzeln der Augen beim Vernehmen eines Schusses. Der Träumer sucht sich von einem Schreckbild abzuwenden, er will es mit der Hand abwehren, er regt den Fuß, um zu entrinnen, er versucht nach Hilfe zu rufen: aber alle seine Strebungen zur That sind schwächlich und erfolglos. Die Willenskraft reicht kaum zu einem Angstschrei aus. Was uns im Traum am meisten ängstigt, ist nicht sowohl das schreckliche Phantasiebild selbst, als unsere Rat- und Willenlosigkeit, die uns ordentlich behext hat. Wir wollen fliehen und sind festgebannt; wir wollen uns wehren und die Arme sind festgeleimt; wir wollen Vorstellungen machen, und die Zunge klebt am Gaumen fest. Ähnlich einem schwachsinnigen Kapitän, der im Sturme den Kopf verloren, spielt der Herr der Erde im Traum eine über die Maßen klägliche Rolle. Er erliegt Versuchungen, von denen er sich im Wachen mit Verachtung wegwendet, er bangt vor Gefahren, die er sonst verlacht, er stutzt vor Hindernissen, die er sonst mit der Fußspitze beseitigt.

Die kräftigste und ausdauerndste Thätigkeit entfaltet im Traume die Phantasie, die im wachen Leben so vieler Menschen selten einmal frei aufatmen darf. Im Traume dagegen wird jeder zum

Dichter. Er improvisiert Geschichten, über die er, sie für Wirklichkeit haltend, sich freut und ängstigt wie ein Kind. Der trockenste Mensch, der im Wachen die Poesie meidet wie ein albernes Spiel und nur die hausbackenste Realität gelten läßt, schlingt im Traume das magische Band um die Stirn und schwingt sich auf dem Hippogryphen ins romantische Land. Und zu welchen wilden Ritten spornt er sein Roß! Wieland ist ein zahmer Sonntagsreiter gegen die Flüge, die der trockenste Peter im Schlaf ausführt. Selbst in die zahmste Alltagswelt mischt er die verwegensten Wunder; er überbietet im Toll-Phantastischen den Hoffmann-Callot*), im Gräßlichen leistet er mehr, als die gänsehauterregenden Greuel aller, selbst der neufranzösischen Romantiker. Die Schranken des Raums und der Zeit sind dem Träumenden alberne Kinderschrullen, die Naturgesetze toller Aberglaube. Ein Schritt führt ihn über das Weltmeer: aus Adams Zeit tritt er so leicht in die des zweiten Napoleon, wie aus der grünen Stube in die blaue; die Eisenbahn ist ihm eine veraltete Rumpelpost, er saust durch die Luft wie ein Pfeil. Am effektreichsten ist die Traumphantasie im Schaurigen, das von ihr ebenso bevorzugt wird, wie von der Volksballade; am wenigsten Glück hat sie mit dem Komischen. Wie selten kommt man im Traum einmal zu einem rechtschaffenen Lachen, und wie häufig ist dazu Anlaß gegeben! Ist doch der Dichter selbst, der immer mitspielt (und zwar fast nie als bloßer Zuschauer), die lächerlichste Figur, leichtgläubig und unbeholfen wie ein Kind, feig wie eine Memme. Aber nie lacht er sich selbst unmittelbar aus, stets nur eine eingebildete zweite Person.

Auffallend und unerklärlich ist diese phantastische Thätigkeit des Träumenden ohne Zweifel, aber ebenso sicher wird sie von den meisten ungebührlich überschätzt. Gewöhnlich sind die Schöpfungen des Traumes nichts als lahme Wiederholungen des Taglebens (der Advokat träumt — wie Shakespeare schildert — von Sporteln, der Soldat vom Kehlabschneiden und von tiefen Bierkrügen) oder alberne Tollheiten, die nicht einmal den kecken Unsinn des Kasperle-Theaters oder den faden Pomp eines Operntextes erreichen. Höchst selten ist ein Traum, dessen Fabel verdient, von einem Dichter in Verse gebracht, von einem Zeichner illustriert zu werden.

Welch ein anderes Wesen ist dagegen die Schöpfung des wachen Dichters! Wie viel mehr innere Wahrheit, wie viel höhere Schönheit liegt nicht im schlichtesten Volksmärchen, als im gepriesensten Traume! Wenn wir uns einmal über die Kraft der Phantasie wundern wollen, so ist dazu weit eher der Ort dem Dichter als dem Traume gegen-

*) E. Th. A. Hoffmann (1776—1822), humoristisch-phantastischer Schriftsteller („Elixiere des Teufels“, Lebensansichten des Katers Murr“ ꝛc.), als Verfasser der „Phantasiestücke in Callots Manier“ Hoffmann-Callot genannt.

über. „Lieber Meister Lodovico“, fragte der Herzog von Ferrara seinen Ariosto, „woher nehmt Ihr nur in aller Welt das tolle Zeug Eurer Gedichte?“

Im Vergleich mit dem wahren Dichter ist der Traum in der That nur ein armseliger Stümper, dem freilich das zu gute kommt, was den Leuten, die nebenher als Liebhaber schöne Künste oder Heilkunst treiben, zum Ansehen gereicht, er ist Dilettant. Das Publikum bewundert nun einmal lieber die leidliche Leistung eines Dilettanten, als die tüchtige eines Fachmannes; eine angebliche Heilung durch den Quacksalber überstrahlt hundert gelungene Kuren des tüchtigen Wundarztes.

Wie selten weiß der Traum eine angesponnene Fabel glücklich zu Ende zu führen! Oft hat er die Fäden zu einer interessanten Geschichte gezogen und spannende Erwartung erregt, aber meist bleibt die Handlung stecken oder bricht bizarr ab. Höchst selten ist in einem Traumerlebnis eine leidlich wertvolle dichterische Idee entsprechend ausgeführt und zu einer ordentlichen Pointe zugespitzt. Meist sind die Träume nur höchst matte Anläufe zu einer poetischen Gestaltung.

Daß sich der Träumer in mehrere Personen versetzt und sie ihrem Charakter nach agiert, ist auch nichts so Wunderbares, als es beim ersten Anblick erscheint. Jeder Schauspieler oder Vorleser, ja jedes spielende Kind, das Zwiegespräche mit seiner Puppe improvisiert, sind Beweise, daß der Wache dasselbe kann. Das Auffallendste bei dieser Zerspaltung des Ich in mehrere Persönlichkeiten ist wohl der Umstand, daß zuweilen eine solche uns entknospete Person mehr weiß, als das Mutter-Ich. So träumt man z. B., man sitze im Examen und erhalte eine Frage vorgelegt, auf die man auch gar nichts zu antworten weiß. Wir sind in der größten Angst: da flüstert uns ein neben uns sitzender Schicksalsgenoß eine Antwort ins Ohr, die wir alsbald als die richtige erkennen und dankbarlichst annehmen. Aber auch dieser sokratische Dämon, der den Nichtwissenden zugleich zum Wissenden macht, fehlt dem Wachen nicht. Oft können wir uns auf ein Wort oder eine Zahl nicht besinnen und reiben mißvergnügt die Stirn, bis wir endlich die Treibjagd aufgeben und andere Gedankenreihen verfolgen; plötzlich tönt uns das gesuchte Wort ganz unvermittelt in die Seele, es ist uns, wie unsere Sprache bezeichnend sagt, eingefallen, zugefallen wie ein Apfel vom Baume, unter dem wir gedankenlos weggingen. Und wie oft läuft uns gewissermaßen ein Gedanke in die Feder, an den wir beim Beginn des Satzes gar nicht gedacht! Also auch hierin können wir dem Traume nichts besonders Wunderbares zuerkennen.

Eine der anziehendsten Aufgaben für den Beobachter des Traumes ist die Aufsuchung der Ursachen, welche bewirken, daß die Phantasie

zu bestimmten Zeiten in einer gewissen Weise schafft. Wohl jeder Traum ist ein Gelegenheitsgedicht, wie Goethe es von jedem guten Gedichte fordert; er ist nie ein absichtliches Machwerk, sondern ein mit Notwendigkeit aus gewissen Ursachen entstehender Sproß. Zuweilen hat die Ursache erst in dem Augenblicke zu wirken angefangen, in welchem der Traum entsteht.*) Wir empfinden das Eingeschlafensein des aus dem Bett hängenden Armes, gleich ist ein Schreckbild da von einem Toten, der uns anfaßt; wir leiden an Magendruck oder Atmungsbeschwerden und der Traum spiegelt uns im Nu ein Untier vor, das uns zwischen seinen Tatzen preßt; wir vernehmen ein Geräusch, wir werden unklar eines Lichtscheines gewahr, und alsobald werden diese dumpfen Eindrücke zur Grundlage einer Phantasieschöpfung. Wie rasch die Phantasie bei der Hand ist, derartige Empfindungen zu bearbeiten, erfuhr ich einst recht deutlich. Ich träumte mich am Meeresufer, Seetiere suchend, da wurde ich durch einen Kanonenschuß erschreckt; viele Schiffe kamen am Horizont empor und manövrierten vor den Augen der am Strande versammelten Menge; man stritt sich lebhaft, welche Partei Sieger sein werde, man führte Strandbatterien auf, da erfolgte der erste Schuß von einer solchen. Ich erwachte und erfuhr, daß dies der zweite Lärmschuß der Feuerkanone gewesen. Wahrscheinlich rühren viele Träume von solchem nebelhaften Hereinwirken der Außenwelt in die Schläfer her; andere sind wohl Folgen von Störungen des Gemeingefühls, so der Traum vom Fliegen, vom Festgebanntsein, vom Verschüttetwerden, vom Herabstürzen, vom Essen. Aus den Träumen, in denen geschmaust wird, erwacht man gewöhnlich mit Hungergefühl. Selbst die Lage des Körpers hat Einfluß auf die Natur des Traumes;

*) A. Maury hat zahlreiche Beispiele hierzu geliefert. Er ließ sich oft während seines Mittagsschlafes gewisse Geräusche und andere Eindrücke beibringen und gleich darauf wecken; es war ihm dann leicht, sich der im Moment künstlich hervorgerufenen Traumvorstellungen zu erinnern. (Maury, Le sommeil et les rêves, Paris, 4. Aufl. 1877.) — Neuere Beobachtungen und Forschungen haben im wesentlichen die klaren, exakten Beobachtungen Sigismunds über das Wesen des Traumes bestätigt. Was die Herkunft der Traumelemente betrifft, so ist erwiesen, daß es sich hierbei stets mit um die Mitwirkung von Vorstellungen handelt, die den während des Schlafes aufgenommenen Empfindungen entsprechen, sei es nun, daß äußere (periphere) oder daß aus dem Organismus selbst stammende Empfindungen zu Grunde liegen. Die im Schlaf nicht ganz geschlossenen Sinnespforten, das Ohr, das Auge, die Nase, das Tast- und Gemeingefühl liefern neben der Erinnerungssphäre Anlaß zu inneren Erregungen, zu Traumbildern. Vgl. u. a. Spitta, Die Schlaf- und Traumzustände der Seele, Tübingen, 2. Aufl. 1882; Siebeck, Das Traumleben der Seele, Berlin, 1877; Radestock, Schlaf und Traum, Leipzig, 1879; Weygandt, Entstehung der Träume, Leipzig 1893; J. de Fontenelle, Le sommeil, le rêve et le somnambulisme. (Aus der Collection „Les livres d'or de la science"; Paris, 1899.)

beim Erwachen durch Schreckbilder findet man sich stets in der Rückenlage. Aus dieser Bedingtheit des Traumes erklärt sich auch, wie leicht Träume vom Kranksein sich erfüllen können.

Derartige dumpfe, im Schlaf erlittene Eindrücke sind die Keime vieler Träume, indem die Phantasie mit den kühnsten Verknüpfungen der Vorstellungen jene Motive weiterbildet und zu Dramen ausspinnt.

Eine noch größere Mannigfaltigkeit von Träumen erwächst aus den Wellenringen, die durch äußere oder innere Erlebnisse in unserm Gemüt erregt werden. Eine große Freude, ein tiefes Leid, eine bitter bereute That, eine mit Bangigkeit erfüllende Besorgnis regen die Phantasie im Schlafe zur Traumbildung an. Dabei sind zwei Thatsachen auffallend. Zuerst, daß der Traum zuweilen nicht von derselben Färbung ist, wie der ihn hervorrufende Affekt, sondern von der entgegengesetzten; ein Trauernder wird im Traume beseligt, ein Glücklicher geängstigt, obgleich das Motiv des Traumes beider offenbar der nächsten Wirklichkeit entlehnt ist. Shakespeare ist in der That nicht so barock, wie er erscheint, wenn er im Sommernachtstraum Titania sich in einen Esel verlieben läßt, während sie für Oberon glüht. Der Traum tauscht uns wirklich bisweilen vollkommen aus, und wenn er uns auch dabei zuweilen in unserem stolzen Selbstgefühle kränkt, so entschädigt er uns doch reichlich auf der andern Seite. Beunruhigt er den Glücklichen durch die Ahnung des Unglücks, so tröstet er den Leidenden durch die holde Gaukelei der Hoffnung. Der Grund dieses Umspringens der geistigen Wetterfahne im Traume liegt stets in dem verwichenen wachen Zustande. Hat der Schmerz die Grundfesten des Gemütes erbeben gemacht, so sind wir überreizt und für solche Regungen abgestumpft; sowie uns im Wachen endlich die Thränen versiegen, so erlöschen uns im Traume die traurigen Gedanken.

Ein zweiter auffallender Umstand ist der, daß der Traum durchaus nicht immer (vielleicht sogar in der Regel nicht) an die zunächst erfahrenen Gemütseindrücke anknüpft, besonders wenn diese sehr heftig waren. Ist uns ein lieber Freund gestorben, so träumen wir nicht eher von ihm, als bis der erste wilde Schmerz sich ausgetobt hat, manchmal erst nach Wochen, und dann nicht von seinen letzten Augenblicken, an die wir im Wachen so oft denken müssen, sondern von der früheren Zeit, wo wir ihn als gesund und fröhlich kannten. Siedelt man in ein fremdes Land über, so träumt man sich eine Zeitlang in die Heimat. Ein Krüppel, der das Bein verloren, träumt sich noch lange im Besitze gesunder Glieder und sieht sich erst nach Jahren mit Krücken; Blinde glauben im Traume noch lange Zeit nach dem Erblinden ohne Führer zu gehn.

Es beruht diese Erscheinung wahrscheinlich auf der Gewöhnung, für deren Erklärung wir — wie bei vielen andern rätselhaften Er-

scheinungen — wunderwas gethan zu haben meinen, wenn wir ihr einen Namen erteilen. Ein Musikstück, das wir sehr oft gespielt, wird uns zuletzt so geläufig, daß wir es vortragen können, während wir unsere Aufmerksamkeit auf etwas anderes richten; die Finger arbeiten gleichsam „auf eigene Hand“ fort, ohne daß der Meister nach seinen Dienern sieht und sie durch seinen Willen leitet. So erhalten sich die im wachen Zustande längst abgesetzten Vorstellungen im Traume noch auf dem Throne fort, bis auch sie dem Gewohnheitsrechte weichen müssen.

Sehr weit reicht indes diese Nachwirkung eingewohnter Vorstellungen doch nicht. Der Mann träumt sich selten als Jüngling und noch viel seltner (ob jemals?) als Kind. Wohl schweben ihm im Traum Erlebnisse seiner frühen Jugend vor, aber er erblickt sich dabei als älteren Zuschauer. Noch seltner (so weit meine Nachforschungen reichen, nie) träumt man sich älter als man ist; Jean Pauls Traum in der Neujahrsnacht, wo sich ein Jüngling als verfallenen Greis erblickt und wimmernd ausruft: Komm doch wieder, schöne Jugend! ist zwar weit ergreifender, als viele andere Träume, die dieser überschwengliche Dichter erzählt, aber wahrscheinlich ohne Vorbild im wirklichen Traumleben. Nie träumt sich der Mann als Frau und umgekehrt; kurz, so sehr auch der Traum phantastisch verfährt, obgleich er zum Beispiel die Gedankenbilder des Subjektes als völlig abgelöste, selbständige Gestalten hinstellt, immer läßt er den wahren Kern der Persönlichkeit, das Ich, unangetastet; dieses Ich ist stets bei allen Gaukelspielen dabei und im wesentlichen dasselbe Einzelwesen, als welches es sich im wachen Zustande fühlt. Der Traum ist darum nie ein epischer, sondern stets ein lyrischer Dichter, auch wenn er dramatisch gestaltet. —

Überblicken wir nun das Gesamtgebiet des Traumes, welches ich in kurzem Abrisse darzustellen versucht habe, unbefangen, so ergiebt sich, wie ich glaube, dieselbe Würdigung des geistigen Lebens im Schlafe, wie sie im Eingang angedeutet wurde.

Gleich dem leiblichen Leben erfährt auch das geistige in regelmäßigen Perioden eine Ebbe, eine Schwächung und Herabsetzung, ja es sinkt vielleicht in seinem Decrescendo noch tiefer unter das Vollmaß des Menschentums, als das körperliche Leben. Dem letzteren fehlt zwar die willkürliche Bewegung, aber die mechanischen und chemischen Kräfte der dem Stoffwechsel dienenden Organe arbeiten regelmäßig und fördersam weiter; dem geistigen Leben dagegen fehlt im Schlafe sein Regent, das klare Selbstbewußtsein, welches allein bewirken kann, daß die Bauleute planmäßig fortbauen. Einzelne Geisteskräfte wirken im Traume fort, aber es ist ein Turmbau zu Babel, der nie weiter rückt; es ist Leben und Bewegung vorhanden,

aber in Anarchie befangen. Beinahe könnte man, freilich mit einiger Härte, sagen: der Mensch verfällt allnächtlich in eine Geistesstörung, die nur deshalb nicht als krankhafter Wahnsinn erscheint, weil sie regelmäßig wiederkehrt und ohne Nachteil von selbst heilt.

Was aber die Erklärung der Traumvorgänge betrifft, so gelingt es uns wohl, durch Vergleichung des nächtlichen Geisteslebens mit dem wachen, manches scheinbare Wunder als natürliche Folge einer nächsten Ursache zu erkennen; hinsichtlich der letzten Gründe müssen wir jedoch in Schillers Wort einstimmen:

Unergründlich ist das Wirken,
Unerforschlich ist die Kraft.

Die Bienenmutter.*)

Ich würde nicht so glücklich gewesen sein, unserm lieben Freunde ein kleines Geschenk mitzubringen, wenn nicht der Zufall mir ein Motiv zugeführt hätte, das sich zu einem Lichtbildchen eignen dürfte. Künstler suchen sich ihre Stoffe; wir Dilettanten müssen warten, bis uns ein Motiv zufliegt, unverhofft, wie der Schmetterling dort, der eben der Lampe zuflattert.

Ich wohnte in unsrer Sommerfrische in dem entlegenen Hause der Frau Stadtkämmerer. Ein stilles Haus und ein von hohen Mauern umfriedeter Garten machten mir diese Wohnung besonders

---

*) Die „Bienenmutter" und die „Kuckucksuhr" bilden nebst zwei anderen Erzählungen, die äußerlich in einen losen Zusammenhang gebracht sind, den Inhalt der „Lichtbilder aus einer Sommerfrische" (Österreichisches Morgenblatt f. Kunst, Wissenschaft, Litteratur und geselliges Leben, Prag 1858). B. Sigismund hatte die Lichtbilder mit dem Pseudonym B. S. Theuring unterzeichnet. In der Einleitung berichtet er, daß er im Juli und August zu Hause hätte bleiben müssen, der leidigen Geschäfte wegen. Aber seine Freunde und Bekannten, die in der Sommerfrische im Thüringer Wald gewesen sind, suchen ihn bei ihrer Rückkehr durch sinnige Geschenke und selbsterlebte Erzählungen (Lichtbilder) zu entschädigen. Die Geschichte von der Bienenmutter erzählt eine Dame, „die Witwe unseres Freundes v. B." Diese Traumerzählung mit ihrer wunderbaren, gottgläubigen Lösung ist übrigens nicht von Sigismund frei erfunden, sie beruht auf einem wahren Begebnis: durch ein ähnliches wunderbares Traumbild war einst seine Blankenburger Großmutter, Dorothee Elisabethe Fischer, als sie über den Tod ihres Enkels Ottomar untröstlich war, zu neuem Glauben gestärkt worden. Sigismund hatte stets eine große Verehrung für seine Großmutter. Dieselbe, eine Tochter des begüterten Gerbereibesitzers König in Blankenburg, war an den hochgeachteten Bürgermeister Fischer daselbst verheiratet, der aber lange vor ihr zur Kriegszeit, und zwar vor Napoleons Sturze, starb. Die Witwe hatte gleich den übrigen bäuerlichen Bewohnern des ländlichen Blankenburg viel Kriegslasten und große Unbill durch Einquartierungen zu ertragen, aber ihre Umsicht und Energie verschafften ihr überall Respekt, selbst bei den feindlichen Soldaten. Später gelang es ihr bald, die Kriegsschäden, die besonders in Verwüstung der Gärten und Felder bestanden, durch Fleiß und tüchtige Wirtschaftsführung wieder auszubessern. Sie stand bei jung und alt in hoher Achtung. Berthold Sigismund bezeichnet sie als eine „einfache, brave, resolute Thüringer Bauersfrau, schlecht und recht gottesfürchtig." Sie starb im Herbst 1844, als ihr Enkel gerade in [illegible]and war.

wünschenswert, und meine gute Wirtin, eine greise Witwe, die mir gutmütig und vertraulich entgegen kam, ließ mich bald zu Hause sein. Ihre ganze Erscheinung wies darauf hin, daß sie am guten Alten treulich fest halte; ihre Tracht war die altväterische, städtische, und in ihrem Gange und Benehmen sah man, daß sie in ihrer Jugend Anglaise und Menuett getanzt habe, und nicht die rasenden Tänze, welche jetzt ..... doch ich will mich nicht in Kontroversen einlassen, in denen ich durch anmutige Tänzerinnen der Gegenwart widerlegt werden würde.

Wenn ich abends ihr Spinnrad über mir schnurren hörte — sie wohnte im Erkerstübchen über meinem Zimmer — stieg ich oft die steile Treppe empor, um ein Stündchen mit ihr zu verplaudern, und freute mich dabei, einer weiblichen Arbeit zusehen zu können, die sonst überall von der zierlichen Menschenhand auf das beängstigende Räderwerk der Maschine übergegangen ist. Sie spann nämlich des Abends Baumwolle, weil ihr, wie sie sagte, die freie Bewegung, welche das Baumwollenrad erfordere, abends am besten zusage, und weil es die Augen weniger angreife. Es bringe freilich nicht das Salz zur Suppe ein, meinte sie; die Arbeit der Frauen werde ja durch die Maschinen fast überflüssig, und eine Witwe, die so mutterseelenallein sei, wie sie, werde in Zukunft sich kaum noch nützlich machen können. Sie arbeitete rüstig vom Morgen bis zum Abend, ohne indes durch ihre Umstände dazu genötigt zu sein. Die alte Margaret, eine Magd, die vierzig Jahre bei ihr gedient hatte, vertraute mir, daß sie den Erlös ihrer Arbeit zu Almosen an „stille Arme“ verwende.

An die Gartenmauer angelehnt stand ein hohes, wohlbesetztes Bienenhaus, dessen Insassen fleißig an meine Fenster kamen, um sich an den Blüten der Weinstöcke und Rosen zu laben, die das Haus mit ihrem Grün umspannten. Ich hatte meine Hauswirtin schon öfter nachmittags in das Bienenhaus gehen und dort länger als eine Stunde verweilen sehen. Was treibt sie da? fragte ich mich, und entschloß mich, sie daselbst aufzusuchen. Als ich mich, nicht ohne Bangigkeit vor den kleinen pikanten Geschöpfchen, dem Eingange des Bienenhauses näherte, erblickte ich ein Genrebild, zu dem ich gern Ludwig Richter herbeigerufen hätte. Die alte Frau saß in einem altväterischen Lehnstuhle hinter den Bienenkörben, ihr ehrwürdiges Haupt war sanft vorwärts gebeugt, ihre, auf dem Schoße gefalteten Hände hielten einen Strauß der süßen Blümchen, die Jean Paul so begeistert preist als die besten Erwecker der Jugenderinnerungen. Leider gab mir unser pflanzenkundiger Freund den leidigen Trost, daß sie nun einmal keinen besseren Namen hätten, als wohlriechende Wicke. Um dieses Sträußchen waren wohl zwanzig Bienen

geschäftig; einige schlürften eben aus der schönfarbigen Krone, andere summten satt davon, einige krochen wohlgemut auf der Hand der Schläferin. Es war ein liebliches Bild der Vertraulichkeit zwischen den Kreaturen.

Die gute Frau erwachte, als mein Saum am Buchsbaume der Rabatte rauschte.

„Wollen Sie sich ein wenig bei mir niederlassen?“ sagte sie freundlich. — „O, die thun nichts! Nur wer ihnen zackig und fahrig entgegentritt, ist ihnen verhaßt. Aber ich will sie gleich wegkomplimentieren, damit Sie ungescheut kommen können.“

Sie legte den Strauß sanft auf den Deckel eines Bienenkorbes, und die emsigen Tierchen ließen sich willfährig übersiedeln und gar nicht in der Arbeit stören. Ich setzte mich nun ganz beruhigt zu ihr.

„Ich sah Sie schon öfter längere Zeit im Bienenhause verweilen, liebe Frau Kämmerer; darf ich fragen, womit Sie sich hier beschäftigen? Denn thätig sein und leben ist ja bei Ihnen eins und dasselbe.“

„Sie belieben zu scherzen,“ antwortete sie lächelnd. „Sie trafen mich ja eben in meinem Nachmittagsschläfchen, das ich in der schönen Jahreszeit hier halte. Wenn man alt ist, muß man sich wohl durch ein „Nickchen“ am Tage für den kurzen Nachtschlummer entschädigen! Meine Bienen sind so eine Art gute Freunde und Verwandte für mich. Andere alte Frauen gehen zu ihren Enkeln, um sich einmal an munteren jungen Wesen zu erfreuen; ich habe keine, ich bin mutterseelenallein. Da beobachte ich nun das thätige und lustige Treiben meiner Bienen — blicken Sie einmal die an, wie die dort lustig heimkehrt mit ihren rotgelben Höschen, die kommt eben von einer Linde, wo ihnen Milch und Honig fließt — ich schaue durch die Glasfensterchen hinein in den dämmerigen Korb — sehen Sie, wie es da drinnen wimmelt und krümmelt und doch stört und stößt keine die andere — dann setze ich mich hierher und höre ihrem Summen und Brummen zu. Da ist es mir gerade, als wenn man fern Musik hört und halbschläfrig darauf lauscht. Es fällt mir dabei vieles ein, an das ich sonst nicht gedacht hätte; ich erinnere mich an frühere Zeiten, und besonders an das, was ich hier erlebt habe, und an die ewige Weisheit, von der diese Tierchen auch ihr Zeugnis ablegen. Wenn ich nun so sitze und simuliere, kommt das Sandmännchen und drückt mir die Augen zu Das kann ich Sie versichern, nirgends schläft es sich besser, als beim Bienensummen, es müßte denn sein, wenn man noch in der Wiege einschlummert bei dem Eiapopeia der Mutter.“ —

„Wie sind Sie denn zu der Vertraulichkeit mit den Bienen gekommen?“ fragte ich sie. „Ich habe bisher wohl von Bienenvätern

reden hören, in Ihnen freue ich mich, die erste Bienenmutter kennen zu lernen."

„Meine Liebhaberei ist ein Vermächtnis meines seligen Mannes. Er war kein Freund der großen Gesellschaft, ging nie aus dem Hause, als wenn er mußte, und seine Erholung war der Garten mit seinen Blumen und Bienen. Wie es nun so geht, die Frau bildet sich nach dem Manne, zumal wenn sie so jung, wie ich, mit einem ältern verheiratet wird. Als mein Seliger um mich anhielt, war ich noch ein halbes Kind, und weinte und barmte gar sehr. Respekt hatte ich vor ihm, wie vor dem Herrn Pfarrer; aber ich fürchtete mich, seine Frau zu sein und ein lustiger junger Bursch wäre mir lieber gewesen. So thöricht ist ein junges Herz. Aber mein Klagen half nichts, denn damals wurde nach dem Willen der Mädchen nicht so viel gefragt als jetzt. Als ich aber bei ihm einzog, wurde mir bald besser zu Mute. Mein Elternhaus war voll von Kindern, Gesellen und Gesinde, man konnte kaum eine Viertelstunde ruhig über etwas sitzen, und mein Vater war barsch und hitzig, da gab es manchmal Verdruß. In meiner neuen Wohnung dagegen war es schön still und friedlich, und mein Mann so sanft und gut, daß es mich gleich anheimelte. Die Zeit wurde mir nicht lang, obgleich ich selten jemanden sah, außer den Hausgenossen. Im Winter las mir mein Mann aus schönen Büchern vor und wir diskurierten hin und her, da verging die Zeit rasch, wie in der Schule. Und im Sommer war der Garten unser Freudenplatz. Nun vollends, als ein Kind nach dem andern sich auf die Füßchen stellte und mit uns hinausging — da fehlte uns nichts zu unserem Glücke. Wenn der Honig geschnitten wurde, gab es allemal ein Fest, zu dem die Spielgefährten meiner Kinder eingeladen wurden. War das ein Jubel und Trubel im Hause, wie die leckern Honigsemmeln ausgeteilt wurden! Aber die Leiden blieben nicht aus. Von meinen vier Kindern starben mir drei sehr jung, und viel zu früh entriß mir der Tod auch meinen guten, lieben Mann, als mein überlebender Sohn, der auf dem Gymnasium war, noch so sehr des Vaters bedurfte. Mein Heinrich war in allem das Ebenbild seines Vaters; er war still und blöde, schweigsam und ernst, aber seelengut, und seine Lehrer und Mitschüler hatten ihn gern. Auch in der Liebhaberei für die Bienen glich er seinem Vater. Er pflegte sie, sobald er in den Ferien nach Hause kam, wie sein Vater gethan, der ihm früh Unterweisung im Zeideln gegeben hatte. Und die Jahre, wo Heinrich dem Bienenhause vorstand, waren die glücklichsten, die es erlebte. Sehen Sie, jene ganze Reihe großer Körbe, vom Hölty an bis zum Schiller, stammen aus dieser Zeit."

Ich bemerkte erst jetzt, daß jeder Bienenkorb ein Schildchen trug, auf dem mit zierlicher Schrift der Name und Geburtstag der

Bienenfamilie verzeichnet stand, die darin hauste. In der unteren Reihe stand ein Johannes Sirach, ein Gerhardt und Schmolcke.*) Die seien noch von ihrem Schwiegervater und ihrem Manne gefaßt und benamset worden. In der oberen Reihe mischten sich einige moderne Dichternamen und Washington darunter; die hatte ihr Sohn getauft.

Meine gute Wirtin zeigte mir nun auch die Bienenchronik, die sie aus einem alten Wandschränkchen herablangte. Der massive Einband und das wasserfleckige rauhe Papier verkündeten ihr Alter. In der That reichte sie fast hundert Jahre zurück. Die ersten Blätter waren von verblichenen, schwerfälligen Schriftzügen beschrieben, die vom Schwiegervater herrührten; dann kamen die mit gefügiger Hand geschriebenen Aufzeichnungen des Kämmerers, ihres Mannes; hierauf zeigten mehrere Blätter die zierliche Handschrift des Sohnes; die letzten Blätter waren von den mit zitternder und ungeübter Frauenhand geschriebenen Nachrichten der Witwe bedeckt. Es war mir von Interesse, aus den Handschriften auf die Charaktere der Schreibenden zu schließen, was mir auch recht wohl zu gelingen schien. Es geht uns mit dieser Physiognomik, wie mit jeder andern; wenn wir wissen, daß jemand taub ist, sagt Lichtenberg,**) so sehen wir es ihm von hinten an. Und ich hatte mir ja durch die Erzählung der gesprächigen Frau schon bestimmte Charakterbilder der betreffenden Personen ausgemalt, da mußte denn alles vortrefflich stimmen. Ich meinte sogar in den Zügen der Handschrift des Sohnes zu lesen, daß er mit Hölty geistesverwandt gewesen sein müsse. Als ich die Nachrichten durchsah, die von der Hand meiner Wirtin herrührten, welche sich gar bescheiden über ihre schlechte Schrift entschuldigte, fiel mir unter den mancherlei Berichten über das Schwärmen, über den Honigertrag und die Todesfälle der Bienenstaaten eine Bemerkung auf, die mitten darunter stand. Sie lautete, rätselhaft genug, folgendermaßen:

„Heute hat mir der Herr, mein Gott, allhier ein Zeichen vom Himmel gegeben und mich erlöset aus großer Angst und Sünde."

„Darf ich wissen, was diese Worte bedeuten, liebe Frau Kämmerin?" fragte ich, sie verwundert anschauend.

„Ja, das sollen Sie erfahren, wenn Sie es wünschen, und wenn Sie auch über mich lächeln, wie unser Herr Pfarrer selig that, da ich es ihm erzählte. Mein Heinrich war ein Sohn, wie ich ihn jeder Mutter wünsche. Ich hatte außer ihm all die Meinigen durch den Tod verloren; aber ich mußte Gottes Gnade preisen tagtäglich, daß er mir den Sohn gelassen, der mir jetzt ein liebevoller Freund

*) Gerhardt und Schmolcke sind als geistliche Liederdichter bekannt.

**) Lichtenberg war Physiker und satirischer Schriftsteller, † 1799 als Professor in Göttingen.

war und der die Stütze meines Alters werden würde. Wir sprachen hier schon zusammen davon, wie wir die Bienenstöcke mitnehmen wollten, wenn er eine Pfarrstelle bekäme. Er studierte nämlich Theologie; er hatte schon einmal gepredigt, und so schön, daß mir der Herr Pfarrer und alle Leute, die ihn gehört, Glück wünschten. Ich kann es mir heute noch nicht verzeihen, daß ich damals nicht in die Kirche ging, ihn zu hören; aber ich meinte, ich ertrüge die Angst nicht, wenn er einmal stockte, und das würde ihm gewiß begegnen, dachte ich, denn er war gar zu schüchtern. Aber er hat ohne Anstoß gepredigt, und so schön und ergreifend, daß alle erbaut waren. Ach, es war das erste und letzte Mal."

Sie hielt inne, um sich zu fassen und wischte sich eine Thräne aus den Augen. Ich faßte sie mitleidig bei der Hand.

„Er starb an einer qualvollen Krankheit", fuhr sie fort, „und ich war unaussprechlich elend. Ich weiß noch heute nicht, wie man das überleben kann. Indessen, was muß der Mensch nicht ertragen! Ich trug es leider nicht mit ergebenem Sinne. Gott der Herr ließ es zu, daß ich neben meinem Gram, schwere Anfechtungen erleiden mußte. Wie giftiger Nebel stiegen in meiner Seele gottlose Zweifel auf. Ich glich dem Hiob, wo er murrt und zweifelt, das sagt Ihnen alles, was ich mich schäme wieder zu denken. Unser guter Herr Pfarrer gab sich alle Mühe, mich zu trösten und zum rechten Dulden hinzuleiten; aber der gute Same seiner Worte fiel in ein zertretenes, steinhartes Herz. Ich war der trostloseste Mensch unter der Sonne, und dem Wahnsinn nahe. Da setzte ich mich, es war am fünften September um zwei Uhr nachmittags, auf den Stuhl hier und überließ mich meinen gottvergessenen Gedanken. Warum mußte ich auch ihn verlieren? Warum darf er mir nicht ein Wort des Trostes bringen? O grausames, blindes Ohngefähr! seufzte ich, und hätte jedem gedankt, der meinem Leben ein Ende machte. Da höre ich am Fußboden ein ängstliches Summen und Surren. Ich blicke nieder, und sehe eine Biene, die ängstlich strebt vom Boden aufzufliegen und immer wieder zurücksinkt. Meine Augen waren vom Weinen trübe, ich mußte mich bücken, um zu sehn, was sie festhielte. Da sah ich zu meinem Befremden kleine zarte Fädchen, in die sich die Füße des Tierchens verstrickt hatten. Ich löse sie mit Mühe los, und hebe dabei die verworrenen Fäden auf. Es schien, als ob ein Zauberer eine Menge Fäden so verschlungen hätte, daß niemand wußte, wo Anfang und Ende war. Plötzlich bemerkte ich zu meiner Verwunderung, daß die Fäden sich aus dem Bienenhause hinaus in den Garten erstreckten. Sonderbar! Auf allen Wegen und Beeten lagen solche verwebte Fäden, und nirgends ein Anfang oder Ende, um sie zu entwirren, nichts als Gewirre und Knoten. Und doch

fühlte ich einen unwiderstehlichen Trieb, das Gewirre zu lösen. Ich strengte meine Augen an, bis sie thränten; es half aber nichts, kein Anfang und Ende war zu finden, kein Knötchen zu lösen.

Da richte ich zufällig meine Blicke nach dem Hause dort. Wunderbar! Ich bemerkte, daß sich von dem Gewirr am Boden Fäden in die Höhe spannten, die in der Sonne schimmerten, gleich den Spinnfädchen, die im Herbst an den Büschen hängen. Ich schaue mich betroffen um, und ringsum und aller Orten ziehn sich derlei zarte Fädchen empor; ich war in der Mitte dieser Fäden völlig eingesponnen, wie ein Vogel in seinem Drahtkäfig. Wirklich, oben, ganz oben laufen ja alle Fäden zusammen! Um alles in der Welt, was ist das? Ich reibe mir die Augen und blicke wieder umher und empor. Und wieder flimmern um mich die Tausende von Fädchen. Ein Sonnenblick zieht meine Blicke in die Höhe. Mein Herr und Gott, was erblicke ich? Umgeben von glänzenden Wölkchen eine gleich der Sonne strahlende Hand, welche die Fäden hält. Ich war im Nu geblendet; aber wieder schlage ich meine Augen auf gen Himmel. Da sehe ich, wie die Finger der Hand sich regen, und wie von ihr die Fäden herabfließen auf die Erde.

Geblendet falle ich auf meine Kniee, und bete: Herr, vergieb mir meine Schuld! Ich erkenne in Demut deine unergründliche Weisheit, die die Fäden der Schicksale webt.

Als ich zu mir kam, lag ich in meiner Kammer, die Margaret saß an meinem Bette und sagte: „Frau Kämmerin, Sie hat eine schwere Ohnmacht gehabt. Geht's Ihr besser?"

„Der Herr hat mir geholfen, sprach ich zu ihr. Er hat die Fürbitte meines Sohnes erhört und mir Trost und Glauben gespendet durch ein Zeichen vom Himmel. Der Name des Herrn sei gelobt und gepriesen!" —

„Es wird Ihnen wunderbar und unglaublich vorkommen", so wandte sie sich nach einer Pause zu mir. „Aber, wer das Wunder erlebt, der glaubt. Und so gewiß die Sonne jetzt auf Sie und mich scheint, so gewiß ist das wahr und wahrhaftig, was ich Ihnen erzählt habe."

Die Kuckucksuhr.

Unsere verehrte Freundin, hub der Rat an, als sein Erzählungsabend gekommen war, hat uns durch ihre ergreifende Erzählung in die tiefsten Tiefen eines Frauenherzens blicken lassen, denn ein Wunder, nenne man es Traum, Vision oder Entzückung, ein Wunder bleibt es für sie immer, das ihr den Frieden brachte.

Nach einer solchen Mitteilung wird freilich die Anekdote, die ich unserem Freunde aus der Sommerfrische mitbringe, gar alltäglich und leichtfertig erscheinen. Der Kampf, den ich zu schildern habe, hat, selbst wenn er zwischen Jupiter und Juno stattfindet, höchstens komisches Interesse, und der Friedenstifter — doch ich darf ihn ja nicht im voraus verraten. Aber wie im Leben tiefernste Scenen dicht neben komischen vorgehen, so läßt es sich auch in einer Bildergalerie nicht vermeiden, daß neben einem Märtyrerbilde ein Paar vergnügte Betteljungen hängen. Und ich darf ja, der Verabredung gemäß, nur erzählen, was sich wahrhaft und wirklich ereignet hat.

Auf dem Markte des freundlichen Landstädtchens, in dem wir unsere Sommerfrische hielten, zeichnet sich ein Haus durch seinen Blumenschmuck aus. Während man sonst in den Fenstern der Thüringer Waldleute jener Gegend selten etwas anderes erblickt, als ein Rosengeranium, wovon man sich Sonntags ein Blatt abpflückt, um sich in der Kirche daran zu laben, eine kleine Aloe, deren Blatt wie die fetten Hauswurzblätter als Brandsalbe dient und der ganzen Pflanze denselben Namen giebt, und ein Basilikum, um den Sauerbraten zu würzen: so sieht man hier die Fenster und Blumenbeete mit den schönfarbigsten und duftigsten Blumen besetzt, und namentlich verstreuten Goldlack und Levkoje so würzige Düfte, daß man unwillkürlich einen Augenblick still stand, um sich am Aroma zu ergötzen.

Der grauhaarige Alte, der aus dem Fenster seine mit einer großen Klemmbrille bewehrten Augen an seinen Pfleglingen labte, zog mich an. Schon die Brille machte ihn zu einer interessanten Antiquität; die fatalen Augenklemmer begegnen einem auf Schritt und Tritt, aber wo sieht man sonst noch einen echten, ursprünglichen Nasenklemmer, als auf einem alten Genrebilde? Und seine Blumenliebhaberei machte mir ihn noch interessanter. Die

Blumisten sind gewöhnlich stillvergnügte, glückliche, friedliche Naturen, und ein Kriminalist ist doppelt erfreut, wenn er einer solchen begegnet. Denn wer möchte immer im Pitaval*) lesen? Ich beschloß, den Alten kennen zu lernen.

Ich trat in seinen kleinen, ländlich schlichten Kaufladen, in dem mir sogleich eine interessante Rarität entgegenlachte.

Sehen Sie, sprach der Rat zu den Herren, indem er ein Papierröllchen auseinander wickelte, hier habe ich eine Probe mitgebracht. Scheint das nicht mittelalterlich? Eine verblichene Cigarre mit einem Federkiele als Mundstück. Die hatte ich seit meiner Kindheit nicht mehr gesehen, und doch war das vor dreißig Jahren die einzige Form, in der man sie auf dem Lande kannte. Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit; ist dies nicht auch eine Illustration dazu? Doch zurück zur Sache.

Ich kaufte eine Kleinigkeit, und erbat mir die Erlaubnis den Blumenflor im Zimmer zu betrachten. Mit Freuden wurde sie mir gewährt. Sie wissen ja, verehrte Damen, daß beim Vorzeigen unserer Herrlichkeiten, seien es nun Bücher, Blumen, Diamanten oder Shawls, wir selbst uns erst recht unseres Besitztums erfreuen.

Die Damen lächelten; einige, und die Frau Rätin nicht am wenigsten, drohten scherzend mit dem Finger. Der Rat ließ gar zu gern seine satirische Laune an den Frauen aus.

Während wir nun, fuhr er fort, indem er sich wie um Verzeihung bittend verbeugte, den Blumenflor musterten, schlug die Wanduhr, und ein heiserer Kuckuckruf ertönte als Nachschlag der hellen Glocke. Das war für mich ein märchenhaft süßer Klang. Es ist so eigen mit dem, was uns in der Kindheit als anziehendes Geheimnis vor die Seele tritt. Einem meiner Freunde gilt als der reizendste Ort der Welt, den er vor seinem Ende durchaus sehen zu müssen erklärt, Isny, ein schwäbisches Städtchen ohne jeden Reiz, blos weil ihn der Name desselben in den geographischen Stunden seiner Schulzeit so wunderlich anmutete; ich kenne ferner eine Dame — er blickte wie verlegen nach dem Sitze seiner Gattin — die sich von Robinson her nicht in den Freitag, sondern in das Lama verliebt hat, und noch immer nicht glauben will, das häßliche Tier im zoologischen Garten sei ein echtes Robinsons-Lama. Mir war es nun von der Kuckucksuhr angethan. Ich hatte als Knabe im Voß oder in einem andern Idyllendichter, der mich damals entzückte, die Kuckucksuhr erwähnt gefunden, und eine solche erschien mir als das

*) Pitaval, französischer Rechtsgelehrter († 1743), bekannt durch die Herausgabe der „Causes célèbres“. Eine ähnliche Sammlung „Der neue Pitaval“ (von Hitzig, Häring, Vollert u. a.) ist in Deutschland seit 1842 erschienen.

herrlichste Kunstwerk der Welt, so sehr mich auch mein Vater verspottete. Ich habe nicht selten von einer solchen geträumt. Was die Jugend begehrt, gewährt das Alter in Fülle, sagt Goethe so schön und so passend für mich; hier erlebe ich alter Knabe endlich, endlich die Freude, eine Kuckucksuhr zu hören und zu bestaunen.

Natürlich betrachtete ich sie mit dem größten Interesse. Ein altfränkisch verschnörkelter Uhrkasten ragte bis an die Decke der Stube; hinter einem Glasfensterchen kam die Messinglinse des Pendels scheu zum Vorschein, um sich sogleich wieder zu verstecken; durch ein zweites Fensterchen waren zwei Böckchen sichtbar, die durch den Pendel getrieben, sich kräftig Stirnküsse versetzten. Über dem verräucherten Zifferblatte war das bunte Bild eines sich umarmenden Pärchens, mit dem sinnreichen Motto: „Besser ist's, wie diese kosen, als sich wie die Böcke stoßen.“ Und obenauf saß er, der geheimnisvolle Vogel, still und zusammengekauert, wie ein Virtuos in einer Sofaecke, daß ihm niemand seine Kunst ansieht. Aber sobald ihn der Takt vom Pausieren zur Thätigkeit rief, wie wußte er sich da ein Künstler-Air zu geben! Er neigte den Kopf, lüpfte die Flügel, öffnete bewußtvoll den Schnabel und nun, zum Entzücken der Zuhörer, erklang die seelenvolle Musik, die sein ganzes Innere enthüllte: Kuckuck, Kuckuck! Ich gestehe, daß ich mir über den Blumen noch eine Viertelstunde länger zu schaffen machte, blos um eine neue Pièce zu hören.

Der alte Kauf- und Handelsherr, den mein Enthusiasmus zu erfreuen schien, sagte: „O, die Uhr hat außer dem Kuckuck noch viel Künstlicheres an sich, sie spielt vier schöne Weisen.“

Wann kann ich die zu hören bekommen? fragte ich.

Er blickte mit einer eigentümlichen schelmischen Miene seine Frau an. Aha, dachte ich, Pantoffel-Konstitution! Aber nein, der Blick drückte gutmütige Ironie, nicht verlegene Unterwürfigkeit aus. Dahinter steckt etwas!

„Ei nun, wenn meine Frau nicht dawider ist, gleich, lieber Herr“, sagte er lächelnd.

Die Frau wischte den lederbeschlagenen Armstuhl, den sie mir angeboten hatte, so eifrig ab, als gälte es jeden Messingnagel zu putzen.

„Nein, aber Mann!“ sagte sie halb ärgerlich, halb lächelnd, „wie kannst Du nur? Indessen, wenn es dem Herrn Freude macht, Deine alte Geschichte, die Du hundertmal erzählt hast, zu hören, meinetwegen! Aber der Herr soll uns wohl die Ruhe mitnehmen? Nötige doch zum Sitzen!“ Wir setzten uns einander gegenüber, die Frau schlich hinaus.

„Wir waren noch in den Flitterwochen,“ hub er an, „da bemerkte ich an meinem Frauchen, die mir sonst besser gefiel als

irgend eine auf der Welt, daß es bei ihr in einem Punkte bedenklich mutterte."

Was heißt das? fragte ich verwundert.

„Je nun, wir sagen so, wenn ein Kind seiner Mutter nachgerät. Ihre Mutter war eine kreuzbare Frau, aber sie hatte eine fatale Untugend: nämlich, sie zankte gern. Hatte sie ihre Kinder den Tag über hundertmal koramiert, so war ihr das noch nicht genug; trat ihr Mann in die Stube, wenn ihr irgend etwas kontra gegangen war, so bekam auch er seine Leviten gelesen. Ich will nicht sagen, daß meine Schwiegermutter immer unrecht hatte, im Gegenteil, es war wohl allemal etwas dahinter, sie war eine gescheite Frau und eine tüchtige Hausmutter; aber man bekommt einen Kanarienvogel satt, wenn er immer schlägt und schmettert, wie viel mehr eine Keiferin!

Und so ein Kanarienvogel drohte mein junges Weibchen auch zu werden. Nicht daß sie es eben zu laut trieb. Wenn ihr etwas nicht nach ihrem Sinne ging, da rumpelte die Ofengabel, als wollte sie durchfahren und mich anspießen, und die Thür schlug so geschwind zu, als wollte sie nach mir schnappen, und mein Frauchen machte ein böses Gesicht, und dummte mit mir, und schmollte und grollte. Das war mir aber noch viel fataler, als eine herzhafte Strafpredigt. Wenn ich einmal naß werden soll, lieber gleich eine ganze Wolke auf mich geschüttet, gleich einen Trog Wasser, als den ganzen Tag im sanften Landregen, wo der Himmel ist wie Löschpapier, und haushältig regnet, damit ihm das Wasser nicht zu bald ausgehen soll!

Ich hatte schon vielerlei versucht, meiner Frau ihren einzigen Fehler abzugewöhnen; aber ich fand kein Mittel, das anschlagen wollte.

Da kam einmal ein Schwarzwälder und hielt Uhren feil. Ich weiß nicht, wie es zuging, aber die Kuckucksuhr hatte mir's angethan. Ich hatte zwar die zehn Thaler nicht wegzuwerfen, aber ich hatte einen Narren an ihr erfressen, und kaufte sie. Deinem Frauchen wird sie gewiß auch Spaß machen, dacht ich. —

Gab aber das einen Verdruß, als ich die Uhr nach Hause brachte! Nein, so ein Bild, hieß es, was die Leute spotten würden über das Zärtlichthun! Einen Kuckuck! da wär ihr eine Taube, selber ein Sperling lieber gewesen. Musik in der Uhr! Als ob wir die Jahre nicht vergessen könnten, wo wir zum Tanze gegangen wären! Und vollends das Reimchen, nein, das wäre abscheulich! Der Preis aber, den ich ihr als ein wahres Spottgeld vormalte, wäre horrend, ob ich mit Gewalt bankerott werden wollte? Und so ging es fort.

Manchmal fährt einem ein Einfall durch den Kopf, man weiß

nicht, woher er kommt, 's ist gerade, als wenn in der Nacht ein Stein durch eine Fensterscheibe hereinfliegt. Halt, fiel mir plötzlich ein, das muß anschlagen! Kuriert muß sie werden; sonst wird das Übel ärger, und mein hübsches Weibchen wird ein Brumm- und Zankeisen, scheußlicher denn ein Sack, wie's im Sirach heißt.*)

Ich ziehe das Spielwerk auf und lasse die Uhr das lustigste Stückchen spielen. Nun ging das Brummen und Schmählen erst recht an. Da wollte ich sie auch verhöhnen, und die Thränen liefen ihr aus den Augen, groß wie die größten Graupen und Sagokörner, daß es mich fast dauerte und ich fast die Kur aufgegeben hätte, weil sie mir grausam schien. Aber nein, bitter muß sie sein, sonst ist's keine Arznei, sagt der Doktor.

Ich schiebe also gelassen das Fenster auf und steckte den Kopf hinaus. Es blieben ein Paar Leute auf der Gasse stehn und hörten der Musik zu; bald noch ein Paar, endlich stand ein ganzer Klumpen Menschen vor dem Fenster, die da horchten und die schöne Weise lobten.

Meine Frau war mäuschenstill, denn vor den Leuten ließ sie es nicht gern merken, wenn sie etwas gegen mich hatte; aber ich merkte wohl, sie räsonnierte desto ärger inwendig.

„Verhalt's nur nicht, Evchen", sagt' ich gesetzt, „die Leute wissen es nun einmal! Wenn die Uhr spielt, da ist's nicht richtig, das kennt jeder."

Was denn die Musik bedeuten solle, fragte sie ärgerlich.

Das dürfe ich nicht sagen, es wäre wider den Kaufkontrakt. Da war sie mäuschenstill. Aber nun mußte der Ärger der Neugierde Platz machen. Bald fragte sie schlau von der Seite, was man so auf den Busch schlagen heißt; bald bat sie freundlich; nachher sagte sie, ich wär ein abscheulicher Mann, so nachzutragen. Sie habe es ja heute gar nicht so bös gemeint, es sei ja nur meinetwegen, daß sie sich Nahrungssorgen mache. Endlich stellte ich mich, als könnte ich ihren Bitten nicht widerstehen. Ich sagte ihr heimlich, wie ein Geheimnis:

Der Schwarzwälder hat gesagt: das sei ganz gewißlich wahr; fast in jedem Städtle hab er solche Uhren abgesetzt, und überall wollten sie mehr. Das käm' daher, sie hätten überall geholfen aber nur jungen und hübschen.

„Wofür denn?" fragte sie hastig.

„Daß die jungen Weiber keine Zankeisen werden. Hast Du nicht bemerkt, wie die Leute gleich zusammen liefen und horchten, und wie der eine nach dem andern sagte: so eine Uhr möchte ich auch, da wollt ich meiner Frau ...."

---

*) Jesus Sirach 25, 23.

Da fing sie kläglich an zu weinen, und war leichenblaß vor Ärger.

„Das hast Du mir gethan? Du willst mich in schlechtes Gerede bringen unter den Leuten? Ach, der abscheuliche Mann!" — Und dazu schluchzte sie, daß sie kaum ein Wort hervorbrachte.

„Aber, Evchen, es hängt ja ganz allein von Dir ab, ob sie spielen soll, sagte ich ruhig. Man darf sie nur loslassen, wenn die Frau schmollt und zankt."

Da wandte sie sich weg von mir, und dummte den ganzen Tag. Als ich aber abends in der Dämmerung da auf dem Stuhle sitze, kommt sie geschlichen, fällt mir um den Hals und spricht:

„Ich bitt es Dir tausendmal ab, Christoph, und ich verspreche Dir's, meinethalb soll sie nicht wieder spielen!"

Und sie hat es auch gehalten, auch später, als ich ihr reinen Wein eingeschenkt und gestanden habe, daß die ganze Geschichte nur eine Faxe gewesen sei. Aber probatum est, es hat doch geholfen. Wir haben so einig gelebt, wie ein Paar Lachtauben, und kein ungefähres Wort ist zwischen uns gefallen. „Nicht wahr, Evchen?" Er wandte sich spaßend an die Alte, die lächelnd hereintrat. „Was meinst Du, darf ich dem Herrn die Musik einmal spielen lassen?"

„Wenn's der Herr hören will, so viel Du willst, Du alter Spaßvogel!" sagte sie scherzend und rückte ihm einen Schemel an das Uhrgehäuse. „Aber sieh Dich nur vor, daß Du nicht fehl trittst beim Heruntersteigen!"

Der Alte stieg nicht ohne Mühe hinauf, drehte den knarrenden Schlüssel um, um das Spielwerk aufzuziehen, und jetzt hub es an, das lustige Orgelspiel:

> Wir sitzen so fröhlich beisammen
> Und haben einander so lieb.

Wenn auch manche Noten ausblieben und ein gutes Teil unreiner Töne dabei waren, ich wurde davon so fröhlich gestimmt, daß ich unwillkürlich mit einstimmte. Und als dann die Alte uns mit Kaffee bewirtete, und der Mann die andern Stückchen auch noch losließ, wer war froher als das alte Pärchen, als ich ihm den Text sagte zu der Mozartschen Weise, welche die Uhr uns vororgelte:

> „Bei Männern, welche Liebe fühlen."

Das ist die Geschichte von Christoph Pfefferkorn, Material- und Tabakhändlers, der ein probates Mittel erfand gegen die böse Laune der Hausfrauen. Hol sie der Kuckuck allerorten! —

„Bei Frauen und Herren!" riefen mehrere Damen unisono.

Gedächtnisrede

zu

Schillers hundertjähriger Geburtstagsfeier,

gehalten im Fürstl. Gymnasium zu Rudolstadt am 10. Nov. 1859.

Seit der begeisterungsvollen Zeit, da als Zeichen der Siegesfreude und der Hoffnung auf eine glückliche Zukunft die ersten Oktoberfeuer flammten, hat das deutsche Volk kein weltlich Fest begangen, das so viele Herzen tief ergriff und freudig erhob, wie das Fest, das wir heute begehen. Von der Nordsee bis zu den Alpen, von der Weichsel bis zum Rhein und weiter, viel weiter, bis über die Grenzen des Vaterlandes und des Erdteils hinaus, im fernsten übermeerischen Osten und Westen, wo nur die deutsche Zunge klingt, wird aus freiem Herzenstrieb und in ergreifender Einmütigkeit der 10. Nov. feierlich begangen. Alle Deutsche fühlen sich als Kinder einer Mutter, allen tönt es durch die Seele: laßt uns vereinigt stehn, ein Volk von Brüdern! Ja, ein Freuden- und Dankfest, eine Nationalfeier im edelsten Sinne begehn wir heute.

In dem Kinde, das heute vor 100 Jahren zu Marbach das Licht der Welt erblickte, wurde dem deutschen Volk ein Gnadengeschenk verliehen, das für manches entbehrte Gut, für manches Mißgeschick entschädigt, ein Gnadengeschenk köstlicher als prunkender Kriegsruhm und glänzender Machtgewinn. In ihm erstand ein Dichter, der von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt, von allem Hohen, was Menschenherz erhebt, unsterbliche Lieder sang, der die großen Gestalten der Vorzeit mit zauberischer Kunst heraufzubeschwören und zu verklären verstand; in ihm erwuchs ein Meister des Wortes, der unsere herrliche Muttersprache bereicherte und adelte; ein Forscher, der tiefsinnige Gedanken über Kunst und Leben in klarer Anmut darzulegen, der Wissenschaft des Schönen sichere Gesetze zu geben wußte und mächtig dazu beitrug, der Geschichtschreibung zu höherem Standpunkt

und zu künstlerischer Abrundung zu verhelfen; ein herzenskundiger Weiser, der durch erhabene Lehren zum Wahren, Guten und Schönen, zu edler Menschlichkeit hinanführt; ein Seher, der aus der Geschichte der Vergangenheit die Zukunft zu erahnen vermochte; — in ihm erwuchs unserm Volk einer von den unsterblichen Heroen, deren Entwicklung maßgebend wird für ihre Nation, für die Menschheit.

Mit dankbarer Verehrung erkennt der Deutsche, was Klopstock, Lessing und Goethe gethan, um der neuen nationalen Kunst Bahn zu brechen; mit freudigem Stolze nennt er die wackern Meister, die nach jenen großen Vorgängern gelebt und Preiswürdiges geschaffen; aber der Ruhmreichste von allen, der Lieblingsdichter von Millionen, der Dichter des Volkes, der einzige Poet, dem die Gesamtnation durch ein allgemeines Fest huldigt, ist und bleibt Schiller. Keines andern Worte haben sich als Kern- und Wahrsprüche so in des Volkes Denken und Fühlen eingelebt; keines Dramatikers Gestalten sind so zu volkstümlichen Figuren geworden, daß sie für uns fast mehr Realität besitzen, als die historischen Träger ihrer Namen; kein Schriftsteller der neuern Zeit hat auf die Gesamtheit seiner Sprachgenossen, auf alt und jung, auf Gelehrte und Ungelehrte so mächtig und durchgreifend gewirkt, wie Schiller.

Was unser Dichter seinem Volke gewesen und was er ihm sein wird, vermag nur die umfassendste Untersuchung zu ermessen. Begnügen wir uns, Schillers geschichtliche Bedeutung aus dem herauszufühlen, was er uns war, sie abzuschätzen nach der Art, wie er mit unsrem Leben verwachsen ist, wie wir uns gleichsam an der Rieseneiche seines Geistes emporgerankt haben.

Schon dem zarten Kind ist Schiller ein Freudenspender und Bildner. Es singt aus frischer Brust Walter Tells Schützenlied; es spielt, wie ein Königssohn mit Perlen, mit den Rätseln von der Perlenbrücke und den Himmelsschäfchen, Rätsel, die in der ganzen Weltlitteratur ihres gleichen nicht haben.

Dem Knabenalter ist Schiller beinah, was Homer den Griechen war. Er erwarb sich eine der höchsten Ehren, die ein Poet erringen kann, er ist zum Schulklassiker, zum Erzieher der Jugend geworden. Längere Zeit haben fast nur höhere Schulen die herrlichen Bildungsmittel verwertet, die Schiller der Jugend geschenkt; ja selbst für diese Schulen hat man das Bedenken geäußert, daß Schillers hoher Stil, sowie seine philosophische und antikisierende Weltanschauung unsrem nationalen und religiösen Gefühle zu fern stehe und seine Dichtungen für die Jugend wenig geeignet mache. Wohl wahr, eine solch holdselige Einfalt, ein so treuherziges, kerndeutsches Wesen, wie die Gedichte unseres Uhland, haben Schillers Poesien nicht. Aber dennoch wird und darf sich keine Schule, die den edlen Namen Volksschule

verdienen will, die Schätze entgehen lassen, die unser Dichter seinem Volke vererbt hat. Freilich läßt sich Schiller im Ausdrucke nicht herab zu den Schwachen, aber er zieht sie hinan; freilich sind seine Gedanken tief und selbst dem Mann oft schwer zu ergründen, aber nicht durch Spielen mit dem Planen und Leichten, sondern durch wohlgeleitetes Ringen mit dem Schweren und Gehaltreichen erstarkt der Geist. Wer möchte unter den Bildungsmitteln der Jugend Schillers Gedichte missen? Wer gönnte nicht auch dem schlichten Kinde der ärmsten Hütte jene Balladen, die den Sinn für das Gute ebenso anregen, wie den Sinn für das Schöne! Der Graf von Habsburg, dessen Demut von Gott erhöht wird; der Kampf mit dem Drachen, der so eindringlich lehrt, daß treuer Gehorsam gegen die Pflicht höhern Wert hat, als die keckste Heldenthat; der Taucher, der vor frevelhaftem Beginnen warnt, selbst wenn der köstlichste Preis zu gewinnen ist; die Kraniche des Ibykus, deren Sage das Herz mit heiligem Schauer vor der Macht des alles enthüllenden und richtenden Gewissens durchbebt; die Bürgschaft, jene herrliche Verklärung der Freundestreue — und jene Juwelen alle, um die wir von fremden Völkern beneidet werden, wer möchte vandalisch genug sein, sie dem deutschen Knaben zu entziehn? Und wer vollends scheute nicht den Frevel, die Jugend des Gedichtes zu berauben, das in hoher Würde und reiner Menschlichkeit das Leben des Einzelnen, wie der Familie, der Gemeinde und des Staats in vollendeten Bildern darstellt, des hohen Liedes von der Glocke? Nur der vermöchte es, der die Behauptung wagte, daß das rein Menschliche nicht an sich auch deutsch, auch christlich sei.

Was Schillers Balladen für die Knabenzeit, das sind seine Dramen dem Jünglingsalter. Wie fühlen sich Jüngling und Jungfrau, wenn ihnen das langersehnte Glück zu teil wird, ein Drama ihres Schiller würdig dargestellt zu sehen, erhoben und begeistert für das Schöne und Edle! Wer zählt die jungen Herzen, die im stillen Kämmerlein durch ihres Dichters Schöpfungen erbaut und zum Aufschwung über die gemeine und oft niedrige Wirklichkeit gekräftigt wurden? Finden sich doch bei keinem Dramatiker edlere Jünglinge und Jungfrauen, als Max und Thekla, Rudenz und Bertha, bravere Männer und Frauen als Stauffacher, Walter Fürst und Gertrud, ehrwürdigere Greise als Attinghausen; hat doch kein Charakterzeichner keusche Liebe, aufopfernde Freundschaft, heißen Freiheitsdrang und ehrenfesten Vaterlandssinn ergreifender zu schildern vermocht; waltet doch in den Tragödien keines andern Meisters über dem selbstischen Menschentreiben das hehre Sittengesetz mit strengerer Gerechtigkeit als in den reifen Schöpfungen unseres Schiller. Wohl lächelt der nüchterne Mann, der genugsam erprobte, wie leicht die Gedanken bei

einander wohnen und wie hart die Sachen auf einander stoßen, über die hochfliegende Schwärmerei, der sich junge Leser des idealen Dichters leicht ergeben. Aber der Mann lächelt nicht mit Spott, sondern mit Wehmut. Ist sie doch entschwunden die holde Zeit, wo auch ihn des Dichters Flug leicht emportrug zu den überirdischen Räumen, von denen aus gesehen die Welt in verklärtem Lichte glänzte, wo sich die junge Brust, reinste Lebensluft atmend, zum Herrlichsten und Größten berufen fühlte. Und mit voller Überzeugung ruft derselbe ernste Mann aus: Ja, Schiller muß der Lieblingsdichter der Jugend sein und bleiben! Wehe dem Vaterlande, wenn er es einst nicht mehr sein sollte! Ein Jüngling, der nicht durch Schiller zum Hohen begeistert wird, der nicht mit ihm für ein schönes Zeitalter freier Menschlichkeit schwärmt, wird sicher ein Götzendiener des Mammon, ein kriechender Sklave der Verhältnisse.

Von andrem Gesichtspunkte, aber mit gleicher Verehrung betrachtet seinen Schiller der deutsche Mann, der für die beste Weihe stiller Feierstunden hält, zu den Füßen eines Weisen, eines Dichters zu sitzen. Aber während der junge Leser über dem gewaltigen Eindrucke des Kunstwerkes kaum an den Künstler zu denken vermag, fühlt der gereifte Mann den innigen Trieb, sich mit dem Dichter selbst näher zu befreunden; er forscht in den gesamten Werken der Bildungsgeschichte nach, durch die sich jener hohe Geist zur Vollendung emporarbeitete und findet mit Freude, daß durch solches Studium der Kunstgenuß nicht nur nicht geschwächt, sondern vielmehr geläutert und erhöht werde. Was den Mann in den klassischen Werken Schillers ergreift und fesselt, ist nicht mehr vorzugsweise oder allein die Pracht der Sprache, der Zauber der Phantasie, das hohe Pathos der Empfindung, die überirdische Glorie der erfundenen Charaktere. Der Mann bewundert in Schillers reifen Schöpfungen vielmehr die großartige, wohldurchdachte Anlage des Planes; die erhabenen, das Endliche mit dem Unendlichen verknüpfenden Ideen, die sich in den Dichtungen verkörpern; das feste Maßhalten, das die feurige Dichterseele sich nicht ohne Mühe angeeignet; die erstaunliche realistische Kunst, die der — durch ein leidiges Stichwort als subjektiv geltende — Dichter in der Zeichnung historischer Figuren entfaltet. Was dem jungen Herzen die gemütliche Hingabe an die idealen Gestalten war, die in engelhafter Reinheit beschwingten Fußes über der gemeinen Wirklichkeit schweben, das ist dem Manne die Freude an der gewaltigen historischen Plastik, die Schiller da bewährt, wo er die fest auf dem Boden der Geschichte fußenden Realitäten schildert. Im Feldlager der Wallensteiner, im Gastmahle der Piccolomini, im Rütlischwure — da ist nicht kühle Staatsaktion, nicht mühselige Miniaturmalerei, hier hat der Freskostil des großen Briten einen neuen

Meister gefunden. Und außer der seltenen Gabe, die vom Nebel der Vorzeit verhüllten Gestalten klar zu schauen und sie ebenso wahr nach ihrer äußern Erscheinung, als nach ihrer idealen Bedeutung darzustellen, läßt unser größter historischer Dramatiker eine zweite, noch höhere Begabung erkennen. Ihm war vergönnt, in den Geschicken der Vorwelt die Entwickelungen späterer Zeiten prophetisch zu erahnen. In seinen ungestümen Jugenddramen, deren künstlerische und sittliche Mängel kaum jemand tiefer gefühlt, als der Dichter selbst, malte Schiller ein Ahnungsbild jener furchtbaren Erschütterungen der staatlichen und sittlichen Welt, deren Schrecken er später erlebte und deren Nachbebungen noch immer den Boden unter unsern Füßen erdröhnen machen; im Posa, der aus Schwärmerei für die Freiheit jesuitische Mittel für seine Pläne nicht verschmäht, zeichnete Schiller mit prophetischem Vorgefühle das Bild jener begeisterten Männer der Gironde, welche den Irrtum ihrer edlen Herzen mit ihrem Blute sühnten; im Wallenstein tritt uns mit Gigantenschritt jener dämonische Kriegsfürst entgegen, der Hunderttausende an sich kettete und zur Todesverachtung entflammte, der Kaiser und Könige zittern machte, der im blinden Vertrauen auf seinen Glücksstern vor nichts zurückbebte und seinen frevelhaften Ehrgeiz endlich tragisch büßte; in der Jungfrau und im Tell klingt uns, wie Siegesharfenton, der Triumph entgegen, den lange nach des Dichters Tode seinem Volke zu feiern vergönnt war. — Ein als Seher in so hohem Grade bewährter Dichter muß den gereiften Leser zum Vorausblick in die noch vor uns liegende Zeit anregen; ein solcher Poet muß im sinnigen Manne den tröstlichen Glauben an eine göttliche Weltregierung stärken, die das Böse straft und vernichtet und dem Guten zum endlichen Siege verhilft, er muß das Manneskerz mit Mut und Kraft zum Wirken und Schaffen erfüllen. Erfrischend, zum Streben und Ringen anfeuernd, wirkt Schiller auf jeden, der sich ihm hingiebt, ebenso wie er auf den älteren Dichter gewirkt, der sich lange Zeit in scheuer Kälte von dem jüngern Kunstgenossen fern gehalten hatte. Dankbar rühmte Goethe, daß durch den Umgang mit Schiller sein vom Staats- und Hofdienst ernüchtertes Herz erwärmt und verjüngt, seine Einsicht in die Kunst gefördert, seine Schöpferkraft zu neuem Schwung angeregt worden sei. Verdanken wir doch dem Freundesbunde mit Schiller eine der herrlichsten Blüten des Goethe'schen Genius: Hermann und Dorothea. Ein solcher Anreger, ein solcher Ideen weckender und klärender, für große Ziele begeisternder Freund ist Schiller für jeglichen Mann, der sich ihm mit wahrer Weihe innig anschließt. —

Dieselbe mächtige Wirkung, wie sie hier in unvollkommenen Zügen nach unsrem eigenen Erlebnis angedeutet ist, hat unser Dichter unmittelbar auf Hunderttausende seiner Landsleute, hat er mittelbar

auf Millionen, ja auf die Gesamtheit seines Volkes geübt. Er hat den deutschen Geist für immer mit seinem Gepräge gestempelt. Durch edle Schönheit entzückend, große Wahrheiten verkündend, die Begeisterung für das Wahre, Gute und Schöne entflammend, so steht er da, ein König im Reiche des Geistes, ein gesetzgebender Meister.

Und nicht bloß für seine Nation. Schon sind den Litteraturen anderer germanischen Völker schöne Blüten entsproßt, die Schillers befruchtender Hauch geweckt; schon beginnen auch die unserm Charakter fremdartigen Romanen, wenn auch schülerhaft genug, die tiefen Gedanken, die hohen Gefühle nachzudenken und nachzuempfinden, die der deutsche Poet der Menschheit zum Vermächtnis hinterließ. Der Liebling seines Volkes findet Verehrer in allen Landen der Erde. Wo der Volksgeist sich zu Höherem regt, da werden Schillers Dichtungen in Schule und Haus gelesen; ja unser Dichter wird, wenn es Einer vermag, die große Hoffnung Goethes verwirklichen, er wird Stifter werden einer neuen Weltlitteratur. —

Eines solchen Mannes Jubelfest begehen wir heut im Einklange mit allen unsern Sprachgenossen. Würde aber unsere Feier eine würdige, dem Sinne des unsterblichen Jubilars gemäße sein, wenn wir uns begnügten, in Ehrfurcht nach seinem mit Lorbeer bekränzten Haupt emporzuschauen und uns seiner mit patriotischem Stolz als eines Gnadengeschenkes der Vorsehung zu erfreuen? —

„Erwägt meine Lehrjahre und lernt daraus für euer Leben!“ So würde uns der edle Mensch zurufen, der sich nie selbst genügte, der sein höchstes Gut im Streben nach Vollendung fand. Und wir wollen in Ehrerbietung seiner Mahnung Folge leisten.

Wir bedürfen dazu nicht des Überblickes der Ereignisse seines vielbewegten Lebens. Schillers Biographie ist zum Gemeingute der Nation, sein Bildungsgang ist zum symbolischen Heldengedichte des unter Kampf und Mühe zur Freiheit und Vollendung emporstrebenden deutschen Geistes geworden. Darum wird es genügen, auf einige Thatsachen hinzudeuten, deren Beherzigung notwendig ist zur vollen Würdigung des Wollens und Vollbringens in einem Manne, der nunmehr in seliger Ruhe als Triumphator vor uns steht. —

Waren unserem Dichter die äußeren Verhältnisse, deren Einflusse kein Sterblicher ganz widersteht, günstig und freundlich, so daß er mit leichter Mühe zur Unsterblichkeit emporwandeln konnte?

Mit Wehmut antworten wir: Nein.

Die Jünglingsjahre, auf welche die meisten gern zurückblicken als auf die fröhliche Zeit, in welcher die junge Seele in glücklicher Ungebundenheit der Wissenschaft und Kunst lebt, waren für Schiller Jahre des drückenden Zwangs, Jahre der gefährlichsten und schmerzlichsten Kämpfe. Hinweg aus dem Schoße frommer, hochsinniger

Eltern wurde er in eine Schule verpflanzt, deren mechanische Abrichtung und soldatischer Zwang am wenigsten für einen Genius geeignet war, der die Schwingen zum Adlerfluge regte, in eine Erziehungsanstalt, deren unlauterer Geist sich am grellsten darin spiegelt, daß ein für das Ideale glühender Jüngling, daß unser Schiller selber dort Lobreden hielt auf eine Frau, für deren Stellung die züchtige Sprache kaum einen Namen hat. Aus dieser Anstalt, die ihn sieben Jahre lang gefangen hielt, mußte Schiller in einen Dienst treten, der ihm die Ausübung einer seinem Wesen fremden Wissenschaft vollends vergällte, in einen Dienst, der ihm sogar die freie Verfügung über seine Mußestunden verbot. Um nicht einen geistigen Selbstmord zu begehn, mußte er der Heimat entfliehen und als aussichtsloser Verbannter in der Fremde weilen. Wer könnte ohne Rührung lesen, was der von kühlen Beurteilern für einen verlornen Sohn gehaltene Jüngling damals ertragen und was die aufopfernde Freundschaft des treuen Streicher für ihn gethan?

Eine hohe Seele setzt sich über eigenes Leid hinweg, wenn der Hinblick auf die Gemeinsamkeit, welcher das Einzelleben angehört, ermutigt und erhebt; ein Poet schafft um so leichter bedeutende Werke, je thatenreicher und großartiger das Leben seiner Nation dasteht. Diese Gunst war unserm Dichter leider versagt. Er hatte nur ein Publikum, keine Nation vor sich, und wie sollten ihn die Zustände der damaligen Zeit trösten und begeistern? Das deutsche Reich war zum kläglichen Zerrbilde der Altersschwäche verkümmert, seine beiden größten Staaten lagen in eigensüchtiger Zwietracht befangen. Die beiden ausgezeichneten Herrscher, die ihre Unterthanen mit eiserner Willenskraft nach hohen Entwürfen groß zu ziehen strebten, empfanden bitter die trüben Folgen selbst der wohlwollendsten unumschränkten Herrschaft; der greise Friedrich erklärte sich für müde, über Sklaven zu herrschen, der edle Joseph fühlte sein Herz brechen vor Gram über das Scheitern seiner schönen Pläne. In den fast völlig zusammenhanglosen Kleinstaaten walteten unbeschränkte Gebieter, zum Teil Despoten, die einen unbequemen Schriftsteller ohne Urteil einsperrten und des Gewinns halber Landessöhne verkauften. Die Unterthanen gehorchten als willenlose Massen. Die höheren Stände waren zum großen Teil angesteckt von leichtfertigem Franzosentume, das dem Wahlspruch: „Erlaubt ist, was gefällt“ nachlebte und mit Hochmut auf die bürgerliche Moral herabsah; die Mittelklassen waren, wenn sie auch eine altväterische Ehrenfestigkeit leidlich bewahrten, versunken in armseliges Philistertum, in pfahlbürgerliche Beschränktheit oder in phrasenhaftes Weltbürgertum. Kein warmes, thatkräftiges Gefühl für das Vaterland, keine hochherzige religiöse Begeisterung verlieh den deutschen Herzen edlen Schwung und einhelligen Schlag. Unser Volk

war in der Jugendzeit Schillers eine unorganische Anhäufung loser Atome, denen nur der gewaltige Denker von Königsberg und die wiederauflebende Kunst eine Art nationalen Mittelpunktes gewährte. In einer Zeit, in welcher der Zustand der Gesellschaft so war oder wenigstens auf der Bühne so dargestellt werden durfte, wie er in Kabale und Liebe erscheint, in einer solchen tiefkranken Zeit muß man einen warmherzigen jugendlichen Dichter entschuldigen, wenn er der zahmen, stagnierenden Welt statt echter schöner Menschengestalten grelle, ungeschlachte Zerrbilder vorführte, ebenso ungeheuerlich in ihren verschrobenen Tugenden wie in ihren greulichen Lastern — muß man dem jungen Schiller verzeihen, wenn er für die heiterschöne, harmonische Welt des alten Griechenland schwärmte.

Nach einem freien harmonischen Dasein hatte in der That niemand mehr Grund sich zu sehnen, als der vom Widerstreite der Wirklichkeit mit dem Ideale verdüsterte, von der Not des Lebens bedrückte Schiller. Viele, viele Tage seines kostbaren Lebens mußte der hohe Genius um des lieben Brotes willen zu untergeordneten Arbeiten verwenden. „Mein Wesen leidet durch die Armut — ich fürchte für die Kräfte meines Geistes — die Journalarbeiten ziehn mich auseinander — ich muß meine Kraft unnatürlich anspannen“, so klagt der ermüdete Dichter wiederholt. Und trotz aller Arbeit, die er gelassen verrichtete, drückte ihn die Dürftigkeit, trotz aller Anstrengung nach Selbständigkeit mußte die stolze Seele sich beugen, um Unterstützung zu bitten und die Gaben eines fremden Fürsten anzunehmen.

Nicht ungestraft überspannte der Dichter seine Kraft. Bald beengte ein siecher Körper den hohen Geist; in seinen reifen Jahren „mußte er fast jeden Tag glücklicher Stimmung durch fünf oder sechs Tage des Druckes oder Leidens büßen.“ — „Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut“; im frühen Mannesalter, von der Höhe seiner Entwickelung; wo ihn die Gestalten neuentworfener Schöpfungen werdelustig umschwebten, wurde er vom Tod hinweggerafft.

Fürwahr, Schillers Leben ist das Martyrium des Dichtergeistes. Aber dennoch, trotz eines kurzen, von Widerwärtigkeiten aller Art gestörten Lebens, erklomm unser Schiller die höchste Höhe, die ein Künstler erreichen kann. Alle Hemmnisse: Armut und Krankheit, Zwang und Verbannung, die eigene Not, sowie das Siechtum des Vaterlandes — wurden für seine große Seele zu Förderníssen. Mit jedem Jahr seines Lebens rückte er dem hohen Ziele der Vollendung näher. Er besaß eine Heldennatur, die nur dann zu leben glaubt, wenn sie kämpft und schafft. Steter Kampf war sein Los, und er hat einen guten Kampf gekämpft, er hat die Siegerkrone wohl verdient, die sein erhabenes Haupt schmückt.

Vor einem Irrtum ist jeder zu warnen, der bewundernd nach

dem ruhmgekrönten Dichter emporschaut, vor einem Irrtume, der das Urteil über den Wert des Dichters verfälschen und im eigenen Streben und Ringen lässig machen könnte. Man legt oft zu viel Nachdruck auf das, was Schiller ohne sein Zuthun besaß, auf die seltenen Anlagen, die sein Vater an der Wiege des Neugeborenen von der Vorsehung erfleht hatte. Wohl wahr, jeder große Dichter wird geboren, und auch Schiller wurden die Keime seiner Größe als Angebinde geschenkt. Vermöge seiner wunderbaren Phantasie ward er zum Poeten im höchsten Sinne, zum aus sich heraus schaffenden Künstler; nach der Anschauung eines Mühlbaches war er imstande, die gewaltige Schilderung des Meeres zu geben, die auch der seegewohnte Brite im Taucher bewundert; er, der nie die Schweiz gesehen, wußte die Alpenwelt mit unübertrefflicher Wahrheit zu malen; er, der nie einer Volksversammlung, einem Treffen beigewohnt, vermochte die größten Begebenheiten des Völkerlebens mit zwingender Kraft, mit plastischer Anschaulichkeit zu schildern. Ihm war ein zartbesaitetes Herz verliehen, das von jedem Anhauch eigenen und fremden Lebens zum Mitgefühl erregt wurde; er war mit einer mächtigen Denkkraft begabt, die ihm die erfolgreiche Bearbeitung schwieriger Fragen der Philosophie gestattete, die als unerbittliche Richterin waltete über seinem poetischen Schaffen.

Aber alle jene unschätzbaren Anlagen erklären nicht völlig das, was Schiller geleistet. Eine schöpferische Phantasie, ein erregbares Herz, ein kühner Forschungsgeist, dem Lessings großes Wort von der gesuchten uud der geschenkten Wahrheit*) als Losung gilt, sind für manchen eher ein Unheil als ein Segen gewesen. Man hat die Dichtergabe ein Unglücksmal, einen Fluch genannt, und gewiß, ganz ohne Wahrheit ist das herbe Paradox keineswegs, denn auch Schiller entging nicht ganz den Gefahren der Dichternatur.

Aber zum Sieg über diese Gefahren, vielleicht die schwersten unter denen, die den Menschen umringen, verhalf unserem Dichter sein nie müder Trieb nach Vollkommenheit. Die Mängel seiner Jugendbildung suchte er durch ernstes Studium zu beseitigen; Geschichte und Philosophie durchforschte er eifrig, um seinen Geist zu nähren und zu läutern; seinen Geschmack an den Werken großer Vorgänger zu bilden, war er unablässig bemüht; die Vervollkommnung seiner Kunst lag ihm als heilige Pflicht am Herzen. Das Gedicht an die Künstler „befriedigte ihn, als er es im Jahre 1793 wieder las, gar zu wenig, er fand es durchaus unvollkommen und nur einzelne Stellen darin geglückt.“ „Das Lied an die Freude, schrieb er im Jahre 1800 an Körner, ist nach meinem jetzigen Gefühle ganz

*) Vgl. Sigismunds Schlußsatz in seinem Vorwort zu „Kind und Welt.“

fehlerhaft, und ob es gleich durch ein gewisses Feuer der Empfindung sich empfiehlt, so ist es doch ein schlechtes Gedicht und bezeichnet eine Stufe der Bildung, die ich hinter mir lassen mußte, um etwas Ordentliches hervorzubringen.“ So streng beurteilte sich Schiller, so stetig bildete er sich weiter. Darum sind seine Gedichte, darum seine über die eigenen Schöpfungen freimütigst ausgesprochenen Bekenntnisse eine so fruchtbare Schule für einen Dichter, der nach Höherem strebt als dem Vogel gleich ein Liedchen zu singen, darum ist Schillers Bildungsgang ein fördersames Muster für jeden Künstler, für jeden strebenden Menschen. Nur diesem nimmermüden Streben verdankt unser Dichter die bewundernswerten Fortschritte seiner Künstlerlaufbahn. Wie ein Regenstrom aus Felsenrissen, der mit Donners Ungestüm trübe, schaumige Fluten einherwälzt, Eichen und Felsblöcke fortreißt und in mehr schrecklicher als edler Größe dahinbraust — so waren Schillers Jugendwerke. Aber in majestätischer Ruhe, wie ein segenbringender Strom, aus dessen klarem Spiegel der Himmel wiederstrahlt, so gleiten die Dichtungen seines reiferen Alters dahin als herrliche Muster edler, würdiger Schönheit.

Doch es ist nicht die Dichtergröße allein, der Schiller seinen Einfluß auf die Herzen verdankt. Die stärksten Wurzeln seiner Kraft liegen in seiner sittlichen Hoheit, in seiner, wie Goethe sie nannte, erhabenen Natur. Schillers großer Sinn würde es nicht gut heißen, wenn ihn schwärmerische Bewunderung als fehlerfreien Menschen mit dem Kultus des Genius beehren wollte. „Es irrt der Mensch, so lang er strebt“, und auch unser hehrer Dichter hat dem Menschenlose nicht zu entgehen vermocht. Aber über alle Verirrungen hinweg führte ihn sein selbstsuchtloses, ernstes und eifriges Streben nach der Vervollkommnung seines Innern; nicht nur seine künstlerischen Anlagen, sondern auch sein Empfinden und Wollen, sein sittliches Wesen hat er unablässig zu veredeln gesucht. Darum „schritt sein hoher Geist gewaltig fort ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen, und hinter ihm im wesenlosen Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.“

Und durch seine moralische Größe vor allem gewann Schiller seine unvergleichliche Macht auf das Herz seines Volkes, seinen Einfluß auf dessen Geschichte. Er war in dem erklärlichen Irrtum seiner Zeit befangen, daß ein gebildeter Geist keinem einzelnen Volke, sondern als Weltbürger nur der Menschheit angehöre; er hielt sich fern von aller thätigen Teilnahme an dem, was die politische Welt bewegte; ja, als die große Umwälzung, die eine neue glückliche Freiheit versprochen, in blutdürstige Parteiwut ausartete, schloß sich Schiller von allen Strömungen der Zeit so dicht ab, daß er ihrem Getöse kaum dann auf Augenblicke das Ohr lieh, wenn sie seinem stillen

Zimmer nahe kamen. Kein anderer darf sich ungestraft von seinem Volke fern halten. Aber Schiller war es vergönnt, auch so, gleichsam von einsamer Insel aus, zu wirken für die Entwickelung seiner Nation, für die Förderung der Menschheit. „Ich suche", schreibt er, „nicht durch Anschmiegung an den Geist der Zeit das Publikum zu gewinnen, sondern es durch die kühne Aufstellung meiner Vorstellungsart anzuspornen und zu erschüttern." In diesem Sinne warnte er die Gewaltigen der Erde vor den Abgründen, in die schrankenlose Ehrfurcht und Herrschbegier stürzt; in diesem Sinne verwies er die Völker auf ihre ewigen, unveräußerlichen Rechte, auf die schrecklichen Gefahren des Einsturzes der sittlichen Ordnung.

Ja, in seiner sittlichen Hoheit liegt der wahre Grund des unermeßlichen Einflusses, den Schiller auf sein Volk geübt. Er hat kein Nationallied gesungen, das den Stolz des Volkes wecken sollte; er hat kein Drama gedichtet, das eine glorreiche Periode der vaterländischen Geschichte feiert, und dennoch hat er auf die Erhebung des deutschen Volks zum Nationalgefühl, zur Thatkraft, zur Liebe für die Freiheit unendlich segensreich gewirkt. Schillers Dramen entzündeten die Jugend mit der Flamme des Patriotismus, als ein fremder Despot alles Volkstum und namentlich dessen Blüte, die Litteratur, verfolgte; Schiller hat in der deutschen Ruhmeshalle sich neben Arndt und Fichte, Stein und Scharnhorst einen Ehrenplatz erworben. Sein Geist kämpfte mit den Lützowern, deren Dichterheld sein treuer Schüler war; sein Geist beseelte die Jünglinge, die „Wohlauf, Kameraden" singend aus den Schulen auf das Schlachtfeld eilten; sein Geist wird und muß die deutschen Kämpen beleben, wenn es gilt, für Ehre und Freiheit zu fechten. — —

So lebte und litt, so kämpfte und siegte unser Dichter, so hat er den Besten seiner Zeit genug gethan, so gelebt für alle Zeiten.

Und wir, denen Schiller so teure mit seinem Herzblut erkaufte Güter vererbte, *was* weihen *wir* ihm zum Danke?

Es sind ihm Kränze gewunden und Fackeln gezündet, Lieder gesungen und eherne Denkmäler errichtet. Ist das genug?

Um unserer Dankespflicht bewußt zu werden, versetzen wir uns in die Zeit, da Schillers Jubelfest zum zweitenmale wird begangen werden. Keiner aus unsrem Kreise wird es erleben; aber ungefeiert bleibt es nicht; und wenn die deutsche Zunge nicht mehr klingen sollte, wird in fremden Zungen sein Lob ertönen.

Und mit welchen Gefühlen wird das Geschlecht, das über unsern Gräbern wandelt, das Schillerfest im Jahre 1959 begehn?

Vielleicht ist dann die deutsche Sprache und Kunst so umgestaltet und verfeinert, daß manches von uns für mustergiltig erachtete

Schriftwerk vom Roste des Altertums leidet; vielleicht sind dann neue große Dichter hervorgetreten, die, weil sie große deutsche Thaten und große deutsche Helden zu feiern fanden, als Nationaldichter im höchsten Sinne glänzen.

Wie dem auch sei, den vor zwei Jahrhunderten gebornen Wohlthäter werden unsere Nachkommen unter allen Umständen in Dankbarkeit feiern.

Aber ob jenes künftige Geschlecht das Schillerfest feiert mit begeisterter Freude über die Größe und Blüte des Vaterlandes, ob es diesen Tag begehen muß mit unterdrückten Thränen über dessen Verfallenheit — unser, die wir heute leben und unsern Schiller feiern, unser wird dabei in Lob oder Tadel gedacht, uns wird ein Teil des Verdienstes, uns ein Teil der Schuld beigemessen werden. Wir werden im Angesichte des hehren Dichterhauptes vor dem Gerichte der Nachwelt stehn.

Was wollen wir thun, damit wir nicht zu leicht befunden werden vor dem Richterstuhl der Folgezeit? Unser Dichter giebt Antwort.

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben;
„Bewahret sie!"

Dies große Wort gilt nicht bloß denen, an die es zunächst gerichtet wurde, den Künstlern, es gilt den Erziehern, den Eltern, den Lenkern der Staaten, es gilt allen Einzelnen, wie allen Genossenschaften.

„Gram und Armut soll sich melden,
„Mit den Frohen sich erfreun!"

Das ist nicht bloß gesagt von den Armen, die in unserer Gemeinde, in unserer Heimat leben; das deutet hin auf Männer, die, obgleich sie der Nation die edelsten Gaben spenden, gleich unserem Schiller in drückender Armut schmachten und für ihr Alter und für ihre Kinder mit herben Sorgen in die Zukunft blicken; das gilt der nach Schiller benannten Stiftung.*) Welcher Gefühlvolle bliebe ungerührt, wenn er liest, wie unser Schiller gedarbt, wie er mit übernatürlicher Anstrengung gearbeitet? Wem wäre nicht der Wunsch aufgestiegen: Ach, daß er noch lebte, wie wollten *wir* ihn ehren, ihn hegen und pflegen, ihn lieb und wert haben! — „Was ihr an meinen Strebens- und Leidensgenossen thut", würde er uns zurufen, „das habt ihr an mir gethan!" —

---

*) Der Ertrag der gedruckten Rede war zum Besten der Schillerstiftung bestimmt.

Und der dritte Mahnruf, der uns von des Dichters Mund entgegentönt gleich feierlichem Glockenhalle, der lautet:

„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!“

Ja, verklärter Dichter, wir geloben, dir zu danken dadurch, daß wir in deinem Sinne leben; wir geloben Reinhaltung der Menschenwürde, werkthätige Liebe, treuen Vaterlandssinn; wir geloben, dahin zu wirken, daß dein nächstes Jubelfest begangen werde von einem bessern, glücklichern Geschlechte. Und dazu möge Gott helfen!

Shakespeare als Schulschriftsteller.

(Schulrede, gehalten am 19. März 1864.)

Die dreihundertjährige Jubelfeier eines Dichters, dessen Werke in der Weltlitteratur Epoche machen und wohl für kein Volk, selbst nicht für das britische, von so großer Bedeutung geworden sind wie für das unsrige, eine solche Jubelfeier giebt der deutschen Schule Anlaß zur Erwägung einer ebenso wichtigen als wenig besprochenen pädagogischen Frage.

Das englische Volk wird seinen Dichter durch Denkmale, Festzüge und Spiele feiern, die deutsche Bühne wird Shakespeares Andenken durch die Aufführung seiner Meisterwerke huldigen. Soll auch die deutsche Schule dem britischen Genius, dem unsere Litteratur so unendlich viel verdankt, ihre Verehrung erweisen?

Sie vermöchte das, auch nachdem ihr die Bühne abhanden gekommen ist, auf welcher noch vor einem halben Jahrhundert ihre Zöglinge sich versuchten, sie könnte, ohne alles Festgepränge, dem Dichter eine Anerkennung darbringen, die schwerer wiegt, als eherne Standbilder und Festspiele, sie könnte ihm eine Ehrenstelle in der Walhalla einräumen, in deren schlichtem Raume die geistigen Heroen das höchste Recht der Unsterblichkeit genießen, sie könnte ihn zum Schulschriftsteller ernennen.

Soll und kann nun der britische Jubilar in Deutschland diese hohe Ehre genießen, die ihm in den meisten Schulen seines Heimatlandes nicht vergönnt ist, soll er, gleich den großen Dramatikern des Altertums, von der Schule als Klassiker im Sinne der Erziehung, als einer der Dichter anerkannt werden, denen der erhabene Beruf anvertraut ist, als Führer der Jugend zum Wahren, Guten und Schönen zu wirken?

Vor hundert Jahren, als die erste deutsche Übersetzung Shakespeares, die Wielandsche, erschien und, wie Goethe berichtet, „verschlungen, Freunden und Bekannten mitgeteilt und empfohlen wurde," hat wohl mancher deutsche Schulmann, schon ehe ihm Lessings glänzende dramaturgische Würdigung zugekommen, den hohen Wert des britischen Dramatikers erkannt; aber kaum ist damals einem solchen Verehrer die Ahnung aufgestiegen, daß die Frage, ob dieser Dichter als Schul-

klassiker gelten solle, jemals eine im Ernst zu verhandelnde pädagogische Frage werden könne. Würde doch in einer Zeit, in der Voltaire als Musterdramatiker in Ansehn stand, kaum einer der „genialischen Jünglinge“ des Straßburger Goethekreises, welche für Shakespeare schwärmten, einen so revolutionär klingenden Gedanken auszusprechen gewagt haben. Ein preußischer Schulmann jener Tage, der eine ästhetische Würdigung Shakespeares veröffentlicht hätte, würde sich — wär' auch sein Werk so trefflich geraten, wie das unseres Zeitgenossen Kreißig*) — nicht nur das Achselzucken seiner Amtsgenossen, sondern wahrscheinlich auch eine Kabinetsordre seines großen Königs zugezogen haben, die nicht an den Spiegel gesteckt werden konnte. Denn Friedrich, der noch 1780 Goethes Götz von Berlichingen eine abscheuliche Nachahmung der geschmacklosen Stücke Shakespares nannte, war in Sachen des Geschmacks weit weniger duldsam, als in Sachen der Religion.

Heutzutage darf wohl ein Schulmann jene Frage ohne großes Wagnis erörtern. Weiß er doch, daß alle Gebildeten seines Volkes übereinstimmen in der Bewunderung des ebenso durch überschwengliche Begabtheit, wie durch erfolgreiche Selbstschulung und Läuterung hervorragenden, größten Dramatikers aller Zeiten. Wer hätte nicht die Zaubermacht dieses Dichters empfunden, der die Herzen naiver und hochgebildeter Zuschauer und Leser unwiderstehlich fortreißt, der sie bald in heiteres Behagen und helle Fröhlichkeit versetzt, bald zu weihevoller Andacht stimmt, zu innigem Mitleid rührt oder mit Schauer und Entsetzen erfüllt? Wer staunte nicht über die poetische Schöpferkraft, welche bald mit den zartesten Motiven anmutig spielt, bald die gewaltigsten und furchtbarsten Aufgaben mit titanischer Wucht behandelt, wer bewunderte nicht den Scharfblick dieses gründlichen Menschenkenners, der die geheimsten Regungen des Herzens belauscht und mit markigem Pinsel in großem, ureigenem Stile darstellt, wer schätzte nicht die reiche Fülle edler Lebensweisheit, welche dieser geniale Denker in kerniger Form spendet? Ohne Widerspruch gilt jetzt Shakespeare für den größten Charakterzeichner: Er schildert alle Menschenalter vom zarten Knaben an bis zum lebensmüden Greise, die verschiedensten Stände vom König an bis herab zum Schuhflicker und Narren, die mannigfaltigsten Bildungsgrade, vom weisen Prospero und Lorenzo und vom höfisch klugen Polonius bis auf den rohen Matrosen und den Tiermenschen Caliban, er stellt die Abstufungen des sittlichen Wertes dar vom hehren Helden und braven Biedermann, bis herab zum vornehmen Lump und zum teuflischen Unmenschen Richard, vom Ideale der Frauennatur, einer Miranda, Portia und Imogen an bis herab zu den Megären der Leonoren

*) Kreißig, Vorlesungen über Shakespeare, 1859 ff.

und Margareten. Er stellt eine überreiche Reihe von Charakterbildern auf und alle weiß er so eigentümlich, so entschieden und folgerecht hinzuzaubern, daß sie uns mit dem vollen Scheine des Lebens entgegentreten. Seine Figuren sind typisch und doch individuell; manche leiden an einzelnen Anachronismen und Kostümfehlern und doch zwingt uns der Dichter durch die Wahrheit ihres innersten Wesens, an sie als echte Kinder ihrer Zeit zu glauben; seine Charaktere sind beim ersten Auftreten bestimmt und voll angelegt und entwickeln sich doch im Laufe der Handlung durch den Kampf zwischen Notwendigkeit und Freiheit, der den geheimnisvollen Gang des Menschenlebens ausmacht, zur vollen Höhe. Und — was als die höchste Tugend des Dramatikers gelten muß — unser Dichter, dessen Weltanschauung eine sittlich-strenge, protestantische ist, weiß die Handlung, deren Charaktere sich nach ihrer Eigenart ausleben, ohne daß die dichterische Subjektivität irgendwo hervortritt, meist so zu lenken, daß die poetische Gerechtigkeit zu voller Geltung kommt. In Shakespeares Tragödien waltet nicht das tyrannische Fatum des antiken Drama, nicht ein blindes Ohngefähr, auch nicht jene moderne schönfärberische Absichtlichkeit, welche einen sogenannten moralischen Schluß herbeizwingt, wohl aber das unerschütterliche sittliche Prinzip, welches wir, nicht selten freilich in herber Weise, in der Weltgeschichte als Weltgericht erkennen.

Alle diese hohen Eigenschaften, die Shakespeare in einer Vollständigkeit und Fülle in sich vereinigt, wie kein anderer Dichter, werden jetzt von allen gebildeten Völkern selbst von solchen, denen die Form seiner Dichtungen noch jetzt und vielleicht für immer anstößig ist, anerkannt und gepriesen; alle Beurteiler sind darin einig, daß er den erhabenen Beruf, der von Hamlet dem Drama vorgezeichnet wird, glänzend erfüllt hat, den Beruf: „der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eignen Züge, der Schmach ihr eignes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen."

So gewiß aber in der Wertschätzung Shakespeares auf allgemeine Zustimmung zu rechnen ist, so gewiß hat sich eine Ansicht, die doch im Grunde nur eine pädagogische Folgerung aus jenem ästhetischen Urteil ist, auf Bedenken gefaßt zu machen, die Ansicht nämlich, daß die reiferen Zöglinge höherer Lehranstalten, namentlich der Gymnasien, mit diesem Dichter bekannt gemacht und zum eigenen Studium desselben angeregt und befähigt werden sollen.

Als gewichtiges Bedenken tritt zuerst die Thatsache entgegen, daß Shakespeares Werke bisher so wenig Eingang in jene Anstalten gefunden haben. Nur in höheren Realschulen und den vereinzelten Gymnasien, welche dem Englischen gleiches Recht mit dem Französischen

einräumen, werden Dramen unsers Dichters gelesen. Was ist nun wohl Ursache, daß ihm nicht überall gleiche Ehre widerfährt? Die deutsche Schule leidet doch nicht an der spröden Ausschließlichkeit der englischen, welche das Alte, wenn es auch veraltet, ebenso streng beibehält, als sie dem Guten den Zutritt erschwert, weil es neu ist. Vergleicht man den Lehrplan eines Gymnasiums unserer Tage mit dem vorhundertjährigen, welche Menge neuer Unterrichtsstoffe findet sich da vor. Das Griechische hat gleiches Recht mit dem Lateinischen, es wird Französisch, Erd- und Naturkunde, Litteraturgeschichte gelehrt; man studiert die griechischen und lateinischen Dramatiker, man erklärt den Corneille und Racine, man liest die Dramen der deutschen Klassiker — und der größte Dramatiker aller Völker und Zeiten bleibt den Jünglingen, die nicht zufällig eins seiner Stücke lesen oder aufführen sehen, unbekannt. Da kann wohl nicht bloß die Knappheit der zugemessenen Zeit Ursache sein, es müssen Bedenken höherer Art entgegenstehn. Diese zu erwägen, wird daher erste Aufgabe sein.

„Für die Jugend ist das Beste eben gut genug." Nun, die Schöpfungen eines Genius, die von seinen Landsleuten eine weltliche Bibel genannt, die von den meisten gebildeten Völkern zu den alle Jahrhunderte überdauernden Kunstwerken gezählt werden, genügen ja wohl dem strengen Maßstabe, den die Schule anlegen muß.

Aber — so könnte man einwenden — wir haben an den griechischen und vaterländischen Dramen Musterwerke genug, um die Jugend in dieses Gebiet der Dichtung einzuführen. Brauchen wir, die den Nathan und die Minna von Barnhelm, den Götz und die Iphigenie, Wallenstein und Tell besitzen, noch weitere Anleihen beim Auslande zu machen? Weise Beschränkung thut not, sonst müßten wir am Ende auch Sakuntala und Calderon in der Schule lesen. Das Vielerlei führt vielmehr zu oberflächlicher Naschlust und zur Verwirrung des Stilgefühls, als zu ernstem Studium und zu festem ästhetischen Bewußtsein.

Vielleicht fügt ein anderer Gegner einen noch strengeren Abweisungsgrund hinzu. Die Schule — sagt man, und mit gutem Grunde — soll durch die Lektüre der Dichter nicht bloß die ästhetische Bildung fördern, sondern auch den Nationalgeist wecken und läutern, sie soll bei Unterricht und Erziehung unter andern die löblichen Eigenschaften pflegen, die unserm Volke eigen sind. Warum nun der deutschen Jugend gerade diesen Dichter vorführen, der mit jeder Faser schroffer Engländer, der ein so ausschließliches Kind seines Volkes und seiner Zeit ist, daß er die in seinen Dramen auftretenden Griechen, Römer und Italiener als leibhaftige Vollblutbriten der Elisabeth-Zeit schildert, der nach echter John Bull-Art fremdes Leben mit solchem insularen Hochmut behandelt, daß er die gegen England

kämpfenden Ausländer meist als treulose und feige Maulhelden, daß er die Jungfrau von Orleans als gemeine Hexe darstellt? Die Lektüre eines solchen Dichters fördert doch unmöglich die humane Unparteilichkeit, die weltbürgerliche Empfänglichkeit für das Große und Gute der Fremde, zwei edle Tugenden, durch welche das deutsche Volk allen Völkern voransteht. Und wie — so dürfte ferner eingewandt werden — wie soll dem geschichtlichen Sinne das Lesen eines Dichters zuträglich sein, der in den Parteikämpfen des alten Rom nur Reibungen zwischen Baronen und Pöbel schildert, der das tyrannische Gebahren Heinrichs des Achten beschönigt, der in den Kämpfen der Rosen die furchtbaren Fehden des Feudaladels verherrlicht, ohne dem sich kräftig emporarbeitenden Bürgertume und dem Protestantismus auch nur die bescheidenste Andeutung zu gönnen?

Das sind in der That Ausstellungen, die auch ein Verehrer des Dichters nur mildern und entschuldigen, aber nicht ganz beseitigen kann. Wir könnten sie umgehn, wenn wir den wohlbegründeten Einwand geltend machten, daß die für die Schule zu empfehlenden Stücke wenig oder nicht an solchen Mängeln leiden; aber das wäre eine sophistische Maßregel, da wir ja, durch die Vorführung einzelner Dramen zum späteren Studium aller Shakespeareschen Dichtungen anreizen und befähigen wollen. Wir gestehen also zu, daß Shakespeare nicht nur einzelne Anachronismen begangen, daß er auch in der Auffassung einzelner geschichtlicher Ereignisse eine weniger durchdringende Kenntnis bewiesen, als sie neuere, durch Geschichtsphilosophie gebildete Dichter haben, und daß er an Parteilichkeit weit mehr leide, als sie von den Engländern unserm Schiller wegen seiner Schilderung der Elisabeth und Maria vorgeworfen worden. Liegt denn aber in jenen Schranken, in welche der Volkscharakter und der Zeitgeist auch einen so selbständigen Genius bannten, wirklich eine Gefahr für den jungen deutschen Leser, wie sie es in der That für manchen jungen Briten ist? Gewiß nicht. Deutschen Jünglingen ist durch den Gesamtunterricht und besonders durch den Geist unserer Dichter, die den Nathan und die Jungfrau von Orleans geschrieben, eine Weltanschauung eingeprägt, welche durch jene Einflüsse nicht verändert werden kann. Sie wissen, daß der Dichter auf einer höhern Warte stehen solle, als auf der Zinne der Partei und der Nationalität, daß er dem fremden Volke gerecht werden müsse wie dem eigenen; sie haben in der Rütli-Scene und im Egmont ein so ergreifendes Bild des neuen politischen Elements, welches sich aus der eisernen Zeit des Faustrechtes emporringt, kennen gelernt, daß sie durch Shakespeares dichterisches Behagen an der Ritterzeit, die er so unvergleichlich zu malen weiß, so wenig irre geführt werden, als durch den, gewiß auch nicht streng geschichtsmäßigen, Götz von Berlichingen Goethes.

Obgleich also zugestanden werden muß, daß an Shakespeare einzelne Züge auffallen, die seine Befangenheit in nationalen und säkularen Vorurteilen verraten, halten wir ihn dennoch der Ehre eines Schulschriftstellers für würdig, ja, wir würden ihn als solchen empfehlen, wenn auch in Deutschland ein neuer, ihm ganz ebenbürtiger Genius aufträte, und Dramen schüfe, welche bedeutende Perioden der Weltgeschichte mit ebensoviel Leben und mit noch tieferem geschichtsphilosophischem Verständnis darstellte, historische Tragödien, die für unser Volk das wären, was die des britischen Dichters für seine Zeit gewesen.

So gut unsre Jugend den Sophokles liest, obgleich wir eine Goethesche Iphigenie besitzen, so gut soll Shakespeare ihr bekannt werden, obgleich wir Wallenstein und Tell neben seine Meisterstücke setzen dürfen. Denn welcher Höhergebildete möchte sich begnügen, die Schöpfungen der Neuzeit in sich aufzunehmen, ohne den Grund zu kennen, auf welchem die Neueren gebaut, das Vorbild, das sie von falschen Regeln befreit und zum Schaffen ermutigt hat? Die Litteraturgeschichte ist ja deshalb ein stehender Teil unseres Gymnasialunterrichts geworden. Wie soll aber ein Schüler die Frühlingsstürme unserer klassischen Zeit, die Sturm- und Drangperiode, den Aufschwung unserer dramatischen Dichtung, die ästhetische Reformation Lessings, die Grundgesetze des deutschen Trauerspiels begreifen, ohne Shakespeare zu kennen? Wie wäre eine klare Vorstellung von den internationalen Wirkungen der modernen Weltpoesie zu gewinnen, ohne den ausländischen Dichter zu kennen, der nächst der Bibel und den antiken Klassikern, den mächtigsten Einfluß auf die deutsche Dichtung, auf die bildenden und darstellenden Künste und auf die Wissenschaft vom Schönen geübt hat? Den Dichter, an dessen Darstellung unsere Schauspieler von Eckhof bis Dawison sich schulten, durch dessen Werke unsere Tondichter von Beethoven bis Mendelssohn, unsere Maler von Füßli bis Kaulbach zu Schöpfungen begeistert, unsere Dramatiker von Lessing bis Hebbel geleitet oder irre geführt worden sind? Ja noch mehr, Shakespeare hat seinen Wirkungskreis weit über die Schulen der Künstler und Gelehrten hinaus erweitert, er ist mehr als ein andrer fremdländischer Schriftsteller der neueren Zeit derart auf deutschem Boden eingewurzelt, ja in Saft und Blut unseres Volkes übergegangen, daß manche seiner Figuren so volkstümlich geworden sind, wie Nathan, Faust und Tell, daß viele seiner sinnreichen Gedanken nunmehr als sprichwörtliches Gemeingut umlaufen, gleich den Sentenzen unserer Klassiker. Aus alledem scheint aber sicher zu folgen, daß der gebildete Deutsche eher die Bekanntschaft mit vielen einheimischen Werken untergeordneten, und selbst mittleren Ranges entbehren dürfe, daß er die Kenntnis des französischen Theaters, ja sogar der griechischen Dramatiker eher missen könne, als die Vertrautheit mit Shakespeares

Dramen, welche in gewissem Sinne zu den epochemachenden Mächten der deutschen Litteraturgeschichte gehören.

Indessen läßt sich von anderer Seite einwendeu, daß man gar wohl die hohe litteraturgeschichtliche Bedeutung Shakespeares anerkennen könne und doch gegen die Schullektüre seiner Dramen Einsprache erheben müsse. Freilich solle ihn jeder Gebildete kennen; aber kennen müsse ein solcher auch den Goetheschen Faust, und wer empfehle diesen für die Schule? Shakespeare sei eben kein Schriftsteller für die Jugend, er müsse für das reifere Leben aufgespart werden.

Im strengsten Wortsinne nehmen natürlich solche Gegner den Ausdruck „für die Jugend“ nicht. Denn was sollte dann der Schule übrig bleiben? Haben doch Cäsar und Sophokles so wenig an einen Leserkreis von Knaben und Jünglingen gedacht, als Shakespeare, der als praktischer Schauspieldirektor recht eigentlich sein Globe-Publikum im Auge hatte, und — wie die Prologe, seine einzigen persönlichen Äußerungen über ästhetische Fragen andeuten — sich demselben nicht selten mit gewissen Widerstreben anbequemte.

Aber auch im eingeschränkten Sinne ist jener Einwand nicht stichhaltig. Freilich eignet sich nicht jedes Drama unsers Dichters für die Jugend. Ausgeschlossen bleiben beim Schulstudium die Lustspiele, die Jugendwerke und alle Tragödien, welche Leidenschaften schildern, deren Vorführung pädagogische Bedenken erregen. Othello und Richard den Dritten, Romeo und Hamlet, wird selbst ein begeisterter Verehrer, der in diesen Dramen die durchdringendste Seelenkunde und die größte Schöpferkraft des Dichters bewundert, so wenig wie die Emilia Galotti, die Räuber, den Werther und die Wahlverwandtschaften für zulässig halten. Aber auch ein vorsichtiger Pädagog wird für Jünglinge den Julius Cäsar, Coriolan und Macbeth, den Kaufmann von Venedig und den Sturm, unter den Königsdramen Richard den Zweiten — ein Stück, das trotz des unmännlichen Helden schon durch die Turnierscene die Jugend hinreißt, nicht für gefährlich erklären. Ja vielleicht dürfte für Gymnasiasten, denen man soviel sittlichen Halt zutraut, daß sie den Horaz und Aristophanes in der Schule lesen, auch der Sommernachtstraum, sogar Heinrich der Vierte zulässig sein. Jedenfalls bleibt auch bei sorgsamster Auswahl noch eine ausreichende Zahl von Dramen übrig, deren Lesung unverfänglich ist.

Ein naives Verständnis solcher Shakespeareschen Stücke, die selbst den ungebildeten Zuschauer hinreißen, wird wohl der an griechischen und deutschen Mustern geschulten Jugend nicht abzusprechen sein, und für ein tieferes Eindringen, für die Beachtung der meisterlichen Charakteristik, der künstlerischen Gestaltung soll ja eben der Unterricht sorgen.

Allerdings ist Shakespeare kein leichter Schriftsteller, denn auch der Forscher stößt wohl bei wiederholter Lesung auf dunkle Stellen und früher ungeahnte Tiefen und niemand darf sich rühmen, diesen Dichter auszukennen. Aber wäre das ein rechter Schulschriftsteller, den die Jugend seinem vollen Wesen nach verstände und zu würdigen vermöchte? „Eigentlich lernen wir nur von den Büchern, die wir nicht beurteilen können", dies sinnreiche Paradoxon Goethes gilt besonders für die Jünglingen zu empfehlenden Dichter. So wie im Sittlichen nur das unerreichbar hohe Ideal die rechte Nacheiferung erweckt, so ist im Gebiete des Schönen nur das Werk für die Jugend wahrhaft bildend, das über das Gemeinverständliche hinaus unergründlichen Gehalt ahnen läßt.

Ein naives Verständnis der Shakespeareschen Stücke trauen wir also dem Primaner zu; damit soll aber nicht gesagt sein, daß ihm die Einsicht in das Künstlerische verschlossen bleiben werde. Für das erste Studium der dramatischen Poetik bietet gerade unser Dichter treffliche Gelegenheit. Für alle seine Schöpfungen liegt der urkundliche Text der Chroniken oder Novellen vor, denen die Fabel entnommen ist, und meist lassen sich mühelos die künstlerischen Beweggründe herausfühlen, welche den Dichter zur Erweiterung oder Umformung jener gegebenen Grundzüge veranlaßten. Wohl bei keinem Dramatiker der Vorzeit ist ja der Einblick in die geistige Werkstätte, in welcher die rohen Marmorblöcke zu Kunstgebilden gestaltet werden, mehr erleichtert, als bei Shakespeare, obgleich er keine Briefe und Tagebücher hinterlassen hat und als Mensch uns nur in sagenhafter Verschwommenheit entgegentritt. Deshalb hält es meist nicht schwer, den jugendlichen Leser auf die Gesetze der sittlichen Weltanschauung und der Poetik zu führen, welche unser Dichter — den nur die Oberflächlichkeit für ein regelloses Kraftgenie hält — mit Strenge beobachtet.

Schwierigkeit bereitet es dagegen vielen, vielleicht den meisten jungen Lesern, sich zu dem für Shakespeare so charakteristischen Humor in das rechte Verhältnis zu finden. Jungen Engländern scheint diese Fähigkeit angeboren. Nie sah ich solche stutzig werden oder Anstoß nehmen, wenn der Dichter mit grellem Kontraste neben das Erhabene das Gemeine, neben das Schöne das Häßliche, neben das Tragische das Burleske stellt. Der Humor ist eben ein so natürliches Element der englischen Litteratur und des Volkscharakters, daß die Jugend sich in solche Stilmischung so leicht findet, wie ein britisches Theaterpublikum eine tolle Posse kräftig belacht, die unmttelbar nach dem Lear über die Bühne geht. Anders ergeht es vielen deutschen Neulingen. Manche mißverstehen den ernsten Dichter, dessen hochkomische Figuren ihnen äußerst ergötzlich sind, derart daß sie wähnen, der Hauptnachdruck seines Werkes liege auf dem ein-

gewebten Satyrspiele, und die Rückkehr zum Ernst schwierig finden; andere — und dies sind keineswegs die poetisch Unempfänglichen — fühlen sich, wenn der Rüpel oder Narr die eben vom Helden verlassene Bühne betritt oder sich gar in einer Hof- oder Volksscene unter die Helden mischt, so verdutzt und verletzt, daß sie den Humor mit Kühle und Achselzucken aufnehmen. Ein junger Leser meiner Bekanntschaft war, als wir die Scene lasen, in der Falstaff an Percys Heldenleiche seine burleske Eisenfresserei ausläßt, völlig empört über die Roheit des von ihm bewunderten Dichters.

Auf diesem Gebiete ergeht an den Lehrer oft die Aufforderung, dem Neulinge die Hand zu reichen, damit derselbe, um den Dichter zu verstehen, in Dichters Lande gehen lerne. Da der Humor, obgleich im strengsten Sinne eine Stilmischung, doch eine berechtigte Stilgattung ist, so hat wohl die Schule, die ja auch den Humor in Horaz' Episteln und in Aristophanes anerkennt, vollen Grund, dies Genre, in dem die Briten unter allen Nationen sich hervorthun und Shakespeare unter allen Briten hervorragt, im Drama vorzuführen.

Allerdings liegt darin für die Jugend eine gewisse Gefahr — hat doch keine Kühnheit des großen Dichters die Nachahmer öfter irre geführt, als seine unnachahmliche Laune — aber Shakespeares Humor enthält zugleich ein Korrektiv für den, besonders durch Schillers Einfluß leicht überschwenglich werdenden Idealismus der deutschen Jünglinge. Denn es kommt ihnen hier eindringlich zum Bewußtsein, wie das Hohe und Edle in diesem Leben beständig auf das Gemeine und Rohe stößt, wie die Wirklichkeit der Idee oft ironisch entgegentritt und wie sich der mannhafte Dichter, der trotz seines Realismus nie das Ideale aus den Augen verliert, über dieses, den Schwächling verwirrende und entmutigende Schauspiel künstlerisch hinwegsetzt. Zur ästhetischen Würdigung dieser Eigenheit führt den jungen Deutschen am leichtesten die Vergleichung des Schillerschen Macbeth mit dem Originale. Daß unser stilstrenger Dichter verletzende Schroffheiten beseitigt, aber auch die wilde Größe, welche die halbbarbarische Zeit der Handlung so imposant malt, abgeschwächt hat — das nimmt auch der junge Leser leicht wahr.

Nachdrücklicher als dies schwierige Verständnis des Shakespeareschen Humors werden wahrscheinlich von Pädagogen, welche über die Schullektüre unsers Dichters beraten, zwei Ausstellungen betont, die sie an seiner Sprache machen.

Zunächst die unbestreitbare Thatsache, daß die Gesprächsweise in Shakespeares Dramen manche, für unser Schicklichkeitsgefühl anstößige Ausdrücke zuläßt und zwar, nicht bloß Naivetäten, die ein unbefangener Sinn als natürliche Offenheit einer kindlichen Zeit, ebenso

ungekränkt übersieht, wie die Nacktheit der antiken Plastik und der Sprache Homers, sondern auch Unziemliches, was selbst in jener derberen Zeit als Zweideutigkeit und Lascivität gelten sollte. In den für die Schullektüre geeigneten Dramen kommen solche Anstößigkeiten nur wenig vor; indessen ist — man denke nur an die Pförtner-Scene in Macbeth — auch für diese eine der heikelsten Fragen der pädagogischen Kasuistik nicht zu umgehen. Soll man einiger Mängel wegen Meisterwerke mit dem Schulbanne belegen? Dawider hat die Erziehungslehre in Bezug auf antike Dichter schon richtig entschieden. Soll man verfängliche Stellen ohne Bedenken mitlesen lassen, im Vertrauen, daß das Anstößige durch den Ernst des Studiums und durch die Offenheit neutralisiert und als Rostfleck einer meisterhaften Bildsäule entschuldigt werde? Was man beim Privatstudium einem ernsten Jünglinge gegenüber vielleicht wagen kann, möchte doch in größeren Klassen bedenklich erscheinen, und man wird — so sehr man auch den castigierten Klassikern der Jesuitenschulen abhold sein mag — doch eine Shakespeare-Ausgabe wünschen, in welcher die maxima reverentia, die man der Jugend schuldet, streng beobachtet ist.

Solchem Wunsche entspricht Fölsings Schulausgabe von vier Dramen, welche im Sinne des in England weitverbreiteten Familien-Shakespeare alles Bedenkliche mit thunlichster Schonung des Zusammenhangs beseitigt, eine erwünschte Auskunft. Leider besitzen wir noch keine deutsche Bearbeitung der Shakespeareschen Dichtungen, welche die Entfernung jener Muttermäler des Zeitalters, die ja auch für die Bühnendarstellung notwendig ist, mit ebensoviel feinem Takt anstrebt, als die treue und schöne Wiedergabe der ebenso sehr durch Prägnanz als durch Farbenpracht, durch Wuchtigkeit, als durch musikalische Schönheit unübertrefflichen Diktion.*) Eine solche Bearbeitung wäre gewiß die schönste Festgabe zu des Dichters Jubeltage.

Wahrscheinlich knüpfen aber die Gegner an diese Lobpreisung der Shakespeareschen Dichtersprache einen neuen Einwand. Dieselbe sei nicht von so gleichmäßiger Vollendung, daß sie der Jugend als klassisches Muster vorgestellt werden könne. Es fehle ihr das goldene Maßhalten, sie leide nicht selten an zu grellen Farben, an asiatischem Pomp. Wie der üppige Urwald Riesenbäume und Prachtblumen in wunderbarer Fülle erzeuge, so lasse er daneben auch geiles Gestrüpp und Unkraut sprossen. Neben erhabener Würde finde sich hohle Grandezza, neben meisterhafter Versinnlichung Unklarheit durch gehäufte, nicht zusammenstimmende Bilder, neben echten Naturlauten

*) Derartige Schulausgaben giebt es jetzt, z. B. in Freytags Schulausgaben klassischer Werke für den deutschen Unterricht (Leipzig), in den deutschen Schulausgaben von Velhagen und Klasing (Leipzig) u. a.

erklingen schwulstige Phrasen, neben glänzendem Witz mache sich gezierte Witzelei, neben genialer Unmittelbarkeit gesuchte mythologische Gelahrtheit geltend. Deshalb seien Shakespeares Stücke der Jugend ebenso verführerisch und schädlich wie die Jugenddramen Schillers und die Prosa Jean Pauls. Ein unbedingter Verehrer unsers Dichters würde diese Ausstellungen als frevelhafte Mäkelei verurteilen. Erklärte doch die Tiecksche Schule, daß einer, der in Shakespeare nicht alles bewundere, überhaupt nicht sagen dürfe, daß er ihn bewundere. Selbst solchem Trumpf gegenüber wird doch ein besonnener Schulmann wohl eingestehen müssen, daß er den Euphuismus (jene galante Ziererei, welche das Gespräch durch schwülstige Metaphern, ungeheuerliche Hyperbeln, spitzfindige Antithesen und geschraubte Wortspiele zu würzen sucht) eher für eine zu entschuldigende Mode, als für das wahrhaft Große unsers Dichters halte, und daß er fürchte, diese Manier, welche in den Jugenddramen und Lustspielen herrsche und spurweis auch in den Dramen der reifen Zeit vorkomme, werde für die jungen Leser schon deshalb verführerisch sein, weil sie einem, zu höchster Sympathie hinreißenden Dichter anhafte..

Würde aber nicht selbst ein solcher Beurteiler das Schulstudium unseres Dichters schon deshalb empfehlen müssen, damit jenem befürchteten Einflusse vorgebeugt werden könne, da doch Shakespeare den meisten Jünglingen bekannt wird und eine Warnung vor seiner Bekanntschaft wirkungslos sein würde. Junge Großstädter sehen ja Romeo und Hamlet auf der Bühne und viele strebsame Jünglinge lesen die in Büchern und Zeitungen belobten Dramen, deren Übersetzungen mehr verbreitet sind, als die Stücke aller andern ausländischen Dramatiker, für sich.

Die erste Bekanntschaft mit Shakespeare ist aber für die Bildungsgeschichte eines Jünglings ein so bedeutsames Moment, daß sie die volle Beachtung der Erzieher verdient. Sie ist eins der großen, unvergeßlichen Ereignisse des Lebens, wie der erste Anblick des Meeres und der Alpen. Ergeht es doch den jungen Lesern allen, wie Wilhelm Meister, von dem Goethe erzählt: „In kurzem ergriff ihn der Strom des großen Genius und führte ihn einem unübersehbaren Meere zu, worin er sich gar bald völlig vergaß und verlor."

Fern bleibt es natürlich einem Lehrer, der seiner eignen Jugend eingedenk ist, den Neulingen ein solches Treiben auf diesem Riesenstrome der Poesie dadurch zu vernüchtern, daß er sie an ästhetischen Schwimmgürteln zu halten sucht und den jungen Schwimmern kein Abenteuer gönnt.

Eine Art Shakespearesche Sturm- und Drangperiode durchzumachen, ist gewiß eine der zulässigsten Jugendschwärmereien.

Aber die Jünglinge bei solchem Treiben auf „dem unübersehbaren Meere“ für immer sich selbst zu überlassen, während man sie für das weniger klippenreiche klassische Drama der Griechen und Deutschen völlig einschult, ist doch kaum folgerecht. Soll man nicht auch hier streben, den poetischen Naturtrieb zu wahrem Kunstsinne zu erhöhen, soll man das Schwelgen phantasiereicher Jünglinge im Phantastischen und Ungeheuerlichen und ihre ikarischen Versuche, dem Dichter nachzufliegen, soll man das eitle Haschen Witzlustiger nach humoristischen Seltsamkeiten und groteskem Unsinn, wie es Goethe als das Gebaren seines shakespearomanen Freundes Lenz schildert, ruhig gewähren lassen? Zwar wird solche Schwärmerei nur bei überspannten Naturen so verderblich wirken, wie bei diesem in der Genialitätssucht Verkommenen. Aber einigen Schaden erleiden doch auch einzelne weniger stürmische Jünglinge, für welche die ungeleitete Shakespeare-Lektüre nicht sowohl dem Treiben auf einem Meere, als dem Fortgerissenwerden von einem Regenstrom aus Felsenrissen gleicht. Wie mancher Begabte von Grabbe bis Hebbel bewies nicht durch seine Dichtungen, daß er das Absonderliche eines urtümlichen Genius für dessen wahre, nachahmenswerte Größe hielt, daß ihm — wie es den französischen Romantikern erging — der Hexenspruch: „Schön ist häßlich, häßlich schön“ zum ästhetischen Glaubenssatze geworden sei! Und müssen wir nicht alle gestehen, daß die erste Bekanntschaft mit Shakespeare für eine Zeitlang unempfänglich und ungerecht gegen die antike Tragödie stimmt, und daß es dem raschen Parteigeist der Jugend schwer wird, sowohl dem Idealismus als dem Realismus sein Recht zuzuerkennen?

Hier ist eine Aufgabe der ästhetischen Hodegetik*) zu erfüllen, welche um so weniger der Universitätszeit verspart bleiben darf als die Wahrscheinlichkeit groß ist, daß unter dem Drange der Fachkollegien solche Studien zurückstehen werden.

So befestigen denn alle Erwägungen die Ansicht, daß es geraten sei, die reiferen Zöglinge der höheren Schulen in die reiche Galerie der Shakespeareschen Dichtungen einzuführen, welche als Kunstwerke an sich, und als epochemachende Werke in der deutschen Litteratur und Kunst insbesondere für den Deutschen von höchster Wichtigkeit sind.

Mögen noch einige Andeutungen über die für das Schulstudium Shakespeares geeignete Methode gestattet sein!

In Lehranstalten welche dem Englischen gleiches Recht mit dem Französischen einräumen — ein Recht, das dieser Sprache ohne Zweifel gebührt und in Zukunft wohl überall zuerkannt werden wird

---

*) Hodegetik, Methodik des akademischen Studiums, die beratende Einführung in ein Studium zur Erlangung einer vorläufigen Übersicht.

— in solchen Schulen ist Shakespeare natürlich mit den Schülern der obersten Klasse im Original zu lesen. Die altertümliche, hochpoetische Sprache hat ihre Schwierigkeiten, aber zugleich so großen Reiz, daß der Lehrer wohl versichert sein kann, die für Kunstschönheit empfänglichen Schüler werden später durch eigne Anstrengung sich weiter einzuarbeiten suchen und wenigstens neben der Übersetzung die Urschrift vergleichen.

Aber auch solche Gymnasien, in deren öffentlichen Unterricht das Englische nicht aufgenommen ist, sind imstande, unsern Dichter für ihre Zöglinge zu verwerten. Freilich hat das Lesen einer Übersetzung nicht den vollen bildenden Einfluß, wie das Studium des Urtextes, dagegen bietet eine so wohlgelungene Übersetzung wie die Schlegelsche, den Vorteil, daß der junge Leser, der hier weniger Anstrengung für das Verständnis der Sprache bedarf, seine Aufmerksamkeit ungeteilt der poetischen Kunst hingeben kann. Als Gegengrund gegen solches Schulstudium wird wohl der Mangel an Zeit eingewandt. Die Lehrpläne der Gymnasien sind allerdings reich besetzt und die Warnung vor dem Zuviel ist wohlberechtigt. Dieser Schwierigkeit läßt sich aber dadurch begegnen, daß in jedem Lehrgange des für deutsche Litteratur bestimmten Unterrichts ein Drama Shakespeares vorgeführt, oder daß wenigstens ein in den Ferien gelesenes Stück in einigen Stunden besprochen und zum Thema von Aufsätzen und Redeübungen gemacht wird. Vielleicht wäre es nicht unthunlich, als Surrogat für die obsolet gewordenen Aufführungen des Schultheaters dann und wann eine Scene oder ein Stück mit verteilten Rollen lesen zu lassen.

Der geschichtliche Unterricht in der deutschen Litteratur, für welche unser Dichter schon durch seine Anregung der Übersetzerkunst so segensreich gewirkt hat und für deren klassische Periode er ein den antiken Meistern gleichwertiger Leitstern geworden ist, darf ohne Zweifel einer weniger bedeutenden Litteratur-Periode etliche Stunden absparen, um in die bedeutsamste Macht der neueren Weltpoesie einzuführen.

Zu einer solchen Einführung bedarf es für Schüler, welche schon antike und deutsche Musterdramen unter Leitung der Lehrer studiert haben, in der That nicht zu vieler Zeit. Eine halbe Stunde genügt, um von dem Wenigen, was wir über Shakespares Leben sicher kennen, das Wissenswerte mitzuteilen. Der Schüler, der nach der ersten gemeinsamen oder privaten Lesung eines Stückes über den Gang und die Motive der Handlung, sowie über die Charakteristik zu berichten angehalten und dabei auf Übersehenes oder Mißverstandenes aufmerksam gemacht wird, erfahre nun durch den Lehrer die Quelle, der die Fabel entlehnt ist, um durch deren Vergleichung Einblick in die Poetik des Meisters zu erlangen. Verschont bleibe er dagegen mit hoch-

fliegenden kunstphilosophischen und kulturhistorischen Theorieen, zumal wenn sie, wie viele Faust-Commentatoren, überschwenglich grübeln und „geheimnissen“? Der Rat, den Jarno dem Wilhelm Meister erteilt, gilt auch für die Schule: „Nur Eins bedinge ich mir aus, daß Sie sich an die Form nicht stoßen, das Übrige kann ich Ihrem richtigen Gefühle überlassen.“ Die Form ist es in der That hauptsächlich, zu deren Verständnis der Jüngling einiger Nachhilfe bedarf. Es soll ihm über einzelne Schwierigkeiten des Ausdrucks hinweggeholfen werden, er soll die Kostümfehler als unwesentliche Mängel, die bei der vortrefflichen Haltung der Gesamtfarbe kaum stören, übersehn lernen, soll die Spuren des Euphuismus, die der Dichter selbst einmal als „taftene Phrasen, seidne Ausdrücke und samtne Hyperbeln“ verspottet, als Akkommodation an das Zeitalter erkennen, die auch einem so selbständigen Genius nicht ganz erspart blieb und soll endlich und hauptsächlich die unerschöpfliche Quelle echter Poesie, die in diesen Werken quillt, ahnen und verehren lernen.

Gelingt es aber der Schule, ihre Zöglinge mit warmer Verehrung für einen großen Dichter zu erfüllen und zur innigen Befreundung mit demselben anzuregen — was wohl bei keinem Dramatiker, außer etwa bei Schiller, leichter ist — so hat sie Großes gewonnen. Sie befähigt ja dadurch die Jünglinge, sich eine reiche Fülle der herrlichsten Gaben, welche die Litteratur bietet, anzueignen, ein Erbe anzutreten, das einen kostbaren Schatz für das ganze Leben darstellt. Wer fühlte nicht dankbar, wie viele köstliche Stunden edeln Kunstgenusses, wie manche wertvolle Lebensanschauung, wie viele sittliche Anregungen er seinem Shakespeare verdankt, zu dessen Dichtungen, wie zu den Werken der Natur, der Mann und Greis mit stets frischer Bewunderung und Erbauung zurückkehrt?

Wäre dieses Gastgeschenk, das der bewirtete Genius sicher hinterläßt, allein schon wert, daß die Schule Shakespeare in den Kreis ihrer Klassiker aufnehme, so empfiehlt sich sein Studium noch in einer andern Hinsicht, welche eine für das Leben des ganzen Volkes heilsame Wirkung verspricht.

Über keine Frage sind wohl die Stimmen der Ästhetiker mehr einig, als darüber, daß der gegenwärtige Zustand des deutschen Theaters im allgemeinen kein erfreulicher sei. Und Lehrer und Erzieher werden am wenigsten diesem herben Urteile widersprechen wollen. Geraten sie doch so oft in peinliche Verlegenheit, wenn sie von ihren Pflegebefohlenen um die Erlaubnis zum Theaterbesuche angegangen werden, da auf kleinern Bühnen plumpe Possen, platte Lustspiele und täppische Nachahmungen frivoler Demimonde-Rührstücke, auf größern fade Prunkopern und lüsterne Ballette eine große Rolle spielen.

Die Schuld dieses Mißstandes liegt nicht in der Dürftigkeit der Epigonen-Zeit allein — hat doch die Gegenwart den Genuß einer reichen Erbschaft guter dramatischer Werke — sie liegt nicht sowohl in den Künstlern als im Publikum, von welchem das Theater leider nicht als Kunstanstalt von hoher sittlicher Bedeutung, sondern nur als leichter Zeitvertreib betrachtet wird.

Kann aber die Schule etwas zur Besserung jenes Notstandes thun, so ist sie gewiß dazu verpflichtet.

Schwärmerei wäre es, vom Schulstudium klassischer Dramatiker zu erwarten, daß es junge Schöpferkräfte wecken und bilden werde; aber das vermag die Erziehung, daß sie die Jugend für das Große und Schöne mit einer Begeisterung erfüllt, die sich noch über die Schulzeit hinaus warm erhält, daß sie dadurch der leidigen Duldsamkeit gegen das Mittelmäßige und Gemeine wehrt, die ein so schlimmer Feind des Guten ist.

Und für diese Aufgabe der ästhetischen Erziehung erscheint neben den unsterblichen Dichtern des Altertums und dem deutschen Dreigestirne kein Dramatiker förderlicher als Shakespeare. Wer einmal die „hohe Kraft des Herakles“, vor der sich unsere Heroen in Demut beugten, lebendig inne geworden, wer sich in dessen Geist vertieft, der ist gefeit gegen den eiteln Zeitvertreib und die unreinen Lockmittel der schlechten Kunst, der hält sich nicht bloß in kühler Vornehmheit vom Schlechten fern, sondern sucht auch die echte Kunst zu unterstützen und zu fördern. Eine wahre Popularität Shakespeares bei der gebildeten Jugend — müßte sie nicht allmählich auf das größere Publikum vorteilhaft wirken?

Die Zukunft wird lehren, ob diese Hoffnung eine überspannte gewesen. Shakespeare, der fast drei Menschenalter lang Verschollene, der im achtzehnten Jahrhundert hauptsächlich durch deutsche Dichter und Kunstforscher gewürdigte und zu Ehren gekommene, wird im neunzehnten Jahrhundert gewiß auch in der deutschen Schule mehr und mehr zu seinem Rechte gelangen, er wird der höchsten Dichterehre teilhaft werden, der Ehre, ein Schulklassiker zu sein.

Lieder eines fahrenden Schülers.

Wandern und Singen.

Das Bächlein murmelnd lallet,
Wenn's in die Ferne zieht;
Das Lüftchen säuselnd schallet,
Wenn es von dannen flieht;

Die Lerche frohen Schalles
Singt, wenn sie auf sich schwingt,
Ja, was da wandert, alles,
Das klinget und das singt.

Ein Wandern ohne Singen
Gefiel' auch mir nicht lang.
Was giebt dem Menschen Schwingen,
Wenn nicht des Liedes Klang?

Wandermahnung.

Es ruft Sirenenworte
Der Fluß mir zu mit holdem Sang:
„Durch enge Bergespforte
„Treibt mich des Wanderns mächt'ger Drang.
„Fort, fort von Ort zu Orte,
„O zaudre nimmer lang!

„Was du gesehn im Traume
„So groß und schön, so bunt uud klar,
„Es lebt im Erdenraume,
„Da draußen lebt es voll und wahr,
„Dort hinterm Bergessaume,
„Wie prächtig, wunderbar!" —

Die Lerchen droben schweben
Und singen frohe Melodei:
„O schönes Wanderleben,
„So fröhlich, frisch und vogelfrei
„Ins Blaue fort zu streben
„Mit fröhlichem Juchhei!

„Unselig, wer die Stunden
„Versäumt, da er noch wandern kann
„Mit Fesseln bald umwunden
„Auf ewig ist der ernste Mann.
„Noch bist du nicht gebunden,
„So tritt das Wandern an!"

Die Sonn' an blauer Veste,
Sie wandert fort von Ort zu Ort;
Das Vöglein nackt im Neste,
Es flattert schon und möchte fort;
Der Baum reckt seine Äste,
Er möchte auch mit fort.

Wenn alle fort sich wagen,
Die schöne, weite Welt zu sehn,
Soll ich in Maientagen
Fest, wie der Baum, gewurzelt stehn?
Ich kann es nicht ertragen,
Muß wandern gehn, muß gehn.

Scheiden.

Ade, ade du Elternhaus!
Mich zieht es in die Welt hinaus
Wie mit Magnetensteine.
Fort von der Heimat will ich gehn,
Und werd' ich einst dich wiedersehn? —
Da steh' ich stumm und weine.

Das ist des Menschen alt Geschick:
Will er umfahn ein neues Glück,
Muß er vom alten scheiden.
Doch sei getrost, betrübtes Herz!
Der Freude Wurzel ist der Schmerz,
Um Freuden mußt du leiden.

Ist nicht des herben Winters Kind
Der Lenz, so wundersüß und lind?
Muß nicht die Ros' entstehen
Aus einem rauhen Dornenstrauch?
So knospet aus dem Scheiden auch
Das holde Wiedersehen.

Wandermarsch.

Ich fand daheim nicht Rast uud Ruh,
Wie ich sie auch beschwor,
Es rollt' und toste immerzu
Die Trommel um mein Ohr;
Halb hat sie spottend mich verhöhnt,
Halb hat sie zornig mir gedröhnt:
Tirum, tirum, tirum!

Der Trommel Ton ermahnt und lockt,
Dringt recht durch Mark und Bein:
„O Schmach, wer träg zu Hause hockt!
Marsch, in die Welt hinein!
Laß Alte hüten Hof und Haus,
Der Bursch muß in die Welt hinaus.
Tirum.

Nun weckt die Trommel aus dem Traum
Mich, eh' der Osten hell,
Und ruh' ich mittags an dem Baum,
So ruft mich der Appell:
Auf, auf! das Ränzel aufgepackt,
Und vorwärts nach des Marsches Takt:
Tirum.

Und glänzt mir unterm Baldachin
Der Linde goldner Wein —
Die Kellnerin kredenzt mir ihn
Mit blauen Äugelein —
Hier blieb ich gern den Nachmittag,
Da ruft mich fort der Trommel Schlag:
Tirum.

Hier auf dem Berge, hoch und hehr,
Wo ringsum reiche Au'n
Sich breiten, wie ein grünes Meer,
Auf solcher Insel, traun,
Da haust' ich gern wie Robinson!
Nein! ruft der Trommel Feldherrnton:
Tirum.

Doch führt mich einst mein Los zurück
Zum süßen Heimatort,
Dann will ich ruhn im stillen Glück,
Als wie ein Schiff im Port;
Bis einst der Todesengel spricht:
Auf Erden ist dein Bleiben nicht:
Tirum.

Rast auf dem Friedhofe.

Über jene graue Mauer
Raget Kreuz und Leichenstein.
Du geweihter Ort der Trauer,
Sollst mein Ruheplätzchen sein!

Wie der Mutterhenne Flügel
Ihre Küchlein weich bedeckt,
So auf diese Grabeshügel
Ihr Geäst die Linde streckt.

Sieh! In diesem kleinen Grabe,
Für die Wiege eingetauscht,
Schläft ein kleiner Bauernknabe,
Eh' er Märchen froh gelauscht.

Dort ein Jüngling, nachtumfangen
Ist er in dem kühlen Raum,
Eh' die Sonn' ihm aufgegangen,
Erster Liebe goldner Traum.

Hier im frisch geschmückten Grabe
Ruht ein Bursch', einst frisch und rot;
Als er griff zum Wanderstabe,
Da gebot ihm Halt der Tod. —

In gedankenvollem Schweigen
Sitz' ich auf bemoostem Grab,
Aus der Friedhoflinde Zweigen
Flüstert's freundlich ernst herab:

Will dich Unmut je berücken,
Schleicht sich Trübsinn in die Brust;
Denke, daß dich reich beglücken
Lieb' und Sang und Wanderlust.

Flüchtig ist des Glückes Gabe,
Schlürfe flüchtig, schlürfe sie!
Sei sie klein, sie freu' und labe,
Denn wie vielen ward sie nie!

Wanderpredigt.

Als aus des Eden sel'gem Raum
Den Adam seine Sünde stieß,
Da nahm Gott gnädig in die Hand
Das blütenreiche Paradies;
Und wie ein Sämann Körner streut,
So Gott es niederträufeln ließ.
Da fiel in dies und jenes Land
Ein Stücklein von dem Paradies.

Drum wandre durch die weite Welt,
Und schaue, fühle und genieß',
Wo nur ein holdes Samenkorn
Noch sprosset von dem Paradies!
O wenn doch meiner Rede Saat
Nicht fiel auf unfruchtbaren Kies!
O, wenn doch jeder suchen ging
Die Trümmer von dem Paradies

Hinterm Berge.

Die ersten Stiefeln trug ich,
Und saß am Berg allein,
Da sann und sann und frug ich:
Wie muß es drüben sein
Jenseits der Berge Zinnen,
Dort hinterm Waldessaum?
Des Tags war das mein Sinnen,
Und nachts war es mein Traum.

Von Blumen wunderholden
Erzählte mir der Traum,
Von Früchten, süß und golden
Am Paradiesesbaum.
Darunter spielten Engel,
Ums Haupt den Strahlenschein —
Ja, dort muß ohne Mängel
Das alte Eden sein!

Den Vater fragt' ich schüchtern,
Doch lächelnd sagt er mir:
„Glaub' Träumen nicht und Dichtern!
Dort ist es grad wie hier."
Nein, nein, was hold mir träumte,
Ist wohl des Suchens wert!
Ungläubig ich mir zäumte
Geheim mein Steckenpferd.

Und ritt im schnellsten Traben
Den steilen Berg hinauf;
Doch da verfolgt den Knaben
In sorglich schnellem Lauf
Die Mutter, und sie sperrten
Mich hinter'n Fliederzaun;
Ich sollte nicht die Gärten
Jenseits der Berge schaun.

Zerbrochen ist das Pferdchen,
Das ich als Knabe ritt,
Doch läuft mein Steckenpferdchen
Noch jetzt denselben Schritt.
Wenn Berge vor mir blauen,
Da bin ich gleich entbrannt,
Dort hinterm Berg zu schauen
Das wunderschöne Land.

Wandrers Sonntagsfeier.

Wie still und friedlich sind die Straßen!
Der Ämmerling vor Freude nickt,
Daß er am Weg im grünen Rasen
Heut ungestört sein Haus beschickt.

Froh schwebt die Lerche auf zum Himmel,
Und fröhlicher erklingt ihr Laut,
Weil heute sie nicht das Gewimmel
Sich müh'nder Wesen unten schaut.

Ja, Sonntag, Sonntag! Tag der Sonne!
Ich fühl' es mit andächt'ger Lust,
Und tiefgeheime Sonntagswonne
Umfächelt auch des Wandrers Brust.

Des Dorfes Hütten freundlich führen
Ein schmuckes Sonntagskleidchen heut,
Die Fenster blinken, vor den Thüren
Ist silberblanker Sand gestreut.

Hier führt der Ahn' im schnee'gen Haare
An welker Hand den Enkel traut,
Dort geht, Glück sei dem hübschen Paare!
Der Bräutigam und seine Braut.

Still schleicht in tiefer Witwentrauer
Das Mütterchen durch farb'gen Glanz
Zur Kirche, wo an staub'ger Mauer
Hängt ihrer Lieben Totenkranz.

Dort soll in weicher Kissen Falten —
Vorguckt das bunte Mützchen kaum —
Ein Säugling seinen Einzug halten
In des geweihten Tempels Raum.

Wie schmuck die saubern Sonntagskleider,
Wie ziert der Mädchen Brust der Strauß!
Sie wandeln, freundlich grüßend, weiter
Nach ihrer Andacht heil'gem Haus.

Ich aber bete still und wandre;
Mein Andachthaus ist die Natur;
Aus einer Kirche in die andre
Tret' ich, denn Kirch' ist jede Flur.

Die Veilchen streuen Weihrauchdüfte,
Gleichwie die Knaben am Altar,
Und als Monstranz steigt in die Lüfte
Die Sonnenscheibe wunderbar.

Wie Orgelton tönt das Gesause
Der Luft im Forste feierlich.
O Geist des All, in deinem Hause
Verehr' ich und lobpreis' ich dich.

Stromerlied.

Heisa juchheisa
Ein Stromer ich bin!
Leicht ist mein Bündel,
Noch leichter mein Sinn.
Hab' ich kein' Kreuzer,
So mausen's mir kein'.
Glücklich auf Erden
Sind Stromer allein.

Schwärmen, sich härmen
Um Gruß und um Kuß,
Ringlein am Finger,
Und Ketten am Fuß —
Prosit die Mahlzeit,
Das nennet ihr Frein?
Frei sind auf Erden
Die Stromer allein.

Fröhliches Wandern,
Stets bleib' ich dir treu,
Neu wird die Gegend,
Die Freude wird neu.
Wein oder Wasser,
Ein Trunk wird doch mein.
Glücklich auf Erden
Sind Stromer allein!

Omnia mea mecum porto.

Leicht Gepäck! — Ja wohl, Gesell!
Wie es paßt zum Wanderstabe,
Schließt mir ein das Seehundfell
Meine Habe.

Mich bestiehlt kein frecher Dieb,
Kleine Habe, kleine Sorgen!
Und das Kleinod, das mir lieb,
Ist geborgen:

Meiner Heimat trautes Bild,
Der Erinn'rung Lust und Schmerzen,
Ferne Liebe, treu und mild,
Tief im Herzen.

Brief an die Heimat.

Hat euch nicht oft das Ohr geklungen? —
Sobald ich früh vom Schlaf erwacht,
Hab' ich der Heimat schon gedacht,
Und einen Gruß an sie gesungen.

Weit, weit bin ich schon vorgedrungen,
Und täglich neuer Schönheit Pracht!
Doch nichts hat untreu mich gemacht
Dem süßen Ort, wo ich entsprungen.

Wie schön, wie groß, wie mild und hehr
Ist doch die Erde nah und ferne
Am See, auf Alpen und am Meer!

Und wie durchwall' ich sie so gerne!
Doch ohne Heimat wär' der Sterne
Gesegnetster mir öd' und leer.

Der Vertraute.

Des Herzens Becher überschäumet
Vom Freudenwein;
Was ich nur hoffnungsbang geträumet,
Es wurde mein.

Es wird zur Qual, sich still zu freuen,
Fast springt die Brust,
Ich möcht' in alle Herzen streuen
Von meiner Lust,

Euch, die der Liebe Seligkeiten
Noch nie beglückt,
Euch, denen sie der Strom der Zeiten
Schon lang entrückt.

Doch bebt vor allem Kecken, Lauten
Das Herz zurück;
Und suchet einen Stillvertrauten
Für stilles Glück.

Im Grame hab' ich Trost gefunden
Durch's Lied allein;
So mög' es meiner schönsten Stunden
Vertrauter sein!

Liebesandacht.

Mir war, als irrt' ich in der Fremde
Allein und fremd am öden Strand,
Da setztest du, o Geist der Liebe,
Mich träumend in mein Heimatland.

So heimisch war's in ihrer Nähe,
So traulich klang der Stimme Laut;
Es war ein fröhlich Wiedersehen,
Wir waren uns schon lang vertraut.

Ein lichter Engel war erschienen
Sie in der Kindheit Träumen mir:
Und daß ich wieder sie gefunden,
Nur dir verdank' ich es, nur dir!

Du einigest, die sich von selber
Nie fänden, zu dem heil'gen Bund;
Wie fänden ohne dich die Herzen
Sich auf dem weiten Erdenrund?

Du zeigst den Wolken ihre Bahnen,
Du führst im Herbst der Schwalben Schar;
Du hast, nur du, den blöden Knaben
Zu ihr geleitet wunderbar.

Du machest, daß die Sonnenblume
Ihr Antlitz richtet sonnenwärts,
Du machest, daß mit jedem Pulse
Für sie voll Liebe klopft mein Herz.

Still dank' ich dir, du Geist der Liebe,
Der du mein Leben hold verklärt;
O mach' mich würdig ihrer Liebe,
Mach mich des Götterglückes wert!

Liebt Sie mich doch!

Schönheit ist mir nicht zugefallen;
Es schuf Natur
Die Sänger und die Nachtigallen
Unscheinbar nur;
Doch zufrieden
Kann hienieden
Ich mit dem, was mein,
Wohl sein:
Liebt Sie mich doch!

Nichts hab' ich, werde nichts erwerben
Auf dieser Welt;
Die Erd' in meinen Blumenscherben
Ist all mein Feld,
Und die Klause,
Wo ich hause,
Ist nicht einmal mein;
Allein
Liebt Sie mich doch!

Nicht Ehr und Ruhm mir strahlen sollten,
Mich nennt kein Buch;
Heißt mich die Welt nur unbescholten,
So ist's genug.
Meine Sänge
Hört das enge
Stille Kämmerlein
Allein.
Liebt Sie mich doch!

Ständchen.

Rosen, die mit Purpurstrauß
Ihr umrankt das stille Haus,
Hauchet ihr den weichen
Duft hinein
Ins Kämmerlein,
Webt ihr Träume, schön und rein,
Ihr der Rosengleichen!

Silbermond, nur du allein
Blickst in's keusche Kämmerlein,
Wo sie schläft, die Süße;
Unerkannt
An die Wand
Schreib' ihr mit der lichten Hand
Viele Herzensgrüße!

Rosenstrauch und Mondenschein,
Wollt ihr mir zu Willen sein?
Thut mir den Gefallen:
Grüßt sie mir,
Saget ihr,
Wie sie lieb und teuer mir
Einzig unter allen!

Beim Erwachen.

So war's ein Traum? — O Morgensonne,
Was treibst du mich aus sel'gem Land?
Ach, Träumern nur wird solche Wonne!
Doch wie, woher dies duft'ge Pfand?

Ein Röschen — mit dem Purpurmunde
Wünscht es mir, schalkhaft lächelnd, Glück.
„Glück auf, Glück auf zum schönen Bunde!
Du staunest? — Sinne doch zurück!

„Am Himmel schimmerten die Sterne,
Der Feuerkäfer grüner Glanz
Umflirrt' euch, und aus weiter Ferne
Erklang die Flöte froh zum Tanz.

Gingst du von lustumwogter Linde
Nicht heimwärts mit ihr, Arm in Arm?
Nicht stumm, gleich einem blöden Kinde,
Und doch so voll dein Herz, so warm?

„Und zwischen blüh'nden Fliederhagen
Gingst heimwärts du an ihrer Hand,
Und wagtest kaum ein Wort zu sagen,
Bis sie an ihrer Thüre stand.

„Sie dankte still, und wollte scheiden,
Und wie bezaubert standest du.
„„Laß nicht den Augenblick entgleiten!““
So lispelt' ich dir leise zu.

„„Jetzt blüh' ich, morgen muß ich bleichen
O bitte, und dir wird gewährt!““
Vom Busenstrauß zum süßen Zeichen
Erhieltest du, was du begehrt.

„Da hab' ich dich mit Mut durchdrungen,
Mit heißem Sehnen, banger Lust,
Kühn hast die Holde du umschlungen,
Ihr Herz, es schlug an deiner Brust.

„Und Brust an Brust, und Wang' an Wange
Und Aug' an Aug' und Mund an Mund:
Du Glücklicher, und nun verlange
Nichts Schön'res auf dem Erdenrund!“

Stelldichein.

1.

Horch, im mondbeglänzten Hain
Girrt die Turteltaube;
Sonst kein Laut, wir sind allein
In der Geißblattlaube,
Unbelauschet;
Wenn es rauschet,
Ist's ein träumend Vögelein,
Oder schnurrend
Kehrt und surrend
Im Jasmin ein Falter ein.

Sprich zum Schein zum Mütterlein:
„Muß die Blumen pflegen,
Labt sie doch im Mondenschein
Allermeist der Regen.“
Ach, sie schmachten,
Die dich lachten
Gestern froh und prangend an,
Halb versenget
Niederhänget
Ros' und Nelk' und Tulipan.

Deiner harrt im Mondenlicht
Eine Blume schmerzlich,
Unscheinbar ist sie und schlicht,
Doch sie liebt dich herzlich.
Nach dir hangend,
Nach dir bangend
Welket sie vor Sehnsucht schier;
Bring', du Süße,
Gruß und Küsse,
Bringe Liebeslabung mir!

2.

Komm, o komm, du Holde!
Das Gewölk von Golde
Hüllte sich in Grau schon lang;
Ringsum traute Stille,
Heimchen nur und Grille
Zirpt im schrillen Wettgesang.

O wie süß zu kosen
Wär' es hier, wo Rosen
Um die Laube halten Wacht;
Wo die Geißblattranken
Duftverstreuend schwanken
In der linden, lauen Nacht!

Wenn auch Blätter rauschen,
Sei nicht bang, es lauschen
Keine Späher unserm Kuß!
Steigt doch ohne Zagen
Luna mit Behagen
Züchtig badend in den Fluß.

In den Zauberräumen
Deines Herzens träumen
Laß mich, fern der lauten Welt,
Gleich dem Fischerknaben,
Den gezogen haben
Nixen ins krystall'ne Zelt!

Ja, du bist es! Deine
Hände decken meine
Augen neckisch zu. — O gieb
Nun sie frei, zu schauen
Tief in deine blauen
Wunderaugen, holdes Lieb!

Horch, im blüh'nden Flieder
Wünschen uns die Lieder
Süßer Nachtigallen Glück;
Liebet und genießet!
Ach, der Mai verfließet,
Und kehrt nimmermehr zurück!

Verlorner Tag.

Ringsum sammtnes Maiengrün,
Voller Blütenschnee die Bäume,
Ringsum Duft und Klang und Blühn,
Jeder Strauch voll Dichterträume.

Fliederduft und Vogelschlag —
Alles will mich nicht erquicken:
Konnt' ich doch den ganzen Tag
Dich, mein Liebstes, nicht erblicken!

O klare Mondscheinnacht.

O klare Mondscheinnacht!
Der Brunnen rauschet sacht,
Es blitzet seine Welle
Im Mondenlicht so helle
Wie blanken Silbers Pracht.
Und dort im Lindendüster
Ein heimlich Geflüster
Sie kosen und kichern leis und sacht
In der stillen Mondscheinnacht.

O klare Mondscheinnacht!
Von fern Gesang erwacht;
Weit draußen singt am Haine,
In traulichem Vereine
Das junge Volk mit Macht.
Sie singen die alten Lieder,
Es duftet der Flieder,
Ach, es verhallt das Lied so sacht
In der stillen Mondscheinnacht.

O klare Mondscheinnacht!
Was schaffest du mit Macht
In meiner Brust ein Dehnen,
Ein traurigsüßes Sehnen?
O hätt' ich das bedacht
Und wär' daheim geblieben!
E zieht zu meinen Lieben
Daheim mich hin so leis und sacht
In der stillen Mondscheinnacht.

In einer Klosterruine.*)

Weg aus lärmendem Gewühle,
Durch den hellen Mondenschein
Nach der alten Klosterkirche
Gingen wir zwei beid' allein.

An dem dunkelen Portale
Scheu sie meine Hand ergriff,
Und mit leisem, süßem Schauer
Traten wir ins lange Schiff.

Staunend und wie Kinder bangend
Weilten wir im hehren Bau,
Über den als Dach sich wölbte
Des gestirnten Himmels Blau.

Durch des Schiffes Seitenbogen
Floß herein der Mondenschein,
Und der Säulen langer Schatten
Fiel auf moos'gen Leichenstein.

Eine Wand war schwarz behangen,
Wie zum ernsten Totenamt,
Doch die andre war vom Monde
Angethan mit weißem Samt.

Und die Kiefern, die wie Fahnen
Flattern auf der Mauern Rand,
Warfen schön gezackte Schatten
Auf die monderhellte Wand.

Alles lauschte kirchenstille
Und verklärt von Silberschein;
Wenn die Geister Kirche halten,
Solche Kirche muß es sein.

„Ach, es sind verweht die Zeiten,
Sprach sie, als hier hell und rein
Klang der Nonnen Horasingen
In der Kirche Dämmerschein!"

„Durch die bunten Fensterscheiben
Drang das zartgedämpfte Licht
Und empor zum Himmel tönte
Reiner Herzen fromm Gedicht!" —

„„Stille, sprach ich, holdes Liebchen
Wie wär's doch ergangen mir,
Wenn ich dann getreten wäre
In das Schiff der Kirche hier?

Aus dem Gitter von dem Chore
Kläng dein Stimmlein zart herab,
Und ich liebte dieses Nönnchen,
Und sie wär' für mich im Grab!""

Langsam waren wir geschritten
Durch das lange Schiff zum Chor,
Wo vordem auf Marmorstufen
Stieg der Hochaltar empor.

Hand in Hand dort still wir standen,
Gleich wie Bräutigam und Braut,
Und es weht' uns an, als würden
Wir von Geisterwort getraut.

Als wir statt der Ringe tauschten
Wonneschauernd einen Kuß,
Klang's als flüsterten die Kiefern:
Sit vobiscum Dominus!

Du solltest mein nicht werden.

Du solltest mein nicht werden,
Das Schicksal sagte: „Nein,
Nicht jeder Wunsch auf Erden
Kann dir erfüllet sein!"
Schwer hab' ich es ertragen,
Doch meine stillen Klagen
Sie machen dich nicht mein.

Du solltest mein nicht werden,
Die Liebe ward zu Leid;
Das höchste Glück auf Erden
Währt ja nur kurze Zeit.
Du hast mir viel gewähret,
Mein Leben mir verkläret
Mit Liebesseligkeit.

Du solltest mein nicht werden,
Doch segn' ich das Geschick;
Es gab mir ja auf Erden
Zum Leitstern deinen Blick,
Dein wert zu sein gestrebet
Hab' ich, du hast belebet
Zum Edlern mein Geschick.

Du solltest mein nicht werden,
Mögst du nur glücklich sein!
So lang ich wall' auf Erden,
Gedenk' ich dankbar dein;
Und sei, wie du es würdig,
Dein Leben ebenbürtig
Auch edel, schön und rein!

*) Gemeint ist wohl Paulinzelle.

Rückblick.

Ach, oftmals sah ich Rosen blühn
Seitdem,
Und schöner Augen Sterne glühn
Seitdem;
Und oft in buntem, schönem Kranz
War ich bei frohem Spiel und Tanz
Seitdem,
Doch hat sich jenes Maien Freud'
Mir nicht erneut!

Die Rose duftet nicht mehr so
Seitdem,
Und nichts macht mich so seelenfroh
Seitdem;
Dahin ist, was mich hoch beglückt,
Kein Mai hat so mich reich entzückt
Seitdem; —
Der ersten Liebe Zauberei,
Sie ist vorbei!

Frühlingschor.

Ersehnt und verheißen,
Nun kam er hernieder,
Ihm tönen, ihn preisen
Die jubelnden Lieder:
Willkommen, o Frühling, willkommen
der Welt!

Fernher, über Land und Meere,
Aus des fernen Südens Auen,
Den Verheißenen zu schauen,
Pilgern Scharen, ihm zur Ehre
Singen tausendstimm'ge Chöre:
Willkommen, o Frühling, willkommen
der Welt!

Die Nackten voll Erbarmen
Hüllt er in grünes Kleid,
Er speiset reich die Armen
Voll milder Freundlichkeit;
Er heilt der Kranken Plagen
Durch seines Odems Wehn,
Und die im Grabe lagen,
Die läßt er auferstehn.
Willkommen, o Frühling, willkommen
der Welt!

Schart euch um ihn, Gefährten,
Zum frommen Jüngerbunde!
Das Wort von seinem Munde
Klingt sanft und balsamweich
Bis zu des Herzens Grunde.
„Den Kindern müßt ihr werden
An Lieb und Unschuld gleich!
Liebt euch, dann blüht auf Erden
Das wahre Himmelreich!“
Willkommen, o Frühling, willkommen
der Welt!

Frühlingsanfang.

Der Lenz, der Lenz kam über Nacht
Und übet seine Zaubermacht
Am Halme wie am Stamme;
Er küßt die Erde, sie erglüht
Und aus dem dunkeln Schoße sprüht
Des Crocus Opferflamme.

Die blasse Primel schon empor!
Dort schlüpft ein Falter scheu hervor
Aus seiner Puppenwindel;
Die Stachelbeeren schlagen aus
Und um sie surrt in Saus und Braus
Der Hummeln Brummgesindel!

Und Frühlingsluft und Sonnenschein
Schlüpft kichernd mir ins Herz hinein
Und webt und waltet drinnen;
So ganz bin ich des Frühlings voll;
Ob ich auch gar wohl blühen soll,
Ob als ein Bächlein rinnen?

Die Hoffnung, die der Puppe gleich
Erstarrte in des Herzens Reich,
Belebt der Frühling wieder;
Es knospet die Erinnerung,
Ich glaub', ich werde wieder jung
Und singe neue Lieder.

Faulenzen.

Staubt nur ein, ihr inhaltschweren Bände!
Das Studieren hat im Lenz ein Ende,
Nicht mehr schließ' ich mich in dumpfe Wände,
Denn im Lenze wird gefaulenzt.

Ja, nun muß das alte Thun sich ändern!
Mit dem Bächlein will ich sinnend schlendern,
Veilchen pflücken an den sonn'gen Rändern;
Denn im Lenze wird gefaulenzt.

Mit den Bienen schwärm' ich um die Blüten,
Späh' im Busch der Grasemücken Brüten,
Muß der Falter luft'ge Herden hüten,
Denn im Lenze wird gefaulenzt.

Mein Klavier ist auch nicht mehr vonnöten,
Lausche ja der Kinder Weidenflöten
Und dem Ton der Schlüsselblumtrompeten.
Ja im Lenze wird gefaulenzt!

Im Mai.

Hier Saatengrün, dort Himmelsblau,
Rings Klang und Sang und Frühlingslust;
Wie junge Lämmer auf der Au,
So hüpft das Herz in meiner Brust.
Die ganze Flur im Sonnenglanz
Umschlingt mich wie ein Blumenkranz.

Ihr Wölkchen, die die Schwanenbrust
Ihr badet in des Äthers Meer;
Ihr Blumen, die voll Liebeslust
Umschwärmt der goldnen Falter Heer;
Ihr Vöglein, lust- und liederreich,
Wer ist an Lust mir heute gleich?

Wem schmückt sich jedes Blumenreis
Mit unerschöpflich reicher Pracht?
Wem tragen Aug' und Ohr mit Fleiß,
Wie Bienen, zu die süße Fracht?
Wer fühlt in jeder Melodie
Die große ew'ge Harmonie?

Wer ahnt des großen Geistes Wehn,
Der aus den Kreaturen spricht?
Wer darf den tiefen Sinn verstehn
Von diesem ewigen Gedicht?
Ja, priese jeder Atemzug
Des Menschen Glück,'s wär' nicht genug!

Abendlied.

In des Abendgoldes Glühen
Glimmt und blitzt im Thal die Stadt,
Still ist alles, an der Espe
Reget sich kein bebend Blatt.

Lieblich ist der dunkeln Berge
Saum mit Violett behaucht,
Und in tiefen Abendfrieden
Ist die ganze Flur getaucht.

Holder, süßer Abendfriede,
Mit dem letzten Sonnenschein
Kehr', o kehre, sanft und stille,
Auch in meine Seele ein!

Hülle alle Erdendinge
Dicht in blaue Dämm'rung ein,
Nur am fernen Horizonte
Laß mir meiner Liebe Schein!

Nun das Thal ist überflutet
Von der meerestiefen Nacht;
Süßer Liebe Abendröte,
Halt in meinem Herzen Wacht!

In der Nacht.

Geschlossen sind die Augen
Der Menschen nah und fern,
Doch tausend Augen schauen
Vom Firmament, dem blauen,
Nach unserm kleinen Wandelstern.

Der dunkle Wald ging schlafen,
Ich hör' ihn atmen kaum;
Er hält mit Muttersorgen
Die Kinder all' geborgen,
Und wieget sie in sanften Traum.

Die ganze Flur ist stille,
Und schlummert leis und lind;
Kein Laut, kein Ton erschallet,
Der Bach nur murmelnd lallet,
Wie in der Wieg' ein schläfrig Kind.

Mich drängt es zu belauschen
Die schlafumfangne Welt,
Ob nicht im Traum sie spreche
Und das Geheimnis breche,
Das sie im tiefen Busen hält.

Und wie ich so gesessen
In träumerischer Ruh',
Da hört' ich leises Klingen,
Ein überirdisch Singen,
Mit süßem Schauer hört' ich zu.

Mit stiller Andachtweihe
Hat es mein Herz belebt,
Der Wesen frommes Lallen
Vom Einen, der in allen
Mit ew'gen Kräften wirkt und webt.

Zu Pfingsten.

Gott grüß' dich, zarte Birke,
Du lieber duft'ger Baum!
Ein Pfingsten ohne Maie,
Dem fehlt die rechte Weihe,
Es ist das halbe Pfingsten kaum.

Da ist so arm kein Stübchen,*)
Wo nicht ein Birkenbaum
Zu Pfingsten Duft verstreute
Und flüsterte: Ihr Leute,
Genießt den kurzen Frühlingstraum!

Am Spiegel aber pranget
Ein Zweig von dir geweiht;
Als liebe, liebe Rute
Thust du gar vieles Gute
Und lehrst den Kindern Artigkeit.

Und wenn im Herbst verbleichet
Der grüne Wald, die grüne Flur:
Da brennt auf weißem Stamme
Der gelben Krone Flamme
Als Trauerkerze der Natur.

Doch wie komm' ich zu denken
An Herbst, da's Mai ist kaum? —
O grün' und dufte, Birke!
Im ganzen Waldbezirke
Bist du mein liebster Maienbaum.

Die Birken sind heraus.

Die Birken sind heraus,
Nun blieb' ich nicht zu Haus,
Und trüg' ich Krücken;
Fort über Berg und Thal,
Endlich, endlich einmal
Muß es ja glücken!

Der Vogel hat sein Nest,
Und was das allerbest',
Ein Schätzel an der Seiten;
Dort sitzt er auf dem Zweig:
Vogel, Vogel, wie reich!
Muß dich beneiden.

Wie singst du es nur an?
„Ich sang, da war's gethan,
Wir fanden uns durch Singen.
Sie hörte gern mir zu.
Singe, singe auch du,
Wird schon gelingen!"

---

*) Man steckt in Thüringen zu Pfingsten Birkenbäume in Töpfen in die Stuben, sonst hier und da selbst in die Kirche. Sig.

An einer Quelle.

Am Felsenrand
Wie ruht es sich kühl!
Draußen senget der Sonnenbrand;
Hier auf grünem, moosigem Pfühl,
Wo mich von Weiden und Brombeer-
Ranken
Kühle zitternde Schatten umschwanken,
Ruht es sich lauschig und märchenhaft.
Kaum schöner ist es beim plätschernden
Strahl
Neben der Palme stattlichem Schaft
In der Alhambra Zaubersaal.
Vom Dörfchen wirbelt der blaue Rauch,
Und leise wie Nebelhauch
Zerrinnen zu Träumen die ernsten Ge-
danken.
Horch, ein Quell
Sprudelt hell
Aus dem klüftigen Kalk!
Der kleine Schalk,
Geschwätzig und schnell
Plätschert und murmelt er mir ins Ohr.
Schwatz' nur und rausche!
Ich lausche.

„O das ist luftiges, duftiges Leben,
Hoch am blauen Himmel zu schweben,
Über der Erde,
Über der Schwalben beflügelter Herde;
Erst in silbernen Streifchen
Zierlich und mannigfalt,
Dann zu wolligen Häufchen,
Wie die Schäflein, zusammengeballt.
Sanft wie Schwäne zogen wir;
Aber wie Schwalben flogen wir,
Sang uns der Wind zum Wandern
Lieder;
Hei, wie sträubte sich unser Gefieder!
Doch wenn uns drunten gefiel das
Land,
Ruhten wir auf des Gebirges Rand,
Und es küßte im Scheiden die Sonne
Unseres lichten Gewandes Saum —
O welch Leben, schön wie ein Traum,
Führen die Wolken im Himmelsraum!

„Aber die Erde
Blickte hinauf mit Schmerzensgebärde!
„„Kommt, o kommt doch herab als linder
Regen für meine durstigen Kinder!
Seht' wie sie schmachten!
Bleich ist der Rose purpurne Wange,
Lilie hängt ihr Köpfchen bange,
Selber die Linde, mein ältestes Kind,
Kränkelt, — o helfet, heilet geschwind,
Steiget hernieder und letzet sie lind!""

„Wer läßt gerne den fröhlichen Reigen
Heitrer Geschwister, um niederzusteigen
Aus dem herrlichen Himmelssaal
In das irdische Jammerthal?
Ach, wie schaurig
Niederzufallen so schrecklich tief!
Aber es klang zu traurig,
Da es von unten um Hilfe rief.

„Und da schwebten wir
Eilig herab aus des Himmels Revier,
Rieselten milde
Auf die Gefilde;
Sie wußten's uns Dank,
Die Bäume schlank,
Und jedes Kräutlein, zart und klein,
Es wollte mit Duften dankbar sein.
Unsre Schwestern am Himmel zogen
Uns siebenfarbigen Ehrenbogen.

„Seltsam war auf der Erde das Loos
Der einzelnen Tropfen. Den trank
das Moos,
Jenen schlürfte ein Baum mit Kraft
Und wandelt' ihn um in Saft;
Jenen mit zierlichem Rüssel
Leckt' aus einer Blume Schüssel
Die Biene auf;
Wir andern, ein großer Hauf,
Fielen auf das Berggestein,
Ei, wie gierig schlürft' es uns ein!
Aber es hielt uns im dunkelen Schlosse,
Drunten zu spielen mit dem Trosse
Seiner verwunschnen und verfeiten
Kinder, die sich einstens freuten
An des Urmeers Wellenschlagen,
In der Urwelt Wundertagen.
Prinz Ammonit und Lilienstern
Hatte ich gern,
Aber daneben die grausigen Drachen
Bleckten die Zähne im steinernen
Rachen,
Reckten die beinernen Hälse, die langen;
Ach, fast bin ich vor Furcht vergangen!
Aus der Urwelt Schauergruft
Sehnt' ich mich auf nach Licht und Luft.
Glück auf, Glück auf!
Durch raschen Lauf
Bin ich frei.

Nun vorbei
Zwischen säuselndem Schilfe
Über den Felsenpfad
Rasch auf das Mühlenrad,
Dem guten Müller zu Hilfe;
Dann zum Bach,
Mit den Fischen zu plaudern.
Am Ufer küss' ich die Blumen wach.
Doch kein Zaudern!
Zum Flusse voran
Die gleitende Bahn!
Und endlich mit Tosen
Zum riesiggroßen,
Immer neuen, ewig alten
Wunderschönen, ungestalten
Ocean!
Von dort zieht mich wieder hinan
Die Sonne mit ihrem Mutterarm
Zu meiner Schwestern heiterem Schwarm.
O leidiges Schwätzen!
Ich darf mich nicht setzen,
Um auszuruhn,
Hab' immer zu thun.
Bei jedem Schritt.
Komm mit, komm mit,
Gieb mir zum Meer' das Geleit.
Willst nicht so weit?
Nun, so kehr' in der Mühle ein!
Während ich treibe die Räder mit Tosen,
Kannst du kosen
Mit des Müllers holdseligem Töchterlein,
Dem lieblichen, süßen.
Ich muß eilen;
Soll ich einstweilen
Sie grüßen?"

Die Waldschlucht spricht.

Traurig Los,
Mutterseelen allein zu sein!
Ach, was frommt mir der Sonnenschein,
Prächtig stickend das grüne Moos,
Und das Murmeln des Bornes im Porphyrschoß,
Und das holde Singen der Vögelein?
Herrlich ist alles ausgeschmückt,
Allein, allein,
Einzeln ist alles und zerstückt,
Bis es uns glückt,
In eines Menschen fühlenden Sinnen
Leben und ewiges Sein zu gewinnen.
In seiner Augen Zauberspiegeln
Wiederzustrahlen voll und rein,
Geisterpforten zu entriegeln,
Drinnen zu leben und zu sein;
Über die leicht ertönenden Saiten
Sanft zu gleiten,
Daß die geweihten
Melodien der Menschenbrust
Quellen und schwellen,
Weben und schweben —
Das nur ist Leben,
Das ist der Waldschlucht herrlichste Lust!

Horch, im Gesträuche
Rascheln die Zweige!
Ein Mensch, ein Mensch!
Staunend blickt er und liebend mich an.
Mit Vogel und Baum, mit Quell und Gestein
Nimmt er mich ein
In den geweihten Seelenschrein,
Und hält mich wert.
Wie verklärt
Schau' ich mit seinem Auge mich an.
Sei mir gegrüßet, fühlender Mann!
Doch warum ist sein Antlitz so bleich?
Rausche und flüstre, Haselgezweig,
Murmle, Born, im moos'gen Gestein!
Wieget ihn ein!
Ach, der Mensch, um glücklich zu sein,
Muß vergessen
Tage, die er früher durchmessen.

Glücklicher wir!
Hat uns gestern der Sturm durchschüttelt,
Und mit Gewitterguß gerüttelt,
Heut ist alles Leid wie Staub zerstreut.

Rotkehlchen im Erlenbusch,
Fliege nicht fort mit ängstlichem Husch,
Singe!
Drossel auf dunkelem Tannenast,
Grüße den Gast,
Singe!

Ach, der Mensch, wie ist er geplagt!
Nimmer sein Thun ihm genügt und behagt.
Ei, da sind wir ein ander Geschlecht,
Was wir werden, und was wir thun,
Wenn wir schaffen, wenn wir ruhn,
Wie wir rauschen und singen, ist's recht,

Und wir brauchen es nicht zu lernen.
Aber er strebt,
So lang' er lebt,
Nur nach dem unerreichbar Fernen.
Was er thut, genügt ihm nicht,
Denn es gebeut ihm eiserne Pflicht,
Und ihn verklaget ein streng Gericht.

Murmle, Born, im Orgelton,
Flötet, Vögel, lustig drunter!
Seht, der arme Menschensohn
Blickt nun frisch und froh und munter!
O wie freu' ich mich des Lebens!
Heute war es nicht vergebens,
Ein Menschenherz
Befreit' ich von Schmerz
Und wiegt' es in fröhliche Träume.
Es gelingt,
Er singt,
Daß es lustig hallt durch die Bäume.
O geleitet
Und begleitet
Ihn mit eurem frohen Gruß!
Nirgends weilt er,
Schon enteilt er
Uns mit flüchtigem Wanderfuß.
Ob ich ihn wohl wiederseh? —
Ade!

Mensch und Blatt.

O wunderschöner Herbst,
Wie du die Bäume färbst!
Die Birke gelb, die Buche rot,
Sie schmücken sich fürwahr zum Tod,
Und tanzen kreiselnd niederwärts,
Als wär' das Sterben nur ein Scherz.

Du armes schönes Blatt,
Bald dir geschlagen hat
Dein Stündlein auch, dann fällst du ab
Und moderst in dem dunkeln Grab! —
— „Ist das ein Bangen, das ein Graus?
Die jungen Knospen schlagen aus,

Die werden Blätter sein
Und sich des Lebens freun.
Bin ich verwelkt und lang verdorrt,
Im Stamme leb' ich fröhlich fort,
Gab ich nicht seinem jungen Saft
Durch treues Thun die rechte Kraft?

Mein Körperlein wird Staub,
Doch nicht Vernichtungsraub.
Ein andrer Baum wohl saugt mich ein,
Da werd' ich frisch verjünget sein,
In ihm dann leb ich jugendlich,
Muß ich denn ewig bleiben Ich?" —

Blätterfall.

(An meinen toten Bruder.)

Du lieber Buchenwald
Mit gelb und rotem Laube,
Nun wird das Blättlein bald,
Woraus es ward, zu Staube!

Nun fallen sie herab
Mit dem verdorrten Stiele,
Und tanzen in ihr Grab
Im schaurigfrohen Spiele.

Die Äste werden kahl
Vom kalten Herbstesodem,
Schon dringt der Sonnenstrahl
So leicht zum moos'gen Boden.

Es raschelt und es rauscht
Mein Fuß auf welken Blättern,
Wo jüngst ich noch belauscht
Im Grün der Finken Schmettern.

Muß ich die Blätter schaun,
Wie sie so bunt sich färben,
In Gelb und Rot und Braun,
Als wär' ein Fest das Sterben,

Dann will die Wehmut sich
In's tiefe Herz mir senken,
Denn muß ich nicht an dich,
Du Frühverblichner, denken?

In immer schönerm Rot
Erglühten deine Wangen,
Je näher dir der Tod,
Der herbe, kam gegangen.

Im Frühling hofftest du
Noch immer zu genesen; —
Schläfst nun in Grabesruh,
Mußt wie das Blatt verwesen.

Gymnasiasten.

Das grüne Ränzel steht Euch gut,
Dazu mit langen Quasten
Die Bluse und der kecke Hut,
Ihr Herren Gymnasiasten.

Dem jugendlichen Musensohn
Die süßen Ferien winken;
Buttmann ade und Lexikon,
Ade, ihr alten Schinken!

Dort steht das liebe Elternhaus,
Die Schlote lustig rauchen,
Der Herr Papa sieht schon heraus
Und traut kaum seinen Augen.

Entgegen springt der alte Hund
Dem alten Spielgenossen,
Er bellt und schnellt und treibt es bunt,
Mit wilden Freudenpossen.

Die Klingel an der Hausthür schellt;
Hei, wie das lustig klingelt!
Ein Freudenruf! die kleine Welt
Hat ihren Gast umzingelt.

Die kleine Schwester fast sich scheut
Vor mächtigem Respekte,
Die sanfte Mutter, still erfreut,
Lang schon den Tisch sie deckte.

„Wie ward er groß! Nur etwas blaß
Vom ewigen Studieren."
Der Vater spricht: „Nur ruhig! das
Wird Ferienruh' kurieren."

O dreimal sel'ger Jugendtraum,
Wenn aus den düstern Klassen
Der Bursch, um's Kinn den ersten Flaum,
Zur Heimat wird entlassen!

Zur eignen frohen Schülerzeit
Mich meine Träume tragen;
Doch von der Heimat bin ich weit,
Noch weiter von jenen Tagen!

Handwerksburschenabschied.

(Nach einer alten Weise.)

Es und es und es,
Es ist 'ne harte Nuß,
Daß und daß und daß
Ich aus dem Städtchen muß!
Was Liebliches kaum hatt' ich dort
Mir angeschafft, da mußt' ich fort
Und muß den Schatz verlieren,
Marschieren.

Da und da und da,
Da liegt das alte Nest.
Wohl und wohl und wohl!
Ist mir's darin gewest,
Die Woche wurde brav geschanzt,
Doch jeden Sonntag flott getanzt,
Wir waren meiner Seele
Fidele.

So und so und so,
So geht es in der Welt.
Fort und fort und fort
Vom Ort, wo's uns gefällt.
Und ist kein Nest so schlecht und klein,
Warst du ein Wochener viere drein,
Da dünket dich das Scheiden
Ein Leiden.

Nun und nun und nun
Lebwohl, mein Bruderherz!
Es und es und es
Giebt Meister allerwärts,
Dazu auch Meisterstöchterlein,
Und eines, gut Bier oder Wein,
Will alles mir probieren,
Marschieren.

Bei einem Crucifix am Feldwege.

Du lieber, heil'ger Christ,
Voll stiller Ehrfurcht denk' ich dran,
Daß du gewesen bist
Gleich mir ein müder Wandersmann.

Im ärmlichen Gewand,
Als Pilger ohne Zelt und Haus,
Bist du im heißen Land
Gewandert, Segen streuend aus.

In Steppeneinsamkeit
Im frommen Sinnen weiltest du,
Da strömten gottgeweiht
Dir himmlische Gedanken zu.

Die Lilien auf dem Feld,
Der Sperling auf des Baumes Ast,
Die ganze Gotteswelt
Hast du mit warmer Lieb' umfaßt.

Doch nicht in träger Ruh'
Durchwalltest du dein Heimatland,
Der ew'gen Heimat zu
Warst du als Führer ausgesandt.

Wie sie verfolgt auch hat
Dein himmelgroßes Himmelreich
Der Väter heil'ge Stadt,
Du liebtest sie doch immer gleich.

Wenn dich erfüllt mit Schmerz
Der Heimat schweres Zukunftslos,
Da nahmst du für dein Herz
Zum Trost die Kindlein auf den Schoß.

Im leichten Fischerkahn
Du zagtest nicht vor See und Wind,
Vertrautest Gott dich an
Und liebtest jedes Menschenkind.

Kein Haus war dir zu schlecht,
Du tratest gern als Tröster ein,
Dem Herren wie dem Knecht
Wolltest du Freund und Bruder sein.

In milder Heiterkeit
Warst du als Gast beim Hochzeitmahl,
Das Fest, es ward geweiht
Durch deiner reinen Hoheit Strahl.

Für einen Labetrank
Am Brunnen aus des Weibes Krug
Hast du als reichen Dank
Gespendet einen Himmelsspruch.

O Christ, laß wandern mich
In deinen Stapfen alle Stund',
Mit Brüdern brüderlich
Verkehren auf dem Erdenrund!

Und kann ich ihrem Schmerz
Nicht sein ein Helfer und ein Hort,
O lege in mein Herz
Von deinem Geist ein Trosteswort!

Mittagsruh.

Vom Himmel, dem wolkenlosen,
Strahlet die Sonne Glut;
Da ist man nicht auf Rosen,
Wenn man marschieren thut.

Kein Lufthauch fächelt Kühle,
Es flimmert die Luft und flirrt,
Die Vögel sind stumm in der Schwüle,
Die Grille nur zirpt und schwirrt.

„Was bist du daheim nicht geblieben,
Wie tausend andre, du Thor?
Was hat dich denn fortgetrieben?"
So zirpen die Grillen mir vor.

Glück auf! An der staubigen Straßen
Winkt lockend ein schattiger Raum.
Dort schirmet den saftigen Rasen
Breitastig ein Lindenbaum.

Das Ränzel sei Kissen dem Haupte!
Halb dämmernd und halb doch wach
Schau liegend ich in das belaubte
Grüngoldige Lindendach.

Neugier'ge Ameisen und Käfer,
Die nähern sich grausend mir,
Beschnüffeln den riesigen Schläfer
Und denken: Welch' garstiges Tier!

Und wie ich so liege recht linde
Unter dem Lindenbaum,
Da führt mich zur Heimat geschwinde
Ein leiser lieblicher Traum.

Bei der Linde zu Flötenklange
Schwebt' blühender Mägdlein Kranz,
Doch ich war zu schüchtern und bange
Und wagte mich nicht zu dem Tanz.

Sie drehten sich rings in die Runde,
Ein jauchzendes Tänzergewind,
Und dort saß mit rosigem Munde
Verschämt das schönste Kind.

Ich faßt' mir ein Herz — und zur Süßen
Schlüpf' ich durch der Tanzenden Raum,
Und eben will ich sie grüßen,
Da — schwand der duftige Traum.

O Traum, wie hast du verwöhnet
Den rüstigen Wandersmann?
Er hebet sein Ränzel und stöhnet,
Die Beine wollen nicht dran.

Ei, blicke doch nicht so verdrossen!
Nur wer sie mit Schmerzen entbehrt,
Nur der hat sie später genossen
Die Heimat, so wie sie es wert.

Der Segen des Heimwehs.

Es ist kein Ort auf dieser Welt
So öd' und so geringe,
Daß nicht ein Menschenherz an ihm
Als seiner Heimat hinge.

Die Schwalbe kehrt von Palmenau'n
Zurück zum armen Lande,
Heim strebt aus üppiger Tropen Pracht
Der Schiffer zum kahlen Strande.

Tilg' aus des Heimwehs Zauberbann
Und öde wird der Norden,
Es braust die Völkerwanderung
Heran mit wilden Horden.

Halt' fest, o Heimweh, halte fest
Kalmücken und Baschkiren!
Sonst müssen wir das warme Nest,
Das deutsche, noch alle quittieren.

Im Wald.

Wenn aus den dumpfen Mauern
Ich wall' im stillen Wald,
So faßt mich süßes Trauern,
Ein tiefgeheimes Schauern
Im Wald.

Die lang verrauschten Zeiten,
Sie klingen wieder auf im Wald,
Mit allen ihren Leiden,
Und wollen mich begleiten
Im Wald.

Da ruft im Blätterbrausen
Mir strafend zu der grüne Wald:
Laß deine Sorge draußen,
Kein Trauriger darf hausen
Im Wald!

Ei, mußt dich wahrlich schämen
Vor meinen Kindern, ruft der Wald.
Wirf Sorgen ab und Grämen,
Das muß ein Ende nehmen
Im Wald!

Sieh alle meine Leute!
Ist einer traurig wohl im Wald?
Sie freuen sich am Heute,
Morgen kommt neue Freude
Im Wald.

Sieh, wie das Eichhorn springet!
Macht's dich nicht lustig in dem Wald?
Die Meise, die sich schwinget
Von Baum zu Baum und singet
Im Wald.

Die Buchenzweige schlagen
Dich neckisch ins Gesicht im Wald:
„Wer wird in jungen Tagen
Eine Jammermiene tragen
Im Wald?"

Hörst du die Drossel singen
Im Tannendickicht? spricht der Wald.
Wohl, dir auch wird's gelingen.
Nur singen, immer singen
Im Wald.

Blick' unter dich!

Der Reiter auf dem Rosse,
Die Dam' in der Karosse
Die haben's wahrlich doch zu gut!
Ich armer Weggeselle,
Ich komm' nicht von der Stelle
In dieser heißen Sonnenglut.
Die Reisenden beneide ich. —
Blick' unter dich!

Der Weber an der Spule,
Der Schuster auf dem Stuhle,
Der Kantor in dem dumpfen Haus,
Der denkt: Wohl zu beneiden
Ist einer, der kann schreiten
Von Sorgen frei, landein landaus.
Den Wandersmann beneide ich! —
Blick' unter dich!

Vor einer Dorfschule.

Horch, aus jenem alten Hause
Klingt ein froher Kindersang,
Und die klaren Stimmlein führet
Eines Basses dumpfer Klang!

Kleines Gärtchen mit Aurikeln,
In den Fenstern trüb und klein
Blühen rote Balsaminen —
Ja, es muß die Schule sein!

Horch nur! „Freuet euch des Lebens!“
Singt die Kinderschar mit Lust!
Ob's wohl auch so hell und freudig
Klinget aus des Lehrers Brust?

Singet, singet, frohe Kinder,
Singen machet alles gut!
Wecket eurem armen Lehrer
Singend frischen, frohen Mut!

Singet, singet! beim Gesange
Fühlt er nicht der Sorgen Last
Und er träumt im Kinderkreise
Sich ein sorglos Knäblein fast.

Singet! wer im Kinderkreise
Beim Gesang sich nicht vergißt,
Dem hilft nur der Todesengel,
Der für alles Helfer ist.

Dichters Publikum.

Im alten Pfarrhaus liebe Menschen,
Wie ihre Heimat traut und schlicht,
Für Dichtung offen wie die Kinder, —
Und kennen unsern Uhland nicht!

Grasmücken wohl und Lerchen singen
Gar lieblich im versteckten Thal,
Doch selten dringt von echter Dichtung
Ins ländlicharme Haus ein Strahl.

O Dichter, könntet eurer Lieder
Ihr selber die Verteiler sein,
Ihr gingt an manchem Schloß vorüber
Und kehrtet in die Hütten ein.

Morgenlied.

Heraus, Gesellen, werdet wach!
Die Spatzen schwatzen auf dem Dach,
Es zwitschert im Nest die Schwalbe.
Der Hahn, der Hahn hat lang geschrien,
Und an dem Bergessaume ziehn
Schon Streifchen, rot' und falbe.

Heraus! Entnebelt ist die Au,
Schon glitzert hell und blitzt der Tau,
Und dort steigt auf die Sonne.
Hei, wie der Baum sich regt und reckt,
Die Arme ihr entgegenstreckt!
O fröhliche Morgenwonne!

Wie freudig hebt sich meine Brust!
Zum Fliegen hätt' ich größ're Lust
Als zu dem Gehn, dem steten.
Wie mir doch nur zu Mute ist?
Mir ist, verzeih mir's Gott, als müßt'
Ich fröhlich singend beten.

Ein Regentag.

1. Sehnsucht.

Nein, solch ein Hundewetter,
Auf obdachlosem Pfad!
Die Bäume schütteln die Blätter,
Wie ein Pudel nach dem Bad.

Der graue dicke Nebel
Verhüllet Berg' und Au'n,
Daß man mit einem Säbel
Ihn fast nicht kann zerhaun.

Mein Hut tropft, wie 'ne Traufe
Von immer neuem Guß,
Und daß ich langsam laufe,
Thonklumpen an dem Fuß!

Kein Vogel fliegt, kein Käfer
In dieses Wetters Graus,
Der wetterfeste Schäfer
Kroch in sein Räderhaus.

O freundliche Wandermuse
Du warst mir stets so gut,
Auch unter der nassen Bluse
Erhalt' mir frohen Mut!

Und hast du mich erfunden,
Im Dulden Odysseus gleich,
Dann laß mich bald erkunden
Eine Schenk', am liebsten gleich!

2. Vor dem Dorfe.

Gottlob, da ist endlich die Grenze
Der verwünschten Wüstenei!
Dort steht eine Gruppe Gänse,
Was die mich lehren, ei, ei!

Viel mehr als in römischer Fabel!
Sie stehen auf einem Bein,
Tief unter dem Flügel den Schnabel
Und lassen Regen Regen sein.

„Mit stoischem Öl das Gefieder
Gesalbt!“ sie gackern mir zu,
„Dann rausche der Regen hernieder;
Er fließt ab und wir träumen dazu.

Wir träumen von bauschigen Betten,
Uns dankt ihr das süße Asyl;
Von wunderschönen Sonetten,
Geschrieben mit unserem Kiel;

Von der Kirms, wo wir festliche Vögel
Sind hoch gefeiert wie nie!“
Nein, die geht noch über den Hegel,
Die Gänsephilosophie.

3. Im Trocknen.

Nein, Herr Wirt, in keinem Schlosse
Kann es heut so wohnlich sein,
Als bei euch im goldnen Rosse!
Kommt und seid mein Zechgenosse,
Bringt 'ne frische Flasche Wein.

Könnt' ich schenken Stern und Orden,
Johanniter, der ihr seid,
Euch wär' einer heut geworden;
Doch ihr tragt den schönsten Orden
Schon, der Wirtsgemütlichkeit.

Alle Wirte sollen leben,
Die dem armen Wandersmann
Obdach gern und Labung geben
Und ein freundlich Wort daneben!
Kommt, mein Gastfreund, klinget an!

Vivant auch der Wirte Frauen,
Die wie gute Mütterlein
Auf des Wandrers Pflege schauen,
Und vor allen mit den blauen
Augen ihre Töchterlein!

4. Ein Abend in der Dorfschenke.

Drauß' ist's finster, Regentropfen an die Fensterscheiben trappeln,
Jach vom Wind gebogen rauschen an dem Teich die hohen Pappeln,
Und der Sturm heult in dem Thorweg, wie ein Hund beim Posthornlaut,
O wie ist es in der Schenke doch so warm und wohnlich=traut!

Wärme haucht der schwarze Ofen, der gewalt'ge, riesengroße;
Auf der Ofenbank die Wirtin schält Kartoffeln schon zum Kloße
Für den Sonntag, denn da passen ja Kartoffelklöße nur,
Und der Kuckuck rufet sieben von der alten düstern Uhr.

Allgemach füllt sich die Stube. Auf die altgewohnten Sitze
Pflanzen sie sich hin behaglich, Zipfelmütz' an Zipfelmütze;
Krüge klappern und die Pfeifen dampfen Nebel blau und dicht,
Wie im Höhenrauch die Sonne blinket matt und rot das Licht.

Tiefes Schweigen, leise murmeln dort zwei Greise mit einander,
Aber bald erwärmt und schwatzet ein in Schnurren Wohlbewandter,
Aus den dichten Tabakswolken zuckt ein derber Fuhrmannswitz,
Donnergleich schallt rings das Lachen auf den gut geworfnen Blitz.

Nur die Spieler dort im Winkel nehmen Teil nicht an dem allen,
Denn dem Rehkopf*) sind die armen, stummen Sklaven zugefallen.
Wollt ihr rechte Unterthanen, blind gehorchend, dumpf und stumpf,
Nimmer räsonnierend, fördert nur das Spiel mit Pampeltrumpf!

Draußen in dem Kabinettchen sitzen bei des Ofens Flammen,
Pachter, Pastor, Kantor, Jäger plaudernd, rauchend dicht beisammen.
Wetter, Bier, Dorfzeitungskunde, neustes Vogelherdgeschick —
Jeder giebt ein Anekdötchen zu dem trauten Pickenick.

Schiltst mich wohl als Erzphilister mit des Spottes bittrer Lauge,
Daß ich im Philisterkreise hier mein Friedenspfeifchen schmauche?
An den Raphaels erbaut' ich mich noch immer, doch ich seh
Gern zu Zeiten auch ein Bildchen von Ostad' und Teniers.

Auswanderer.

Da steht der schwerbelad'ne Wagen
Voll blanker Kisten, groß und schwer,
Die euch den schlichten Hausrat tragen
Zur neuen Heimat über's Meer.

Die wucht'ge Axt, die blanke Säge
Habt sorglich ihr hineingethan;
Sie staunet einst am Waldgehäge
Die ernste Rothaut sinnend an.

Ins Blockhaus an des Urwalds Saume
Zieht mit die alte, muntre Uhr,
Ihr Ticktack mahnt euch wie im Traume
Wohl manchmal an der Heimat Flur.

Doch kaum bedarf's für euch ein Mahnen
An's Heimatland, das ihr verließt,
Euch sagt ein thränenschweres Ahnen,
Daß manche Sehnsuchtszähre fließt.

Sein denkt ihr, ob mit reichem Korne
Der Mais auch drüben herrlich sprießt,
Ob auch das Glück aus vollem Horne
Euch drüben Segen niedergießt.

Wenn an dem stillen Feierabend
Des Nachbars Zwiesprach ihr vermißt,
Wenn nicht erscheint am Weihnachtsabend
Die Pat' und bringt den heil'gen Christ.

Es röten sich im Herbst die Blätter,
Da denkt der Kirmse ihr zu Haus,
Und bei dem wilden Stöberwetter
Der Spinnestube Saus und Braus.

Und wenn am Sonntagmorgen rauschet
Der Urwald fast wie Kirchensang,
Dann denkt ihr sehnend heim und lauschet:
War das nicht unsrer Glocke Klang?

Da nimmt der Vater von dem Brette
Die Lutherbibel wohl zur Hand,
Und liest euch vor, und im Gebete
Denkt ihr an's alte Vaterland.

Erbaut euch dann am deutschen Liede,
Dem gottesmutigen Choral,
Und um euch weht ein süßer Friede,
Ihr denkt gerührt an's Heimatthal.

Der Sprache Laut, die teuern Sänge
Sie ziehen heimwärts mit Gewalt;
Doch bald verwehn die deutschen Klänge,
Wie wenn Musik im Traum verhallt.

Noch spricht die heil'ge Muttersprache,
O Mütterchen, dein muntrer Sohn,
Doch seinem Sohne klingt wie Sage
Einst deine Muttersprache schon.

---

*) Schaf- oder Rehkopf, ein in Thüringen beliebtes Kartenspiel. Der oberste Trumpf heißt Pampel. Sig.

Das ist das alte Leid, das herbe,
Das einer deutschen Mutter Kind,
Tritt es in neues Land und Erbe,
Vergißt der Mutter so geschwind.

Sie hat ihn liebend groß gezogen;
Was Armut kann, es wurde sein.
Nun ist er flügg' und ausgeflogen
Und läßt das Mütterchen allein.

Sie mag erkranken, mag verzagen,
Ist er doch frisch in guter Hut,
Den einz'gen Trost hat er zu sagen:
Komm, zieh zu mir, ich hab' es gut!

Und doch, mein Deutschland, mußt du's tragen.
Die Sonne wandert abendwärts;
Der Herr der Welt in unsern Tagen
Schmelzt dort ein neu korinthisch Erz.

Ein neues Volk soll dorten werden,
Der Weltherr will ein neu Gemisch,
Und einen neuen Teil der Erden
Erobert es sich kühn und frisch.

Als einst der Römer stolz Gebäude
Zerfiel in Moder und in Graus,
Da sandt' er frische deutsche Leute
Europa zu verjüngen aus.

Und jetzt, da neue große Bahnen
Er seinen Menschenkindern weist,
Da sendet wieder er Germanen,
Zu schaffen dort im neuen Geist.

So strömet hin, ihr deutschen Wellen
Entstammend einer Quelle gut,
Und mischt euch mit den hundert Quellen
Zu eines großen Stromes Flut!

Was liegt am Klang, was liegt am Namen?
Was liegt an all' dem Mein und Dein?
Der echte, rechte deutsche Samen
Wird dort auch nicht verloren sein.

Ein Landsmann in der Fremde.

Gott grüß' dich, trauter Landsmann mein,
Wie glücklich, daß ich dich gefunden!
Komm, laß beim kühlen Glase Wein
An der geliebten Heimat Schein
Uns sonnen ein paar frohe Stunden!

Wie klingt so süß der Sprache Laut!
Ich hör's, du mußt aus Norden stammen;
Es ist all eins, Geselle traut;
Es ist der liebe deutsche Laut
Und setzt mein deutsches Herz in Flammen.

Ach, erst im fernen, fremden Land,
Wo um uns klingt die fremde Zunge,
Da fühlt sich Nord und Süd verwandt
Und reicht sich brüderlich die Hand!
Schenk' ein und trink', mein lieber Junge!

Der Muttersprache süßem Klang,
Der Mutter von uns Kindern allen,
Ihr gilt dies Glas! Komm, sei nicht bang,
Wir greifen tapfer zum Gesang,
Wenn sprechend unsre Zungen lallen!

O Muttersprache, wenn uns Not
Verjagte aus dem Vaterlande,
Wenn Eltern und Geschwister tot,
Wenn eisern drückte der Despot,
Dich nähm' ich mit zum fernen Strande!

Komm, Landsmann, füll' das Glas zum Rand',
Stoß' an, es gilt der deutschen Sache!
Gott gebe unserm Vaterland,
Das rechte Band, den echten Stand,
Daß wert das Volk sei seiner Sprache!

Heimkehr.

1. Handwerksbursch und fahrender Schüler.

Sie da, der schmucke Handwerksbursch
Mit mächtigem Tornister;
Ich seh's ihm an, er zieht nach Haus,
Auch seine Wanderschaft ist aus,
Auch er wird nun Philister.

Heda! Ein Bruder Thüringer,
Ich hör' es an dem Klange.
Ein Finke vom Thüringerwald,
Und wird er in Berlin steinalt,
Singt fort nach heimischem Sange.

Der hat sich in der Welt versucht.
In Schlesingen und Sachsen,
Durch Schleiz und Greiz und Lobenstein
Ins ferne Ungarland hinein,
Und alles auf eignen Achsen.

Und ist nicht stets gestromert, der!
Bei manchem wackern Meister
Hat er geübt die junge Kraft,
Sich Rock und Stiefeln angeschafft,
Sein Wachstuchhut wie gleißt er!

Durch Sturm und Schnee und Fährlichkeit
Hat er sich durchgeschlagen,
Auch durchgefochten rittergleich.
Die fahrenden Ritter im deutschen Reich,
Wer sind sie in unsern Tagen?

Kaum wandert er in's Städtchen ein,
Da grüßt er seine Meister,
Ein Gastgeschenk wird ihm geschenkt,
Dann wird zum Gruß der Hut geschwenkt,
Und fröhlich weiter reist er. —

Wir fahrenden Scholasten, ach
Sind wir heruntergekommen!
Sonst gab's doch für ein Lied zum Dank
Von schöner Hand 'nen süßen Trank
Und Bitt' um Wiederkommen.

Wir fahrenden Scholasten, ach,
Sind wir heruntergekommen!
Sonst grüßten wir vom Fach die Herrn
Lateinisch, und wir wurden gern
Gastfreundlich aufgenommen.

Wir fahrenden Scholasten, ach,
Sind wir heruntergekommen!
Die Gastfreundschaft ist lang vorbei,
Und dafür hat die Polizei
In Obhut uns genommen.

2. Der erste Gruß.

Das ist die letzte Bergesschranke,
Die meinen Blick zur Heimat hemmt.
Dem Fuß voran eilt der Gedanke,
Vor Freude ist mein Herz beklemmt.

Da ist die Höh'. Schweratmend steh' ich
Und schau' hinunter. Gott zum Gruß!
Mir ist so weich. Durch Thränen seh' ich
Nur wie im Nebel Thal und Fluß.

Die Berghöhn, die im Herbstkleid prangen,
Noch in der alten Schönheit stehn,
Und sehn mich an so unbefangen,
Als wär' indessen nichts geschehn.

Des Turmes Haupt aus blauem Schiefer
Ragt stolz empor ins Himmelsblau,
Demütig um ihn, tief und tiefer,
Der Ziegeldächer spitzer Bau.

Und sieh! mit wohlbekanntem Schlote,
(Gesegnet sei es!) ragt heraus —
Ein Fenster glüht im Abendrote —
Das Dach von meiner Eltern Haus.

Wer wird mich doch zuerst begrüßen?
Wer wohl zuerst Willkommen ruft?
Horch, horch, es summt in vollem süßen
Wohlklang die Glocke durch die Luft!

Die Glocke, die mit süßem Schauer
Durchbebt des Knaben frommes Herz,
Die zu des Bruders Grab mit Trauer
Und Trost geführt des Jünglings Schmerz.

O Glocke, die du zum Empfange
Den ersten Gruß mir zugesandt,
Geleit' auch auf dem letzten Gange
Mich zu dem letzten Heimatland.

3. Im Hafen.

Da draußen geht ein junges Blut
Mit Knotenstock und Wachstuchhut,
Scheint winkend mich zu necken.
Zieh du nur in die Welt hinaus,
Dann wird das alte Elternhaus
Dir so wie mir jetzt schmecken!

Wohl in der Rumpelkammer ruht
Mein Ränzel, und der Wanderhut
Einer Henne dient zum Neste;
Mein Wanderstab im Gartenbeet
Als Stütze einer Rose steht,
Die hält ihn liebend feste.

Nein, nimmer weich' ich mehr von hier,
Treu bleib' ich, traute Heimat, dir,
Wie's treibe auch und dränge;
Hier wohnt sich's still und freundlich traun,
Hier will ich meine Hütte baun,
Sei sie auch arm und enge!

Und hier, so Gott mir Kraft verleiht,
Hier will mit Mut und Freudigkeit
Ich rühren mich und regen,
Und schaffen wacker in dem Feld,
Das Großgroßvater schon bestellt;
Gott gebe seinen Segen!

Nachgenuß und Nachwort.

Sitz' ich abends in dem Kreise,
Wo die Schwestern eifrig drehn die Rädchen,
Mach' im Geist ich wieder meine Reise,
Und gern folgen mir die Mädchen.

Bei des Ofens hellem Feuer,
Wird, erstarrten Faltern gleich, lebendig
Manches lust'ge Reiseabenteuer
Und wir lachen oft unbändig.

Frei von Frost und frei von Schweiße,
Frei vor allem auch von wunden Füßen —
Da muß wohl die oft gar saure Reise
Sich verschönern und versüßen.

Nun begreif' ich, wie die Greise
Ihren Enkeln, die um Märchen quälen,
Ihre schwere, saure Lebensreise
Gar so gern und oft erzählen.

Danke, danke, lieber Leser,
Daß du zugehört dem Wandermärchen!
Und Ihr, die Ihr blickt durch scharfe Gläser
Nehmt es nicht genau aufs Härchen!

Die ins Triviale sinken,
Wißt, ich fand sie auf den offnen Straßen;
Wenn zuweilen meine Verslein hinken,
Hätt' ich wohl am Fuße Blasen.

Meine kleinen Wandersachen,
Schlicht sind alle, schlecht vielleicht auch viele;
Wenn sie Euch nur Lust zum Wandern machen,
Dann sind sie am rechten Ziele.

Mögen sie beim Lampenscheine
Eine kleine Winterfreude bringen;
Doch im Frühling macht Euch auf die Beine,
Bessre Lieder selbst zu singen.

Asklepias.

Bilder aus dem Leben eines Landarztes.

Lyrisches.

Lied eines genesenden Wanderburschen.

So lieb ist mir der Sonnenschein,
Das Maigrün nie gewesen.
Es duftet mir ins Herz hinein;
O seliges Genesen!
Und sitze doch im Garten nur
Vom traurigen Hospitale,
Entronnen kaum der schweren Kur
Im öden Krankensaale.
Ach, was hat doch die schöne Welt
So vieles Leid!

Was drinnen in dem Krankenhaus
Für wunde Herzen schlagen!
Wie sehnen die sich all heraus
In diesen Frühlingstagen!
Doch mancher liegt von Schmerz gepreßt
Noch lange schwer danieder,
Und mancher sieht das Erntefest,
Wohl Pfingsten gar nicht wieder.
Ach, was hat doch die schöne Welt
So vieles Leid!

Wär' alles wohl und ohne Schmerz,
Ein Paradies auf Erden,
Da könnte nie das Menschenherz
Barmherzig hilfreich werden.
Die milde Krankenpflegerin
Könnt' es dann nimmer geben,
Der gute alte Doktor drin,
Der müßte sich nur leben.
's ist doch 'ne schöne liebe Welt,
Trotz allem Leid.

O Maienluft, o Maienluft,
Wie gehst du mir zu Herzen!
Nie fühlt' ich so den Blumenduft,
Das dank' ich meinen Schmerzen.
Bald zieh' ich an mein Wanderkleid,
Werd' fliegen mehr als gehen;
Und doch, Herr Doktor, thut mir's leid.
Werd' euch dann nimmer sehen.
's ist doch 'ne schöne liebe Welt,
Trotz allem Leid.

Die Frauen.

Hast du leidend, o Freund, gelegen
Fern vom lieben heimischen Hause,
Still in der Klause,
Wo gleichmütige Fremde dich pflegen?

Ach, wie sehnt aus der Großstadt Gebrause
Heim sich das Herz, wo des Mütterleins Segen
Lieblich wie Maiduft waltet im Hause!

Wo sie mit milden, balsamischen Worten
Oder mit stummen Blicken dich fragte,
Was dir behagte,
Wo sie trüber Gedanken Horden,
Die dich in Traumes Gefängnis morden,
Durch ihr traulich Geplauder verjagte,
Daß dir dein Lager fast lieb geworden,

Ach, wie wäre das irdische Leben,
Reich an Schmerzen und schweren Plagen,
Nur zu ertragen,
Wenn ihr, denen das himmlische Streben,
Liebend die Leiden uns wegzufragen,
Gott als die herrlichste Zierde gegeben —
Wenn ihr uns fehltet in kranken Tagen!

Ihr macht jeglich Gebrest erträglich,
Nehmet auf euch die Hälfte der Schmerzen;
Heitere Kerzen
Zündet ihr an im Dunkel, wo kläglich
Wimmern nach Hoffnung duldende Herzen;
Tröstung spendet ihr nächtlich und täglich,
Daß wir die bittersten Leiden verschmerzen.

Himmlische Ärzte, was wären die festern
Männerherzen in Leidenstagen,
Hülfst ihr nicht tragen,
Heut im Lieben und Dulden wie gestern?
Braucht nicht im Kloster der Welt zu entsagen,
Alle seid ihr barmherzige Schwestern,
Freundliche Engel in schmerzlichen Tagen!

Die Himmelsbraut.

O lieblich Kind, mit süßem Grauen
Seh' ich dein Wesen sich entfalten,
Zur holden Königin der Frauen
Die zarte Knospe sich gestalten.
Du Lilie, die mit schlankem Stengel
Aufstrebt zum reinen Himmelslicht,
So leicht, so selig, wie ein Engel —
Wie bist du schön, und weißt es nicht!

Doch daß kein sterblich Sehnen wage,
Mit ird'scher Glut nach dir zu streben!
Geweiht von deinem ersten Tage
Ist einem Höheren dein Leben.
Es glühen deine Pfirsichwangen
Nur für des Frühverlobten Kuß;
Nur er wird liebend dich umfangen —
Des Todes ernster Genius.

Noch einmal siehst du Rosen blühen,
Vielleicht noch zweimal; deine Wangen
Wird überhauchen tiefres Glühen,
Und blauer wird dein Auge prangen.
Doch wenn am grünen Buchenhügel
Aufglimmt des Herbstes Purpurschein,
Dann schwebt auf rasch geschwungnem Flügel
Dein Bräutigam entzückt herein.

Er schlingt die kühlen Marmorarme
Um dich, und zum Vermählungsgruße
Berührt er deines Mundes warme
Jungfräulichkeit mit sanftem Kusse.
Du folgest mit gelaßnem Herzen
Dem Fremdling der dich auserkor;
Wir aber sehn dir nach mit Schmerzen,
Und hüllen uns in Trauerflor.

Zwei volle Häuser.

O du Schwalbennest, mit Jungen
Angefüllt zum Überlaufen,
Wie viel eßbegier'ge Zungen
Streckt wohl aus der Nestlingshaufen?
Wie das wimmelt, wie das krimmelt,
Da ein Köpfchen, hier ein Schwanz!
Wie das piepet, zwitschert, kreischet,
Ein Brosämlein bettelnd heischet!
Wer da zusieht, dem mag bangen,
Ob die Alten sattsam fangen,
Um die Schnäblein all zu speisen.
Aber sie vom frühen Morgen
Sammeln frei von Erdensorgen,
Zwitschernd in vergnügten Weisen.

„Wie ist's möglich", ruft der alte
Kinderlose Achselzucker,
„Daß er alle sie erhalte,
Dieser kläglicharme Schlucker?"
Frühstückstunde giebt dir Kunde,
Wenn ihr Jubel grüßt das Brot,
Wenn es bittet, langt und zeiget,
Nach dem Tisch auf Stühle steiget,
Wenn an süßen Butterbroten
Hundert blanke Zähnchen schroten.
Dann beschaue dir die Alten,
Ob sie nicht, was sie durch Darben
Für die Nestlinge erwarben,
Reich verzinst zurück erhalten!

Euer Häuslein, liebes Pärchen,
Gleicht dem vollen Schwalbenneste.
Goldne, braune, schwarze Härchen,
Alle Muster auf das beste.
Welcher Jubel, welcher Trubel,
Eines lacht und eines weint.
Auf den Bänken, auf den Stühlen,
An den Fenstern, auf den Pfühlen,
Auf der Diele welch Gewimmel!
Wagt in euren Kinderhimmel
Mal ein Fremder einzutreten,
Eiertanz muß er verstehen,
Um zum Kanapee zu gehen,
Ohn' ein Füßchen zu zertreten.

O du biedres Ehepärchen,
Heil sei deinem vollen Neste!
Eure Jahre seien Jährchen,
Eure Wochen voller Feste!
Mög' es krimmeln, mög' es wimmeln
Froh und munter immerdar!
Mögen eure schmalen Töpfchen
Stets genügen all den Köpfchen,
All den Händchen, die sich recken,
All den Zünglein, die da schlecken!
Mög' das Völkchen sich entfalten.
Daß an redlichem Gemüte
Und an opferlust'ger Güte
Einst sie gleichen ihren Alten!

Zwei Proletarier.

Aus der Fluren Dämmerschatten
Tret' ich ins schwarze, gewölbte Thor,
Und wandre sacht mit wunden, matten
Füßen die rauhe Gass' empor.

Beendet ist des Tages Runde,
Durchschritten hab' ich Berg und Thal;
Nun labet in der Abendstunde
Mich süß Behagen nicht einmal.
Ich hab' ihn müssen sterben sehn,
Den ich so gern am Leben erhielt;
Ich hofft' ihm schützend beizustehn,
Doch sicher hat der Tod gezielt.
Den leicht die Welt entbehren kann,
Der alte Geizhals wird genesen;
Er starb — des Dorfes bester Mann,
Und ich — ich bin sein Arzt gewesen.
Ich hab' mich gerüstet mit schweren Sorgen
Und ward geschlagen aus dem Feld;
Und wieder muß ich zum Kampfplatz morgen,
Zu bekämpfen den übermächtigen Held.
Schier ekelt mich an das leere Treiben,
Wie ein langweilig Theatergefecht;
Wem die Roll' es vorschreibt, der muß bleiben,
Und führt' er die Klinge für's beste Recht.

Sieh, wie die Leute gemütlich ruhn
Vor der Thür nach ihres Tagwerks Thun!
Wie sie nach ihrer Arbeit Plagen
Kosen mit wohlig müdem Behagen!
Dort sitzt mein Jugendgespiel. Voll Kraft
Hat er behauen den funkenden Stein,
Er hat sich ein eignes Häuslein geschafft,
Seine Herzgeliebte nennet er sein.
Es zappelt auf ihrem Schoß nach dem Ton,
Den der lustige Vater bläst auf dem Blatt,
Des glücklichen Paars goldhaariger Sohn,
Im Jauchzen und Tanzen ein Nimmersatt.

Ich hab' mir's sauer werden lassen
Bei der Lampe geisterbleichem Strahl,

Im düstern Stüblein, in dumpfen Klassen.
Im grausigen, schaurigen Leichensaal
Hab' ich studiert, wenn draußen die Sonne
Mit goldenen Fäden zog die Menge
Aus der schattig düsteren Straßen Enge
In die grünende, jubelnde Maienwonne.
Den sonnigen Morgen, die sternige Nacht
Hab' ich dienend im Lazarette verbracht.
Zuschauen mußt' ich an Leidensbetten,
Wo den Dulder die gräßliche Schlange umringt,
Am Ufer stand ich und konnte nicht retten
Den Armen, den wirbelnd der Strudel verschlingt,
Anhören mußt' ich der Mutter Klagen
Um des lieben Sohnes brechendes Herz.
Gott weiß, was ich lernte in jungen Tagen,
Ich hab' es erkauft mit bitterem Schmerz.

Er lernte vom Vater hauen den Stein,
Und hat er gefugt der Quader Bau,
Da zeigt er's mit Stolz der lächelnden Frau:
Dies ist mein Werk, ich erbaut' es allein!

O könnt' ich, wie er, stolz preisen mein Thun,
Wie er, am Abend zufrieden ruhn!
Ich weiß, am belobten Meisterstück
Vollbrachte das Beste das blinde Glück.
Ihr rühmet die rettende Kunst so viel,
Die umschattete Augen zum Licht ließ genesen;*)
Und doch ist's ein rollendes Würfelspiel,
Verdienstlos bin ich Gewinner gewesen.
Das Mütterlein legte mir ohne Bangen
Ihr Kleinod in die Arme zum Schutz,
Ich hielt's wie mein eigenes Kind umfangen,
Da entriß mir's der Räuber mit höhnischem Trutz.
O grauer Nebel der Wissenschaft,
Von schwachem Flimmern trüb erhellt,
Du machst die Ohnmacht nicht zur Kraft,
Herr bleibt der Tod auf der Erdenwelt! —

Ich schreit' entgegen dem Kämmerlein,
Dem einsamen, ohne süßes Behagen.
Mein wartet nicht freundlichen Lichtes Schein,

*) Als junger Arzt gab B. Sigismund einem am Star erblindeten 76jähr. Porzellanmaler durch eine glückliche Operation das Augenlicht wieder.

Kein heiterer Gruß wird Willkommen mir sagen.
Fast preis' ich mich glücklich, daß ich allein
Mich habe durch's rauhe Leben zu schlagen.
Meines Lebens schmales, leichtes Boot
Trägt seinen Steuermann nur zur Not.

Er aber, der formet zum Quader den Stein,
Behaglich sitzt er im eigenen Kahn;
Und setzt ihm das Schicksal noch mehr hinein,
Er rudert sie durch auf der schwankenden Bahn.
Flachsköpfige Buben, sie wachsen schnell,
Bald tragen sie ihm das Essen hinaus,
Und spielen im Steinbruch den Maurergesell.
Er lehrt sie des Schlägels und Meißels Gebrauch.
Bald werden sie seiner Arbeit Genossen,
Bald schaffen als rüstige Maurer sie auch
Und klimmen empor des Handwerks Sprossen.
Er kann sie nach seinem Herzen gewöhnen
Und lebt noch Menschenalter fort
In seinen Söhnen und ihren Söhnen.
Treu erbet sich fort des Vaters Wort,
Gleich einem alten köstlichen Buch;
Der Enkel lernet vom Vater wieder
Großvaters fröhliche Wanderlieder,
Des Alten kernigen Lieblingsspruch.

Ich werde spurlos von hinnen gehn,
Nichts, was ich schaffe, wird bestehn.
Mein Leben gleicht den Wellenringen,
Die um den Stein im See sich schlingen;
Es verschwimmt die letzte Kräuselspur,
Und spiegelglatt ist der blanke Azur.
Ein Neuer kommt, der mich belacht;
Der neuen Lehrer neues Wissen
Hat alten Glauben eingerissen;
Er geht ans Werk mit erträumter Macht.
Wird dir nicht besser gehn, hab' Acht! —

Die Wendeltreppe, den düstern Saal
Erhellt kein freundlicher Mondesstrahl.
Die Angel knarrt, als beschritt' ich die Schwelle
Zu eines Grabgewölbes Zelle.

Doch das ist nicht Gewölbes Luft!
Süß haucht mich an ein weicher Duft.

Welch holder Gast zog bei mir ein?
Was ist es, das im Fenster glüht?
Nicht ohne Freude soll ich sein,
Die seltne Orchis ist aufgeblüht.

Komm, Lampe, brenne, leuchte geschwind!
Laß mich beschauen das holde Kind! —
Köstliche Freude! In Purpurpracht
Der duftige Gast mir entgegenlacht.

Freust du dich, daß es ein Herz auch giebt,
Das nicht strebt nach der nährenden Frucht,
Das des Waldthals ferne schattige Schlucht
Und die wilden Kinder des Waldes liebt?
Dank dir, heilige Mutter Natur,
Daß du dem Herzen, dem wehmutkranken,
Tröstlich zusprichst holde Gedanken,
Die du im Wald und auf einsamer Flur
Schreibest in dunkler Runen Zeichen!

Deinen Blumen will ich gleichen,
Still mich freun in des Lichtes Reichen,
Freudig sein, was ich durch dich bin,
An dir hangen mit Kindersinn,
Klaglos, wie die Blume, verbleichen!

Nur tapfer.

Du wunderst dich, mein trauter Junge,
Daß bittre Schmerzen
Ich trage mit gelaßnem Herzen
Und nie zum Klaglied rege meine Zunge?

Daß ich manch teures Gut verloren,
Was ich besessen
Und mein zu nennen mich vermessen,
Und keine Seufzer sang zu fremden Ohren?

Das macht, ich dient' in jungen Jahren
Im Lazarette,
An armer Proletarier Bette
Sah Schlimmres als den Tod ich tapfer tragen.

Ich müßt' mich in die Seele schämen,
Wenn ich daneben,
Dem Lieb' und Dichtung Kränze weben,
Mich murrend wollt' um das Entbehrte grämen;

Wenn ich mit kummertrüben Blicken
Die Armen grüßte,
Die in des Daseins öder Wüste
Ich soll mit Mut und Labetrost erquicken!

Ein Feldzug ist das Erdenleben,
Es gilt zu tragen
Und unverzagt sich durchzuschlagen.
Dem Arzte ist die Vorhut übergeben.
Dem tapfern Feldherrn muß er gleichen;
Mit frischem Mute
Vorangehn, ob sein Herz auch blute,
Voran durch Sterbende und blasse Leichen!

Weihnacht.

Wie liegst du fern, wie liegst du weit,
Du holden Kinderglaubens Zeit!
Wo mir der heil'ge Christ bescherte,
Wo er durch Engel ließ erblühn
Den Weihnachtsbaum und funkelnd glühn,
Und mir das Bibelbuch verehrte,
In das ich durch der Mutter Hand
Den Namen eingeschrieben fand.

Wie staunt' ich an des Sternes Blitzen,
Wie späht' ich durch des Stalles Ritzen!
Kaum wagt' ich in den milden Schein
Zu blicken, der wie Mondeslicht
Der Mutter strahlt' ins Angesicht
Aus ihres Kindes Krippelein.
Wie scholl der Sang der Himmelsheere:
Gott in der Höh sei Preis und Ehre!

Wohl sind im kühlen Mannesherzen
Erloschen manche Freudenkerzen,
Doch eine kann erlöschen nicht.
Dein gnadenreiches Heilandsbild
Durchstrahlt noch heute klar und mild
Mein Herz mit weihnachthellem Licht;
Und ob heut niemand mein gedenkt,
Du hast dich selber mir geschenkt.

Du rufest jeden Erdensohn
Zu deiner Bruderliebe Thron,
Du lehrst das Erdenweh verschmerzen,
Du ziehst aus heißer Trübsalsglut
Geläutert, silberrein und gut
Die schlackenreichen Menschenherzen,
Du öffnest allen Irdischarmen
Dein Reich des Himmels voll Erbarmen.

Und wenn kein Stern dir vorgegangen,
Und wenn dich Engel nicht umfangen,
Nicht Glorienschein dein Haupt erhellt,
Du sitzest als der Gottessohn
Doch auf der Menschheit Ehrenthron
Als wahrer Heiland dieser Welt.
O Jesu Christ, gebenedeit
Seist du in alle Ewigkeit!

Frühlingsruf.

Auf, ihr Knospensärge,
Gebt die Toten frei!
Ziehet an, ihr Berge,
Grüne Liverei!

Eure Kerker springen,
Falter, schlüpft hervor!
Vögel auf, zu singen
Euren vollsten Chor!

Und ihr, Menschenkinder,
Wollt nicht stimmen ein?
Wollt ihr Feigen minder
Werdelustig sein?

Wie, ich muß euch kirren
Erst aus eurer Gruft
Mit der Lerchen Girren
Und der Veilchen Duft?

Kommt, und was euch presset,
Laßt im dumpfen Haus!
Nur wenn ihr vergesset,
Blühet euch mein Strauß.

Trotzet euren Wunden,
Folget meiner Spur,
Alles wird gesunden,
Hoffet, hoffet nur!

Zaubr' ich grüne Blätter
Aus der Scholle vor,
Werd' ich dir auch Retter,
O verzagter Thor.

Folge meinen Schritten,
Komm' in meine Hut!
Und was du gelitten,
Kommt dir nun zu gut.

Will sich rot nicht färben
Dein verlebtes Blut,
Nun, so lerne sterben
Frisch und wohlgemut!

Sterben — nicht vergehen!
Aus der Puppe Bann
Jugendlich erstehen!
Falter, himmelan!

Frühlingsträumereien.

1.

Im wonnig sonnigen Aprile
Lag' ich am blühenden Apfelbaum,
Und ließ mein Herz, dem West zum Spiele,
Sanft schaukeln wie im Kindertraum.

Und Farb' und Duft und Vogelsingen
Verschmolzen wogten auf mich ein,
Wie des Akkordes Töne klingen
Im dicht verschlungenen Verein.

Genießen wollt' ich, nur genießen,
Nicht horchen und nicht forschend sehn,
Im Frühlingshauche weich zerfließen,
Und mit dem Zephyr sanft verwehn.

Da riefen mir die hellen Stimmen
Der Grasmücklein mit ernstem Ton:
„Ei, solch Zerfließen und Verschwimmen
Geziemt es wohl dem Menschensohn?

O weh, daß du in diesen Tagen
Erwähltdes Südhauchs dumpfe Luft!
Wo alle Vögel singen und schlagen,
Soll atmen stumm die Menschenbrust?"

Was soll mein Lied am Lenzaltare?
Gesungen sind viel beßre schon;
Und ach, das ewig Unsagbare,
Das kündet keines Liedes Ton.

„Nur singen, singen, immer singen!
Wer stumm genießt, ist tief erkrankt.
Wer heißt euch neue Lieder bringen?
Wer freudig singt, hat Gott gedankt.“

2.

Fahrt, Grillen, hin! 's ist Narretei,
Mit Sorgen sich beschweren.
Der Mai ist da, der holde Mai,
Zu leben frisch und sorgenfrei,
Laßt euch die Vögel lehren!

Sie lieben sich und singen froh,
Das andre wird sich finden,
Zum Nest ein Hälmlein weiches Stroh,
Ein Körnlein liegt auch irgendwo.
Heil euch, ihr Zukunftblinden!

Zum Henker mit der Klügelei!
Was kümmert uns das Morgen?
Wir freuen uns am grünen Mai,
Und jauchzen: Hei juchhei juchhei,
Der Frohe ist geborgen!

Im Grase.

Auf blumigen Matten
Zu liegen im Schatten
Bei laulichem Weste,
Das heiß' ich Sieste!

Hoch über mich schlagen
Zusammen und ragen
Die Kräuter, wie Wellen
Smaragdener Quellen.

O Haine von Halmen,
Ihr niedlichen Palmen
Mit schwankenden Ährchen
Und zierlichen Härchen!

O Dolden, auf mächtigen
Stämmen mit prächtigen
Schirmen, ihr Riesen
Der blumigen Wiesen!

Welch Blütengefunkel!
Wie Gold die Ranunkel,
Das Glöckchen azuren,
Die Orchis purpuren!

Die blühenden Bräute
Vermählen sich heute.
Ei, das ist ein Trubel,
Ein Drängen, ein Jubel!

Es säuselt der kühle
Zephyr ins Gewühle:
„Nun, süße Mamsellchen,
Jetzt geig' ich zum Bällchen!“

Da giebt es ein Wiegen,
Ein Schmiegen und Biegen,
Ein Knixen und Gaukeln,
Ein wonniges Schaukeln.

Die Halme in netten
Brautmenuetten,
Die Käfer darunter
Tyrolerisch munter.

Die Falter als Tändler
Sich necken im Ländler,
Die Grillen sich hetzen
Mit Hopsasasätzen.

Die Käfer benutzen
Zum leckern Schmarutzen
Das bunte Gedränge
Der tanzenden Menge.

Am Blauglöckchen baumelt
Manch einer und taumelt;
So vielerlei Tröpfchen,
Das giebt halt ein Zöpfchen.

Da surret im Rummel
Auf mich eine Hummel,
Liebwerte, behüte,
Ich bin keine Blüte!

Fort muß ich mich machen;
Sonst schelten und lachen
Die Leute, und meinen:
Der trank sich wohl einen?

Im Mai.

Sieh, von wogendem Blütenduft
Zittert und wallet die laue Luft!
Lispelndes Rieseln und Fließen
Kündet des wachsenden Grüns Entsprießen!
Es toset tief, wie ferner Orgel Tönen,
Von Bienen-Summen und von Hummel-Dröhnen,
Und wie aus moosiger Schale
Ein Springquell steigt mit perlendem Strahle,
So steigt aus der Kronen hüllenden Blättern
Singender Vögel Wirbeln und Schmettern.

O Mai, o Mai,
Was weckst du mein schlummergeschlossenes Herz
Wieder zu bitter-süßem Schmerz?
Willst du's mit deinem Schmeicheltone,
Aufthun, wie den Kelch der Mohne,
Die, kaum hat sie begrüßt die Welt,
Wieder verwelket und zerfällt?

O Mai, o Mai,
Warum flüsterst du lockend ins Ohr,
Was ich auf immer, auf immer verlor?
Warum singest du, Lorelei,
Von der seligen Insel versunkenem Glücke,
Von meinem Mai?
Ach, wo ist zu der Insel die Brücke?
Hold und hehr
Dämmert sie grüßend in blaulicher Weite,
Aber mich trennt das meilenweite
Fährenlose Meer.

Nein, ich kann es nicht länger ertragen
All das Erinnern, Deuten und Fragen.
Wie ein schläfrig Kind in die Kissen sich wühlt,

Um sich der Mutter Kuß zu entziehn,
Will ich entfliehn,
Fernhin. wo mein vereinsamt Herz,
Holder Mai, deinen kosenden Scherz
Nicht mehr fühlt.
Dort im Dickicht junger Buchen
Auf dem schattenbeglückten Moos
Will ich, o Dämmrung, in deinem Schoß
Süßen vergessenden Schlummer suchen.

Aber auch hier
Bin ich nicht frei;
Folgest, o Mai,
Neckend, folgest du tröstend mir?
Durch der Buchenblätter seidene Franzen
Lässest du irrende Lichter tanzen,
Daß es wie üppiger goldener Regen
Niederschauert, mich zu wecken,
Mich aus dem süßen Vergessen zu schrecken.

Nein, du meinst es nicht bös, o Mai;
Horch, es tönt aus dem tiefen Hain
Glockenrein
Tröstlich der Drossel Melodei.
Ach, du hast mir ins Herz getroffen
Mit sehnsüchtig flötendem Ton.
Ja, ich verstehe dein Mahnen schon:
Hoffen, Hoffen!

Die alte Kirche.

(In Stadtilm.)

1.

Noch ragt sie aus den Häusern stolz erhaben,
Als könnte tief sie in den Himmel schauen.
O Kirche, sei gegrüßt, die einst den Knaben
Geheim erfüllt mit ahnungsvollem Grauen!

Der alten Türme zackige Pyramiden
Noch schlimmer aus dem Lote jetzt sich lehnen,
Doch droben brüstet sich in sichrem Frieden,
Der Dohlen Neid, ein Paar von goldnen Hähnen.

Noch schwingt das Brücklein sich von einem Turme
Zum Zwillingsturm. Oft hab' ich drauf gestanden
Und ließ mich schaukeln vom Oktobersturme,
Gesträubten Haares, bis die Sinne schwanden.

Der Fenster Maßwerk und das Laub der Friese,
Wie mocht' es nur so treu mein Geist bewahren!
Ein Sperlingsnest hing sonst am Dachkarniese:
Fürwahr, dort ist es, struppig wie vor Jahren.

Da steh' ich am Portal. Mit Kunst gezogen
Sind wie am Laubengang die schmucken Stäbe
Zu einem dicht verwobnen spitzen Bogen,
Und Bilder hangen dran als Frucht der Rebe.

Es klettern Lindwurm, Greif und Teufelsfratzen
In bunten Reihen an der Stäbe Kehlen;
Oft reckte das Getier die grimmen Tatzen
Nach mir, um nachts im Traume mich zu quälen.

Ihr bärt'gen Märtyrer auf den Konsolen,
Voll Wetternarben trotz den Baldachinen,
Ich kenn' euch noch genau, mit euren Stolen
Und euren mürrisch=strengen Andachtsmienen.

Und über'm Eingang, roh in Stein gehauen,
Das grause Relief vom Weltgerichte.
Oft sann ich hier, zerknirscht von bangem Grauen,
Auf welche Seite mich der Richter schlichte.

Ja, schließt mir auf, Herr Organist! Alleine
Will ich ein Stündchen weilen in den Räumen,
Und still bis zu des Abendrotes Scheine
Mich wiegen in der Knabengotik Träumen.

2.

Es klirrt die Thür, und wunderbar
Ihr Dröhnen durch die Wölbung hallt;
Ich schreite sachte zum Altar,
Wie das so eigen schallt!

Hier kniet' ich, wenn ich still herein
Geschlüpft war ungesehn,
Auf diesem ausgetretnen Stein,
Und hoffte — Gott zu sehn.

Wie hab' ich sterbensbang gekniet,
Gebetet heiß und still!
Sieh da, die Mauerschwalbe zieht
Wie sonst und girret schrill!

Sie schwibbt' im Schiffe über mir
Herein bald und hinaus,
Und zwitscherte: So dort wie hier
Die Welt ist all sein Haus!

Beschämt bis in die tiefste Seel'
Entwich ich durchs Portal.
Wär' fromm ich nur wie Samuel,
Erschien' Er doch einmal!

3.

Da muß sie sein, die dunkle Stelle.
Horch, dröhnt' es nicht in dumpfem Takt?
Da schwingt sich feierlich das Pendel,
Das Räderwerk von oben knackt.
Hier stand ich oft mit starrem Graun,
Das Herz der Zeit meint' ich zu sehen,
Und dachte: Wenn dies stille steht,
Da muß die Welt vergehen!

Und mit versteinernd kaltem Schauer
Dacht' ich ans Ende dieser Welt,
Wo all dies bunte Erdenwesen
In ödes leeres Nichts zerfällt.
Und doch zuckt' es mir in der Hand,
Des Pendels Schwingung anzuhalten,
Herauszufordern überkeck
Die dunkelen Gewalten.

Da klang herauf die düstre Treppe
Vom Kirchhof Kinderspielgetön.
Nein diese Welt darf noch nicht enden,
Sie ist so jung noch und so schön!
Treppab sprang ich mit Herzensangst,
Und abends bat ich Gott vorm Schlafen,
Er wolle meinen Frevelmut
Nicht allzustreng bestrafen.

4.

Empor durch dicht gekreuzte Balken
Klomm ich vom zugigen Glockenstuhle
Dorthin, wo neben Rüttelfalken
Der Tauber kos't mit seiner Buhle.

Durch eines Kleeblatts offne Fächer
Schaut' ich zum fernen Horizonte,
Von wo zum letzten Gruß die Dächer
Das Taggestirn mit Purpur sonnte,

Ein scharfer Zug hat sich erhoben,
Er saust einher mit wilden Schwingen
Und rüttelt Stein und Eisenkloben,
Um aus den Fugen sie zu bringen.

Die schlanken Giebeltürmchen schwanken,
Wie Tannen in durchstürmten Forsten,
Es beben selbst des Turmes Flanken,
Die mancher Blitzstrahl schon geborsten.

Ja, rüttle nur an seiner Krone!
Fest steht der Bau, der riesengroße;
Vor deinem übermüt'gen Hohne
Wird keine Kreuzesblume lose.

Du wehest mit all' deinem Toben
Hinweg vielleicht die alten Nester
Und das Schmarotzermoos da droben; —
Der Mörtel wird alljährlich fester.

Und Kinder noch und Enkel werden
Zum hehren Bau nach oben schauen,
Und satt des Marktgewühls der Erden
An ihm ihr sehnend Herz erbauen.

In der Nacht.

Laue liebliche Maiennacht;
Alles wiegt sich im Traume.
Nur ein fernes Gewölke wacht,
Blitzend im düstern Saume.

Horch, die Töne der Nachtigall
Flammen aus dunkeln Bäumen!
Ist es verlorener Liebe Schall,
Morgenden Glückes Träumen?

Brust, was schwillst du so weit, so weit?
Herz, was soll mir dein Schlagen?
Rührt euch vergangene glückliche Zeit,
Träumt ihr von künftigen Tagen?

Am Sarge eines Tagelöhners.

Du altes ehrliches Gesicht,
Da liegst du nun uud kennst mich nicht.
Du faltest deine harten Hände
Zur süßen Ruhe ohne Ende.

Behaglich, Alter, liegest du,
Wie bei der kurzen Ernteruh,
Wenn hinter einem Garben-haufen
Du dich gelagert zu verschnaufen;

Behaglich, wie am Nachmittag
Des Sonntags du am grünen Hag
Verspottetest die jungen Leute,
Die statt der Ruh der Tanz er-freute;

Behaglich, wie — Gott wird's verzeihn —
Du in der Kirche schliefest ein
Trotz deines Straußes, der den Alten
Zur Predigt sollte munter halten.

Du treuer Knecht im Weinberg, hast
Getragen saurer Jahre Last,
Getagelohnt dein langes Leben,
Nun wird zum Lohn dir Ruh gegeben.

Den Rosenstrauß, den ich dir band,
Den will ich nun in deine Hand
Mit aller Vorsicht heimlich stecken,
Um dich nicht aus der Ruh zu wecken.

An die Mohnblume.

Eilig verblühender Mohn, der du mit buntem Schein
In das entfärbte Gefild prächtige Muster webst,
Fröhliche Menschen erfreun sich an deinen purpurnen Blüten,
Aber sie meiden dein Duften.

Süß ist des Veilchens Hauch, herrlich der Rose Duft,
Heiß wie der würzige Wein lodert der Nelke Arom;
Doch gleich Lethe's Flut, die des Lebens Erinnrungen tilget,
Streust du betäubenden Duft aus.

Pflücket den Veilchenstrauß, die ihr den Mai ersehnt!
Die ihr geliebt euch wißt, schmückt euch mit Rosenpracht!
Aber des Unglücks Sohn, der sich nichts wünscht als zu vergessen,
Wählt sich die Mohne zum Labsal,

Wenn ihn die lange Nacht quälet mit bittrem Schmerz,
Wenn er sich schlaflos wälzt stöhnend im Folterbett,
Da lang alles entschlief und der Zeiger der tickenden Wanduhr
Stocket im schläfrigen Kreislauf.

O wie segnet er dich, dich der Gequälten Trost,
Den heilkundig ein Freund in des Vergessens Trunk
Darreicht, wenn ihm das Lid an dem brennenden Auge sich schließet,
Und die beglückende Gottheit

Naht auf dem Wagenthron, den ihr ein Eulenpaar
Ohne Geräusch bewegt! Träufle, o träufle ihm
Huldvoll perlenden Tau, daß die schmachtende Seele sich labe,
Herrlicher König der Traumwelt!

Zaubre die Jugend vor seinen entzückten Geist,
Laß ihn noch einmal schaun glücklicher Tage Glanz,
Maiduft hauch' ihm gelind in die schmerzverdunkelte Seele,
Hoffnung der besseren Zukunft!

An der Wiege eines armen Kindes.

Du armes Proletarierkind,
Wie lebensfroh seh' ich dich liegen!
Komm, laß mich, wie der Schaukelwind
Das Weinlaub wiegt, dein Bettlein wiegen!
Wie haschest mit den Händchen klein
Du nach dem goldnen Sonnenschein
Und strampelst mit den runden Füßen,
Die liebe schöne Welt zu grüßen!

Wie lächelst du ins milde Licht
Mit deinen Äugelein, den frommen!
Ach, armer Schelm, dir ahnet nicht,
Daß du hier ankamst unwillkommen.
Dein Vater blickte düster drein,

Die Ahne sprach: Es muß halt sein!
Die Mutter hat dich, bangbeklommen,
Mit Sorgen an die Brust genommen.

Noch quillt dir süßer Lebenswein
So reich wie eines Königs Söhnen,
Noch dringt dir in das Ohr hinein
Nur sanfter Wiegenlieder Tönen;
Noch weißt du nicht, wie arm, blutarm,
Du bist samt der Geschwister Schwarm;
Noch meinst du, was die Augen fanden,
Das sei für dich, mein Kind, vorhanden.

Doch bald wirst du im Felde gehn
Mit deinen nackten roten Füßen,
Und lecker nach den Rüben sehn,
Die dein nicht sind, die zuckersüßen.
Der Hunger lockt. O halte Stand!
Du stehst an eines Abgrunds Rand,
Der Tausende von deinesgleichen
Begraben als entstellte Leichen!

Schon bangt dem Schulzen vor dem Haus
Des Armen mit den vielen Kleinen,
Bald stößt als Diebespack dich aus
Die Jugend aus den Spielvereinen.
Du lernst sie hassen, die da reich;
Das Faustrecht gilt, drum Streich für Streich!
Bis sie dich wie ein Raubtier hetzen
Und hinter Schloß und Riegel setzen.

Fort, Schreckensbild! Wie wagst du dich
Vor diese Äuglein, diese frommen?
Ruft nicht der Heiland gnädiglich:
Lasset die Kindlein zu mir kommen!
O kämst du doch, du armes Blut,
In treuer Pfleger milde Hut,
Der Not entrückt und der Gemeinheit,
Und wüchsest auf in edler Reinheit!

Wer weiß, was in des Kindes Hirn
Sich birgt an Keimen großer Saaten?
Wer weiß, ob nicht ein Glanzgestirn
Du strahlen sollst durch Geistesthaten?
Ob nicht ein holder Genius
Dich küßte mit dem Weihekuß,

Daß du mit großem, sichrem Ahnen
Der Menschheit brechest neue Bahnen?

Du lächelst meiner Träumerei
Und lallest eine muntre Weise,
Als spottest du, wie thöricht sei
Mein Traum von deiner Lebensreise.
Wohl hast du recht, ein wackrer Held
Bewährt sich auch auf kleinem Feld.
Erwähle dir ein Los bescheiden,
Mit wenig Glanz und wenig Leiden!

Ja, Knabe, werde schlicht uud recht
In niedrer Scholle treibe wacker!
Werd' du ein kräft'ger Bauernknecht
Und reiße Furchen in den Acker!
Dich liebt des Herren Roßgespann
Treu, als gehörte Dir es an;
Wie wirst du wohlig heimwärts reiten
Und pfeifend seinen Schritt begleiten!

Und wenn du wochenlang geschanzt,
Dann wartet dein die brave Dirne,
Die mit dir singt und mit dir tanzt
Und scherzend glättet deine Stirne!
Und wenn ein Sümmchen ihr erspart,
Dann waget ihr die große Fahrt,
Und scheuet nicht des Meeres Tosen,
Es ist der Freund der Heimatlosen!

Es trägt euch in ein junges Land,
Das Raum noch hat für arme Leute.
Ihr rühret wacker eure Hand,
Ein Stücklein Wald wird eure Beute.
Den Ahorn fällt dein kräft'ger Arm,
Das Blockhaus birgt euch traulich warm,
Und eure Felder, selbstgewonnen,
Umlagern euch im Glanz der Sonnen.

Und schwimmt ihr gleich im Überfluß,
Bleibt doch der Heimat euer Lieben,
Ihr sendet manchen treuen Gruß
In Briefen schülerhaft geschrieben.
Dem Bruder schafft ihr Dach und Fach,
Die arme Schwester holt ihr nach,
Daß sie der schnurrenden Maschine
Nicht lebenslang als Sklavin diene. —

O Phantasie, wie schweifst du wild
Hinweg von diesem stillen Raume,
Indes der Knabe engelsmild
Entschlummert ist zu süßem Traume!
Am Fenster spielt der Abendwind.
Fahr wohl, du Proletarierkind,
Und mög' mein Glückes-Prophezeien
Zur Wirklichkeit für dich gedeihen!

Im Jahre 1847.

1.

Froh schlug die Wachtel in den falben Auen,
Die Menschen aber wagten nicht zu singen,
Denn ihre Herzen lähmte Furcht und Grauen.
Ach, nirgends auf den gelben Halmen hingen
Die Ähren segenschwer; mit Gift betaut
Erschien die Saat und wollte Frucht nicht bringen.
Wie fluchgetroffen schrumpfte schwarz das Kraut,
Und Sodomsäpfeln glichen seine Knollen,
Auf die der Arme seine Hoffnung baut.
Um ihre Stütze schlang in kummervollen
Gewinden sich die Rebe; auch die Traube
Traf der Dämonen pestverbreitend Grollen.
Dem Altersiechtum ward das Land zum Raube,
Verblaßt ist der Gesundheit letzte Spur,
In Nacht versinkt der frohe Zukunftsglaube.
Schwer atmend stieg ich bergwärts aus der Flur,
Umwölkt von bangen, traurigen Gedanken.
Ach, krank bist du, gealterte Natur!
Des schönen Baues morsche Pfeiler wanken,
In dem sich der Zerstörung Geister regen.
Kein Wunder, daß wir selber schwer erkranken!
Schon lang ist uns versagt des Wohlseins Segen,
In Kinderherzen nur kann unbefangen
Und froh des Lebens Quell sich noch bewegen.
Kalt bis zum Marke rieselt schaurig Bangen
Vor schlimmer Krankheit schicksalsvollen Stunden,
Ans Herz hat sich uns schlangengleich gehangen
Der Zweifel und vergiftet unsre Wunden.
Gelähmt ist uns der deutschen Arme Kraft,
Zu schwach zum Schwertesdienst sind wir befunden.

Ein sieches Leben hat das Volk erschlafft.
Europas Scepter schwangen unsre Ahnen;
Wir Enkel aber, ach, wie greisenhaft!
Die schwachen Sprossen kräftiger Germanen,
Wir sind der rüst'gen Völker Spott und Hohn
Und sehen neidlos andrer Siegerbahnen.
Zersplittert, unfrei siecht die Nation.
Dahin ist selbst die Zeit der großen Dichter,
Im Kleinen groß nur ist der Epigon.
Kleingeist'ger Sammler, eitler Splitterrichter,
Wie bläht er sich, der nur geerbte Güter
Verzehrt und dankt als Leichenstein=Errichter!
Verbittert sind die kindlichsten Gemüter,
Neidselig hassen sich des Volkes Klassen
Und knirschend folgt die Herde ihrem Hüter.
Und wo sich alle um die Wette hassen,
Da werden aus geborstnen Kraters Schlunde
Urplötzlich quellen glühe Lavamassen;
Hohn lacht der Feind, es naht die grause Stunde
Des Bruderkampfs, es krächzen schon die Raben,
Und schaurig summt die Totenglocke Kunde:
In Polens Gruft wird ein Genoß begraben!

2.

Nach Westen schwebt durch die azurnen Fluten,
Sich in gekräuseltem Gewölk zu baden,
Die Sonn' und haucht es an mit Rosengluten.
Und lieblich lockend scheint sie einzuladen:
„Kommt, ziehet mit, verlasset Schutt und Grüfte.
Ich führ' euch zu gesegneten Gestaden.
Im Westen wehn des ew'gen Frühlings Lüfte,
Die als die Grüße jungfräulicher Haine
Euch fächelnd bringen holde Blütendüfte.
Kommt, wählt der blumigen Prärien eine,
Die noch der gier'ge Yankee nicht durchritten,
Und pflanzet eine junge Volksgemeine!
Zu Hause laßt, was ihr daheim gelitten,
Und tragt ins rauhe, freie Siedlerleben
Die Menschlichkeit und biedre deutsche Sitten!
Dort wird der Mais euch goldne Körner geben,
In Fülle spendet euch der Weizen Brot,
Um Lebenseichen schlinget ihr die Reben.

Dann labt sich, wenn erglüht das Abendrot,
Das kindlichfrohe Volk an Tanz und Sange,
Nicht mehr verdüstert von der herben Not.
Was folgt ihr nicht dem alten deutschen Drange?
Zum Wandern ist der deutsche Stamm erkoren,
Nicht zu verkümmern in der Scholle Zwange.
Im Osten des Ural ward er geboren,
Doch als der Väter Heimat ward zu enge,
Da zog er westwärts zu Atlantis*) Thoren.
Was duldet ihr, daß euch das Schicksal dränge?
Ist ehern eurer alten Heimat Band,
Daß es der Drang der herben Not nicht sprenge?
Dort giebt's zu schaffen für die deutsche Hand,
Dort ist noch Raum für frischen freien Mut,
Dort winkt das freie, das gelobte Land.
Auf, auf! an Bord! Und schleudert in die Flut,
Was noch von deutschem Siechtum an euch klebt!
Im jungen Land verjünget sich das Blut.
Von frischem Puls wird eure Brust belebt,
Zu neuem Sange regt sich euer Herz,
Wenn's lerchenfreudig in dem Freien schwebt.
Auf, deutsche Jugend, wandre abendwärts!"

3.

Was von des neuen Lebens Nektarschaum
Die Hoffnung perlend mir ins Herz gegossen,
Es ward der Tag' und Nächte sel'ger Traum;
Und mehr als Traum. Ich fühlte mich entschlossen,
Ich griff voll Mut zum alten Wanderstabe,
Nicht fehlten Freunde als der Fahrt Genossen.
Mich knüpft' ans Heimatland nicht ird'sche Habe,
Nicht eine Scholle Erde nannt' ich mein,
Auch nicht das Beetlein auf des Bruders Grabe.
Um rüstig für die neue Welt zu sein,
Lernt' ich mit Lust, den Pflug gerecht zu führen
Und schafft' als Schnitter mit am Ackerrain.
Nun galt es noch, die Güter zu erküren,
Die von dem Vaterlande jedem Erben
Als köstliche Kleinodien gebühren,

*) Atlantis, der Sage nach der Name einer großen Insel (Amerika) im Atlantischen Ocean.

Die Keiner missen mag vor seinem Sterben.
O welche Schätze hoben Deutschlands Söhne
Durch ihr begeistert um die Wahrheit Werben!
O deutsche Dichtung, deutsche Kunst der Töne!
Wie könnt' ein edles Leben neu entsprießen,
Das nicht des deutschen Geistes Hauch verschöne?
Und da ich mich zum Wählen soll entschließen,
Da fühl' beschämt ich, welchen reichen Segen
Im armen Vaterlande wir genießen,
Wo uns geweihter Ahnen Hände pflegen
Und, daß uns alle Völker müssen neiden,
Auf deutsche Armut träufeln goldnen Regen.
Verschmachten müßt' ich, wenn ich sollte meiden
Den Himmelstau, den sie auf uns ergossen.
Nein, lieber will ich bittre Armut leiden,
Als dich verlassen, Land, dem ich entsprossen,
Als missen deines Geistes edle Gaben,
Die aller Welt ein höh'res Sein erschlossen.
Mög' euch, ihr Pilger, reichste Fülle laben,
Daß drüben ihr die Heimat nicht entbehrt!
Doch mich soll sie in ihrem Schoß begraben —
Ich bleib' ihr treu, so lang mein Atem währt!

In der Einöde.

Die Sonne barg sich hinterm Forste
In ihres Purpurmantels Pracht,
Nun duckt in seinem Felsenhorste
Der Falk sich vor der droh'nden Nacht.
Die Wespe ruht vom Beutefluge
In ihrem Nest, dem zellenvollen,
Die Nattern sich im Laube rollen,
Erschöpft vom heißen Räuberzuge.

Fern ist den dämmernden Gefilden
Des Feuerrohres Mordgeschoß,
Es schläft der wildeste der Wilden,
Der Mensch, des Falken Blutgenoß;
Es ruhn die Knaben, die im Netze
Des Baches stumme Brut berückten,
Der Jäger ruht, den hoch entzückten
Des Rehes todesbange Sätze.

Schläft endlich in dem stillen Raume
Der blut'gen Triebe rohe Gier?
Wiegt sich im süßen Kindheitstraume,
Im Edensfrieden das Revier?
Nein! Leise machen sich zum Rauben
Die Fledermäuse auf und Eulen,
Die Füchse mordverkündend heulen,
Der Marder klettert nach den Tauben.

Von der Arena blut'gen Spuren
Zu euch der trübe Blick sich lenkt,
Die ihr, die einz'gen Kreaturen,
An Rauben nicht und Morden denkt,
Die an der Mutterbrust der Erde
Ihr friedlich eure Nahrung findet,
Des Himmels Atem in euch bindet,
Daß er in euch belebet werde!

Und doch, o Pflanzen, mit dem Strahle
Der sanften Schönheit hold geschmückt,
Auch eurer Stirn sind Kainsmale
Der gier'gen Selbstsucht aufgedrückt.
Und dehnten endlos sich die Zonen,
Wär' Raum in Fülle allen eigen,
Es würden nicht die Fehden schweigen,
Wo Stärkere bei Schwachen wohnen.

Ihr Königskerzen, goldenblühend
Auf waldentblößtem Felsenhang,
Du Fingerhut in Purpur glühend,
Schon naht sich euch der Untergang.
Die arglos ihr vor dem Versengen
Beschützt, die winzig kleinen Tannen,
Die werden bald euch übermannen,
Mit neid'schem Schatten euch verdrängen.

Die Blume muß dem Baume weichen,
Das größre Recht verbleibt der Macht,
Es kämpfen selbst die Schwestergleichen
Um jede Scholle Tag und Nacht.
Dort ringt um einen Fußbreit Felsen
Die Kiefer grimmig mit der Kiefer,
Und jede bohrt die Wurzel tiefer,
Den Gegner in die Schlucht zu wälzen.

Nicht eins will sich genügen lassen,
Ein jedes schiebt und drängt und zwängt,
Bis es gewaltig durch die Massen
Sich seines Lebens Gasse sprengt,
Wie in des Markts habsücht'gem Jagen
Die Menschen neidisch sich bekriegen; —
Wer kampflos ruht, muß unterliegen,
Wer leben will, der muß sich schlagen!

Das Rätsel, tief und mitternächtig,
Drängt sich mir auf zu solcher Zeit,
Wie diese Welt so schön, so prächtig
Erblüht aus schnöder Selbstsucht Streit;
Wie aus dem Wirrwarr sich gestaltet
Der Tempelbau des großen Ganzen,
Und aus den grellsten Dissonanzen
Sich Sphärenharmonie entfaltet!

Am Gottesacker.

Der Mond winkt mir zum grünen Fichtenzaun:
„Komm, willst du nicht mein süßes Träumen teilen?
Zieht es dich nicht, den stillen Raum zu schaun,
Am Ruhehafen sinnend zu verweilen,
Wo Schiff bei Schiff vor Anker modernd ruht,
Nie mehr zu steuern auf die hohe Flut?"

Ihr stillen Schläfer, seid gegrüßt! Schon viele
Von euch geleitet' ich zum Erdenziele,
Manch hellen Augenstern sah ich umschatten,
Und manchen frischen Atemquell ermatten,

Manch glattes Antlitz schon sich sterbend falten,
Schon manche warme Hand fühlt' ich erkalten.

Ein wunderbares Schauspiel ist das Sterben.
Stumm weilt das Kind, des Wangen sich verfärben,
Bei seinem lieben Vogel, der verscheidet,
Der mit der Nickhaut bald das Aug' umkleidet,
Bald wieder flehend schaut zu dem Gespielen.
Fühlt gleich das Kind sein weiches Herz erstarren,
Des Sterbens Zauber bannt es auszuharren.
Der kieselfeste Mann auch, der schon vielen
Die Augen zugedrückt, blickt grauend drein,
Wenn neben ihm ein bleicher Bruder bange
Und mühsam stöhnt auf seinem dunklen Gange.
Ein tiefer Schauer rinnt ihm durchs Gebein,
Es ahnet ihm: Bald wird auch mir so sein!

Voll Grauen starrt uns an die dunkle Kluft,
Durch die aus meerumtos'tem Felsenriff
Zum Friedenshafen fährt das lecke Schiff.
Doch, schieden wir dahin, wie leichter Duft,
Wie ihn die Sonn' abschmeichelt einer Rose,
Verglühten sanft wir, wie das schmerzenlose,
Wir sterbesel'ge stille Abendrot —
Das würden bitter unser Los beklagen
Und vorwurfsvoll das dunkle Schicksal fragen:
Was weihst du mich unzeitig frühem Tod?

Wie gern genießen wir des Daseins Wonne,
Wie gerne wandeln wir im Licht der Sonne,
Um schaffend edle Kräfte frisch zu regen,
Um einzuernten saurer Arbeit Segen!
Es ist so süß das holde Erdenleben,
Das bloße Atmen süß! Nun vollends streben,
Verkörpern hier im schönen Erdenraum
Der regen Seele kühnen Schöpfertraum;
Durch Zauberkraft zu rufen an das Licht
Die schattenhaft uns drängenden Gedanken,
Die werdelustig flehend uns umschwanken!
Sie zu erlösen aus dem öden Schein,
In Marmor sie, in Farben, im Gedicht
Zu zaubern in das wahre klare Sein!
Wie klopft das Herz, das für die Zukunft strebt,
Ein Werk zu hinterlassen den Genossen,

Das, aus der tiefsten Tiefe ihm entsprossen,
Das flücht'ge Menschenleben überlebt!
Und wär es nur ein schlichter kleiner Bronnen
Zur Pilgerruh mit schattigkühlen Bänken,
Ein Gärtlein, öder Wildnis abgewonnen,
In dem ein Baum uns wächst zum Angedenken
Beim Enkel, der die späten Früchte bricht. —

O, traue deinem kühnen Hoffen nicht!
Ihn kümmert nicht dein Ringen und dein Streben,
Ab ruft der Tod vom thatenkräft'gen Leben,
Im Nu verlischt des Hoffnungssternes Licht.

Der Bursch, der dort sein Erdenbettlein fand,
Er wollte wandern in die weite Ferne,
Daß er die Kunst bei echten Meistern lerne,
Da rührt' ihn an des Todes eis'ge Hand.
Sein Wachstuchhut hing glänzend an der Wand,
Wie hat sein brechend Aug' auf ihn geschaut! —
Du lieblich Kind, schon war dein Kranz gebunden,
Er hätte morgen dir das Haupt umwunden,
Weg riß der Tod vom Traualtar die Braut. —
Des Knaben Händchen hielt in Todesqualen
Den Farbenkasten, das Geschenk des Paten;
Nur einen, ach nur einen der Soldaten
Wollt' er mit prächt'ger Scharlachfarbe malen,
Als schon die Rosenwang' ihm war verblaßt. —
Nur seinen Enkel möcht' ein Greis noch sehn
Mit bunter Zuckertüte heimwärts gehn
Vom ersten Schulgang, seine süße Last
Mit Jubel tragend und mit scheuer Hast. —

O irdisch Streben, o vergeblich Hoffen!
Es schwirrt der Pfeil und hat ins Herz getroffen,
Wie auch der Freund gen Himmel blickend klagt,
Wie grübelnd sich der arme Doktor plagt,
Ob nicht ein Kraut sei, eine holde Kraft,
Die Menschenkunst aus Erz und Pflanze schafft,
Um eine Woche nur, nur einen Tag
Des armen Herzens sterbensmüden Schlag
Zu fristen.

Doch umsonst; still steht die Uhr,
Die seit der ersten dumpfen Daseinslust
Sich regte in der wechselvollen Brust,
Und statt des Menschen blieb ein Leichnam nur.

Du sagtest kühl: „Nun ist es eben all,
Die Formen wechseln auf dem Erdenball;
Gemach verwest die modernde Maschine,
Daß andrem Leben sie zur Zehrung diene.
Der Stoff ist ewig auf der Wanderschaft.
Ein Rosenstock saugt aus dem Grabe Saft,
Er grünt und blüt, uud streuet seinen Duft
Fort in die Allernährerin, die Luft,
Sie giebt dem maiengrünen Saatfeld Speise,
Und dies dem Menschen. Alles im Geleise,
Dies ist der ew'ge Kreislauf der Natur!" —

— Was Erde ist, verwest zu Erde nur.
So wahr er denkt, so wahr lebt fort der Geist,
Der alle Erdenbanden kühn zerreißt,
Durch alle Himmelsfernen forschend schweift
Und gläubig ahnet, was er nicht begreift,
Der für die Gottesstimme in der Brust
Sein Herzblut opfert, jede Erdenlust.

Du lächelst wohl, wie einst vor langen Jahren,
Als wir allein im stillen Leichensaale
Bei eines Wintertages trübem Strahle
An unsrer grausen Arbeit emsig waren.
Du suchtest mich durch scharfen Witz zu schlagen
Und meines Herzens Kleinod mir zu rauben,
Du lächeltest ob meinem Kinderglauben;
Mich schreckte dein verzweifeltes Entsagen.
Ich stritt mit dir in jugendlicher Hitze
Und goß dir aus des Herzens volle Schale;
Du standest ruhig mit dem blanken Stahle
Und hieltest mich zurück mit kalter Spitze.

Ein Dämon schien zu feien deine Waffen.
Dem Stoff verfochtest du ein ewig Leben,
Der Geist allein soll in das Nichts verschweben,
Will sich der Proteus neue Formen schaffen.
Ein Lichtlein sei der Geist, das rasch verkümmert,
Wenn seines Dochtes Fäserchen verkohlen,
Ein Duft, der jäh zerstiebt mit den Violen,
Ein Ton, der mit der Harfe wird zertrümmert.

Und als die Dämmerung mit schwarzen Netzen
Uns eingefangen in des Todes Reichen,
Da fühlt' ich nicht vor den zerfleischten Leichen,

Vor deinem Glauben fühlt' ich kalt Entsetzen.
Ich fühlt' ihn schon als eisig kalte Schlange
Von deiner Brust an meine Brust sich schlingen,
Schon fühlt' ich ihre Ringel mich umringen,
Und zum Ersticken ward mir angst und bange.

Und ist die Welt dann nicht ein Schwall von Fratzen?
Wird sie dir nicht zum öden schwarzen Moore,
Das faule Blasen treibt im strupp'gen Rohre,
Die gärend brodeln, häßlich zu zerplatzen?
Wär es nicht besser dann, als Tier zu wühlen
Und Eintagsfreuden gierig zu erjagen,
Als nach dem Ideale sich zu plagen,
Um nie befriedigt elend sich zu fühlen? —

Noch hör' ich heut' von dir das leise, dumpfe
Geständnis: „Nun, im All darf's auch nicht fehlen
An Wesen, die nach Höherem sich quälen
Empor aus des Gemeinen schnödem Sumpfe!“ —

Da fiel mir's von der Brust wie Bleiesschwere,
Ich eilte freundlich deine Hand zu fassen.
Wir wollen uns bei unsrem Glauben lassen,
Ein jeder lebe zu des seinen Ehre!
Komm, laß uns um das Glauben niemals grollen!
Grabdunkel sind des Lebens tiefste Fluten,
Doch wie ein Leuchtturm strahlt des Schönen, Guten
Hochheilig Ideal. Wir ahnen, was wir *sollen*,
Wenn sich des Meeres Tiefen auch verbergen.
Bald landen beide wir am stillen Porte,
Der uns enthüllt des Lebens Rätselworte.
Getrost, wir enden nicht in dumpfen Särgen! —

Und als wir traten aus dem Leichensaale
Ins Freie, wo die Abendnebel sanken,
Da hoben wir die Blicke und Gedanken
Empor zu des gestirnten Himmels Strahle;
Und, angeweht von heil'ger Himmelsweihe,
Wir gingen Arm in Arm ins schnee'ge Freie. —

O Jugendfreund! Labt dich in weiter Ferne,
Wo überm Ocean im jungen Leben
Du Freistatt suchtest für dein großes Streben,
Labt dich gleich mir der Trostesblick der Sterne?
Riß dir der Tod ein teures Weib vom Herzen,
Ein holdes Kindlein mußt' es frühe sterben,

Daß du im bittern Kampfe sollst erwerben,
Was Millionen erben ohne Schmerzen?
Bist du dem Erdendunkel schon enthoben
Und schaust in sonnengleicher Himmelsklarheit,
Was uns ein blasses Spiegelbild, die Wahrheit?

An dich gedenkend schau' ich heut nach oben
Von dieser mondbeglänzten Ruhestätte,
Wo mir dereinst sich wölbt mein Ruhebette,
Und kühner schwingt die Hoffnung ihre Flügel:
Nicht ganz vergeh' ich unterm Rasenhügel!

Wanderlied.

Nun liegt die Heimat hinter mir
Und vor mir Berg und Thal.
Ade, du düsteres Quartier!
Nun wandern wir, nun wandern wir
Im goldnen Sonnenstrahl.

Es folget mir nicht Sorg' und Plag'
Empor aus düstrem Grund,
Es rauscht um mich der Sommertag
Mit kühlen Waldes Wellenschlag,
Drin bad' ich mich gesund.

Sieh, wie die Lerche selig steigt
Im Singen himmelwärts!
Der Himmel sich entgegen neigt
Dem, der mit Singen aufwärts steigt;
Empor, du fröhlich Herz!

Auf einer Ritterburg.

Gegründet hast du in des Faustrechts Tagen
Dir diese Burg für alle Ewigkeit,
Mit Ehrfurcht sahn die Dörfer weit und breit
Die Türme ihres Lehnsherrn drohend ragen.

Durch Geisterhände aus dem Feld geschlagen
Bist du, o Ritter, im Vernichtungsstreit;
Dein Schloß verfiel zu Trümmern, deine Zeit
Trotz allem Glanz zu wüsten Räubersagen.

Dein Wartturm liegt im Graben, öd' und ohne
Bedachung bröckeln deines Saales Mauern,
Derweil um seinen Horst der Falke kreist.

In der Kapelle unter laub'ger Krone
Sitz' ich, und kann dein Schicksal nicht bedauern, —
Den Michel Kohlhas les' ich unsres Kleist.

Auf der Eisenbahn.

1.

Es schnaubt das eh'rne Roß und dampft
Aus seinen Nüstern Nebelstreifen,
Es zuckt am Strange, wiehert, stampft,
Begierig wacker auszugreifen,
Jetzt sprengt es an, und stürmet fort —
Und plötzlich wird zum Hier das Dort.

Fortgallopiert mit stolzem Sinn
Der Mensch auf selbstgeschaffnem Rosse,
Es jaget mühelos dahin
Mit schlangengleichem Wagentrosse,
Es fliegt vorbei am trägen Kahn,
Der kaum sich regt auf seiner Bahn.

Der Äcker lange Furchen drehn
Sich wie der Faden an der Spindel.
Die Wolken scheinen still zu stehn,
Als faßte Grauen sie und Schwindel.
Das Roß, am Pfluge angezäumt,
Sich vor dem Dampfroß scheut und bäumt.

Es grauset auch dem Menschen schier.
Kaum kann der Meister selber zügeln
Das übermüt'ge Zaubertier,
Das trotz'ger Zorn scheint zu beflügeln.
Doch feuersprühend auf den Schienen
Muß es dem Erdenkönig dienen.

2.

Weit spannt sich übers Land
Das Himmelsblau,
Und deckt als Lichtgezelt
Die holde Au.
Behaglich in der Wiesen Grün
Sonnt sich der Strom,
Behaglich streut der Birkenhain
Sein süß Arom.

Aus Linden streckt ein Turm
Sein Kreuz empor,
Der Dächer Stroh blickt scheu
Aus Büschen vor,
Und zwischen Hecken tauchet auf
Ein holdes Kind,
Schon ist's dahin, wie fortgeweht
Vom Wirbelwind.

Nun braust durch waldig Land,
Am stillen See
Vorbei der Zug. Erschreckt
Entflieht das Reh.
Was birgt der blaue Horizont
An jenen Höh'n?
Schon thut sich's auf, und immer neu
Und immer schön.

O Wandern, gleichst du doch
Dem Vogelzug,
Der stolz vorübersaust
Im hohen Flug!
Zum Ziele jagt das Dampfroß euch
Im wirren Traum,
Was Schönes still am Wege blüht,
Erblickt ihr kaum.

3.

Hast du des Meeres Strudelschwall gesehn,
Wo schwindelnd sich die ew'gen Wirbel drehn,

Wo eine neue Kräus'lung, kaum geboren,
Im Taumelwirbel geht alsbald verloren?

So dünkt mir heut die wirre Flucht der Welt;
Drum bann ich meinen Blick ins Wanderzelt,*)
Sieh, Greise, Kinder, Männer, Mädchen, Frauen
In bunter Stufenleiter sind zu schauen.
Behaglich läßt im wohlgefüllten Wagen
Die Menschenschar der Ferne zu sich tragen.
Die plaudern leis vom wagenden Geschäft,
Wie bald das Glück sie hätschelt, bald sie äfft.
Ei, wie der Handwerksbursch im Schlaf sich reckt,
Und seine wandermüden Glieder streckt!
Dort fährt mit narb'ger Wange, stolz und stumm,
Ein Musensohn ins Philisterium.
Daneben sitzt ein Mädchen holdverlegen,
Sie eilt dem teuren Bräutigam entgegen.
Der Seemann dort mit spiegelblankem Hut
Erzählt von seinen Fahrten auf der Flut.
Das greise Elternpaar, viel Jahre schon
Mit Schmerz erwartet, reist zum fernen Sohn.
Zur kranken Mutter eilt der Knabe bang,
O Dampfroß, eile! Nimmer lebt sie lang.
Ist's doch, als hätten östliche Nomaden
Den ganzen Stamm auf's Räderzelt geladen.
Welch buntes Hoffen, Bangen, Sehnen, Streben,
Ein winzig Bild vom bunten Menschenleben!

4.

Der Zügel hemmt des Renners Jagen,
Er sträubt sich wiehernd, doch er muß hier stehen.
Kaum grüßend gehn, die er getragen,
Und scheiden kalt auf Nimmerwiedersehen.

Wie anders, wenn ein traut Selbander
Sich ehedem auf staub'gem Weg gefunden!
Wie Freunde schieden von einander
Die Menschen, die sich sahen wen'ge Stunden.

Schon haben neue Pilgerscharen
Sich in die Lücken hastig eingereiht.
Nur schnell zum Ziel, um Zeit zu sparen!
Doch für die Herzen haben sie nicht Zeit.

---

*) Offene Eisenbahnwagen mit Zeltdach.

5.

Felshörnern gleich, ein Ritterschloß
Ragt dort auf schroffer Felsenklippe,
Von einem mächtigen Koloß
Das ausgewitterte Gerippe.

Der Himmel durch die Fenster blaut;
Hoch von der Mauern luft'ger Warte
Die Fichte festgewurzelt schaut
Herab als friedliche Standarte.

Noch ragt der Turm, von wo den Zug
Der bangen reichen Handelsleute
Der Falk erspähte, und im Flug
Herniederstieß auf seine Beute.

Der Strom der Zeiten floß und floß,
Und wühlte sich ein ander Bette,
In Trümmern liegt das Ritterschloß
Und herrlich blühen rings die Städte.

Im Zorne blickt der Wartturm weit
Dir nach, du stolzer Kaufmannsrenner.
Vorbei die Burg! Vorbei die Zeit
Der stahlumschienten Rittersmänner!

6.

Wie jene traurig ihre Häupter senken,
Jüngling und Mann und Greis mit Silberhaaren!
Was muß die liederfreud'gen Herzen kränken,
Daß sie verdrossen ihres Weges fahren?

Thüringens muntrer Sohn, das Haupt sich stützend —
Welch Leid hat seine braune Stirn umdüstert?
Was weint die Frau, im dunklen Mantel schützend
Den Säugling, dem sie Schmeichelworte flüstert?

Sie wandern aus. Nicht Hände, nur Maschinen
Bedarf man in den menschenvollen Gauen.
Dem stolzen Yankee gehen sie zu dienen,
Der höhnisch nur wird auf die Fremden schauen.

Gott sei mit euch im fernen neuen Lande,
Wo fremder Sprache Laute euch umklingen,
Wo ihr dem fremden Herrn zu unsrer Schande
Die braven deutschen Arme müßt verdingen!

Ja, in der Wissenschaften luft'gen Reichen,
Da ist kein Land, wo nicht die deutsche Fahne
Hoch flatterte als deutscher Herrschaft Zeichen;
Doch auf der Hansa Lehn, dem Oceane,

Wo ragt, in welcher Bai, in welchem Sunde
Ein Inselchen, das deutsch sich dürfte nennen?
O Zeit der Hansa, Zeit vom deutschen Bunde!
Die Wange fühl' ich mir von Schamrot brennen.

7.

Andere Farben
Trägt der Pfahl,
Anderem Herren
Huldigt das Thal.

Wieder ein anderes
Herrengebiet.
Hei, wie das Dampfroß
Staaten durchflieht!

Andere Münzen,
Anderes Recht,
Ei, mit dem Dampfzug
Reimt sich das schlecht!

8.

Türme steigen auf. Da tönet
Halt! des mächt'gen Lenkers Rufen,
Und es stampft das Roß vergeblich
Mit den widerspenst'gen Hufen.
Angeschirrt wird noch ein Renner,
Es verdoppeln sich die Wagen,
Die der Waren Riesenballen
Federleicht zur Ferne tragen.

Alles bringen allen Landen
Unsre windesschnellen Pferde,
Alle sollen mitgenießen,
Was von Segen beut die Erde.
Die im rauhen, starren Norden,
Die in üppigwarmen Zonen —
Lustig tauschen ihre Schätze
Brüdern gleich die Nationen.

Was in deutschen Ährenfeldern
Sie mit Schweiß geerntet haben,
Und der Urwelt reiche Schätze,
Aus der Erde Schoß gegraben,
Was auf den Molukken reifte
An der Tropensonne Flamme,
Was emporgewuchert üppig
Aus des Mississippi Schlamme —

Und mit freud'gem Stolze blick' ich
Auf das buntgeschäft'ge Treiben.
Nicht das fernste, kleinste Eiland
Will den Brüdern fremd verbleiben.
Millionen Hände strecken
Allerwärts sich uns entgegen,
Bieten friedlich uns zum Tausche
Ihres Mutterlandes Segen.

Holder Friede, sei du König
Auf dem ganzen Erdenrunde!
Binde die getrennten Stämme
Sanft und fest zum Bruderbunde!
Laß sie treuer Arbeit Früchte
Liebend nehmen, liebend geben,
Laß sie tauschen und befruchten
Ihres Geistes edles Leben!

9.

Es brandet rasch mit schwarzen Wogen
Die Nacht herauf am Horizonte,
Schon hat ihr Flutschwall überzogen
Das Land, das eben noch sich sonnte.

Aus Stadt und Dörfern freundlich schimmern
Die hellen Fenster nah und ferne,
Wie Meeresleuchten prächtig flimmern
Auf dunkler Flut die goldnen Sterne.

Und durch die nachtumwogten Auen
Braust wild dahin der Feuerwagen,
Fast überläuft das Herz ein Grauen,
Ins Reich der Unterwelt zu jagen.

Sieh! Flammensäulen, blaue, rote,
Zerstieben unter Funkenregen.
Horch, wie mit Wucht am ries'gen Schlote
Die schweren Hämmer sich bewegen!

Dort recken sie die schwarzen Bänder,
Die reifengleich den Erdball schienen,
Und für die raumgeschiednen Länder
Als eh'rne Zauberbrücken dienen.

Wohl heißest du mit Fug und Rechte,
O Gegenwart, die Zeit von Eisen!
Dem schwächlichen Eintagsgeschlechte
Zur Erdenherrschaft half das Eisen.

Doch dann erst, wenn nicht mehr verblendet
Zum Mordstahl sie das Eisen schweißen,
Dann ist der Menschen Reich vollendet,
Dann dient, das heute herrscht, das Eisen.

10.

Der Morgen dämmert grau und fahl,
Und schaurigkühle Lüfte wehen,
Da sausen wir durch's arme Thal,
Wo sie beim ersten Morgenstrahl
In Scharen an die Arbeit gehen.
Sie spinnen und weben,
Zu fristen ein karges, trauriges Leben.

An Schlöten und an Fenstern reich
Ragt die Fabrik mit hohen Zinnen;
Zu ihr ziehn freudlos, kummerbleich,
Den greisenhaften Gnomen gleich,
Die armen Leute, um zu spinnen.
Sie spinnen und weben,
Zu fristen ihr karges, trauriges Leben.

Der Kessel zischt, das Triebwerk schnurrt,
Es saust die dampfgedrehte Spindel,
Die höhnisch auf die Menschen surrt;
Und wenn die bleiche Lippe murrt,
Da heißt's: empörerisch Gesindel!
Sie spinnen und weben,
Zu fristen ihr karges, trauriges Leben.

Im tiefen Purpur glüht der Ost,
Schon flammt empor der Sonnenwagen,
Ist dir auch Herbes zugelost,
Trag', armes Völklein, nur getrost,
Es muß ein bessrer Morgen tagen.
Es spinnen und weben
Nicht Menschenhände das irdische Leben.

11.

O schönes Tagen! Holde Morgenpracht!
Es wirbeln sich zum Himmel auf die Lerchen,
Die Welt ist lächelnd aus dem Schlaf erwacht,
Die bangen trüben Gedanken der Nacht
Nun scheu in Klüften sich bergen.
Die Hoffnung badet sich frohen Mut

In des frischen Äthers besonnter Flut,
In der Bäume Grün,
In der Wiesen Blühn.
Dank dir, du belebender Morgen!

12.

An den Strängen zuckt das feurige Roß
Und sprengt feldein ins Freie.
Es verschwindet der Park und das funkelnde Schloß,
Und des Doms ehrwürdiger Felskoloß
Und der Gärten blumige Reihe.

Dort taucht das Gebirg' empor, o schau!
Da wiehert das Dampfroß helle.
Wie ein Traumbild fliegt uns vorüber die Au,
Schon wandelt in Grün sich der Berge Blau,
Wir nah'n der ersehnten Stelle.

Da gähnet ein schwarzes Höllenthor,
Es scheut das Roß am Wagen.
Doch der Lenker treibt's in das grausige Rohr,
Es wiehert und stampft und donnert — hervor . . .
Und hindurch schon hat's uns getragen.

O Menschengeist, aus beklemmender Haft,
Wo dich Felsenschranken beengen,
Versuche die hehre, die göttliche Kraft!
Und wo kein Pfad dich hinüberschafft,
Da wirst du dir Tunnel sprengen.

Herbstfäden.

Schwankende Fäden,
Zarter als Seide,
Leichter als Luft,
Die ihr des Herbstes
Blumen verwebet,
Luftige Rätsel —
Wer sah euch werden?

Sprechen die Blumen:
Elfengewebe;
Früh mit dem Morgen
Waren sie da.

Luftige Fäden,
Die sich von Herzen
Spannen zu Herzen,
Fernes und Nahes
Liebend verknüpfen —
Wer hat euch, schwanke
Fäden, gewoben?

Sprechen die Herzen:
Himmlische Mächte
Haben auf immer
Zart uns verknüpft.

Blinkende Perlen
Sind an die Elfen-
Fäden gereiht.
Sieh, wie ein Lufthauch
Nun sie zerreißet,
Fäden und Perlen
Schwanden dahin.

Perlende Thränen
Tau'n auf die Fäden,
Die sich von Herzen
Spannen zu Herzen.
Ach, und ein Lufthauch
Reißt sie entzwei.
Einmal zerrissen,
Nimmer zu knüpfen,
Sind sie verschwunden,
Herbstfäden gleich.

Stimmen des Waldes.

Wenn noch die Nachtigall
Flötet mit süßem Schall,
Kannst du den Wald nicht belauschen;
Alles liegt tief im Traum,
Lispelt und flüstert kaum,
Espenblätter kaum rauschen.

Doch wenn des Herbstes Hauch
Sauset durch Baum und Strauch,
Schütteln ab sie die Träume;
Stummer Verzaubrung Bann
Löst sich, du hörest dann
Reden des Waldes Bäume.

Wehklagend sausen sie,
Orgelgleich brausen sie,
Und in gewaltige Klänge
Scharen die Stimmen sich,
Rührend und schauerlich
Tosen die zürnenden Sänge:

„Da noch der Ahnen Kraft
Saugte des Lebens Saft,
Lebten wir frei und in Ehre,
Unser war alles Land,
Ebne wie Bergeswand,
Unser das Ufer der Meere.

„Himmelan königsstolz
Ragte aus jungem Holz
Urvaters mächtige Krone.
Erst wenn er mürb und matt,
Sturmesmüd, lebenssatt,
Wich er dem rüstigen Sohne.

„Unselig Menschenkind,
Ach, daß zu uns der Wind
Deinen Samen getragen!
Du hast der alten Zeit
Fürstliche Herrlichkeit
Frevelnd in Trümmer zerschlagen.

„Schirmendes Obdach bot,
Beeren und Eichelbrot
Freundlich die Waldung, die reiche;
Heuchelnde Bettlerschar!
Brachte nicht Opfer dar
Einst sie dem Gotte der Eiche?

„Aber wir hegten sie
Wirtlich und pflegten sie
Nur zum eignen Verderben.
Frech von der Eiche Blut
Zehret der Mistel Brut.
Sterben müssen wir, sterben.

„Mit des Dämonen Macht,
Der aus den Wolken kracht,
Stehen die Menschen im Bunde;
Hauen mit blankem Beil,
Schlagen mit eh'rnem Keil
Fühllos Wunde um Wunde.

„Was auf der flachen Au
Ragte zum Himmelsblau,
Haben sie nieder gemähet;
Da, wo die Eiche stand,
Werden aufs kahle Land
Schwächliche Halme gesäet.

„Auf der entblößten Flur
Starb der gewalt'ge Ur,
Elk auch, der stattliche Renner.
Fort ist vom Blachgefild
Alles was frei und wild,
Ringsum herrschen die Männer.

„Flüsse beengen sie,
Felsen zersprengen sie,
Morden die mächtigsten Tannen;
Ist er ein Jüngling kaum,
Stürzet des Waldes Baum
Unter dem Beil der Tyrannen.

„Wehe dir, junges Reis,
Wehe dir moos'ger Greis,
Nah ist der Schrecklichen Wohnung!
Kein Leben achten sie,
Kaltblütig schlachten sie,
Kennen nicht Milde und Schonung.

„Rausche vom Bergeshang,
Brause, du Totensang!
Alles Gewalt'ge verkümmert,
Seit der kurz lebende,
Selbstsüchtig strebende
Mensch unser Reich hat zertrümmert.'

Die besten Kollegen.

Dank sag' ich euch, viel tausend Dank
Für eure teuren Lieder,
Die ihr von eurem Himmelsflug
Bringt Himmelslabung nieder,
Die ihr, wie rosig Abendrot
Ein düstres Kämmerlein,
Verkläret stiller Dulder Not
Mit holdem Sonnenschein!

Ihr seid die rechten Ärzte, ihr,
Den kranken Menschenkindern,
Wenn Menschenwitz und Menschenkunst
Nicht heilen kann, noch lindern.
Wohl manches edle Labsal quillt
Aus Blume, Kraut und Stein,
Doch wunder Herzen Leiden stillt
Das fromme Lied allein.

Ihr milden Menschenfreunde, die
Den Armen Trost gedichtet,
Wie manch geknicktes Menschenherz
Habt ihr emporgerichtet!
Befiehl du deine Wege! spricht
Der fromme Gerhardt herzlich mild,
Da löchelt blauer Himmel licht
Auf düsteres Gefild.

O dreimal selig ist der Mann,
Der durch sein frommes Singen
In hoffnungsloser Kranken Herz
Kann Trost und Labung bringen!
Vor dessen mildem Engelsgruß
Die schwere Fessel fällt,
Die eines armen Dulders Fuß,
Den wundgedrückten, hält!

Stimmen der Nacht.

Mit schwarzer, öder, grauser Nacht
Verschüttet liegt die Welt,
Kein Fünklein holden Lichtes wacht,
Kein Stern am Himmelszelt.

Und gehst du bange deinen Lauf
Im stillen Dunkel fort,
Da wachen ernste Stimmen auf
Mit tiefgeheimem Wort.

Die Waldung rauscht dir ernsten Gruß
Gleichwie Dodona's Hain,
Es weihet murmelnd dich der Fluß
In tiefe Rätsel ein.

Wohl tönen beid' am Tage auch,
Doch hört's kein Menschenohr,
Im Werkeltages Flatterhauch
Ihr Flüstern sich verlor.

Nur in der schaurigstillen Nacht
Dringt's dir in Ohr und Herz,
Und was die Nacht an dir vollbracht,
Vollbringet auch der Schmerz.

Wenn ihm ein tiefer Seelengram
Verhüllt der Erde Tand,
Dann hört der Dulder wundersam
Stimmen aus höh'rem Land.

O lausche still, doch wag' es nicht,
Und thu' es andern kund,
Nur für den nächt'gen Pilger spricht
Der Nacht geweihter Mund.

Ärztliche Schule.

Schulwissen macht dich aufgebläht,
Das eigne Thun bescheiden;
Die höchste Universität
Ist die Schule der Leiden.

Erst wenn am Lebenskern den Schmerz
Du fühltest in dir nagen,
Erst wenn ein liebend Menschenherz
Dein Leiden half tragen;

Erst wenn den Herzensfreund du mußt
Schier ohne Hoffnung pflegen —
Dann keimet auf in milder Brust
Der herrlichste Segen.

Den Boden muß der Ackersmann
Durchfurchen für die Saaten,
In schmerzgefurchter Brust nur kann
Die Liebe geraten.

Drum murre nicht, du junges Blut,
Ob deiner bittern Schmerzen!
Die Frucht des Leidens kommt zu gut
Viel duldenden Herzen.

Dichterglück.

Mit tausend Schwertern bohrt sich in das Herz
Des Dichters aller Kreaturen Schmerz.
Wie einer Windsbraut schrilles Heulen tönet
Um ihn ein grauser Dissonanzenchor,
Des Martyrs Ketten klirren um sein Ohr,
Der Negersklav zu ihm herüber stöhnet.

Ein jeder Schmerzlaut sucht des Dichters Ohr,
Wie Kinder flüchten zu des Vaters Thor,
Wenn sie geängstigt vor dem Raubtier fliehen;

Im Dichterherzen sucht das Leid Asyl
Und weint sich aus, wie an der Wallfahrt Ziel
Gepreßte Pilger hoffnungsschauernd knieen.

Dafür strömt aller Erdenwesen Lust
Ins Herz des Weltalls, in die Dichterbrust,
Wie sich im Ozean die Quellen sammeln;
Was Ros' und Nachtigall geheim beglückt
Und was die reiche Menschenbrust entzückt,
Der Freude Jubel und der Rührung Stammeln.

Wo junge Herzen sich der Freundschaft weihn,
Wo Völker von Tyrannen sich befrein,
Wo ein Genesender sich labt am Lenze,
Wo in den Kerker fällt ein Sonnenstrahl —
Der Dichter trinkt aus Aller Lustpokal,
Ihm duften aller Erdenfreuden Kränze.

Das volle Glück, dem Sänger blüht's allein,
Im Unglück darf er unglückselig sein.
O Dichterlos, du herrlichstes von allen!
Verklärend jeden düstern Erdenraum,
Wie herrlich träumet sich dein Göttertraum,
Hört auch kein Ohr der trunknen Lippen Stammeln!

Grabschrift.

Hier liegt ein schlichter Bauerndoktor nur,
Der wacker sich geplagt hat Jahre lang,
Jedoch auf keinen grünen Zweig sich schwang
Und hinterließ von Schätzen keine Spur.

Er nannt' es seine einz'ge große Kur,
Als er den Knaben, den der Fluß verschlang,
Beim Haar erfaßt' und aus dem Strudel rang,
Sonst ließ er alle Ehre der Natur.

Er war ein simpler treuer Krankenwärter,
Der teilnahmsvoll die armen Leute pflegte
Und weicher ihre Schmerzenskissen legte.

Sei ihm sein letztes Ruhbett denn nicht härter,
Als es den schlichten Menschen ist gebreitet,
Die er voreinst zur ew'gen Ruh geleitet!

Erzählende Gedichte.

Schön sein und arm.

Im Hofe hört' ich schon des Jammers Töne:
„Ach, meine Tochter! meine gute, schöne!
Noch heut wie ein Ros', es kann nicht sein!
Nur Ohnmacht ist es. Herr, erbarm dich mein!“
So klang der Mutter Hoffnungsschrei und Jammer.

Ich stieg hinauf zur dämmerigen Kammer,
Und stand betroffen. Wär' die Jungfrau tot?
Das schöne Antlitz, angehaucht von Rot,
Wie wenn die Wolken, die im Westen schwimmen,
In letzter blasser Rosenfarbe glimmen;
Leicht, wie den Mond ein zarter Wolkenflaum,
Bedeckt den Augenstern der Wimpern Saum;
Die weiße Brust scheint wogend sich zu heben,
Der Busenstrauß vom sanften Puls zu beben.
Wär' dies der Tod, der Schönheit tötlich haßt?
Hält nicht das Leben tief im Innern Rast,
Wie, von unsanfter Hand berührt, der kleine
Marienkäfer starrt im Todesscheine?
Reicht her den Spiegel! Dort das Fläschlein auch!
Trübt nicht das Glas ein zarter Nebelhauch?

Die alte Leichenfrau mit düstern Mienen,
Starr wie ein Erzbild, kam mich zu bedienen.
Stumm blickte sie die schöne Leiche an,
Und dann verwundert mich, und sann und sann.

„Daß doch die Mütter doppelt bitter klagen,
Wenn schöne Kinder sie zu Grabe tragen!
Viel besser ist's für sie im Leichentuch!
Schön sein und arm, das ist ein böser Fluch.
Ihr, guter Doktor, werdet mich nicht höhnen,
Ich glich aufs Haar der Muhme da, der schönen.
Bildschön, so rühmten sie; ich glaubt' es gern,
Wenn sie mich priesen, in der Stadt die Herrn.
Blutarm war ich, und mußt' hinaus zu dienen,
Mein einzig Erbteil waren schöne Mienen.

Sie lobten mich, ich war erfreut, beschämt,
Sie lockten mich, wie hat mich das gegrämt!
Schön sein und arm — wer kann denn stets erröten?
Ach, wer hält Zucht und Ehrbarkeit vonnöten,
Wo eine arme Magd kredenzt? — Die Scham
Von meinen Wangen zögernd Abschied nahm,
Und dann so weiter. — Auf der Sünde Bahnen
Ging ich und hörte nicht des Engels Mahnen,
Der mich mit Muttertreue rief. Entehrt
Bin ich ins Heimatdorf zurückgekehrt.
Spott, Hohn und Schmähung folgten meinen Schritten,
Mein Bruder stieß mich fort trotz Flehn und Bitten.
Ich lief zum Teich, wo mannshoch wächst das Rohr,
Des Lebens satt. Da schrie es in mein Ohr:
„„Zum alten willst du neue Frevel häufen?
Der Hölle Flammen wirst du nicht ersäufen!
Geh, büße, büße! Wenn es ihm dünkt Zeit,
Wird dir verzeihn des Herrn Barmherzigkeit!““ —
Dann lag im Wald ich sinnlos sieben Tage,
Für tot trug mich der Schäfer weg vom Hage.
Ich fühlt' es nicht, ich war mir nicht bewußt,
Herr Gott, ich fühlte nicht an meiner Brust
Des lieben Kindes starre, nackte Leiche.
Doch Gott erhielt mich, der erbarmungsreiche.
Im Hirtenhaus quartierten sie mich ein,
Die Leichenfrau war tot, ich sollt' es sein.
Ich dankte Gott, daß er mich auserſehen,
Nicht ohne Buße aus der Welt zu gehen.
Am Tag betäubte Arbeit meinen Schmerz,
Die Nächte weint' ich aus mein wundes Herz.
Die Menschen mieden mich mit Hohneszeichen,
Ich pflegte treu die milden stillen Leichen.
Dies ist mein Elternhaus. Mein Bruder litt
Niemals, daß ich die Schwelle überschritt.
So hab' ich nun seit jenen Unglückstagen
Das Leben funfzig Jahre lang ertragen,
Und nichts errungen als den öden Spruch:
Die Schönheit ist der Armut herbster Fluch! —

Gelt, Doktor, sie ist tot? Seht her, wie blank
Der Spiegel blieb! Dem lieben Gott sei Dank!
Gut aufgehoben ist die schöne Blume.
Bist besser tot, du arme schöne Muhme!“

Das lahme Bein.

Die Schul' ist aus, der Knaben Schwarm
Surrt Bienen gleich auf Wies' und Rain.
Sacht hinterdrein, daß Gott erbarm,
Hinkt einer her auf lahmem Bein.

Hoch fliegt der Ball, der Springer nach;
Getroffen! welch ein Jubelschrein!
Doch still nach Hause hinkt am Bach
Der Knabe mit dem lahmen Bein.

„Du wärst wohl gerne mit beim Spiel?“ —
— „„Dort bei den Jungen? Nein, ach nein,
Die sind zu wild mir und zu viel,
Und dorthin paßt kein lahmes Bein.

Ich hab' 'nen Star, der schwatzt so rar,
Ein Mensch, denkt jeder, muß es sein;
Mein Zeisig zieht am Kettchen gar
Den Fingerhut mit seinem Bein.

Der guckt mich drollig an und spricht:
Heidideldei, nur lustig sein!
Du braucheſt ja zum Trinken nicht,
Wie ich, dein armes lahmes Bein!

Ein Schuster werd' ich. Bin ich groß,
Da halt' ich Vögel groß und klein,
Und höre zu und flick' drauf los;
Was schert mich da mein lahmes Bein?““ —

Die Mutter kommt entgegen. Schon
Nimmt sie ihm ab das Ränzelein.
Sie liebt ihn mehr als ihren Sohn,
Den großen mit geradem Bein.

Willkommen! ruft der Star, und schrill
Singt seinen Gruß das Zeisiglein. —
Wenn Unmut mich beschleichen will,
O Knabe, denk' ich an dein Bein.

Die Kräutersucherin.

Der Schäfer sprach: „Nur guten Mut!
Ich weiß ein heilend Kraut,
Das macht ein jed' Gebreste gut,
So lang's der Mai betaut.“

Du liebliches Waldmeisterlein,
Du Kräutlein süß und lind,
Du sollst der Armen Helfer sein,
O heile mir mein Kind!

Wohl ißt das arme Kind sich satt,
Und sollt' ich betteln gehn;
Doch bleibt es blaß und welk und matt
Und lernte noch nicht stehn.
O liebliches Waldmeisterlein,
Du Kräutlein süß und lind,
Komm mit, du sollst mein Helfer sein,
O heile mir mein Kind!

Des Apothekers Arzenei
Ist für die Reichen nur;
Drum sorgte Gott, daß Heilung sei
Für uns in Wald und Flur.
Du liebliches Waldmeisterlein,
Du Kräutlein süß und lind,
Komm mit, du sollst mein Tröster sein,
O heile mir mein Kind!

Ach, er verließ in Not und Schmach
Mich, die ihm blind vertraut!
Verzeih' ihm Gott, was er verbrach
An seiner armen Braut!
Laß nur, o Herr, gesegnet sein
Dies Kräutlein süß und lind!
Durch deinen Segen wird's gedeihn,
Erhalte mir mein Kind!

Da geht die liebe Sonne auf
Und malet bunt den Tau.
Nun stillt, ihr Thränen, euren Lauf,
Ich weiß, auf wen ich bau.
O liebliches Waldmeisterlein,
Du Kräutlein süß und lind,
Du wirst von Gott gesegnet sein,
Du heilest mir mein Kind.

Heimatsrecht.

Es war ein Hirt, so brav und treu, wie nur
Seit Davids Zeit geweidet auf der Flur.
Wenn er am Tag die Herden treu bewacht,
Behütet er das Dorf in finstrer Nacht.
In Ehren liebt er lange treu und rein
Vom Nachbardorf das Hirtentöchterlein.
Der Schulze sprach: „Du bist ein guter Knecht,
Allein zum Freien kriegst du nicht das Recht.
Wir nehmen keine armen Fremden ein.
Einstimmig sagte die Gemeinde Nein."
Den braunen Hut in braunen Händen dreht
Der arme Hirt und bittet vor und fleht.
„Gespart hast du? An fünfzig? Brav und klug,
Allein zum Einkauf lange nicht genug."
Und traurig schleicht aufs Feld der braune Mann,
Fühlt nicht die Thräne, die dem Aug' entrann.
Er setzt sich schweigend auf den gras'gen Rain,
Wo unterm Schlehndorn ragt der Schwedenstein.
Im Schlehnbusch hat das Grasmücklein sein Nest,
Und singt des Vaterglückes Freudenfest.
Dienstfertig lauschend blickt der Hund ihn an,
Doch seiner achtlos starrt der braune Mann.

„Hartherzig Volk! Der Mammon ist ihr Gott,
Der Armen Lieb' ist ihnen nur ein Spott.
Sie brüsten sich mit dem, was sie geerbt;
Ihr, die ihr nichts erbt, lebet oder sterbt!
Das Grasmücklein ist auch ein armes Blut,
Und zieht doch liebend groß die kleine Brut.
Die Lerche hat nicht Scheune, hat nicht Haus,
Sie rupfet für das Nest den Flaum sich aus.
Arbeiten, sparen wollt' ich unerschlafft,
Dem Vogel gleich, der für die Jungen schafft!
Wär' meine Lore nur mir angetraut,
Wie wär' das Leben süß, du liebe Braut!
Dann blieb' ich gern im dunkeln Räderhaus,
Sie brächte mir das Mittagbrot heraus.
Entgegen spräng mir abends froh mein Kind —
Du lieber Gott, was das für Träume sind!
Und doch, wenn Jahr auch noch verstreicht um Jahr,
Du bist mir treu, wir werden noch ein Paar!"
Er hütet fort nach alter treuer Art,
Bewacht das Dorf zur Nacht, und spart und spart.
Sein Ulmer Pfeifchen gräbt im Wald er ein,
Es lebt sich wohl auch so, es muß nicht sein!
Er spart und spart, in seiner bunten Truh
Fügt er den Gulden jährlich neue zu.
Und jede Nacht singt er trotz Sturm und Graus
Sein Hoffnungsverslein in die Nacht hinaus. —
Wenn Sorge dich beklemmt und feiger Schmerz,
An diesem Hirten stähle dich, mein Herz!

Die alte Linde.

Ihr Stamm ist tief geborsten und hohl, doch wetterfest
Hält sie im tosenden Sturme das sausende Geäst.
Noch trägt sie Blütendolden in milder Juliluft,
Noch giebt sie den Bienen Honig und Menschen süßen Duft.

Noch ist sie heiter und freundlich die steinalte Linde,
Und freut sich wie die Mutter am spielenden Kinde,
Erzählt noch gern Geschichten mit geschwätzigem Rauschen,
Wenn ihr am Sommerabend junge stille Seelen lauschen.

Heut Abend hat im Mondschein mit süßberedtem Munde
Die Alte mir erzählet der Vorzeit Kunde.
Viel müssen wir erleben in siebzig kurzen Jahren.
Die tausendjährige Linde was die erst hat erfahren!

In des frischen Äthers besonnter Flut,
In der Bäume Grün,
In der Wiesen Blühn.
Dank dir, du belebender Morgen!

12.

An den Strängen zuckt das feurige Roß
Und sprengt feldein ins Freie.
Es verschwindet der Park und das funkelnde Schloß,
Und des Doms ehrwürdiger Felskoloß
Und der Gärten blumige Reihe.

Dort taucht das Gebirg' empor, o schau!
Da wiehert das Dampfroß helle.
Wie ein Traumbild fliegt uns vorüber die Au,
Schon wandelt in Grün sich der Berge Blau,
Wir nah'n der ersehnten Stelle.

Da gähnet ein schwarzes Höllenthor,
Es scheut das Roß am Wagen.
Doch der Lenker treibt's in das grausige Rohr,
Es wiehert und stampft und donnert — hervor . . .
Und hindurch schon hat's uns getragen.

O Menschengeist, aus beklemmender Haft,
Wo dich Felsenschranken beengen,
Versuche die hehre, die göttliche Kraft!
Und wo kein Pfad dich hinüberschafft,
Da wirst du dir Tunnel sprengen.

Herbstfäden.

Schwankende Fäden,
Zarter als Seide,
Leichter als Luft,
Die ihr des Herbstes
Blumen verwebet,
Luftige Rätsel —
Wer sah euch werden?

Sprechen die Blumen:
Elfengewebe;
Früh mit dem Morgen
Waren sie da.

Luftige Fäden,
Die sich von Herzen
Spannen zu Herzen,
Fernes und Nahes
Liebend verknüpfen —
Wer hat euch, schwanke
Fäden, gewoben?

Sprechen die Herzen:
Himmlische Mächte
Haben auf immer
Zart uns verknüpft.

Blinkende Perlen
Sind an die Elfen-
Fäden gereiht.
Sieh, wie ein Lufthauch
Nun sie zerreißet,
Fäden und Perlen
Schwanden dahin.

Perlende Thränen
Tau'n auf die Fäden,
Die sich von Herzen
Spannen zu Herzen.
Ach, und ein Lufthauch
Reißt sie entzwei.
Einmal zerrissen,
Nimmer zu knüpfen,
Sind sie verschwunden,
Herbstfäden gleich.

Stimmen des Waldes.

Wenn noch die Nachtigall
Flötet mit süßem Schall,
Kannst du den Wald nicht belauschen;
Alles liegt tief im Traum,
Lispelt und flüstert kaum,
Espenblätter kaum rauschen.

Doch wenn des Herbstes Hauch
Sauset durch Baum und Strauch,
Schütteln ab sie die Träume;
Stummer Verzaubrung Bann
Löst sich, du hörest dann
Reden des Waldes Bäume.

Wehklagend sausen sie,
Orgelgleich brausen sie,
Und in gewaltige Klänge
Scharen die Stimmen sich,
Rührend und schauerlich
Tosen die zürnenden Sänge:

„Da noch der Ahnen Kraft
Saugte des Lebens Saft,
Lebten wir frei und in Ehre,
Unser war alles Land,
Ebne wie Bergeswand,
Unser das Ufer der Meere.

„Himmelan königsstolz
Ragte aus jungem Holz
Urvaters mächtige Krone.
Erst wenn er mürb und matt,
Sturmesmüd, lebenssatt,
Wich er dem rüstigen Sohne.

„Unselig Menschenkind,
Ach, daß zu uns der Wind
Deinen Samen getragen!
Du hast der alten Zeit
Fürstliche Herrlichkeit
Frevelnd in Trümmer zerschlagen.

„Schirmendes Obdach bot,
Beeren und Eichelbrot
Freundlich die Waldung, die reiche;
Heuchelnde Bettlerschar!
Brachte nicht Opfer dar
Einst sie dem Gotte der Eiche?

„Aber wir hegten sie
Wirtlich und pflegten sie
Nur zum eignen Verderben.
Frech von der Eiche Blut
Zehret der Mistel Brut.
Sterben müssen wir, sterben.

„Mit des Dämonen Macht,
Der aus den Wolken kracht,
Stehen die Menschen im Bunde;
Hauen mit blankem Beil,
Schlagen mit eh'rnem Keil
Fühllos Wunde um Wunde.

„Was auf der flachen Au
Ragte zum Himmelsblau,
Haben sie nieder gemähet;
Da, wo die Eiche stand,
Werden aufs kahle Land
Schwächliche Halme gesäet.

„Auf der entblößten Flur
Starb der gewalt'ge Ur,
Elk auch, der stattliche Renner.
Fort ist vom Blachgefild
Alles was frei und wild,
Ringsum herrschen die Männer.

„Flüsse beengen sie,
Felsen zersprengen sie,
Morden die mächtigsten Tannen;
Ist er ein Jüngling kaum,
Stürzet des Waldes Baum
Unter dem Beil der Tyrannen.

„Wehe dir, junges Reis,
Wehe dir moos'ger Greis,
Nah ist der Schrecklichen Wohnung!
Kein Leben achten sie,
Kaltblütig schlachten sie,
Kennen nicht Milde und Schonung.

„Rausche vom Bergeshang,
Brause, du Totensang!
Alles Gewalt'ge verkümmert,
Seit der kurz lebende,
Selbstsüchtig strebende
Mensch unser Reich hat zertrümmert.'

Die besten Kollegen.

Dank sag' ich euch, viel tausend Dank
Für eure teuren Lieder,
Die ihr von eurem Himmelsflug
Bringt Himmelslabung nieder,
Die ihr, wie rosig Abendrot
Ein düstres Kämmerlein,
Verkläret stiller Dulder Not
Mit holdem Sonnenschein!

Ihr seid die rechten Ärzte, ihr,
Den kranken Menschenkindern,
Wenn Menschenwitz und Menschenkunst
Nicht heilen kann, noch lindern.
Wohl manches edle Labsal quillt
Aus Blume, Kraut und Stein,
Doch wunder Herzen Leiden stillt
Das fromme Lied allein.

Ihr milden Menschenfreunde, die
Den Armen Trost gedichtet,
Wie manch geknicktes Menschenherz
Habt ihr emporgerichtet!
Befiehl du deine Wege! spricht
Der fromme Gerhardt herzlich mild,
Da löchelt blauer Himmel licht
Auf düsteres Gefild.

O dreimal selig ist der Mann,
Der durch sein frommes Singen
In hoffnungsloser Kranken Herz
Kann Trost und Labung bringen!
Vor dessen mildem Engelsgruß
Die schwere Fessel fällt,
Die eines armen Dulders Fuß,
Den wundgedrückten, hält!

Stimmen der Nacht.

Mit schwarzer, öder, grauser Nacht
Verschüttet liegt die Welt,
Kein Fünklein holden Lichtes wacht,
Kein Stern am Himmelszelt.

Und gehst du bange deinen Lauf
Im stillen Dunkel fort,
Da wachen ernste Stimmen auf
Mit tiefgeheimem Wort.

Die Waldung rauscht dir ernsten Gruß
Gleichwie Dodona's Hain,
Es weihet murmelnd dich der Fluß
In tiefe Rätsel ein.

Wohl tönen beid' am Tage auch,
Doch hört's kein Menschenohr,
Im Werkeltages Flatterhauch
Ihr Flüstern sich verlor.

Nur in der schaurigstillen Nacht
Dringt's dir in Ohr und Herz,
Und was die Nacht an dir vollbracht,
Vollbringet auch der Schmerz.

Wenn ihm ein tiefer Seelengram
Verhüllt der Erde Tand,
Dann hört der Dulder wundersam
Stimmen aus höh'rem Land.

O lausche still, doch wag' es nicht,
Und thu' es andern kund,
Nur für den nächt'gen Pilger spricht
Der Nacht geweihter Mund.

Ärztliche Schule.

Schulwissen macht dich aufgebläht,
Das eigne Thun bescheiden;
Die höchste Universität
Ist die Schule der Leiden.

Erst wenn am Lebenskern den Schmerz
Du fühltest in dir nagen,
Erst wenn ein liebend Menschenherz
Dein Leiden half tragen;

Erst wenn den Herzensfreund du mußt
Schier ohne Hoffnung pflegen —
Dann keimet auf in milder Brust
Der herrlichste Segen.

Den Boden muß der Ackersmann
Durchfurchen für die Saaten,
In schmerzgefurchter Brust nur kann
Die Liebe geraten.

Drum murre nicht, du junges Blut,
Ob deiner bittern Schmerzen!
Die Frucht des Leidens kommt zu gut
Viel duldenden Herzen.

Dichterglück.

Mit tausend Schwertern bohrt sich in das Herz
Des Dichters aller Kreaturen Schmerz.
Wie einer Windsbraut schrilles Heulen tönet
Um ihn ein grauser Dissonanzenchor,
Des Martyrs Ketten klirren um sein Ohr,
Der Negersklav zu ihm herüber stöhnet.

Ein jeder Schmerzlaut sucht des Dichters Ohr,
Wie Kinder flüchten zu des Vaters Thor,
Wenn sie geängstigt vor dem Raubtier fliehen;

„„Höre, Amru, weil nach Allah's Ratschluß du sie hast bekommen,
Reit' sie lang und glücklich! Aber sag' nicht, wie du sie genommen!“ “ —
„Und warum?“ fragt hochverwundert Amru, und hält spöttisch an,
Denn wie braucht er noch zu fürchten einen unberitt'nen Mann?

„„Weil ein armer Kranker, der einst liegt im Sande halbverschmachtet,
Sterben wird, vom Beduinen, der vorbeisprengt, unbeachtet.
Denn wer soll noch Milde üben, wenn die Kunde er gehört,
Wie ein list'ger Räuber einen Mitleidvollen hat bethört?“ “

Amru stutzt, und starrt betroffen, blitzgerührt vom Edelmute,
Springt herab und führt zu Nabek seine unschätzbare Stute,
Und umarmt ihn. Darauf teilten sie im Zelte Salz und Brot;
Und sie blieben treue Freunde, wie sie schwuren, bis zum Tod.

Idyllen und Genrebilder.

Hundewetter.

Es stürmt und schneit. Der Wind braust durch den Wald,
Jagt Schnee in Massen stöbernd in den Hohlweg
Und häuft ihn mannshoch an der Fichtenhecke.
Trüb' ist der Nachmittag. Es sehn die Kinder
Kaum durch die spärlich abgetauten Fenster
Den Brunnentrog mit seinen eis'gen Zacken,
Um den der Ämmerling, dick aufgebauscht,
Mit Raben und Spatzen auf dem Hofe pickt.

Großvater sitzt am Tisch und schneidet Schleißen,
Der kleine Karl reicht ihm das Holz, Johann
Versucht derweil ein Schlittchen sich zu schnitzen.
Die Mutter spinnt; der Vater liest im neuen
Kalender, legt die Pfeife lachend weg,
Und liest ein schnurrig Anekdötchen vor.
Behaglich sitzen alle, denn der große Ofen
Haucht solche Wärme aus den schwarzen Backen,
Daß rasch die bunte Ofenschlange umläuft,
Daß sich der Kater auf der Ofenbank
Sein bärtiges Gesicht behaglich putzt
Und's Zeisiglein im Bauer fröhlich zwitschert.

Da spricht der Alte spaßend: „Nun, Johann,
Dein Schlitten ist ja fertig. Warum gehst
Du nicht hinaus, ihn zu probieren? he!“

„„Nein aber, Hörle““ *), spricht er, „„heut ist ja
Ein Hundewetter; 's geht kein Hund hinaus,
Geschweige denn ein Mensch. Ich bin nur froh,
Daß Ferien sind, sonst müßt' ich in die Schule.““

Da hört man draußen eines Hündchens Kläffen,
Wie halb erstickt im Wind und Schneegestöber,
Und rasch antwortet bellend jeder Dorfhund.

Zum Fenster eilt Johann und späht hinaus,
Wo noch ein Lückchen ist vor eis'gen Blumen,
Und haucht daran, ein Guckeloch zu schmelzen.

„„Des Doktors Spitz! Ich dacht' es, meiner Six!
Ich kannt' ihn an der Stimme gleich. Guckt nur,
Das arme Ding, wie ihm der Sturm das Haar sträubt!
Jetzt plumpt er in die Windweh', wie im Milchtopf
Die Fliege untersinkt. Und dort kommt auch
Sein Herr. Potz tausend, sieht nicht akkurat
Der gleich dem Niklaus, der uns Nüsse einwarf?
Sein Bart ist weiß und weiß sein Mantelkragen.
Nein, so ein Doktor möcht' ich doch nicht sein!
Da haben wir's mal besser. Gelte, Hörle?
Wir sitzen in der warmen Stub' und wenn
Beim Ackern auch einmal 'ne Grille kommt,
So bleiben wir bei solchem Hundewetter
Fein in der Stube doch am warmen Ofen.
Und zu den Kranken vollends gehen, hu!
Wie schrie des Webers Klaus im Nervenfieber!
Wir scheuten uns, wenn wir nur dort vorbei
Zur Schule mußten — und der Doktor ging
Zu ihm. Nein, so ein Doktor werd' ich nicht!““

Der Vater lacht, die stille Mutter lächelt,
Doch ernsthaft spricht der Alte, der sich wieder
Die weißen Stäbe nimmt und Schleißen spaltet:
„Ins Hirtenhaus zum alten Stephan geht er,
Der sich im Walde beide Füß' erfror.
Wird der sich freuen, wenn sein Helfer kommt!
Denn ohne ihn war er um seine Füße

*) Hörle soviel wie „Herrle“, Großvater.

Und lag zeitlebens elend und verkrüppelt.
Zum kleinen Fritzchen geht der Doktor auch.
Das ist so krank, es blickt nicht nach dem Christbaum,
Der über seinem Bettchen hängt! das Pferdchen
Sogar und Schlittchen, die der heil'ge Christ
Ihm mitgebracht, rührt es nicht an und wimmert
Und drückt das Köpfchen tiefer in das Kissen,
Ihm hilft der Doktor auch mit Gottes Hilfe,
Wenn's folgt und nicht so ungeberdig thut,
Wie neulich du. — Horch, wie's jetzt draußen stürmt!
Ein schlimmres Wetter hab' ich nie erlebt,
Es wird ganz Nacht. Ja, so ein Doktor muß
Bei Nacht und Nebel und bei Sturm und Schnee
Durch Feld und Wald, im schlimmsten Hundewetter;
Muß zu den Kranken, zu den Leichen gar,
Vor denen allen grauset, furchtlos gehn;
Und erntet oft nicht Dank. So lang sie leiden,
Da stürmen sie ihm fast das Haus mit Bitten,
Daß er doch alle Tage sie besuche,
Und wollen Tag für Tag ein neues Mittel,
Und klagen ihm die Ohren voll, daß noch
Die leid'ge Krankheit nicht vorüber sei.
Und viele sind doch selber Schuld daran.
Sie folgen nicht und trinken hitzig Bier,
Wenn er's verboten, oder laufen gar
Zum Schäfer, der mit Theriak kuriert,
Die Schafe! Wenn sie dann gesund und wohl sind,
Da wissen's manche ihm nicht Dank, und meinen,
Das wär' auch ohne Doktor so gekommen;
Ein altes Bauernmittel, das sie selber
Sich ausgewählt, das habe noch geholfen,
Die alte Hirtin hab' es noch gebannt,
Der Doktor wisse nichts von Sympathie.
Und dennoch, wenn sie wieder krank sind, wieder
Um Mitternacht ihn aus dem Bette holen,
Kommt unverdrossen er aufs Neue. Furchtlos
Tritt er zu Kranken, wo sich andre scheu'n,
Der bösen Seuche selber zu erliegen.
Hört, Kinder, haltet mir den Arzt in Ehren,
Und folget ihm! Er ist ein treuer Freund,
Erprobt in Sorg' und Not und schwerer Trübsal!" —

Da ruft Johann: „„Großvater, wenn ich groß bin,
Will ich ein Doktor werden!““

Seine Mutter
Spricht lächelnd: „Rufet ihn herauf, wenn ihr
Ihn wieder gehn seht! Gelte, Mann, heut nimmt er
Sich wohl ein Stündchen Zeit, bei uns zu ruhn
Und eine kleine Labung zu genießen?“ —

Da klopft der Mann sie freundlich auf die Achsel:
„Brav, Katharine! Ei, das heiß' ich doch
Mir aus der Seele reden. Immer bin ich
Dem Doktor gut, doch seh' ich nie ihn lieber
Als dann, wenn ihn kein Hauskreuz zu uns führt.
Da kann man sorgenlos doch einmal plaudern.
Paßt auf, ihr Jungen, wie die Heftelmacher,
Und ruft ihn, wenn er kommt!“

Da drücken beide
Die Nasen breit am kalten Fensterglase
Und spähn, wie Vogelsteller nach dem Fange,
Indes die Mutter auf der Ofenbank
Die Kaffeemühle dreht und Tassen putzt.

„„Herr Doktor, kommt herauf!““ ruft laut Johann,
Der kleine Karl schreit mit, und beide trommeln
Ans Fenster. „„Jetzt hat er's gehört, er kommt!““

Da öffnet sich die Thür, ein Spitzchen schlüpft
Herein und auf die Kinder zu, die sich
Ein Pfötchen geben lassen und es streicheln,
Und rasch den knurr'gen Kater von ihm jagen.
Nun endlich tritt der Doktor selber ein,
Der draußen erst den Schnee sich abgeschüttelt,
Und lacht: „Gottlob, da bin ich's fünfte Rad!
Ihr Schelme, habt euch einen Jux gemacht.“

Die Mutter wischt die Hand sich mit der Schürze,
Und reicht sie ihm und sagt ihm freundlich Willkomm
Der Vater schüttelt kräftig ihm die Hand,
Der Alte reicht ihm zitternd seine Rechte,
Die Kinder lächeln ihn vertraulich an,
Wie ihren Paten, der zur Kirmse kommt.
Die Mutter stellt die gute Kanne hin,
Die nur am Festtag vom Tresurchen*) kommt,
Und nötigt ihn zu immer neuer Tasse;

*) Trésor, französisch (vom lateinischen thesaurus = Schatz), bedeutet hier ein Wandgestell für Gläser, Tassen u. dgl.

Indes Johann den guten Spitz am Ofen
Mit einem Schälchen warmer Milch erquickt.
Und während sie zusammen traulich plaudern
Vom harten Winter und dem kranken Vetter
Und von der Zeitung, die doch immer nur
Mit Krieg und Cholera die Leute ängstigt,
Hat Karl sich zu des Doktors Knie geschlichen
Und blickt ihm unverwandt und ehrfurchtsvoll
Ins Angesicht, dann zupft er ihn und spricht:
„Herr Doktor, Karl will auch ein Doktor werden!"

Da kraut der Doktor ihm im gelben Haar
Und spricht mit Lachen: „„Karl, beeil' dich nicht!
Laß nur das Hundewetter erst vorüber!""

Im Schneegestöber.

Wie es flirrt,
Wie es schwirrt
Im dichten Gewimmel!
Wie es wimmelt
Und krimmelt
Am düstern Himmel!
Wie aus dem engen strohernen Haus
Tausend und aber tausende
Surrende, summende, brausende
Immen stürzen heraus,
Dicht sich um ihre Königin drängen,
Und als ein lärmend und schwärmend Geleite
Treu ihr folgen ins blaue Weite,
Bis an dem Baumast traubig sie hängen;
Wie ein Heuschreckenzug,
Der im rasselnden Flug
Rauschet über die Felder so dicht,
Daß er verfinstert das Sonnenlicht;
So wirbeln und drehn sich im wilden Reigen
Gaukelnde, schaukelnde Flocken hernieder.
Wild tanzlustig streben sie, wieder
Auf von der Erde zum Himmel zu steigen,
Aber im Wirrwarr zerquirlt sie der Wind,
Bis sie in Stäubchen zertrümmert sind.

Und des Aufruhrs wildes Brauen
Mag die Sonne nicht beschauen.

Rings statt ihres freundlichen Lichts
Handgreifliches Dunkel des Chaosnichts.
Berg und Wälder, Dörfer, Bäume
Sind verweht wie Morgenträume,
Öd und leer
Starrt das All,
Überströmend mit weißem Schwall.

Und immer noch schneit es in dichteren Massen,
Als wollte das All sich ins Bahrtuch fassen,
Als sollten Lawinen vom Himmel herab
Uns häufen ein Grab.

Schon schwindelt's meinen Blicken,
Schon macht das wilde Gewirr
Der wirbelnden Flocken mich irr,
Schon will mir's den Atem ersticken.
Nein, nun wird mir's zum Spaße zu toll.
Wo ist der Pfad, den ich wandern soll?
Soll mich treffen euer Los,
Auf die der Vesuv aus feurigem Schoß
Stiebte erstickenden Aschenregen?
Willst du lebendig ins Grab mich legen?

Ach, Frau Hulda, du schönste der Götter,
Hab' ich je im Kreise der Spötter
Höhnisch gelacht,
Wenn die Frau Holle ihr Bettchen macht?
Hab' ich die zierlichen Fläumchen nicht immer
Wert gehalten, die prächtigen Flimmer
Nicht den staunenden Kindern gerne
Rühmend gezeigt und die niedlichen Sterne?
Hab' ich je in fanatischem Groll
Dich, die Göttin der Liebe, mißhandelt
Und dich zum Popanz umgewandelt?
Schalt ich die alte Runkunkel nicht toll,
Die dich als Schreckbild den zagenden Mädchen
Malte am schnurrenden Spinnerädchen?
Mir bist du immer die holde Frau,
Die in des Hörselberges Schlunde
Auf der ewig grünenden Au
Singet mit honigsüßem Munde.
Dir zu Lieb', o Hulda, erkletterte
Ich deinen Berg, da es stürmte und wetterte;

Aber du schwiegest, zu meinem Glück,
Wäre wohl nimmer gekehrt zurück.
Selbst in die Oper, die ich verstockt
Meide, wenn nicht der Mozart mich lockt,
Bin ich nur dir zu Liebe gegangen,
Als sie den neuen Tannhäuser sangen.
Ach, du warest wie immer schön!
Nur deiner Geister bacchantisch Getön
Hat mich ein bißchen in Zorn gebracht,
Mozart hätte das anders gemacht.
Außer sich war das Publikum,
Mir fehlt halt das Ingenium.*)
Allen gefielen die goldenen Spangen,
Allen das Leibchen mit Gaze behangen,
Allen die Rosen im flutenden Haare.
Alle waren ganz außer sich,
Daß dir, du Schöne, du Wunderbare,
Dein blasierter Dichter entwich.
Alle gebildeten jungen Damen,
Sprechen mit Wonne deinen Namen,
Und dein melodisch Rezitieren
Hämmern sie nach auf tausend Klavieren
Keinem bist Du mehr die Frau Holle,
Allen Frau Venus, die zaubervolle.

Sieh! da wird der Himmel blau.
Schmeicheln hilft bei jeder Frau.
Aus den Wolken tritt die Au,
Und in zarter Flöckchen Fluge
Endet sanft die wilde Fuge,
Die mit ihrem Sturm-Unfuge,
Wie des Venusbergs Getös,
Wirr mich machte und nervös.

Doktors Sonntag.

1.

Im Morgendämmer schlummert noch die Stadt,
Die Hähne kräh'n, das ist die beste Stunde,
Noch brennt die Glut den Wandersmann nicht matt,
Am frühen Morgen mach' ich meine Runde.

*) Daß Sigismund, der sonst ein feiner Musikkenner war, sich so ablehnend gegen Richard Wagners Tannhäuser äußert, lag wohl an den unzulänglichen Verhältnissen des kleinen und engen Rudolstädter Theaters, wo Wagners große Opern natürlich nur mangelhaft zur Geltung kommen konnten.

Sie harren schmerzlich mein. In Oberau
Der Alte, dem ein Stamm das Bein zerbrochen,
Im Weiler kam des armen Webers Frau
Mit einem Zwillingspaare in die Wochen.

Und weiter drüben liegt zum Tod erkrankt
Des Försters einzig Kind am Scharlachfieber;
Mir bangt, des dunkeln Schicksals Wage schwankt,
Und traun, mein eigner Sohn wär' mir nicht lieber.

Hebt euch von hinnen, die ihr nebelgrau
Mich einspinnt! Fallt zur Erde, bange Sorgen,
Gleichwie der Nebel fällt! Hell blitzt der Tau
Und balsamfrisch umwehet mich der Morgen.

Der Wald umfängt mich. Sanfter Flötenton
Der Drossel hallt im Tannendickicht wieder.
Da bin ich auf dem Felsengipfel schon
Und schau' auf die besonnten Thäler nieder.

Ein Morgenglöcklein läutet in der Fern'
Und dort noch eins. O holder Ton der Glocken!
Mit frommem Spruche grüßt der Tag des Herrn,
Und tausendstimmig danket ihm Frohlocken.

Da liegt das Dörfchen, sonntagstill und rein.
Im Garten pflückt die Jungfrau sich ein Sträußchen
Zum Kirchgang, und an jedem Fensterlein
Sehn schmucke Kinder aus den kleinen Häuschen.

Im Lehnstuhl sitzt der Alte, frei von Schmerz,
Er wähnt sein Bein bald wieder zu gebrauchen,
Und — das ist Labsal für des Doktors Herz —
Fragt, ob er heut ein Pfeifchen dürfe schmauchen.

Der Doktor teilt Kassandra's trübes Los,
Die Hoffnung darf ihn gaukelnd nicht beglücken.
Acht Wochen noch, und dann auf Krücken bloß!
Doch dir schlägt die Morgana Zauberbrücken.

Sie spiegelt in der öden Wüste dir
Vor Augen der Oase ferne Haine.
Du wirst enttäuscht, glaubst morgen wieder ihr;
Ich trage still der Seher Los alleine. —

„Ja, Alter, herrlich geht's mit eurem Bein.
Wer guten Mut bewahrt, wird leicht gesunden.
Da stopfet euch von meinem Knaster ein,
Und lebet wohl! Mög' euch das Pfeifchen munden!"

2.

Zum Sonntag scheint geschmückt die holde Au.
Sanft steigt der Weg durch purpurne Luzerne,
Durch Kornfeldgassen, durch des Flachses Blau
Und über Wiesen voller Blumensterne.

Am Waldessaum das Hüttchen winzigklein,
Halb in den fels'gen Bergesrand gegraben,
Was schließt es einen Kindsegen ein
Von blonden Mädchen und flachshaar'gen Knaben!

Wie hat nur Raum das Völkchen? Grenzt das Bett
Doch dicht zusammen mit dem Webestuhle;
Zwei liegen in der Wiege, eins schläft nett
In einer Mulde. Welche Kinderschule!

Gottlob, 's geht gut! Der Vater spult und spricht:
„So ist's, Herr Doktor, einmal nun auf Erden.
Sind Kinder denn der Armen Schätze nicht?
Wär't ihr so gut und wolltet Pate werden?"

Versteht sich. Welcher soll mein Pate sein?
Am liebsten der da mit dem kecken Näschen.
Der liebe Gott mag Mitgevatter sein,
Der jedem Häschen wachsen läßt sein Gräschen!

Behüt' euch Gott! — Und auf dem Bergeskamm
Schreit' ich dahin im duft'gen Birkenhaine.
Horch, aus dem Thale tönet wundersam
Die Orgel zum Chorale der Gemeine.

Am moos'gen Felsaltare hoch und hehr,
Hier halt' ich meine Andacht still im Freien,
Und schau' hinauf ins blaue Himmelsmeer,
Mein Herz zum stillen Gottesdienst zu weihen.

Du nährst den Sperling und die nackte Brut,
Die in dem engen Neste piept nach Speise,
Du nimmst auch wohl das arme Volk in Hut,
Das mühsam pilgert seine Erdenreise.

Es regt und müht sich rastlos Tag für Tag
Für seine Kinder, wie die Arbeitsbiene.
O gieb mir Kraft, daß ich's vollbringen mag,
Dir recht zu dienen, wenn ich ihnen diene!

Da rauscht's im Busch, mit klugen Augen schaut
Ein Reh hervor aus wirren Brombeerranken.
Es stutzt und saust dahin ins Farrenkraut,
Als mahnt' es mich: Auf, auf, zu deinen Kranken!

3.

Still liegt das Forsthaus. Auf dem Giebel schwätzt
Das Sperlingsvolk auf der Geweihe Zinken;
Derweil die Taube ihre Jungen ätzt,
Lehrt hier die Glucke ihre Küchlein trinken.

Du liebes stilles Haus, es ist vielleicht
Dir schon geraubt dein schönster Gottessegen? —
Nein, Hektor bellt ja lustig, und es reicht
Der Förster fröhlich mir die Hand entgegen.

Gott dankt die fromme Mutter. Die Gefahr,
Die schwarze Wolke, die dem Kinde drohte,
Sie ist verscheucht, sein Auge blicket klar,
Und lächelnd reicht's die Hand, die purpurrote.

Sie bitten freundlich. Nun fürwahr, ich muß
Wohl bei den frohen Eltern Sonntagsgast sein.
Nach solchem Gang ist Ruh ein Hochgenuß
Und labet süßer, darf nur kurz die Rast sein.

Die Mutter drückt das Söhnlein an ihr Herz,
Wie wenn sie's unter Schmerzen neu geboren.
Der Liebe treuster Lehrer ist der Schmerz,
Voll liebst du erst, was einmal schien verloren.

Doch nun nach Haus auf gradem Weg! Im Wald
Belästigt nicht der Mittagstille Schwüle,
Die zitternd auf den Feldern brütet. Bald
Aufatmend tret' ich in des Tännigs Kühle.

Es nimmt mich auf, wie wohligkühle Flut,
Die Heidelbeere grüßt im Fichtenhage,
Und freundlich nickt der Purpurfingerhut
Mir zu vom düftereichen Erdbeerschlage.

Dort noch empor, bergab dann, und zu Haus!
Es hallt Musik, sie schießen bei den Linden.
Ich war nicht mit zum Schützenzug und Schmaus,
Das wollt ihr Frohen gar zu traurig finden?

Beklagt mich nicht, daß mich nicht ruhen läßt
Am Sonntag des Berufes Sorg' und Plage!
Ich finde, und das ist mein schönstes Fest,
Auch Sonntagsfreuden an dem Werkeltage.

Kindergräber.

Wie kleine Wellen auf dem stillen See,
So reihen dort sich Hügel sanft zu Hügeln,
Wo Kind bei Kind im letzten Schlummer liegt.
Manch Gräblein ist verwildert; die Erinn'rung
Ans frühgestorbne Söhnlein ist verwischt
Durch muntres Völkchen, das nach ihm gekommen.
Doch viele prangen noch mit Liebeszeichen,
Senkt auch der Rosenstock die Wurzeln schon
Hinab bis auf des weißen Särgleins Deckel.
Akazienblüten fallen drauf wie Schnee,
Als Weihgeschenk der holden Kinderunschuld.
Die ihr im weißen Kleidchen drunten schlummert,
Wie Engelsbilder schwebet ihr um mich.
Das Mädchen, das mich aus dem Fenster keck
Und freudig rief und dann sich scheu versteckte;
Das Bübchen, das vom Elephanten immer
Und immer die Geschichte hören wollte;
Das gelbe Lockenköpfchen, das die Taschen
Nach Zucker mir durchsuchte, und der Knabe,
Dem ich durch Robinson die harte Bank
Zum Dunenbett gemacht, — ihr lieben Wesen,
Herunterschauernd von des Lebens Baume
Wie Kirschenblüten, die ein Hauch erschüttert;
Ihr Schmetterlinge, hold um Blumen gaukelnd,
Am Honig selig nippend, und am Hause
Der Schnecke hocherfreut, wie wir am Münster —
Die Welt war euch ein Himmel; von den Menschen
Dünkt euch der Schornsteinfeger nur ein böser.
Euch blüte noch die Welt so schön, wie Eden,
Und ehrfurchtsvoll und liebend stauntet ihr
Der großen Menschenkinder Treiben an.
Nun schlummert ihr. Seid ihr aus diesem Garten
Vielleicht so zeitig, unenttäuscht verpflanzt,
Auf daß von unsrer Erde frohe Kunde
In eurem Munde nach dem Jenseits komme?

Kinderfreunde.

So grabesstill ist heut das Nest,
Als hätte drin gehaust die Pest.
Leer stehet Straße, Hof und Haus,
Ist alles nach dem Heu hinaus?

Es freut mich, daß er auf mich bellt,
Der Hund, der dort Siesta hält;
Wer Menschengruß entbehren muß,
Dem klingt solch Bellen selbst wie Gruß.

Glückauf, dort sitzet bei der Linde
Der alte Graukopf, mit dem Kinde
Im Mantel, auf dem moos'gen Stein,
Und um ihn spielet Groß und Klein.

Kaum hat das Völkchen mich erblickt,
So ist ihr Jubelruf erstickt.
Sie schaun mich an, vor Staunen stumm,
Und drängen sich um ihn herum,
Wie Küchlein, sehn sie Falken fliegen,
Sich ängstlich an die Glucke schmiegen.

Ein Flachskopf hat mich doch erkannt
Und kommt zum Gruße hergerannt;
Die andern all', die blöden Dinger,
Kau'n noch verlegen an dem Finger.

Gott grüß' euch alle insgesamt!
Ei, Schulze, habt ihr noch ein Amt?
Der Alten strenger Bürgermeister
Regiert nun auch die kleinen Geister?

„Ja, Doktor, 's geht mir kurios.
Die vier sind meine Enkel blos,
Die muß ich warten, weil ich halt
Zum Mähen bin zu schwach und alt.
Doch zwanzig kommen groß und klein,
Als wär' die ganze Sippschaft mein,
Und hängen sich wie Kletten an,
Daß ich mich kaum erwehren kann." —

Sind euch zur Last wohl dann und wann?

„Nun ja, es macht mir altem Tropf
Ihr Trubel manchmal wüst den Kopf,
Auch meinem Arm will's nicht behagen,
Den dicken Bausback lang zu tragen.
Doch wenn's zum Treffen kommt, ist mir
Das Völkchen doch ein recht Pläsir.
Man fühlt sich immer, Gott weiß wie,
So wohl in ihrer Kompanie.
Ich that in meinen jungen Tagen

Den alten Kantor oft beklagen.
Jetzt muß ich meine Enkel warten
Und selber Kinderschule halten,
Da find' ich denn, für einen Alten
Ist das der schönste Blumengarten.
Les' ich mit dem da in der Bibel,
Ja nur ein Märlein in der Fibel,
Erbau' ich mich mitunter mehr,
Als bei des Pfarrers strenger Lehr'.
Der liest euch mal erbaulich, der!
Man denkt, wo nehmen's die nur her,
So unstudiert und doch so klug?
Man lernet mit aus jedem Buch.
Es macht mir selbst das ABC
Viel Spaß, wenn ich's mit Karlchen seh'."

Ei freilich, eure Kunst in Ehren,
Man lernet stets beim Kinderlehren.
Doch wenn die Herde um euch schwärmt,
Springt, purzelt, klettert, schreit und lärmt,
Da möchte man die Ohren schließen,
Wie in der Stadt beim Vogelschießen. —

„Just wie der Müller an die Mühle
Gewöhnt man sich an das Gewühle,
Und spielt mit ihnen frisch und munter,
Als ob man selbst gehörte drunter.
In solcher kreuzfidelen Schar
Vergisset man das Alter gar
Und aller Erdensorgen Plunder.
Heut hatten sie ihr blaues Wunder
An diesem bunten Schneckenhaus.
Ich guck's zuletzt auch an. Potz Daus,
Sie hatten Recht. Da, Doktor schaut,
Wie sich die Wendeltreppe baut,
Kein Tischler kann's so akkurat.
Die bunten Streifchen, welch ein Staat!
Kein Tüncher auf der Welt malt feiner.
Fing einen Schröter jüngst mein Kleiner
Und jubelte: Nein, diese Pracht!
Da geb' ich auf das Tierchen acht,
Dem ich sonst achtlos geh' vorbei,
Und seh' fürwahr, kein Hirschlein sei
Geziert mit schönerem Geweih." —

Ja, wenn sie artig sind und froh,
Herr Schulze, denk' ich selber so.
Wer säh' ein fröhliches Gesicht
Und fühlte selber Freude nicht?
Doch wenn sie starren, trotzen, schrein,
Das muß doch recht verdrießlich sein! —

„Sie haben manchmal ihre Grillen;
Nur muß man's nicht so übel deuten,
Sie können halt uns alten Leuten
Nicht recht verdeutschen ihren Willen.
Da geht es dann den Ohnehosen,
Wie Anno Sechse den Franzosen,
Die bei uns lagen im Quartier.
Sie wälschten, was verstanden wir?
Brot wollten sie, man brachte Fisch,
Ins Bett, man deckte fix den Tisch.
Geduld! Geduld! Es wird schon gehn,
Man lernt Franzosen selbst verstehn." —

Geduld, Geduld! das will ich meinen,
Mit den Krakeelern da, den kleinen!
Verständ'ge, wie die großen hier,
Die lass' ich wohl gefallen mir.
Die können schon zum Krämer gehn
Und nach den Hühnernestern sehn.
Doch kommt mir nicht mit solchen Kleinen!
Die können schlafen nur und greinen.

„Nun freilich, Doktor, an dem Baume
Hängt nicht im Frühjahr schon die Pflaume.
Es sind halt kleine Knospen noch,
Allein es werden Früchte doch;
Und schon die Knospe winzig klein,
Bei Licht besehn, ist wunderfein.
Die Freude, wenn im Frühlingswetter
Das Knösplein treibt die ersten Blätter.
Ich zieh' es vor der Blütenpracht,
Wenn eins zum erstenmale lacht.
Geht, Doktor geht! Ihr spaßet nur.
Die Lust, wenn eins gewahrt die Uhr,
Sich nach der Tiktak zappelnd neigt!
Der Spaß, wenn's aus dem Kissen steigt,
Und wenn das runde Strampelbein
Sich regt zum ersten Schrittchen klein!

Der Jubel gar, wenn's radebrecht
Zuerst sein Papa! Geht, ihr sprecht
Heut nicht im Ernst. Nein, Spaß apart,
Ihr seid, wie ich, in sie vernarrt,
Und denkt: ich lobe mir, was fein ist,
Und seh' es gern, wenn's auch nicht mein ist!" —

Ja wahrlich, Alter, unsre Welt
Wär' ohne Kinder schlecht bestellt.
Ein Gastmahl wär' sie ohne Wein,
Ein Sonntag ohne Sonnenschein,
Ein Garten ohne Blumenzier,
Ohn' Drosselschlag ein Waldrevier,
Ohn' Sang und Klang ein Hochzeitfest.
Die Kinder sind der letzte Rest
Vom wunderschönen Paradies,
Aus dem die Sünde uns verstieß.
Ableger sind sie von dem Baum,
Der in der Urzeit sel'gem Traum
Gepflanzet ward durch Gottes Hand
Und herrlich wuchs auf milden Fluren.
Doch seit er wächst auf Fels und Sand,
Bewahrt er kaum noch schwache Spuren
Vom edlen Stamme, daß man kaum
In ihm erkennt den echten Baum.
Die Sprossen aber in der Jugend,
Die haben noch des Urstamms Tugend;
In jedem Boden, arm und reich,
Sind sie in holder Unschuld gleich. —

Doch horch, die Abendglocke klang;
Nun, lieber Alter, freut euch lang
Noch an den Paradiesesblüten!
Gott möge gnädig sie behüten!

Im Dachstübchen.

Komm, lieber Freund, wenn du nicht stolz verschmähst,
Ein unscheinbares Blümchen zu beschauen,
Das farb- und duftlos still verborgen blüht,
Begleite mich die steile Trepp' empor!
Der Sand, der weiß wie Schnee die Stiegen deckt,
Hat unter unsern Sohlen knirschend schon
Uns angemeldet. Treten wir hinein!
Es grüßt ein blasses Weib uns sittsam, freundlich
Für uns die alten Stühl' ans Fenster rückend.

Sie ist verblüht, es mischt sich leises Grau
In ihr nußbraunes Haar, das sanft die nicht
Mehr glatte Stirn umfließt; ihr Auge nur
Blickt noch, wie sonst, mit stiller weicher Milde.
Nun geht sie, aus der Gartenlaub' am Berge
Den kleinen kranken Pflegling mir zu holen.
Ein niedriges und enges Stübchen [kleiner
Sind Nonnenzellen nicht], doch zierlich sauber.
Das Licht scheint mild durch dicht umrankte Fenster,
Wo Fuchsien und Epheu wohl gepflegt
Frischgrün gedeihen ohn' ein staubig Blatt.
Daneben grünt ein alter Myrtenstrauch.
Sie zog ihn auf von einem zarten Reise,
Das von der Freundin Brautkranz übrig blieb,
Und hegt' ihn still mit scheuer Mädchenhoffnung.
Er hat so oft geblüht, sie ist verblüht.
Durchs' Fenster siehst du Dächer braun und blau,
Voll gelber Flechten und voll schwarzer Moose,
Doch auch ein freundlich Stücklein blauen Himmel,
Durch das weißbrüst'ge Schwalben pfeilschnell schwirren,
Und dort ein Streifchen dunkelgrüner Berge.
Hier sitzt sie nähend, Tag für Tag, und Woche
Um Woche, Jahr um Jahr in stiller Arbeit.
Des Abends dann und wann liest sie in Büchern,
Die sie geerbt, nur drei sind's oder vier.
Doch wer nur eins hat, findet mehr darin,
Als andre wohl in Tausenden, wenn auch
Nicht grad' ein welkes Blümchen drinnen liegt
Und an vergangne Zeit süßtraurig mahnt.
Es rankt ein ganzes grünes Menschenleben
Sich liebend oft um ein vergilbtes Buch,
Wie grüner Epheu um ein dürres Gitter.
Am Sonntag aber, wenn der Glocken Dreiklang
In jeden stillen Raum erbaulich hallt,
Geht sie zur Kirche, und des Nachmittags
Zur Freundin auf Besuch. Der Kinder Jubel
Empfängt sie, die gar sinnreich spielt und baut
Und bunte Vöglein malt und Puppen kleidet
Und auf den Erdbeerschlag die Kleinen führt.
Das Bild dort, jener ernste, stolze Mann,
Altväterisch angethan mit Galakleidern,
Ihr Vater ist's, ein Mann von Amt und Würden.
Kein Jüngling in dem armen Städtchen wagte

Sich an die schöne Jungfrau. Einer nur,
Der junge Lehrer, wagt' es und sie liebt' ihn.
Allein des Vaters Wort war ihr Gebot.
Betagt und grämlich war er und bedurfte
Der treuen Tochter liebevolle Nähe,
Da seine Gattin früh ihm ward entrissen.
Sie übte still die schwere Tochterpflicht,
Und immer heiter, wenn auch im Geheimen
Zuweilen eine Thräne niederrollte,
Da nach und nach sie die Gespielen alle
Mit holden Kindern an den Händen glücklich
Und mutterstolz zur Kirche wandeln sah.
Der Vater starb, nun war sie ganz allein.
Ein Mädchen, dem der Jugend Reiz verblüht ist,
Wer sucht sie, wenn sie Geld nicht hat noch Gut?
Das arme Frauenbild, so recht geschaffen,
Des Mannes Freundin und der Kinder Engel
Zu sein, hier welkt sie klösterlich dahin.
O Freund, viel tausend edle Frauenherzen
Gehn unverschuldet einsam so durchs Leben,
Der Stütze bar, um die sich liebevoll
Die zarte Ranke schutzbedürftig schlingt,
Der Blüt' entbehrend, die den rechten Duft
Ins Frauenleben haucht, des Mutterglücks;
Und wie blickt lieblos spöttisch oft die Welt
Auf arme Mädchen, denen ernste Fügung
Das Haupt in dichte Nonnenschleier hüllt!
Doch still! Sie bringt das blonde bleiche Mädchen,
Das sieche Kind der armen Hausgenossen,
Das sie, die ohne Liebe nicht kann leben,
Mit Mutterliebe heget, lehrt und pflegt!

Ein altes Paar.

Gleichwie der Knabe, um das Vogelnest
Im dichten Busch zu schaun, sich auf die Zehen
Erhebt und durch die Blätter lauschend späht:
So blickt die Sonne durch das Rebenlaub,
Das bis zum Dach ein niedrig Haus umgrünt,
Still lauschend nach den kleinen Schiebefenstern.
Sie tritt bald links, bald rechts, durch alle Lücken
Des zack'gen Laubes äugelt sie hinein,
Und murmelt freundlich wie ein Bilderkenner:

„Ich lobe mir doch ein Familienstück.
Der schönen Landschaftsbilder wird man satt,
Sie folgen sich in endlos langer Reihe,
Und die Historie treibt es gar zu blutig.
Stillleben sind ein wahrer Augentrost.
Nein, wie behaglich drin der Alte nickt!
Die Zeitung ist ihm aus der Hand gesunken;
Wie er die Arme auf den Lehnstuhl streckt!
Am Tische gegenüber stricket still
Das Mütterchen; jetzt sinkt ihr in den Schoß
Die Hand samt dem Gestrick, und glücklich schaut
Sie auf den greisen Ehmann gegenüber.
Ei, das ist prächtig! Auch das braune Pult,
Die Wanduhr mit dem alten heisern Kuckuck,
Die kleinen schwarzen Bilder an der Wand —
Die blicken allesamt verehrungsvoll
Auf ihren Hausherrn, der im Lehnstuhl schlummert.
Jetzt, schau! Es regt das Mütterchen die Lippen
Und lautlos hör' ich ihre Seele sprechen:

„„Ja, er wird wirklich älter. Silbern fast
Wird ihm das Haar und faltiger die Wange.
Mit Siebzig meldet freilich sich das Alter.
Wie schön ist doch sein greises Haupt noch immer!
Ich weiß wahrhaftig nicht, ob ehemals,
Wo ich als zartes Jüngferlein mit ihm
Zum Tanze ging, er mir so herzig wohl
Gefallen hat, wie jetzt. Nein, sicher nicht!
Damals war mir bei allem Glücke bange,
Ob er, der stattlichste von allen Burschen,
Mich armes Mädchen denn auch wirklich liebe
Und ob er's nicht dereinst bereuen würde,
Daß er nicht höher seine Braut gewählt.
Denn jedes Mädchen hätt' ihm gern die Hand
Zum Bund gereicht, dem braven, schönen Jüngling.
Du lieber Gott, nun sind bald fünfzig Jahre
Mit Freud' und Leid an uns vorbeigezogen.
Und er, in Freud' und Leid blieb stets der gleiche,
Der treue, gute Mann. Wo lebt ein beßrer?
So süße, holde Schmeichelworte freilich,
Wie mancher Bräutigam der jungen Braut,
Die giebt er seiner Alten eben nicht.
Er war als Jüngling schon kein Freund vom Tändeln,
Und oft besorgt' ich, daß er mich nicht liebe,

Da er so zärtlich nicht, wie andre, that.
O thöricht Mädchenherz! Wie viele Männer,
Die feurig glühten und entzückend kos'ten,
Sind rasch erkaltet, und nun grämliche
Murrköpfe, Plagegeister ihres Hauses.
Doch mein Mann, immer gleich in wahrer Liebe,
War mir ein biedrer Freund durchs ganze Leben.
Mit strengem Sinn stand er dem Hause vor,
Das unter Gottes Segen er gebaut;
Mit Mannesernst zog er die Söhne groß,
Die nun Gottlob! zu wackern Männern reiften.
Zwar dacht' ich manchmal: er ist doch zu barsch,
Setzt seinen starren Willen herrisch durch,
Und läßt von niemand sich ein Wörtchen sagen.
Nun hab' ichs freilich besser eingesehn.
Ein starker Mann nur kann uns Stütze sein,
Der Epheu muß den Baum nicht biegen wollen,
Um den er sich geschlungen, muß sich schmiegen.
Du lieber Gott, für alle guten Gaben
Kann ich dir nimmermehr genugsam danken,
Vor allem für den guten, festen Mann!"" —

„Sieh", spricht die Sonne, „wie das stille Beten
Das Mütterchen verklärt! Wie alte Augen
Mit frischem Glanze strahlen, wenn zu Gott
Empor sie feuchte Dankesblicke senden!
Wie Schade! Der Kanarienvogel schreckt
Sie aus dem stillen Beten. Daß er nicht
Des Mannes Schläfchen störe, schleicht sie eilig
Sich auf den Zeh'n, den Käfig zu verhüllen.
So recht! Nun sitzt sie wieder. Doch was trübt
Ihr glücklich-heitres Antlitz, welche Wehmut?
Was blickt ihr Auge, voller Thränenperlen,
Schwermütig in des Schläfers Angesicht?
„„Ach, wenn der Tod — so denket sie mit Schauer —
Ihn mir entrisse! Wenn ich ohne ihn,
Allein des Lebens Rest durchwandern müßte!
Doch nein! Wer sollte ihn im Alter warten,
Wenn ich, wie ich gewünscht, vor ihm verschiede?
Kaum würd' ihm ungewohnte Pflege wohlthun,
Die, wenn auch liebend, alles anders macht,
Als er's in langer Zeit von mir gewohnt.
Nein, gerne will ich, wie du, Herr, es fügst,

In deinen Willen mich ergeben. Dein,
Dein ist die ew'ge Weisheit, Macht und Liebe,
Wie du willst, mag's geschehn!"" —

Da stürmt herein
(Was weiß sie von der Süßigkeit des Schläfchens
Am Sonntagnachmittag?) der Enkel Schar.
Mit muntrem Lächeln wacht der Alte auf
Und herzt die Kleinen mit vergnügtem Gruße.

„Nun", spricht die Sonne, „ist es hohe Zeit,
Zu andern Bildern mich zu wenden! Noch
Ist viel zu sehn bis an des Meeres Bord,
Und jeden muß ich doch ein Blickchen schenken.
Zwar manche garst'ge, schlimme Sudelei
Muß ich auf Erden sehn, wo eine Wolke
Als Schleier gern ich vor die Augen hielte;
Manch wüstes Thun, bemalt mit Glanz und Firniß,
Manch rohes Bild, selbst ohne hübschen Schein,
Unfrieden in den Häusern, grüne Auen
Zerstampft vom Schlachtroß und von Blut befleckt —
Muß ich beschaun. Doch ist auch manches liebe
Und herz'ge Bildchen drunten auf der Erde,
Und manchmal hängt's in einer dunkeln Ecke!" —

So sprechend wendet sie sich weg, und schreitet,
Mit manchem Rückblick, über Waldeshöhen,
Die mauerngleich das tiefe Thal umschließen.

Selbst erworben.

Ein klarer Himmel überwölbt die falben
Gefilde prächtig mit lasurner Kuppel,
An der, wie Engelchen am Kirchenhimmel,
Schneeweiße Wölkchen leicht und flockig schweben.
Auf schmalen Pfaden zwischen Ährenfeldern,
Kaum aus den Ähren ragend, wallt der Jugend
Sonntäglich schmucke Menge; Arm in Arm
Ziehn gassenbreit die Mädchen, fröhlich singend;
Nah hinterdrein ziehn wohlgemut die Burschen
Und suchen schlau die Tänzerin sich aus,
Denn fern vom Wirtshaus an des Waldes Saume
Lockt schon der Geig' und Flöte süße Stimme.

Doch still und sinnig geht, mit kleinen Schritten,
Durch wogender Getreidefelder Gassen
Ein altes Paar. Der Mann trägt einen Bambus

Und seine Kleider sind nach altem Schnitte;
Altväterisch angethan ist auch die Frau,
Der auf dem Haupt die schwarze Kegelmütze
Mit schwerem Bandschmuck majestätisch wallt.
Oft rasten sie an gelben Roggenfeldern,
Und schaun verwundert, wie die Ähren über
Die menschliche Gestalt hinaus sich strecken.
Dann halten sie am fetten Dreiblattklee,
In dessen süßen Purpurblüten es
Von Bienen und von Faltern surrt und summt;
Und rainentlang auf sparsam-schmalen Pfaden,
Wo Ähren oft in ihre Augen schlagen,
Gelangen sie an einen kleinen Acker,
Der, kaum viel größer als ein Gartenbeet,
Sich an den Fuß des Berges traulich schmiegt.

Da giebt es erst Bewunderung und Freude!
Wie körnerschwer sind die begrannten Ähren,
Welch Dickig bilden die gedrängten Halme!
Doch Ruh bedarf nach seinem Gang das Paar,
Und setzt sich auf den Grasrain an der Hecke,
In der die wilde Rose würzig duftet.
Vom weichen Sitz beschauen sie vergnügt
Ihr kleines segensreiches Eigentum,
So wohlig wie nach saurem Tagewerk
Der Pflüger ruht am schatt'gen Ackerraine.
Er redet nicht und denkt kaum, nur das eine,
Das selige Gefühl der wohlverdienten Ruh
Umströmt ihn wie ein mildes laues Bad,
Und löset ihm die arbeitstarren Glieder.

Gesegn' euch Gott die stille Ruh am Felde,
Das ihr bald fünfzig Jahre nun bebaut,
Das ihr durch saure Arbeit euch erworben!

O dreimal sel'ger Mann, der einen Teil
Der großen Erde darf sein eigen nennen,
Mit vollem Recht, daß ihn kein König und
Kein Kaiser darf in seinem Rechte kränken!
Nur der fühlt ganz sich heimisch, der nur wurzelt
Im Vaterlande fest, der einen Teil
Der Heimat sein nennt. Hat er ihn ererbt,
So ist der Acker ein Geschichtenbuch,
Das von den Ahnen ihm erzählt, die hier
Im Schweiß des Angesichtes treu geschafft.

Doch viel, viel teurer ist ein Stücklein Land,
Das sich der Mensch durch eigne Kraft erworben,
Sei es dem trotz'gen Urwald abgerungen,
Hab' er's um seines Sparens Frucht erkauft.
Ihm schlägt das Herz so hoch, wie dem Erobrer,
Der sich ein Reich mit seinem Schwert erbeutet,
Es nie schlägt in der blutbespritzten Brust.

Gesegn' euch Gott, ihr müden braven Alten,
Die Frucht der Arbeit eines sauren Lebens,
Die ihr den Kindern und den Kindeskindern
Als Erbe lasset! Euer Angedenken
Sei dankbar aufbewahrt zur fernen Zukunft!

Doch sieh! Mit einem Röslein streichelt sie
Des Alten Wang' und spricht mit heitrem Sinn:
„Du bist so still. Ich glaube gar, du hörst
Dem Zirpen zu, und willst dir Grillen fangen."

Und tief aufatmend spricht der ernste Greis:
„„Ich dachte jener Zeit, wo wir das Feld —
Schon sind's bald fünfzig Jahr, — zum erstenmal
Besuchten. Ei, da war mir bang ums Herz.
Erborgt hatt' ich das Kaufgeld, und die Sorge
Hing wie ein Schatten stets mir an der Ferse.
Des Nachts erschreckte mich gar oft der Traum
Mit Advokaten und mit Schuldprozessen.
Gottlob, daß jene Zeit dahinten liegt!
Die alten Schultern möchten's nicht ertragen.""

Im Scherz versetzt die Frau: „Sieh, nanntest du
Mich nicht Frau Leichtsinn, wenn ich guten Mutes
Dich tröstete mit meines Vaters Sprichwort:
Den Mutigen hat Gott noch nie verlassen?
Bezahlt ist dieses Äckerlein, und andre,
Die wir dem Sohne zu der Hochzeit schenkten.
Nun, Männchen, sprich! Wär's nicht ohn' alle Sorgen,
Bei immer heitrem Sinn gleich wohl gelungen?" —

Da faßt er freudig ihre Hand und spricht:
„„Ein ungestümes Ding das Männerherz!
Es will erringen, aber rasch, im Sturm,
Wie man die Schanze nimmt. Allein ihr Frauen,
Die ihr die Kinder langsam wachsen seht
Und täglich unverdrossen sie besorgt,
Ihr lehrt uns nimmermüden Fleiß, Geduld,

Getrosten Mut und festes Gottvertrauen.
Was wär' ich ohne dich geworden, ohne
Dein heiter Herz und dein gedeihlich Schaffen?
Du gute, tapfre, kindlich frohe Seele,
Komm, laß dich küssen, braves Weib!"
Doch sie
Fährt wie ein Jüngferchen empor und spricht:
„Sei doch verständig! Horch, es rauscht im Korn!
Ei, wenn es jemand sähe, würde der
Der alten Thoren spotten. Horch, wie's raschelt!"

Doch war ihr Schreck umsonst. Der Pudel, der
Ein Häslein ohne Jagdpaß hart verfolgte,
Kam durch's Getreide hergesaust, und sprang
Mit tollen Sprüngen an den Alten auf.

Ein alter Soldat.

Er schreitet sacht dahin die stille Gasse,
In seinem grauen Invalidenrocke,
Den Wachspieß in der Hand. Er wacht im Dorfe,
Wenn alles auf der Ernte draußen schafft,
Daß nicht Gesindel stehle oder gar
Den roten Hahn auf Stall und Scheune setze.

Sacht stockt er fort mit seiner Hellebarde,
Und hat so seine eigenen Gedanken,
Wenn er das Dörflein auf und nieder geht.
Wenn er die alte Schule sieht, mit Epheu
Bewachsen, und die Linde auf dem Plane,
Da schleicht ein Lächeln um die welken Wangen
Und sinnend streicht er sich den weißen Bart.
In jener Hütte war sein Schatz erblüht, —
Lang ist das Kreuz auf ihrem Grab vermodert.
Der Bauer in dem großen Giebelhause,
Das hoch den runden Thorweg überragt,
Hat sie ihm weggefreit, als er im Kriege
Nach Rußland Bonaparten folgen mußte.
Sie war nicht glücklich trotz des großen Reichtums
Und siechte hin, kein Doktor konnt' ihr helfen.

Vor seines Sohnes Hütte stand er nun,
Und blickt' ins Gärtchen, wo die muntern Enkel
Sich Balsaminen und Aurikeln ziehn.
Da denkt er seiner Frau, die manches Jahr

Armut und Sorgen tapfer mitgetragen,
Und lang schon auf dem Gottesacker ausruht.
Er wischt die Augen sich und wandert weiter.

Doch als er an den blüh'nden Birnbaum kommt,
Der Kirche gegenüber, hört er lauschend
Zur Orgel den Gesang erbaulich klingen,
Und setzt sich für ein Weilchen. Fühlt er sich
Doch müd, recht müd. Bei acht und siebzig Jahren
Verträgt man das Spazierengehn nicht lange.

Er faltet seine Hände um den Spieß
Und sinnet still. Es überläuft ihn kalt,
So seltsam kalt am warmen Maienmorgen.
Da denkt er schauernd an den Zug nach Rußland,
Wo Kamerad um Kamerad ihm hinstarb,
Wo ihm sein Hauptmann, sterbend auf dem Schnee,
Den letzten Gruß an Weib und Kinder auftrug.

Nun wird ihm wieder seltsam heiß zu Mut.
Er streicht verwundert seinen kahlen Scheitel,
Und sinkt ins Träumen. Glühend brennt die Sonne
Auf eine weite, kalkigdürre Flur.
Nach Spanien träumt er sich, wo er Orangen
Gespeist und täglich Feuerwein getrunken.
Dort steht er Schildwach' an der weißen Mauer,
An der ein wilder Rosmarinstrauch blüht.
Heiß brennt die Sonn', ihm klebt die Zung' am Gaumen.
Wie sehnt er sich nach kühlem Dach und Trunk!
Da tönt die Glocke. Abgelöst! ruft er
Im Traume laut, und nieder sinkt sein Haupt.

Als aus der Kirche die Gemeinde strömt,
Da finden sie ihn tot, den müden Wächter;
Er war vom Erden-Wachdienst abgelöst.

Der blinde Flötenspieler.

In des Schenkensaals Gedränge
Sitzt inmitten bunter Menge
Still ein blinder Flötenspieler.
Einen blüh'nden Fliederzweig
Liebkost er mit zarter Hand,
Streichelt sanft der Blätter Rand,
Sauget ein den Duft der Blüten.

Seine Flöte nimmt er wieder,
Süß wie Nachtigallenlieder
Klingt das Lied des blinden Mannes.
Eine sanfte Elegie
Preist des Frühlings holde Schöne,
Und ergießt in weiche Töne,
Was der Mai ihm zugeflüstert.

Voll von Mitleid lohnt die Menge
Dir mit Gaben deine Klänge,
Armer blinder Flötenspieler.
Gebt ihm reichlich, gebt ihm gern!
Doch das Mitleid braucht er nicht,
Mehr als euch im bunten Licht
Reicht der Mai dem Blinden Gaben!

In der Schenke.

Ich saß in einer Schenke
Und labte mich am Krug,
Voll waren alle Bänke,
Zu hören gab's genug.
Sie zankten und sie stritten
Und jeder that gescheit,
Ein alter Greis inmitten,
Der schlichtete den Streit.

„So war's in jenen Zeiten“,
Spricht stolz und ernst der Greis —
„Wer will mir widerstreiten,
Da ich es sicher weiß?
So muß es sein gewesen
Trotz allem Widerspruch.
Ich hab's gedruckt gelesen
In einem alten Buch.“

Da schwieg der Widersacher
Aufs Haupt geschlagner Chor. —
Ich dachte: Büchermacher,
Das schreibt euch hinter's Ohr!
Dem Volk gilt als Orakel,
Was ihr in Büchern sprecht,
Drum sei es ohne Makel,
Rein, unverfälscht und echt!

Geschichten und Gedichte,
Sie seien rein und wahr,
Wie echte Schönheit schlichte,
Bei stiller Tiefe klar!
Die ihr dem Volke bringet
Kalender, Zeitung, Buch —
Das Beste, was gelinget,
Ist eben gut genug!

Student in spe.

O wunderschöne freie Burschenzeit,
Wo sich des Lebens ros'ge Blüten schwellend
Und üppig wie am Apfelbaum entfalten,
Wo erster Liebe Traum, wo stolzer Rausch
Vom ersten Nippen aus der Musen Quelle
Das Herz des Flaumbarts schwellen, daß er sich
Wie Phaethon ein Sonnenlenker dünkt —
O wunderschöne freie Burschenzeit,
Wer freut sich nicht, entgegen dir zu gehn?
Wie oft wird heimlich, wo des Rektors Brille
Nicht hinblitzt, schon das farbenbunte Käppchen
Probiert und eine Quarte in die Luft
Geschlagen mit dem fleck'gen Ziegenhainer!

Doch stille Seelen giebt es, die geheim,
Wie eine Heidelerch' im dunkeln Forste,
Die Schwingen regen und zu hohem Fluge
Sich sehnen in dem neuen Burschenleben,

Wie freute sich mein junger Freund*), wenn ich,
Da er der Schule Stufenleiter rüstig
Erklommen hatt', ihn tröstete mit Ostern,
Wo alles von des Frühlings Hauch gesundet!
Ihn lockte nicht der eitle bunte Tand,
Der manchen an dem Musensitze blendet,
Denn früh war er durch ernsten Schicksals Fügung
Gereift, gestählt, zu Höherem erzogen.
Nur nach der Weisheit Quellen sehnt' er sich,
Die in der Musenstadt, so hofft' er, klar
Und lauter sprudelten zur Seelenlabung.
So hofft der Knabe auf den heil'gen Christ,
So hofft der Kranke auf des Heilquells Segen.
Unsterblichkeit, die Wohnungen des Lichtes,
Das neue Leben jenseit dieser Schranken,
Die uns wie Kerkergitter oft umdüstern —
Nur einen Blick, nur einen vollen, klaren
In jenes Wunderland wünscht' er zu werfen.
Dort, in der hehren Forscher ernsten Schule,
Dort, hofft' er, würden sich die Rätsel lösen,
Die früh sich seiner Seele aufgedrängt.

Sein Plato selbst befriedigt' ihn nicht mehr;
Im hellen Bilde, das Philosophie
Und Dichtkunst des Hellenen vorgezaubert,
Erkannt' er Lücken und dahinter Nebel,
Verworr'nes Dunkel, ungestaltet wogend.
Dort aber hofft' er Klarheit, lichte Wahrheit,
Dort, wo das Erbe von Jahrtausenden
In edler Pflege fortgewachsen sei.

Und Ostern kam, die Wiesen wurden grün;
Doch eng und enger schlang sich um die Brust
Des jungen Freund's der Krankheit gift'ge Schlange.
Da hofft' er von dem Herbste die Genesung,
Des Sommers linder Hauch, des Waldes Harzduft
Erquickten ihn, er hofft' und höher glühten
Die Rosen in dem edlen Angesichte.

---

*) Gemeint ist des Dichters frühverstorbener Bruder Ottomar.

Es kam der Herbst, die Birken wurden gelb,
Die Buchen rot; doch nicht kam die Genesung
Da gaukelt' ihm die holde Fee Morgana
Den Frühling vor, den holden Allbeleber,
Als selbst die bange Mutter kaum noch hoffte.

Doch als im Wald die letzten Blätter fielen,
Da welkt' er hin gleich einem gelben Blatte;
Und wie sich sanft von seines Baumes Zweige
Das purpurne, bereifte Blättlein löst,
So schlief er ruhig ein in Mutterarmen.
Ein Lächeln spielt' ihm um sein bleiches Antlitz,
Als hätt' er herben Abschied nicht genommen,
Vielmehr begrüßt den lang ersehnten Ort,
Wo wir nicht mehr im dunklen Spiegel nur
Das unaussprechliche Geheimnis schauen.

So nahm dich von der Schulbank weg der Tod,
Und ließ dich alle Klassen überspringen,
In denen wir mit Büchlein und mit Griffel,
Studentenstolz und doch examenbang,
Uns Bröcklein Wissen sammeln. Du vielleicht
Belächelst jetzt die kind'sche Menschenweisheit,
Dem Kapitän gleich, der im Elternhause
Die alten Karten und vergilbten Büchlein
Erblickt, aus denen er als Knabe einst
Des Meeres Kunde eifrig schöpfen wollte;
Nunmehr hat er's geschaut in seiner großen,
Erhaben=ernsten, hehren Majestät.

Wiedersehn.

Ich trat in einen wunderschönen Hain
Von prächt'gen Bäumen, reich an großen Blüten,
In Duft und Farben überirdisch schön.

Mild drang die Sonne durch das grüne Gold
Der Kronen auf das sammetweiche Moos,
Die Blätter zitterten, und immer neue
Goldmuster wob sie auf den grünen Teppich,
Aus blinkenden Felsen quoll ein Murmelbach,
Wo fremde Vögel im Gebüsche saßen
Und honigsüße Melodien sangen.
Hier ist es gut sein, laßt uns Hütten baun!
Rief ich entzückt. Befreit von Sorgen wollen
Im Waldesfrieden göttergleich wir leben!

Da trat lustwandelnd bei dem Felsen vor
Der traute Jüngling, dessen edles Herz
Ich brüderlich geliebt, und grüßte lächelnd.
Seh' ich dich wieder, den ich tot geglaubt,
Du lieber, früh geschiedner Herzensfreund?

„Willkommen," sprach er sanft, „im Land der Sehnsucht,
Zu dem ich ausgewandert! Sieh, du stelltest
Dich immer an, als wär' ich noch zu jung
Zu solcher Fahrt und sagtest: Warte nur,
Erst mußt du in der Heimat viele Jahre
Dich mannhaft mühn, dann reisen wir zusammen.
Doch siehe, lange vor dir kam ich an.
Ich weiß, mein Mütterchen hat's schwer ertragen,
Es that mir herzlich leid, sie zu betrüben.
Doch konnt' ich meiner Heimat Luft nicht mehr
Ertragen, sie beklemmte mir die Brust.
Da trat in stiller Nacht zu mir ein Fremder,
Und sanft wie meine Mutter sprach er: „„Jüngling,
Komm du mit mir! Es winkt ein beßres Land,
Wo leicht du atmest, wie der Bäume Blätter,
Und wo den Wissensdurst lebend'ge Quellen
Dir lieblich stillen. Komm, vertraue mir!""
Da legt' ich meine Hand in seine kalte,
Und folgte ihm. O, er hielt redlich Wort.
Hier ist zu schauen, voll und klar zu schauen,
Was uns dadrüben Schattenbild geblieben,
Und selig schwingt sich auf die freie Seele.
O Freund, der Freiheit goldnes Hochgefühl,
Das löscht des Heimwehs irdisch Sehnen bald
Und läßt den Wunsch nur, daß die lieben Freunde
Bald in das glückliche Asyl uns folgen." —

Nun kamen Kinder lustig hergesprungen
Grad auf mich zu und faßten meine Hände,
Und lachten mich mit hellen Augen an
Und riefen: „Ei, Herr Doktor, schön willkommen!
Ihr habt uns aber doch recht angeführt:
Wir müßten warten, bis wir groß geworden,
Und in der Schule erst gewaltig lernen.
Da sind wir doch schon. Junge Schwalben fliegen
Ja auch meerüber. Ach, hier spielt sich's prächtig!
Wir gehn auch in die Schule, da ist's schön!
Da giebt's kein A B C und Einmaleins,

Da wird den ganzen lieben Tag gesungen,
So lustig, wie die Vögel thun im Wald.
Ihr wollet wissen, was wir singen, hört!" —

Da sangen sie mit holden Engelstimmen
Ein Lied, daß mir die Augen übergingen.
Nie hört' ich solche Dichtung je hienieden,
Nie solche zaubervolle Melodie.
Ach, daß ich nur noch eine Strophe wüßte!
Wenn Sonntags früh von ferne Glocken läuten,
Da ist mir oft, als müßt' ich mich besinnen,
Und manchmal schwebt das Wort mir auf der Zunge.
Doch immer bleibt's ein nebelgraues Ahnen.

Ich stand und lauschte; als ich mich gefaßt,
Verklang ihr Lied im fernen Hain, und ich
Stand einsam an der monotonen Quelle.

Doch andre Waller kamen auf mich zu,
Die Arm in Arm lustwandelten im Grünen,
Und heiter nickend riefen sie: „Grüß' Gott!
Euch wird das neue Leben auch behagen.
Ihr habt's euch manchmal sauer werden lassen,
Und euch gehärmt bei fruchtlos eitlem Müh'n,
Habt auch des Siechtums Bürde selbst getragen.
Nun ruht euch aus! Gelt, nunmehr würdet ihr
Nicht mehr versuchen, Reiselustige
An ihrer alten Heimat Not zu binden?
Sind wir in dieser reinen freien Luft
Genesen nicht und jugendlich erblüht?
O Land des Glückes, wo die Leidenden
Wie tauerquickte Pflanzen freudig grünen!" —

Und als sie freundlich mir vorbeigezogen,
Kam, mit den kleinen Augen schelmisch blinzelnd
Und mit dem Finger drohend, sacht der Alte,
Der immer auf die Ärzte stichelte;
Der Arzt ist ja des Witzes Lieblingsscheibe.
„Ei ei, Herr Pharao, der gern die Juden
Stets in der deutschen Plackerei zurück
Gehalten hätte und den Sterbensmüden
Mit Zaubertränken ihre Reiselust
Zu übertäuben suchte, den's verdroß,
Wenn doch ein rüst'ger Mann sich weggeschlichen,
Und gar wenn Kinder, wie beim Kinderkreuzzug,

Geheim entwichen, um im weißen Särglein
Nach dem gelobten Land sich einzuschiffen —
Ihr habt ja selber euch ins schwarze Schiff
Gesetzt, um aus dem alten morschen Plunder,
Wo Unsinn, Lüg' und Sünde breit sich machen,
Ins Land der Freiheit und des Glücks zu wandern.
Nun, kommt nur, Doktor, habt's nicht bös gemeint.
Es waren halt des Doktorhandwerks Kniffe.
Gelehrte sind Verkehrte; 's ist nicht anders.
Kennt ihr den Baum und den? Da hilft Linné
Euch nicht und all der hochstudierte Kram.
Doch darum keine Feindschaft! Ha ha ha!" —
Mit jovialem Lachen gab er drauf
Mir einen kräft'gen Schlag auf meine Schulter. —

Da wach' ich auf, es war ein Traumgesicht.
Ich finde mich aus dem Elysium
Verstoßen und im Buchenhaine liegend,
Bespritzt von meiner lieben Felsenquelle,
Den steifen Nacken auf der Pflanzenbüchse.

Humoristisches.

Kollege Polonius*) spricht:

Ihr wollet praktizieren;
Kollege, wünsche Glück;
Nur müßt ihr acquirieren
Zuerst das Handwerksstück,
Das nächst dem edlen Doktorhut
Die allerbesten Dienste thut!
'ne schwarze, runde, große
Und wohlgefüllte Dose.
Dann geht ans Werk mit frischem Mut!

Wenn ihr am Krankenbette
Nicht wißt, wo aus noch ein,
Und denkt: wer es doch hätte,
Der Fall ist kitzlich=fein!
Ihr pocht, ihr horcht mit eurem Rohr,
Und kratzt euch wieder hinterm Ohr: —
Dann klopft nur auf die Dose!
Da ist die Diagnose,
Ein Schönlein**) hat Respekt davor.

---

*) Polonius, der geschmeidige, auf seinen Vorteil klug bedachte Höfling in Shakespeare's Hamlet.
**) Berühmter Arzt, † 1864.

Wenn jedes Fach der langen
Materia medica
Ihr tappend durchgegangen,
Und noch kein Mittel da,
Daß er die Krisis überlebt;
Nun düftelt ihr, was ihr noch gebt: —
Da klopft nur auf die Dose,
Es springt aus ihrem Schoße
Ein schulgerecht, probat Rezept.

Wenn klappernd zur Gardine
Des Bettes tritt Freund Hain,
Und euch der Erben Miene
Ermahnt, Prophet zu sein: —
Sagt ihr: er stirbt, so seid ihr drum,
Sagt ihr: genest, so geht's wohl krumm!
Klopft nur auf eure Dose,
Heraus springt der Prognose
Vieldeutiges Orakulum.

Ein Kluger schafft beizeiten
Sich den Kollegen an,
Der ratend ihn begleiten
Und nie verketzern kann.
Wo ist ein Leibarzt, der von Gold
Nicht eine mit runden Fingern rollt?
Kollege, eine Dose,
Verschafft euch eine große,
Wenn ihr mit Glück kurieren wollt!

Besuch.

Ich lag im dämmerigen Kämmerlein,
Und lauscht' auf meiner Wanduhr Pendelschlagen,
Um wach zu bleiben; denn die Phantasein
Des Fiebers wollten mir nicht mehr behagen.
Da klopft es, und ich rufe barsch: herein!
Ein Herr tritt ein in schwarzem Mantelkragen,
Und rückt sich lächelnd, unverschämt-honett,
Den Sessel dicht herbei zu meinem Bett.

„Seid unwohl? 's geht mir nah. Doch da ich weit
Zu euch gereist, wollt' ich vorbei nicht gehen.
Es ist 'ne Pflicht der simpeln Höflichkeit,
Da wir ja im Geschäftsverkehre stehen;
Sind Konkurrenten, darum sei kein Streit,
Es muß halt jeder auf's Geschäfte sehen.
Ich denke nicht, wie Quidam, der Kollege,
Daß gift'gen Brotneid ich im Herzen hege.

„Ich wüßt' auch nicht warum, parole d'honneur.
Ihr seid ja selbst nicht stolz auf eure Thaten;
Seid jung, Ihr wisset, was das heißt, Docteur,
Gehöret nicht zu den Homöopathen.

Die bringen meinem Haus zwar kein Malheur,
Allein sie helfen mir auch nicht zu Raten;
Ich hasse sie mit ihrer Mönchs-Diät,
Sonst lieb' ich sehr die ganze Fakultät.

„Die besten Freunde des Geschäftes sind
Die alten Herrn, die lassen sich nicht lumpen,
Sie flößen ihren Kunden, Mann wie Kind,
Tagtäglich in den Mund Achtunzenhumpen.
Für solche Rücksicht bin ich auch nicht blind,
Sie können sich schon ein'ge Jahre pumpen.
Die werden sämtlich alt und wohlbetagt,
Hand wäscht die Hand, wie man im Sprichwort sagt." —

„„Was wollen Sie?"" so donnert' ich ihn an,
Sind Sie Droguist, gehn Sie zum Pharmazeuten!
Weinhändler? O Sie liebenswürd'ger Mann,
Bemühn Sie sich zu zahlungsfähigen Leuten!""
Da sank erschöpft ich um, und sann und sann,
Was die Offerten eigentlich bedeuten.
Doch, wie ein Reisender im Weine, unverletzt
Von dem Repuls, der feine Herr versetzt:

„Thut mir sehr leid, wenn ungelegen ich
Heut zum Besuche wählte meine Stunde.
O bitte, Herr, Sie echauffieren sich;
Ich reiche ja die Hand zum Freundesbunde.
Leben und leben lassen! liegt für mich
Geschäftlichem Verkehre stets zu Grunde.
Umsonst ist nur der Tod. Ich gebe diese
Auf funfzig Jahre lautende Police.

„Wenn Sie etwas auf mich mit reflektieren,
Das heißt, Sie sollen sich gar nichts vergeben,
Nur, wie die Alten, orthodox kurieren,
Und nicht soviel auf die Naturkraft geben,
Nur kräft'gen Aderlaß oft praktizieren,
Heroica auf Sterben oder Leben —
Das setzt in großen Ruf beim Publiko;
Mundus vult decipi, gescheh' es so!"

Ich starr' und staune. Als ich auf mich raffe,
Seh' ich, der Kerl hat Fleisch nicht im Gesichte,
Nur Knochen. Rasch ergreif' ich die Karaffe
Und schleudre sie im Zorne nach dem Wichte . . .
Da kommt gerannt, zu sehen was ich schaffe,

Die Hausfrau, kreidebleich, mit hellem Lichte:
„Was ficht Euch an? das steht bei Eurem Bett
Schon jahrelang; was that Euch das Skelett?“

Kerngesund.

In ihrer Schenke bei dem Glas
Des ganzen Dorfes Mannschaft saß.
Da taucht' an unserm Tische vor
Ein Wort, daß jeder spitzt das Ohr.
Der eine frug zu aller Wunder,
Ob wohl im Dorf ein Kerngesunder,
Dem nie vom Wirbel bis zur Zeh'
Ein einzig Äderlein that weh.
Sie rieten hin, sie rieten her,
Doch allemal sprach irgend wer:
Auch den hat schon auf seinen Rücken
Ein tüchtig Bündel müssen drücken!
Da sprach der Schulze: Schwenzelenz,
Dacht' ich denn an den alten Henz!
Der alte Henze ist's, der Schuster,
Der ist ein wahr Gesundheitsmuster!
Und alles stimmt dem Schulzen bei,
Und deutet auf den Alten frei.
Der aber lächelt still und schlau
Und bläst vom Pfeifchen Wolken blau.
Als ich genug betrachtet mir
Mit großem Wunder das Wundertier,
Und alle wiederholt beschworen,
Der sei gesund, seit er geboren:
Da naht ich mich dem Glücksmann
Und sprach ihn mit der Frage an:
„Ist's wahr, daß Er zu jeder Frist
Stets kerngesund gewesen ist?
Er hatt' im Lärm die Frage verpaßt,
Ich rief sie ins Ohr dem seltnen Gast.
Er guckte mich an mit offnem Mund
Und schrie mir zu: „Ja, kerngesund;
Nur bin ich — mit des Herrn Verlaub —
Müßt stärker sprechen, fast stocktaub!“
Für kerngesund und ganz normal
Galt einer nur im ganzen Saal;
Doch frag' nur, ob nicht jeder preist
Den eignen kerngesunden Geist?
Ob er nicht grimmig zürnend schilt,
Wenn sein Wort nicht untrüglich gilt?
Und ist manch Geistlein — mit Verlaub —
Nicht kerngesund, allein stocktaub?

Gymnasiast und Doktor.

Der pilgert vom Gymnasium
Dahin mit grünem Maienstrauß
Zum Feiertags-Elysium,
Ins liebe Elternhaus.

Und doch blickt neidisch er nach mir.
Das macht des Pachters stolzer Rapp,
Der mit mir trabt, daß wahrlich schier
Die Rippen springen ab.

Ha ha, du wünschest, Musensohn,
Die Puppenzeit wär' schon vorbei,
Du wärst entschlüpft und flögest schon
Als Doktor stolz und frei! —

Gar bügellos — das hat gefehlt!
Rapp, stoße nicht so fürchterlich!
O Schulfüchslein, weit minder quält
Des Schusters Rappe dich.

Sieh, auf die Kruppe hocket sich
Noch obendrein beim Doktorsritt
Eine alte Vettel widerlich,
Frau Sorg', und reitet mit.

Es zeigt dir schon Horatius,
Wie sie den schönsten Ritt vergällt,
Sie keift und macht uns zum Verdruß
Die ganze Maienwelt.

In deinem Ränzel reist Homer
Nur mit, vielleicht noch Herodot.
Dünkt dir das Leben wirklich schwer
Bei solchem Götterbrot?

O Bruderherz, wie tauscht' ich gern
Und gäb' ein artig Sümmchen drauf,
Nähm' Cicero und all die Herrn,
Die trocknen, mit in Kauf!

Wenn nur der Klepper nicht so stieß',
Ich rupft' am Birnbaum mir ein Blatt,
Des Lortzing Czarenlied ich blies:
O selig! durch die Stadt.

O selig, selig Schülerlos,
Du schönster Silberblick, du Mai!
Doch mir bricht meines Gaules Stoß
Das morsche Herz entzwei.

Universal-Medizin.

Ihr hütet noch der Rinder Schar
Gleich einem Burschen frisch.
Ist's möglich? Fünf und siebzig Jahr,
Und munter wie ein Fisch!
Wie fingt Ihr's an, gesund zu sein
Trotz Sturm und Schnee und „Brandewein"?
Da zeigt der Hirt ein Beutelein,
Gefüllt mit weißem Streusand.

— „Das ist das Beste in der Welt,
Herr Doktor, lacht Ihr nur!
Es hat mich immer hergestellt,
Das ist die beste Kur.

Wenn's mich im Leibe drückt und zwickt,
Wenn mich der böse Husten stickt,
Ist mir das Herz wie abgeknickt —
Ich nehm' einen Löffel Streusand.

Wird mir's im Schneegestöber flau,
Wenn ich die Nacht durchwacht,
Und wenn mich ärgert meine Frau,
Die oft bös Wetter macht:
Ich lache allem ins Gesicht,
Ich brauch' kein' Apotheke nicht,
Ich nehm' einen Löffel Streusand.

Schon lange hör' ich, daß der Tod
Für mich die Sense wetzt.
Laßt's ihn probieren! Schwerenot,
Dem wird etwas versetzt!
Willkommen! sprech' ich zum Freund Hain,
Dabei greif ich ins Beutelein
Und werf' ihm in die Augen drein
Den ganzen Rest von Streusand."

Medizinische Walpurgisnacht.

Erste Szene.

Studierstübchen mit Bücherschränken und Skeletten. Auf dem Tische ein Mikroskop und chemische Geräte.

Faust
(liest, im Lehnstuhle sitzend, im Kosmos).*)

Ein Feuergeist der Alte, kühn und groß!
So strebt auch ich in meiner Jugend Brause:
Doch glücklicher als meines fiel sein Los.
In alt und neuer Welt ist er zu Hause,
Das Weltall von dem Fixstern bis zum Moos
Umfaßt der Denkerstirne edle Klause,
Und ohne Pakt mit trügerischen Geistern
Strebt dieser Geist, den Kosmos zu bemeistern.

Zum König hat der Mensch sich aufgeschwungen,
Dem die Natur muß Lehenspflicht geloben.
Des Blitzes Ungeheuer ist bezwungen,
Die rohen Kräfte hat der Geist gehoben.
Die Sonne ist zum Maler ihm gedungen,
Es spinnt der Fluß auf tausend Spindeln Proben,
Arachnen zu beschämen, und zum Streit
Stolz wiehernd ruft das Dampfroß Raum und Zeit.

Gedankenschnell läuft auf metallnem Pfade
Des Menschen Rede zu den fernsten Stellen.
Das Fernrohr sucht des Sternenmeers Gestade,
Es lauscht der Blick dem Leben in den Zellen,
Und spüret nach der wirbelnden Monade
Bis zu des Lebens nebelgrauen Schwellen;
Des wilden Urmeers grause Ungetüme
Beschwur der Mensch, der wissensungestüme.

Dank sei dir, großer Geist, für dein Gestatten,
Daß ich die Erde heute durfte schauen!
Wo wissensdurst'ge Männer ohn' Ermatten
Sich Quellen aus den harten Felsen hauen,
Mit bessrem Glück als ich, der leerer Schatten
Phantome jagend in des Nebels Grauen
Verzweiflungsvoll sich schnödem Rausch ergeben,
Und rohes Schwelgen tauscht' um edles Streben.

*) Humboldt's Kosmos.

Arm lebt er hier, in engen, düstern Wänden,
Der Mann, der seiner Heimat Kranke pfleget.
Doch, wie die Pflanze, strebt aus düstern Blenden
Zum Licht ein Geist, der strebend froh sich reget.
Sieh, wie er hier in den geliebten Bänden
Viel hundert edle Geistesschätze heget!
O dürft' ich jetzt im jugendlichen Streben,
Gleich ihm, bescheidnem Forschen mich ergeben!

Arm wollt' ich leben, schlicht und still inmitten
Der Welt Getös, um mit geschärften Sinnen
Am Felsen aufwärts in gemeßnen Schritten
Zu klimmen nach den morgenroten Zinnen,
Wo keine Spur noch zeigt von Menschentritten
Der Firnschnee, dem des Wissens Bäch' entrinnen.
Umfangt mich wieder, holde Erdenschranken,
Und dankbar will ich dienen armen Kranken!

Mephisto
(der grinsend an der Thür gelauscht hat, tritt ein).

Herr Doktor, stets bleibt ihr der alte.
Die neue Zeit kamt ihr zu schauen,
Und pfercht euch in das Nest, das kalte.
Wie könnt ihr solchem Blendwerk trauen?
Was hilft es, was in Büchern steht?
Die Welt, die Wirklichkeit beseht!
Die ist noch heute auf das Haar,
Wie sie zu euren Zeiten war.
Noch ist's dasselbe leichte Pack,
Doch bleibt es, glänz' es noch so stolz
Von feiner Bildung glattem Lack,
Kernfaules, mulmigmürbes Holz.
Nie that die Hölle schlimmer rauchen.
Zwar giebt's kaum noch ein kräftig Scheit,
Doch Krummholz wächst in Üppigkeit,
Daß alle Ofenluken schmauchen.

Faust.

Wie sie sich mühn und ihre Schwingen regen!
Glückauf, glückauf, ihr wackeren Kollegen!
Es thut mir wohl, ihr Treiben anzusehn,
Bei ihnen fühl' ich Lebensodem wehn.
Anstatt verzwickter eitler Hirngespinste
Erjagen sie des Forschens Vollgewinste,

Sie suchen bis zur letzten Zaser
Des Lebens wirre Wurzelfaser;
Die Geisterschar, die wogt im Nerven,
Muß ihren Schleier von sich werfen.
Stünd' alles schon erforscht im Buch,
Es wär' der Menschheit schlimmster Fluch;
Doch soviel schon enthüllten sie,
Um einzuschüchtern ein Genie.

Mephisto.

Es strotzt die Physiologie,
Seit Haller und Herr Magendie*)
Erfand, zu foltern Frösch und Hunde,
Daß sie vom Leben geben Kunde.
Es wuchs der Inquisition
Archiv zu Riesenstößen schon.
Den Doktoranden ist's ein Graus,
Sie wissen nicht, wo ein noch aus.
Grün ist jetzund die Theorie,
Doch rasselbürr des Lebens Baum;
In der modernen Herrn Kurieren
Seh' ich nur alten Dunst und Schaum.
Vor Weibern fließend schwadronieren,
Orakelhaft prognostizieren,
Und auf gut Glück Rezepte schmieren, —
Das gilt noch heut als A und O
Der Kunst beim lieben Publiko.

Faust.

Mich wundert nicht, daß einem Heer,
Das aufwärts klimmt auf steilem Boden,
Ein zahlreich Trüppchen von Maroden
Nachhinkt und seufzt: Lauft nicht so sehr!
Es brechen Bahn die Pioniere
Schon in des Urwalds düsterem Reviere.
Welch Wunder schon, daß jetzt die Zunft
Bescheiden forscht und mit Vernunft!
Nicht auf Systemes Kram sich steift,
Nicht kraus-phantastisch irre schweift,

*) François Magendie, franz. Physiolog, † 1855. — Albrecht von Haller, Arzt und Dichter, † 1777.

Und wo ihr fehlt der sichre Faden,
Zuwartet, um nicht gar zu schaden!
Welch Wunder ist's, daß reinen Wein
Sie heute schenken selbst den Lai'n!
„Wir können euch vor Schaden wahren,
Manch Leiden kürzen, mild euch pflegen,
Gesund macht nur des Arztes Segen
Der unstudiert in euch gefahren!"
Aus ist das Reich des Scharlatan,
Besiegt des Aberglaubens Wahn.

Mephisto.

Ha ha, der alte Visionär!
Da wähnet er, der Teufel wär'
Um seine Praxis nun geprellt!
Mein Freund, Ihr kennet nicht die Welt.
Für einen solchen Sündenbock,
Ob dessen aus der Schule Plaudern
Viel ängstliche Kollegen schaudern,
Schwingt sich empor ein volles Schock
Von hartgesott'nen Scharlatanen,
Die mit des Taschenspielers Hand
In blöde Augen streuen Sand.
Die Welt fällt nie aus ihren Bahnen.
Bescheidne Ärzte gelten klein,
Es will der Mensch betrogen sein.
Noch, trotz den Universitäten,
Hat Dummheit stets Majoritäten,
Und wer dem alten Lauf der Welt
Als Ketzer sich entgegenstellt,
Hat immer noch Fatalitäten.
Ihr lächelt? Meint, weil hochstudiert,
Die Zeit sei durch Vernunft kuriert?
Der Teufel Werk sei überflüssig
Und Vitzliputzli gehe müssig? —
Heut zu Walpurg auf Blocksbergs Höh'n
Da könnet Ihr die Mächte sehn,
Die pfiffig flunkern und kurieren
Und diese kluge Welt düpieren.
Kommt, schaut das herrliche Jahrhundert,
Das ihr im Liebesrausch bewundert! . . .

(Sie hüllen sich in den Mantel und schweben durch das Fenster ab.)

Zweite Szene.

Glaspalast auf dem Brocken. Brillante Ausstellung von Geheimmitteln, populären ärztlichen Ratgebern, Somnambulen-Geschichten u. dgl. Modern-anständige Leute drängen sich vor den Tischen. Auf einer Tribüne ein Orchester.

Chor
(mit wilder chromatischer Musik.)

Tuba, Pickelflöte schrill,
Bomben und Karthaunen.
Wer zu Rufe kommen will,
Lerne das Posaunen!

(Faust und Mephisto treten unbemerkt ein.)

Mephisto.

Diese sind's. Modern und fein
Ist das neue Hexenpack.
Jetzt trägt ein Quacksalberlein
Weiße West' und schwarzen Frack.

Einer.

Hat sich doch so viel geplackt
Mit den Parlamenten;
Aber Micheln fehlt der Takt.
Wählt doch Präsidenten!

Humbug.

Kann doch nur ein freies Land
Echte Größen tragen.
Darum bin ich wohl im stand,
Selbst mich vorzuschlagen.

Viele Stimmen.

Humbug sei es, Humbug hoch!
Humbug ist der rechte.
Auch dem edlen Puff ein Hoch!
Heil euch, größte Mächte!

Humbug
(vom Präsidentenstuhle).

Sei das erste Hoch geweiht
Auf dem Weltkongresse
Ihr, der Lenkerin der Zeit!
Hoch die feile Presse!

Chor.

Vivat hoch das Eingesandt,
Vivat die Reklame!
Wird er täglich nur genannt,
Gilt auch bald der Name.

Humbug.

Wer hat nun zumeist düpiert,
Bestens en canaille
Die moderne Welt traktiert?
Ihm die Goldmedaille!

Brite.

Roh ward die Phrenologie
Zu uns importieret,
Wir erzogen praktisch sie,
Daß sie gut rentieret.

Chor.

Dum dum dum.

Franzose.

Der Kosmetik Kessel braut
Bei mir und rentieret,
Publikum salbt sich die Haut,
Und ist angeschmieret.

Chor.

Publikum.

Zweiter Engländer.

Nie schlägt die Posaune fehl,
Selbst der Revalente
Saubestimmtes Bohnenmehl
Bringt mir fette Rente.

Chor.

Dum dum dum.

Deutscher.

Grad als wenn das Pulver wir
Nicht erfunden hätten!
Wer nasführet wohl, gleich mir,
Alle Welt an Ketten?

Chor.

Publikum!

Mehrere Deutsche.

Unsre Quellen sprudeln frisch,
Kommt, ihr kranken Simpel!
Abends an dem grünen Tisch
Leimen wir die Gimpel.

Chor.

Dum dum dum.

Populärer Ratgeber.

Schändlich ging es mir die Quer
Mit dem Staatsexamen;
Doch jetzt schreib' ich populär,
Mach' mir Geld und Namen.

Chor.

Dudeldei und dudeldum,
Leicht ist das Kurieren,
Alles läßt das Publikum
Gern an sich probieren.

Ein Schäfer.

An Guinea's heißem Strand
Heilet man als Fetisch,
Doch im deutschen Bildungsland
Prellt man sympathetisch.

Chor.

Dum dum dum.

Somnambüle.

Sind wir wach, so sind wir stumm,
Gut und dumm wie Schafe,
Darum drehn dem Publikum
Nasen wir im Schlafe.

Chor.

Publikum!

Fremde Stimmen.

Nein, die Deutschen sind doch blind
Von sich eingenommen,
Lassen uns vor ihrem Wind
Nicht zu Worte kommen.

Brite.

Handelsfreiheit schufen wir,
Aller Welt Beschämer.
Willst du Gift, das reichet dir
Bei uns jeder Krämer.

Chor.

Dum dum dum.

Amerikaner.

Heißet mich nicht prahlerisch!
Wem wird so es glücken?
Rücken konnt' ich jeden Tisch,
Jeden Kopf verrücken.

Chor.

Publikum!

Zweiter Amerikaner.

Ich, ich gab der großen Welt
Stärkste Tollkrauttropfen,
Für Orakelstimmen hält
Sie des Tischbeins Klopfen.

Chor.

Dum dum dum.

Humbug
(zum Amerikaner).

Du erhältst mit Recht und Fug
Das goldne Ehrenzeichen.

Vor des kühnen Yankee Flug
Müßt ihr die Segel streichen.

(Zu dem Briten.)

Dir, John Bull, den zweiten Preis,
Zeigtest wackre Kräfte!

(Zu einem Franzosen.

Ihr zersplittert Kunst und Fleiß
Auf die Staatsgeschäfte.

(Zu dem Deutschen.)

Ihr seid Null als Nation,
Habt zu viel studieret,
Zwar nicht im modernsten Ton,
Doch ihr konkurrieret.

Faust.

Den Mantel her! Ich sah genug.
Die Forscher gehn die saure Bahn.
Die Welt wird greisenhaft und klug,
Doch ewig grünt der Scharlatan.

Mephisto.

Aufgeblas'nes Lumpenpack,
Ahnt ihr nicht den Meister?
Vitzliputzli, Schabernack,
Drauf, ihr Rachegeister!

(Gestalten blasen die Lichter aus und werfen die Tische um.)

Chor der Aussteller.

Wir scheren uns den Teufel drum,
Doktoren und Gendarmen!
Dum dum dum,
Publikum
Läßt uns nicht verarmen.

Anhang.

Armer Leute Wappenvogel.

Im Januar, wenn Reif und Schnee
Die Forsten übereiset,
Wenn alle Sänger über See
Ins milde Land gereiset,
Wenn sich die Raben in den Hof
Als Betteleute drängen,
Wenn auch des Zaunes Philosoph
Sein Schwänzlein läßet hängen;

Wenn schaurigkalt den Fichtenwald
Der hohle Nord durchbrauset,
Daß vor dem öden Aufenthalt
Dem Auerhahne grauset;
Da stimmt, wenn im verschneiten Tann
Die Äste traurig knacken,

Der Krünitz*) froh sein Liedchen an,
Trotz Schnee und Eiseszacken.

„Ei, singt er, soll in trüber Zeit
Ich zagen und verzagen?
Mit Fröhlichkeit kommt einer weit,
Viel weiter als mit Klagen.
Im Tannengipfel ist erbaut
Mein traulich sich'res Nestchen,
Und, Gott sei Dank, mein Weiblein traut
Hat muntre Drillingsgästchen."

„Sind wir auch arm, sie hält mir warm
Die Brut daheim geborgen,
Und pflegt sie ungetrübt vom Schwarm
Der leid'gen Nahrungssorgen.
Schaff' ich, ihr treuer Ehemann,
Doch Kern um Kern zu Neste,
Und sing' alsdann, so gut ich's kann,
Ein Lied zum Wiegenfeste."

„Und traun, 's ist gut, die junge Brut
Lernt früh das Herbe schmecken.
Es stählt den Mut nicht Sommerglut,
Der Nord allein zieht Recken.
Sie ist nicht weit, die Frühlingszeit,
Wie wird sie uns behagen,
Die durch des Winters Kreuz und Leid
Mit Ehren sich geschlagen!"

„Was schert mich Frost, was Nord und Ost,
Mag er den Forst durchgeigen!
Wer trostlos ist, ist nicht bei Trost,
Der Sturm muß endlich schweigen!
Es wird ja Frühling doch zuletzt
Und bess're Zeit auf Erden,
Und wenn's am schlimmsten ist anjetzt,
Kann's doch nicht schlimmer werden!" —

O du verbog'nes Schnäbelein,
Was singst du gute Lehren!
Ist auch die Melodie nicht fein,
Wir halten dich in Ehren.

---

*) Krünitz (auch Krienitz, Christvogel, Kreuzvogel) ist der unter dem Namen Kreuzschnabel allgemein bekannte Vogel.

Der du im schaurigen Gefild
Singst froh auf düst'rer Tanne,
Kreuzschnabel, sei das Wappenbild
Dem armen deutschen Manne!

Sonntagsstille.

War das ein tausendstimmig Singen
Im Feld und Wald, bei Fels und Fluß,
Als wollten alle Wesen bringen
Den brüderlichen Morgengruß.
Nun klingt der Glocken hell Geläute
Von nah und fern ins grüne Thal,
Und was sich eben jubelnd freute,
Wird kirchenstill mit einemmal.

Stumm ist das Lispeln in den Zweigen,
Kaum lispelt leis das schwanke Korn,
Die sangesfrohen Vögel schweigen,
Kaum hörbar quillt der Murmelborn.

Zur Erde schauet fragend nieder
Die Wolk' aus blauem Himmelszelt:
Wird nicht in Worte, nicht in Lieder
Vor Gott ergießen sich die Welt?

Doch keines will das Schweigen brechen
Und alles lauscht andächtig fort;
Das Höchste, Tiefste auszusprechen,
Wie könnte Stimme das und Wort?

Drum laßt um ihren Gott sie streiten,
Die Menschen, die sich freu'n am Streit!
Die höchste aller Seligkeiten
Ist wortlos — die Gottseligkeit.

Druck von Hermann Beyer & Söhne in Langensalza.

